Germanen-Bibel

Aus heiligen Schriften germanischer Völker

Herausgegeben
von
Wilhelm Schwaner

Zweite, stark vermehrte Auflage

Mit Bildern von Hans Volkert

1905 • Volkserzieher-Verlag • Berlin N. 54

52770

DD 61.8
S3
1910
v. 1

Erstes Buch

Luther	Seite 3	Kleist	Seite 212
Klopstock	" 27	Uhland*)	" 218
Lessing	" 35	Rückert*)	" 225
Herder	" 47	Eichendorff*)	" 231
Goethe	" 67	Grillparzer*)	" 238
Schiller	" 131	Hebbel	" 244
Schlegel*)	" 171	Mörike*)	" 257
Novalis	" 176	Gilm*)	" 263
Hölderlin	" 193	Keller*)	" 269
Jean Paul Richter	" 202	Rosegger	" 279

Anmerkung: Die mit einem * bezeichneten Dichter sind neu in diese Auflage aufgenommen. Die Philosophen und die Staatsmänner (einschliesslich Pestalozzi) werden im zweiten, ebenfalls stark erweiterten Bande erscheinen.

Der Stern am Schluss der einzelnen Stücke der Bibel bezeichnet die Nummer, unter welcher dasselbe Stück in der ersten Auflage stand.

Vorworte.

Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt oder zu ſein vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz . . . . .

Wenn Gott in ſeiner Rechten die Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir: „Wähle!“ ich fiele ihm mit Demut in ſeine Linke und ſagte: „Vater vergib! Die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!“

Leſſing.

Du findeſt nichts ſchöner als das Evangelium: ich finde tauſend geſchriebene Blätter alter und neuer, von Gott begnadigter Menſchen ebenſo ſchön und der Menſchheit nützlich und unentbehrlich.

Goethe.

Welche Religion ich bekenne?
Keine von allen, die du mir nennſt!

Und warum keine?
Aus Religion!

Schiller.

Wenn der Geiſt heiligt, ſo iſt jedes echte Buch Bibel.

Novalis.

Wo dir Gottes Sonne zuerſt ſchien, wo dir die Sterne des Himmels zuerſt leuchteten, wo ſeine Blitze dir zuerſt ſeine Allmacht offenbarten und ſeine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauſeten: da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Wo das erſte Menſchenaug ſich liebend über deine Wiege neigte; wo deine Mutter dich zuerſt mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Wahrheit und des Chriſtentums ins Herz grub: da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Und ſeien es kahle Felſen und öde Inſeln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir: du mußt das Land ewig lieb haben; denn du biſt ein Menſch und ſollſt nicht vergeſſen, ſondern behalten in deinem Herzen.

Auch iſt die Freiheit kein leerer Traum und kein wüſter Wahn; ſondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel ſtammſt.

Da iſt Freiheit, wo du in den Sitten und Weiſen und Geſetzen deiner Väter leben darfſt; wo dich beglückt, was ſchon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dies Vaterland und dieſe Freiheit ſind ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in ſich verſchließt, das edelſte Gut, was ein guter Menſch auf Erden beſitzt und zu beſitzen begehrt.

Arndt.

Nachwort zur ersten Auflage.

Dies Bücherbuch wird viel Widerspruch und Feindschaft erfahren, wie ich aber hoffe, nicht weniger Beifall und Genugtuung finden. Und wenns die Rechten sind, die ihm grollen, und wieder die Rechten, die freudig nach ihm greifen, so war die Arbeit von mehr als einem Jahrzehnt nicht vergebens.

Den Deutschen unter den Deutschen ist dies Buch gewidmet, allen, die noch volle reine Freude haben an deutschem Feld und Wald, an deutschem Berg und Tal, an deutscher Erd und deutschem Himmel, an deutschem Wort und Lied, an deutschem Denken und Handeln.

Wer sich mit dem Titel und Gesamtinhalt der Germanenbibel, von der in den nächsten Jahren weitere Bände erscheinen sollen, einverstanden erklärt und doch an der Auswahl und Anordnung dies oder jenes auszusetzen hat, der soll bedenken, welch reiche Liebe und Arbeit solch Werk erfordert, der soll ja nicht vergessen, daß jedes Buch und jede Sammlung, selbst wenn viele darin fichten und klären, doch immer etwas Persönliches und demnach Unvollkommenes bleiben muß.

Vielleicht wird das hier in verstärktem Maße hervortreten, weil der Titel das höchste Maß fordert. Ich sehe auch dem mit Ruhe und Bescheidenheit entgegen: es war ja der erste Versuch, den Deutschen in einem Buche zu zeigen, welche Schätze von ihren Propheten hinterlassen wurden! Gehen nachher Berufenere an die Vervollkommnung der Germanenbibel, und bringen sie ebensoviel Liebe zu deutscher Art mit, wie sie mich, den ersten Sammler, beseelte: dann muß werden, was die Besten der letzten Jahrhunderte und Jahrzehnte ersehnt: das gleichwertige Gegenstück der Juden- und Christenbibel! Und spätere Geschlechter mögen dann aus den Veden, den Keilschriftgesetzen, aus der Juden-, Christen-, Germanen-, Romanen- und Slavenbibel das schaffen, was einst alle einen und beseligen wird: die Menschheits-Bibel! Wenn ich hierzu nur ein Blatt gesammelt habe, und wenns die, für die ich meine beste Manneskraft dabei einsetzte, auch erkennen, so soll mich selbst der lauteste Widerspruch nicht irre machen in dem Bewußtsein: ich gab mein Bestes, drum kanns nicht vergebens oder gar schlecht sein! Schließlich gibt auch bei diesem Bücherbuche, wie bei jedem, was aus ehrlichem Wollen wurde und hinausgeht, das eigene Gewissen den Ausschlag. Und das sieht ruhig dem Urteil der Oeffentlichkeit entgegen.

Die Germanenbibel möchte ein Buch für jede Schule, für jedes Lehrerhaus, für jede Familie, für jeden deutschen Mann und jede deutsche Frau werden. Ein Buch, in dem man forscht, sich stärkt, erbaut und vervollkommnet. Ein Buch, in welchem alles, was uns bewegt, „jenseits von Gut und Böse" steht. Ein Buch mit Widersprüchen und Einklängen, ein Buch der Starken und Stolzen wie der Milden und Gerechten, ein Buch der Jungen und Stürmer wie der Gesetzten, Ruhigen und Bedächtigen. Jeder soll sich und seinen Liebling, sich und seine Art drin finden; jeder, der ein Mann ist, ein deutscher Mann; jede, die ein Weib ist, ein deutsches Weib; alle, die über dem Völkischen das Menschliche nicht vergessen und über dem Internationalen nicht das Nationale. Denn Deutschsein heißt auch Menschsein!

Am Ammersee, angesichts der deutschen Alpen,
im Juli 1904.

Wilhelm Schwaner.

Nachwort zur zweiten Auflage.

Schneller, als man erwarten konnte, ist die zweite Auflage der „Germanen-Bibel" notwendig geworden: kaum drei Monate nach ihrem Erscheinen war die erste bis auf wenige Exemplare vergriffen, ein Beweis, wie lebendig der Gedanke an eine heraufziehende neugermanische Religion schon ist.

Diese Erkenntnis gab mir Mut, entgegen dem oft kleinlichen und jesuitischen Urteil gewisser Zeitungen und Zeitschriften schon bald nach Weihnachten an die Herausgabe einer stark erweiterten und ihrem Inhalt entsprechend illustrierten zweiten Auflage (in Heften) zu gehen.

Für dieselbe wurden gewissenhaft alle bis dahin mir vorliegenden Urteile geprüft und, soweit sie ernst gemeint und berechtigt erschienen, auch berücksichtigt. Es drängt mich, den Verfassern dieser Besprechungen als den indirekten Mitarbeitern bei der neuen Auflage meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

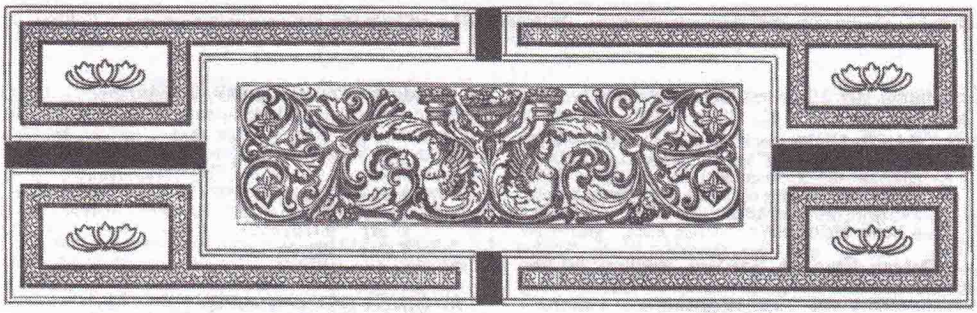
Den Titel abzuändern, wie dies verschiedene Kritiker wünschten, konnte ich mich nicht entschließen. Ich verweise auf Goethes Wort an Lavater, welches in den „Vorworten" seinen Platz gefunden hat, und betone außerdem, daß mirs gerade auf den zur Religion gewordenen spezifischen und reinen Inhalt des Begriffes ankam, vor dem der gute Deutsche und Germane als Mensch absolut nicht Halt zu machen braucht. Denn wir haben umso mehr Anrecht auf eine deutsche Bibel, als es uns wirklich und wahrhaftig auf das Beleben, und nicht auf das Betonen des Wortes „Bibel" ankommt.

Gegen die allzulange geübte und geduldete Herabsetzung des germanischen und speziell des deutschen religiösen Empfindens in Wort, Schrift und Kunst wenden sich mit aller Entschiedenheit insbesondere die Erzieher der Schulen, die unsere unverdorbene, unschuldige Jugend laut Stoff- und Lehrplan mit den jüdischen Geschichten von Kain und Abel, von Jakob und Joseph, von Saul und David und anderen „Edelmenschen" gründlich bekannt zu machen haben. Die alte Bibel in Ehren! Sie mag gewaltig auf Gemüt und Geist der abendländischen Völker eingewirkt haben. (Ich verweise auf Eugen Heinrich Schmitts und Ernst Eberhardts Einleitung zur zweiten Auflage der Germanen-Bibel, S. XI. ff.) Aber von ihrem reinen Christentum, das unverfälscht geblieben von theologischen Kniffen und Spitzfindigkeiten, von unserm starken und sonnigen Germanentum, das Kampf will gegen die Unholde Hödurs, durften wir in Schulen und Familien und erst recht in den Kirchen bisher nichts sagen. Solchem unwürdigen Zustande wollen wir an der Hand unserer Großen ein Ende machen, und kein Widerspruch „Berufener" oder Unberufener wird uns in der Verfolgung dieses Zieles irremachen und aufhalten.

Wir zerbrechen die Tafel des Rechtes von irgend einer Sondererleuchtung und dementsprechenden Stellung im Geistes- und Gemütsleben der Völker und Stände und behaupten: „Alle sind berufen, und die Besten sind auserwählt!" Die Besten finden sich in jedem ehrlichen Berufe, finden wir insbesondere auch unter den Erziehern der Jugend, deren Arbeit am Glück kommender Geschlechter jeden Tag zum Tage des Herrn, jedes niedere und höhere Schulhaus zu einem Hause Gottes, jedes ernste und reine Buch zu einer Bibel erhebt.

Berlin, Frühlingsanfang 1905.

Wilhelm Schwaner.



Biographisches und Literarisches.

D. Martin Luther, geb. 10. November 1483 zu Eisleben, unſer deutſcher Reformator. Schlug am 31. Oktober 1517 95 Theſen gegen Tetzels Ablaßhandel an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg. Seine Reformationsſchriften (in lateiniſcher und deutſcher Sprache) 1520: „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation," „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche," „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen." Er überſetzte auf der Wartburg das alte und neue Teſtament. Liederdichter. Geſt. 18. Februar 1546 zu Eisleben.

Werke für das chriſtliche Haus. (Buchwald.) Volksausgabe in 8 Bänden. Verlag Schwetſchke & Sohn, Berlin. Geb. 20 Mk. Denn der Herr iſt dein Trotz. Auszüge aus den Werken. Verlag Langewieſche, Düſſeldorf Geb. 3 Mk. Geiſtliche Lieder. Verlag Hendel, Halle. Geb. 1,20 Mk. Tiſchreden. Verlag Reclam, Leipzig. Geb. 1,20 Mk. Buchwald, So ſpricht D. Martin Luther. Verlag Warneck. Geb. 4 Mk.

Friedrich Gottlieb Klopſtock, geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, der Dichter des „Meſſias," der „Oden" und bibliſcher und vaterländiſcher Dramen („Tod Adams," „Hermannsſchlacht," „Hermanns Tod"). Geſt. 14. März 1803 in Hamburg.

Werke. 4 Bände, Weltliteratur. Verlag Cotta. Geb. 4 Mk. Meſſias. Verlag Reclam. Geb. 1,20 Mk. Oden und Epigramme. Verlag Reclam. Geb. 1 Mk.

Gotthold Ephraim Leſſing, geb. 22. Januar 1729 zu Kamenz (Oberlauſitz), der bahnbrechende Kritiker der deutſchen Literatur. Davon zeugen die „Briefe, die neueſte Literatur betreffend." Bekannt iſt ſein „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie," ſeine „Hamburgiſche Dramaturgie." Theologiſche Streitſchriften. Dichter von Fabeln und Epigrammen, der „Minna von Barnhelm," der „Emilia Galotti" und „Nathans des Weiſen." Geſtorben 15. Februar 1781 in Braunſchweig.

Sämtliche Werke. (Muncker.) Verlag Göſchen. 6 Bände geb. 15 Mk. Sämtliche Werke. (Matthias.) Verlag Heſſe. 3 Bände geb. 7,50. Sämtliche Werke. Verlag Reclam. 3 Bände geb. 5 Mk.

Johann Gottfried Herder, geb. 25. Auguſt 1744 zu Mohrungen (Oſtpreußen). Freund Kants und Goethes, deſſen Genius durch ihn reich befruchtet wurde. Uebertrug und bildete ältere und neuere Dichtungen nach (Volkslieder). „Fragmente über die neuere deutſche Literatur". „Kritiſche Wälder." Sein Hauptwerk: „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit." Geſt. 18. Dezember 1803 in Weimar.

Werke. 6 Bände, Weltliteratur. Verlag Cotta. Geb. 6 Mk. (Matthias) 5 Bände. Bibliographiſches Inſtitut. Geb. 5 Mk. Verlag Reclam. 8 Bände geb. 6 Mk. Ausgewählte Werke. (Suphan.) Weidmannſche Buchhandlung, Berlin 4 Bände geb. 12 Mk.

Johann Wolfgang Goethe, unſer größter deutſcher Dichter, geb. 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a. M. Der Freund Karl Auguſts von Weimar, Herders, Lavaters, Schillers, der Frau von Stein. Dichter des „Götz," „Werther," „Fauſt," „Egmont," „Taſſo," der „Iphigenie auf Tauris", des „Wilhelm Meiſter", von „Hermann und Dorothea," der „natürlichen Tochter," der „Wahlverwandtſchaften." Jahrelanger Leiter des Weimarſchen Theaters. Leiter der Kammer und des Finanzweſens. Ausgebreitete naturwiſſenſchaftliche Studien. Das vollendetſte Kunſtwerk, das er uns hinterlaſſen hat, iſt ſein eigenes Leben, deſſen beredtes Zeugnis ſeine Selbſtbiographie „Dichtung und Wahrheit" iſt. Aus ſeinem überreichen Briefwechſel gewinnen wir die ſchönſte

Erkenntnis, vor allem des Menſchen Goethe. Er ſtarb in Weimar am 22. März 1832.

Sämtliche Werke. (Goedeke.) Verlag Cotta. 10 Bände geb. 22 Mk. Sämtliche Werke. (Heinemann.) Bibliographiſches Inſtitut. 15 Bände geb. 30 Mk. Sämtliche Werke. Verlag Reclam. 10 Bände gebunden 18 Mk. Briefe. (v. d. Hellen.) 6 Bände Weltliteratur. Verlag Cotta. Geb. 6 Mk.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, geboren 10. November 1759 zu Marbach in Württemberg, hauptſächlich Epiker und Dramatiker. „Räuber," „Kabale und Liebe," „Don Carlos," „Wallenſtein," „Maria Stuart," „Jungfrau von Orleans," „Braut von Meſſina," „Wilhelm Tell," „Demetrius." Schrieb hiſtoriſche und philoſophiſch-äſthetiſche Abhandlungen. Geſt. 9. Mai 1805 in Weimar.

Sämtliche Werke. (Goedeke.) Verlag Cotta. 6 Bände geb. 12 Mk. Sämtliche Werke. (Krais.) Verlag Grumbach. 7 Bände geb. 14 Mk. Sämtliche Werke. Verlag Reclam. Geb. 6 Mk.

Friedrich Schlegel, geb. 10. März 1772 zu Hannover. Der Philologe unter den Romantikern. Geiſtreichelnd über Liebe zum Weibe, über alte und neue Literatur. Schöpfer der „Diotima," der „Lucinde," des „Roland." Gab mit ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm die Zeitſchrift „Athenäum" heraus. Trat 1809 zur katholiſchen Kirche über, erhielt den Chriſtusorden und den Adel, wurde Legationsrat. Starb am 12. Januar 1829 zu Dresden.

Lucinde, Roman. Phil. Reclam, Leipz. Broſch. 20 Pfg. Proſaiſche Jugendſchriften Jak. Minor, Wien 1882. Fragmente. Verlag Eugen Diederichs, Jena. Geb. 3 Mk.

Friedrich v. Hardenberg-Novalis, geb. 2. Mai 1772 in Wiederſtedt (Mansfeld), einer der bedeutendſten Romantiker. Freund Tiecks und Friedrich Schlegels. Dichter des „Heinrich von Ofterdingen," der „Hymnen an die Nacht" und geiſtlicher Lieder. Vielfache phyſikaliſche Studien. Geſt. in Weißenfels 25. März 1801.

Schriften. (Heilborn.) Verlag Reimer. 3 Bände geb. 12 Mk Ausgewählte Werke. (W. Bölſche.) Verlag Heſſe. 1 Band geb. 2 Mk. Gedichte. Verlag Reclam. Geb. 0,60 Mk. Werke. Verlag Eugen Diederichs, Jena. 4 Bände geb. 12 Mk.

Friedrich Hölderlin, geb. 20. März 1770 in Lauffen am Neckar. Geſt. in Tübingen 7. Juni 1843 nach vierzigjährigem Wahnſinn. Dichter formvollendeter Oden und Elegien, des Romans „Hyperion." Seine Tragödie „Empedokles" blieb Fragment.

Dichtungen. 2 Bände, Weltliteratur. Verlag Cotta. Geb. 2 Mk. Gedichte. Handbibliothek. Verlag Cotta. Geb. 1,10 Mk. Hyperion. Phil. Reclam, Leipzig. Broſch. 0,40 Mk.

Jean Paul Friedrich Richter, gewöhnlich Jean Paul genannt, geb. 21. März 1763 in Wunſiedel. Einer der größten deutſchen Humoriſten. Romane: „Heſperus," „Quintus Fixlein," „Siebenkäs," „Titan," „Flegeljahre." Geſt. in Bayreuth 14. November 1825.

Ausgewählte Werke. Verlag Reimer. 8 Bände geb. 16 Mk. Werke. 8 Bände, Weltliteratur. Verlag Cotta. Geb. 8 Mk. Flegeljahre. Phil. Reclam, Leipzig. Geb. 1,20 Mk. Immergrün. Ebenda. Geb. 0,60 Mk. Levana. Ebenda. Geb. 1 Mk. Siebenkäs. Ebenda. Geb. 1,20 Mk. Titan. Ebenda. 2 Bände 2,25 Mk.

Heinrich Bernt Wilhelm von Kleiſt, geboren 18. Oktober 1777 in Frankfurt a. O. Einer unſerer erſten Dramatiker: „Familie Schroffenſtein," „Käthchen von Heilbronn," „Prinz von Homburg," „Hermannsſchlacht," „Penthefilea," „Der zerbrochene Krug." Meiſter der Novelliſtik. Roman: „Michael Kohlhaas." Erſchoß ſich und ſeine Freundin Henriette Vogel am Wannſee bei Berlin am 21. November 1811.

Werke. Verlag Bertelsmann. 2 Bände geb. 3,50 Mk. Werke. Verlag Cotta. 4 Bände geb. 4 Mk. Werke. Verlag Reclam. 1 Band geb. 1,75 Mk. Briefe. (K. Biederman.) Verlag S. Schottländer, Breslau. Geb. 3 Mk.

Ludwig Uhland, geb. 26. April 1787 in Tübingen. Einer unſerer volkstümlichſten Lyriker und Balladendichter. Dabei amtlich und politiſch tätig. Profeſſor der Literatur in Tübingen, Mitglied der Ständeverſammlung und des deutſchen Parlaments. Starb am 13. November 1862 zu Tübingen.

Gedichte. Herzog Ernſt von Schwaben, Ludw. der Baier, Phil. Reclam, Leipz. Geb. 80 Pfg. und 60 Pfg. Geſammelte Werke, ebenda. 2 Bände geb. 3 Mk. Geſammelte Werke. Verlag Grumbach, Leipzig. 2 Bände geb. 4 Mk.

Friedrich Rückert, geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt. Politiſcher Dichter („Geharniſchte Sonette"), Liebedichter („Liebesfrühling"), Nachſchöpfer fremder Dichtungen („Weisheit des Brahmanen"). Starb am 31. Januar 1866 auf ſeinem Gute Neuſes bei Coburg.

Ausgewählte Werke. Phil. Reclam, Leipzig. 3 Bände geb. 6 Mk. Werke. 6 Bände, Weltliteratur. Verlag Cotta. Geb. 6 Mk.

Joſeph von Eichendorff, geb. 10. März 1788 auf Lubowitz bei Ratibor. Natur- und Wanderdichter. Literarhiſtoriker vom katholiſchen Standpunkte aus. Dichter der Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts." War Geh. Reg.-Rat im preuß. Kultusminiſterium. Starb am 26. November 1857 in Neiße.

Werke. Bibliogr. Inſtitut, Leipz. 2 Bände geb. 4 Mk. Ausgewählte Werke. Verlag Cotta. Geb. 1 Mk. Gedichte. Phil. Reclam, Leipzig. Geb. 1 Mk. Aus dem Leben eines Taugenichts. Phil. Reclam, Leipzig. Geb. 0,60 Mk.

Franz Grillparzer, geb. 15. Januar 1791 in Wien. Bedeutend. Dramendichter: „Die Ahnfrau," „Sappho," „Das goldene Vließ," „Des Meeres und der Liebe Wellen," „Der Traum ein Leben," „Weh dem, der

lligt." Mitglied der Akademie und des Herrenhauſes. Starb am 21. Januar 1872 zu Wien.

Sämtliche Werke. Phil. Reclam, Leipz. 3 Bände. Geb 5,50 Mk. Sämtliche Werke. Max Heſſe, Leipz. 4 Bände. Geb. 6 Mk. Auswahl. Ebenda. 2 Bände. Geb. 3,50 Mk. Meiſterdramen. Ebenda. 1 Band. Geb. 1,75 Mk.

Friedrich Hebbel, geb. 18. März 1813 zu Weſſelburen in Dithmarſchen, neben Schiller und Heinrich von Kleiſt unſer größter Dramatiker. Tragödien: „Judith," „Genoveva," „Maria Magdalena," „Herodes und Marianne," „Agnes Bernauer," „Gyges und ſein Ring," „Die Nibelungen" (Trilogie), „Demetrius." Geſt. in Wien 13. Dezember 1863.

Sämtliche Werke. (Krumm.) Verlag Heſſe. 4 Bände. Geb. 6 Mk. Sämtliche Briefe. Verlag Behr. Geb. à Band 4 Mk. Tagebücher. Verlag Behr. 4 Bände. Geb. 16 Mk.

Eduard Mörike, geb. 8. September 1804 zu Ludwigsburg. Jahrelang Pfarrer in Kleverſulzbach. Volkstümlicher Lyriker in Lied und Idyll. Starb am 4. Juni 1875 zu Stuttgart.

Geſammelte Werke. Verlag Göſchen, Leipzig. 4 Bände. Geb. 5 Mk. Sämtliche Werke. (R. Krauß). Max Heſſe, Leipzig. 2 Bände. Geb. 5 Mk. Maler Nolten. Verlag Göſchen, Leipzig. 2 Bände. Geb. 10 Mk. Briefe. (Fiſcher & Krauſe). Verlag Elsner. 2 Bände. Geb. 10 Mk.

Hermann von Gilm, geb. 1. November 1812 zu Innsbruck. Begeiſterter Freiheitsdichter in Politik und Religion. Starb am 31. Mai 1864 als Statthaltereiſekretär in Linz.

Gedichte. Phil. Reclam, Leipzig. Geb. 1,20 Mk.

Gottfried Keller, geb. 19. Juli 1819 zu Zürich. Maler, Staatsſchreiber und Dichter. Romane und Novellen: „Der grüne Heinrich," „Die Leute von Seldwyla," „Züricher Novellen." Gedichte. Starb am 16. Juli 1890 in Zürich.

Geſammelte Werke. Verlag Cotta. 10 Bände. Geb. 38 Mk. Der grüne Heinrich. Ebenda. 3 Bände. Geb. 11,40 Mk. Die Leute von Seldwyla. Ebenda. 2 Bände. Geb. 7,60 Mk. Züricher Novellen. Ebenda. 1 Band. Geb. 3,80 Mk. Gedichte. Ebenda. 2 Bände. Geb. 7,60 Mk.

Peter Roſegger, geb. 31. Juli 1843 in Alpl bei Krieglach (Steiermark), lebt in Graz. Romane und Novellen: „Waldheimat," „Die Schriften des Waldſchulmeiſters," „Buch der Novellen," „Bergpredigten," „Das ewige Licht," „Der Gottſucher," „Peter Mayr" u. a. Steiriſche Dialektgedichte.

Tagebücher des Waldſchulmeiſters. Verlag Staackmann. Geb. 3,70 Mk. Der Gottſucher. Verlag Staackmann. Geb 3,70 Mk. Martin der Mann. Verlag Staackmann. Geb. 5,20 Mk. Erdſegen. (Waldbauer.) Verlag Staackmann. Geb. 5 Mk. Das ewige Licht. (Waldpaſtor.) Verlag Staackmann. Geb. 5 Mk. J. N. R. J. Frohe Botſchaft eines armen Sünders. Verlag Staackmann. Geb. 5 Mk. Volksausgabe. Geb. 1,30 Mk. Weltgift. Verlag Staackmann. Geb. 5 Mk. Bergpredigten. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Geb. 4,50 Mk.

Einleitung.

Chriſtentum und Germanentum.

Indien.

Das Vernunftlicht, welches den Menſchen zum Menſchen macht, gleicht dem weißen, farbloſen Sonnenlichte. Es ſteht dies einfach Menſchliche hoch über allen Beſonderungen, die Völker und Raſſen von einander ſcheiden, und iſt unabhängig von allen äußeren Faktoren, von Himmelsſtrich und geographiſcher Lage. Dies eigentümlich Menſchliche, die Vernunfterkenntnis zur Entfaltung zu bringen, iſt die höchſte Aufgabe des Menſchen; denn was auch das Gemüt und die geiſtige Empfindung Edles hervorbringen mag, gedeiht nur in dieſem Himmelslicht der Vernunft. Erhebt ſich ſo der Menſchengeiſt über die Natur, wenigſtens in dem Sinne, als dieſelbe räumlich-zeitlich beſchränkt erſcheint, ſo ſehen wir doch dieſes Geiſtesweſen mit ſeinem innerlichen Alllicht urſprünglich, ſo weit es ſich nämlich um den Verlauf geſchichtlicher Entwicklung handelt, in das Naturleben verſenkt, in erdgebundener Geſtalt, und es erſcheinen ſeine farbloſen Strahlen daher gleichſam in zahlloſen Regenbogenfarben gebrochen, je nachdem ſie in verſchiedenes Naturmilieu fallen, unter einem verſchiedenen Himmelsſtrich, in eigentümlichen äußerlichen Verhältniſſen der Landſchaft und der Zone in Erſcheinung treten. Je weiter wir daher im Verlauf der geſchichtlichen Entwicklung zurückgehen, deſto ausgeprägter zeigt ſich dieſer Einfluß des Naturmilieus, und an der Wiege der Kultur, in der vorgeſchichtlichen Urzeit des Menſchen erſcheint ſein Allbewußtſein, ſeine Geiſtigkeit noch ganz in das farbige Gewand der Naturerſcheinungen gekleidet, in der Geſtalt der Naturreligionen der Sagen- und Mythenwelt. Wenn daher Goethe ſagt: „Wer den Dichter will verſtehen, muß in Dichters Lande gehen," ſo gilt dieſer Spruch vor allem für die ſchöpferiſche Völkerphantaſie, wie ſie in dem erſten Zeitalter der Kultur ihren bunten Sagenſchleier webt.

Ein großer Gegenſatz iſt es nun, der ſich im Kreiſe aller Kulturvölker geltend macht: der Gegenſatz des Oſtens und des Weſtens. Wenn ſich im Menſchenweſen die individuelle Seite von der Seite der Univerſalanſchauung abſcheidet und ihr ebenſo untrennbar verbunden iſt, ſo können wir ſagen, daß in der Kultur des Oſtens der Zug der Allanſchauung vorherrſcht, daß die öſtlichen Völker vorwiegend univerſaliſtiſch geſtimmt ſind und der Einzelgeiſt ſich mit Vorliebe in den Ozean des Alllebens verſenkt. Im Gegenſatz hierzu finden wir, je weiter wir nach Weſten und Norden gehen, das Vorherrſchen der Konzentrierung auf die Individualität, auf das Leben des Einzelgeiſtes. Hier ſtehen ſich gewiſſermaßen als die äußerſten Pole und Träger eigentümlich gegenſätzlicher Kulturen zwei indogermaniſche Völkergruppen gegenüber: die Inder und die Germanen, wo die Inder den äußerſten Univerſalismus, die Germanen dagegen den ausgeprägteſten Individualismus vertreten. Dieſer Grundzug zeigt ſich bereits in der Urreligion in der Sage unſerer Völker.

Und hier fällt ins Auge, wie innig die Naturanſchauung Indiens mit der in vorgeſchichtliche Epochen hineindämmernden Naturreligion der Inder und dann auch mit dem Verlauf der ſpäteren Geiſtesentwicklung übereinſtimmt. Es iſt für uns die Betrachtung dieſes Volkes, welches doch mit den Deutſchen in die gemeinſame Gruppe der indogermaniſchen Völker gehört, ſchon deswegen intereſſant, weil ſich hier im Kontraſt die Eigentümlichkeit des germaniſchen Volksgeiſtes um ſo deutlicher ausprägen wird.

Verſetzen wir uns in die Tropenwelt Indiens mit ſeiner überwuchernden Fülle der Flora und der Fauna, mit ſeinen lianenbekränzten Urwäldern, in welche liebliche Früchte, die die Natur freigebig ſpendet, hineinlocken, in deren Dunkel aber ebenſo wie im Schilf der großen Ströme gewaltige und furchtbare Tiere lauern, ſo werden wir begreifen, daß der Menſchengeiſt, gefeſſelt von der Schönheit und Fülle der Bilder, jene maßloſe Phantaſie entfeſſelt, die in den indiſchen Mythen im Grenzenloſen, im Ungeheuerlichen, im Furchtbaren und Lieblichen in gleicher Weiſe ſchwelgt. Es mußte ſich ſchließlich das individuelle Bewußtſein, je mehr der Einzelgeiſt jenen Reichtum in ſich aufnahm, in die Anſchauung der Naturherrlichkeit des Urwaldes, der großen Ströme, des indiſchen Meeres, unter einem wolkenloſen Himmel, von welchem die Sonne in unerſchöpflicher Fülle ihre glühenden Strahlen herniederſandte, immer mehr in dies Unbegrenzbare, Unendliche ſchauend verſenken, ſich als Einzelnes verſinken ſehen in dieſem Ozean der Natur wie ein Tropfen im Meer, wie ein Atemhauch im Orkan, wie ein Strahl in der Fülle des Sonnenlichtes. Aus der formloſen oder

in unüberſehbaren, in zahlloſen Bildern und gehäuften Symbolen ſchwelgenden Phantaſie des urſprünglichen Götterglaubens mit ſeinen vielarmigen und vielköpfigen Göttern, die in der Geſtalt formloſer phantaſtiſcher tieriſcher Ungeheuer erſcheinen, mußte ſchließlich der Geiſt alle Bilder verſinken ſehen in der übergroßen Fülle der Bilder, in das formloſe und farbloſe Ur-Eine übergehen, in welchem alle Geſtalten verſchwunden waren, alle Individualität der Natur und des Geiſtes. In dieſem Sichverſenken in die eigene Fülle mußte das Einzelleben, der Einzelgeiſt ſich allerdings eins wiſſen mit allem, ſich allem Leben, aller Wirklichkeit innig verwoben ſehen, zu all den Weſen, zu all den Naturgeſtalten ohne Unterſchied das große: „Tat twam asi“ — „Das bin auch ich ſelbſt“ — ſprechen, aber eben hiermit dieſes Selbſt in dieſer Fülle und Einheit verlieren.

Da aber alles Wirken, alles Leben eben als dies individualiſierte den andern gegenüber ſich betätigende erſcheint, ſo verſinkt dieſe Allanſchauung in eine quietiſtiſche Ruhe, in eine beſchauliche Leblosigkeit. Dem Alleben gegenüber, welches in ſeinem heiligen Meere alles Einzelleben verſchlang, erſcheint das endliche Einzelleben als beengtes, bedrängtes, tiefelendes, dem Leid und dem Tod preisgegebenes. Nachdem ſo in letzter Konſequenz die Göttergeſtalten, die als das grenzenloſe Sichausdehnen der Naturgewalten, als einſeitige Offenbarungen der einen großen allinbegreifenden Naturwirklichkeit jeder einzelne die Namen und Prädikate aller anderen angenommen und ſo alleine jeder einzelne in ſeiner vollen und ganzen Götterherrlichkeit erſchienen war, verſanken ſie alle in der unteilbaren Erhebung des Geiſtes, in der göttlichen Betrachtung des Einen, der das Urweſen aller Natur ebenſo wie aller Gedankenvertiefung war: in Brahma. Brahma hatte ſo zwei Seiten. Einmal war er dieſe unterſchiedsloſe Einheit, in welcher alle Einzelgeſtalten der Natur untergegangen waren, dann wieder die bunte Fülle der Erſcheinungen, die aus der Tiefe dieſer unteilbaren Allheit hervorſproß wie die Lotosblüte aus dem Meeresgrunde. Man nannte das die Nacht und den Tag Brahmas, ſein Manvantara und Pralaya. Wenn nämlich die Ureinheit aus ihrem Schoße dieſe bunte Fülle entfaltete, dann breitete die Täuſchung, die Maya, ihren farbigen Schleier über den ſchlummernden Gott, und die Weſen und Welten alle, die da hervorgingen, waren der Traum Brahmas. Ihr Licht war ein Scheinlicht, eine Umdunkelung des einen, des unteilbaren Lichtes. So wie der Schatten aber nicht Wirklichkeit iſt, ſondern nur Abweſenheit des Lichtes, ſeine Umdunkelung, ſo haben auch die Weſen alle als ſolche Schattenbilder und Umdunkelungen des einen Urlichtes keinen Beſtand, keine Wirklichkeit vor Brahma. Ihr Weſen iſt ihr Erſcheinen, ihr Sichſelbſterkennen; aber dies Erkennen iſt eben ein verdunkeltes, unvollkommenes, die Verdunkelung des Urlichtes, aus dem ſie hervorgegangen waren. Ihr ſtufenweiſes Aufſteigen iſt ſo die Enthüllung ihres Geheimniſſes, die Auflöſung ihres Wahnes, der zugleich und in einem ihre Exiſtenz iſt, und die ſtufenweiſe Entſchleierung des unumwölkten Lichtes, des Lichtes Brahmas. Ihre Vollendung iſt ihr Sichverſenken in die heilige Nacht des göttlichen Urbewußtſeins und Urerkennens, ihr Entſchlummern als Einzelweſen das allmähliche Erlöſchen dieſer ganzen bunten Pracht des Univerſums. Dieſe Nacht der Weſen und Welten iſt zugleich das Erwachen Brahmas, der ſie alle in ſich wieder auflöſt, wie ſich Wollenſchleier in tropiſchen Sonnengluten auflöſen. Dann, wenn ſchließlich alle Weſen der Natur in dieſe höchſte Verklärung eingegangen ſind, wenn alle Formen des Lebens und Bewußtſeins in dieſe höchſte Form des Lebens und Bewußtſeins ſich erhoben haben, die eben darum über allem beſonderen Leben und Bewußtſein ſchwebt, das Inbegreifen ebenſo von allem Bewußtſein, wie die Verneinung jeder Einzelform des Bewußtſeins in ihrer Beſonderung iſt, dann iſt Brahma in ſeiner ganzen Himmelsherrlichkeit wieder erwacht als das Einzige, als das Allſein und Nichtſein der Weſen.

Da hier in der Allanſchauung alles Individuelle ſchlechthin verſchlungen iſt, macht das Indertum auch keinen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den Einzelweſen, die als ſolche alle in die Region der Endlichkeit, des Wahnes, des Elendes gehören. Es wird ſo auch kein weſentlicher Unterſchied gemacht zwiſchen Tier und Menſch. Sofern ein ſolches Weſen dies Beengte, Endliche, Elende iſt, gebührt ihm in gleicher Weiſe Mitleid. Sofern aber alle in gleicher Weiſe nur Erſcheinungsweiſen Brahmas ſind, gebührt ihnen allen wieder in gleicher Weiſe Ehrfurcht. Ihr Leben aber als endliche, unwahre, als Wahngeſtalt ſollte beſſer nicht ſein. Daher predigt Buddha, der konſequente Vollender der brahmaniſchen Lehre, die Flucht aus dem Leben, die Verneinung des Lebens.

Dem gegenüber, ſehen wir, um eine gewiſſe Verwirrung gleich hier in voller Schärfe zurückzuweiſen, in der Grundidee des Chriſtentums allerdings eine Verneinung des bloß leiblichen, ſinnlichen oder eng individuellen Lebens, aber in der Individualität, und nicht in ihrer ſchlechthinigen Verneinung die Bejahung des univerſellen, des geiſtigen Lebens, die der Chriſtus der Evangelien mit den Worten ausſpricht: „Ich bin das Leben!“

Hellas.

Verſetzen wir uns vom indiſchen Ozean nach dem ägäiſchen Meere, zu einem andern Volke aus der indogermaniſchen Völkerfamilie, ſo bietet ſich uns ein ganz neues Naturbild und eröffnet ſich uns demgemäß die Wunderblume, die Menſchenſeele in ganz anderer Geſtalt, nicht weniger herrlich, doch harmoniſcher, formvollendeter als in Indien: Hellas wird uns zur Etappe eines neuen großen Fortſchrittes in der Geiſtesentwicklung, welche für uns um ſo merkwürdiger iſt, da von hier aus alle großen Anregungen ausgehen, die zu den Höhen unſerer heutigen europäiſchen Kultur führen, weil dieſe unſere ganze moderne weſtliche Kultur auf der Grundlage der helleniſchen erblüht. Es gilt das auch ganz beſonders von der germaniſchen Kultur, die nur betrachtet durch die Schweſterblume, die griechiſche Kultur, zu ihrer Blütenherrlichkeit gelangt iſt.

Nicht mehr unter dem glühenden Himmel der Tropen, mit ſeinen ungeheuren Urwäldern und Strömen, mit all der Maßloſigkeit einer überwuchernden Natur, befinden wir uns, ſondern in der gemäßigt warmen Zone an den reichgegliederten Buchten eines Meeres, welches den Seeverkehr, die rege Verbindung mit fernen Ländern und den verſchiedenartigen Nationen geſtattet, die am damaligen vornehmſten Kulturmeere, am Mittelländiſchen Meere wohnten. Dieſe Buchten, von Hügellandſchaften und mäßig hohen Bergen umſäumt, gewährten mit ihren duftigen Oelbäumen, Zitronen- und Lorbeerhainen ein ſtets überſichtliches plaſtiſches Bild in harmoniſch geordneten Maßen. Nur ferne ragten die ſchneeigen Höhen des Olympos, und über all dies wölbte ſich ein wolkenloſer blauer Himmel. Wies nun auch das Meer ebenſo wie der Himmel in das Unbegrenzte, Unendliche, ſo war doch dieſer gleichſam in ſeliger Vollendung in ſeiner Unermeßlichkeit über eine Welt harmoniſcher Maße gebreitet, nicht

ſo ſehr ein Jenſeitiges, Unerreichbares, ſondern das ewig Gegenwärtige, und erſchienen auch dem Schiffahrer alle die fernen Meere nur wie ein Kreis, der wieder zum Ausgangspunkt zur heimatlichen Bucht führte, ſo daß ſich die ganze Perſpektive einer Welt hier in den trauten harmoniſchen Umriſſen der Vaterſtadt wie in einem Augenpunkte zu vereinigen ſchien. Und ſo zeigte ſich für den Griechen das Wunder, daß das Unendliche ſich ungleich vollendeter hier im Maßvollen wiederſpiegelte als im Maßloſen. Während dieſes nur ein titaniſches, doch ohnmächtiges Emporringen nach dem Unendlichen darſtellt, welches im Anhäufen von Größen, von Bilderſchmuck, von monſtröſen Formen doch nie erreicht wird, ſo erſcheint uns im maßvoll Geordneten das ewige Geſetz, welches über all den Räumen und Zeiten thront, ebenſo einfach und durchſichtig wie der blaue Himmel, der ſich über der helleniſchen Landſchaft breitet. Das Geſetz iſt etwas Wunderbares, in ſeiner durchſichtigen Einfachheit reicher als die in formloſer Ueberfülle ſchwelgende maßloſe Phantaſie. Denn dieſe behält, bei all den Ungeheuerlichkeiten ihrer Vielfältigkeit, doch immer nur gewiſſe Seiten der Möglichkeit im Auge, die ſie obendrein nicht einmal erſchöpft. Das Geſetz jedoch hat alle Möglichkeit erſchöpft in ſeiner durchſichtigen Einheit. Dieſer Satz vom Dreieck gilt für das Dreieck, das heißt: für alle möglichen Dreiecke, und es iſt vollkommen ausgeſchloſſen, daß auch nur ein ſolches entſchlüpfe. Er gilt für alle Räume und alle Zeiten, und es iſt vollkommen ausgeſchloſſen, daß in irgend einer Weiſe jenſeits der Nebelſterne, in irgend einem Stadium der im Urnebel dämmernden Welten der Vorzeit dieſe Geſetze des Gedankens nicht ebenſo gegolten hätten wie hier und heute. Dem Griechen iſt daher das Heiligſte das Maß, und nichts verabſcheut er mehr als Maßloſigkeit. Das Maß und mit ihm der Gedanke iſt all ſeinen Geſtaltungen eingeprägt; es dämmert daher auch das univerſelle, das ſchlechthin unendliche Gedankenlicht hinter all den Bildern ſeiner Sagenwelt, ſeines Mythos. Seine Götter ſind maßvolle und damit erſt wahrhaft univerſelle Geſtalten. In ihren harmoniſchen Maßen iſt ihnen das leuchtende Zeichen ihrer olympiſchen Herrlichkeit eingeprägt, welches ſie hoch über die formloſen und maßloſen Götter Indiens und Aſiens überhaupt erhebt.

Der griechiſche Mythos feiert denn auch dieſen Sieg des Hellenentums über Aſien, dieſen großen Fortſchritt in der Kultur und Entwicklung der Menſchheit in der Sage vom Sieg der Olympier über den Titanen und Giganten, den aus dem Zeitlichen, dem Natürlichen hervorgegangenen, dem Gotte der Zeit, den Chronos verſchwiſterten Gottheiten und den erdgeborenen Göttern, die vergebens Naturgröße auf Naturgröße, den Pelion auf den Oſſa türmen und doch die Höhen des Olympos nicht erreichen. Der himmliſche Blitz, der ſie in den Abgrund ſchmettert aus unerreichbarer Höhe, iſt das Maß, und an der Seite des Gottes dieſes Himmelsäthers, der den Gedanken bedeutet und repräſentiert auf den Höhen des Olympos, Zeus, kämpft die ſeinem Haupte entſprungene Weisheitsgöttin Pallas Athene, deren undurchdringlicher Panzer das ewige Gedankengeſetz iſt, das ſich über alle dieſe Rieſengeſtalten der Natur und der Zeit als beherrſchende Macht erhebt, und in deren Händen das Gorgonenſchild prangt, welches alles in der Tiefe erſtarren macht vor der Allgewalt des Geſetzes, deſſen Formen im Glanze des Unveränderlichen, des Unverrückbaren, im Lichte der Ewigkeit leuchten.

Das Wiſſen und Schauen und Erleben dieſes Univerſellen iſt aber eben das Geheimnis des Menſchen, das Kennzeichen, welches ihn vom Tiere abſcheidet. Die früheren Kulturen, die Kulturen Aegyptens, Chinas, Syriens, Babylons und Aſſyrs, Phöniziens und Indiens, die das Göttliche nur im maßloſ Tieriſchen zu erfaſſen vermochten oder, was dasſelbe, in ungeheuerlichen Naturmächten, ſind hier weſentlich überwunden. Von Tiergeſtalten, von heiligen Stieren, Löwen, Drachen ſind dieſe Religionen urſprünglich ausgegangen; im Halbtieriſchen ſind ſie auch dann noch befangen geblieben, als dieſe Tiergeſtalten ſich in menſchenähnliche Rieſengeſtalten der Natur, in himmliſche Donnerer und Sonnengötter verwandeln: denn die Herrlichkeit auch dieſer Götter blieb weſentlich die phyſiſche, die Naturgewalt. Für den naiven Menſchen der Vorzeit und auch noch den theologiſch Gläubigen von heute, bleibt das Weſentlichſte, was den Gott zum Gotte macht, dieſe äußerliche phyſiſche Macht oder Allmacht, dieſe Naturgewalt des Gottes. Das iſt der Zug, der dieſen Menſchen am meiſten imponiert, während ebenderſelbe Zug ſolche Götter aller Sorte, auch die angeblich chriſtlichen der Kirchen, niedrig ſtellt, ihnen das Siegel der Tierheit aufdrückt in den Augen eines wirklich zum Selbſterkennen ſeiner Geiſtigkeit erwachten Menſchen. Die Heroen, die Halbgötter Griechenlands, bekämpfen daher auch dieſe Tierheit in der Geſtalt der Drachen, Löwen, Stiere, menſchenfreſſenden Roſſe u. ſ. w. Und es löſt ſich für Oedipus das Rätſel des halbtieriſchen menſchenmordenden Ungeheuers, der Sphinx, darin, daß die Löſung ihres Geheimniſſes der Menſch iſt.

Indien hatte im Hinausgehen in das Schauen des Grenzenloſen, in welches das Gemüt durch die Bilder der Naturunendlichkeit hineingezogen wurde, allerdings früher als alle ſonſtigen Völker ſich zu einer eigentümlichen Betrachtung des Univerſellen erhoben, aber auf dieſem Wege denn doch den Naturalismus nicht endgültig und gründlich überwunden. Die Weisheit Indiens hatte durch das Schauen des Grenzenloſen über allen Individualgeſtalten der Natur den Gott und ſchließlich das individualitätsloſe Göttliche gefunden, aber den Menſchen verloren. In die Tiefen der geiſtigen Individualität des Menſchen ſteigt nun die griechiſche Weisheit, die mit Sokrates die Selbſterkenntnis auf ihre Fahne ſchreibt.

Hier läßt ſich nun auch begreifen, daß der Menſchengeiſt, der in die Tiefen ſeiner Innerlichkeit ſteigt, ſchließlich hier und nicht dort draußen irgendwo, nicht in der Natur, nicht in einem leblоſen und individualitätsloſen Prinzip, ſondern in der lebendigen geiſtigen Individualität des Menſchen die Unendlichkeit findet, die Indien in jenem uferloſen Ozean der Weſen, in einer Ureinheit, die weder Natur noch Geiſt und doch beides ſein ſollte, ſuchte. Es läßt ſich begreifen, daß der größte aller Kulturgedanken, der des Gottmenſchen, auf der Grundlage des helleniſierten Orientalismus entſproßte und ohne die geſchichtliche Vorausſetzung des Griechentums unmöglich war.

Es galt in der Tat nur einen Schritt, welcher allerdings der größte Schritt der Weltgeſchichte war. Die univerſellen Weiten dieſer Innenwelt hatten ſich dem Geiſtesauge der Griechen erſchloſſen, vorerſt in der Geſtalt eines Nebelreiches, eines Schattenreiches der Abſtraktionen. Es ſchien, als ob auch hier alles im Formloſen, Individualitätsloſen, Leblоſen zerrinnen möchte wie in Indien. Aber ſchon Sokrates faßte die Schatten der Abſtraktion im Brennpunkt der Individualität zuſammen. Und es bedurfte dann ſpäter nur des religiöſen Feuers des Orients, deſſen intenſivſte Gluten in Judäa flammten, um die Schattenwelt von Hellas zu beleben, um die in den ſchönen Götterbildern und tiefgehenden Philoſophemen

erſtorbene innere Unendlichkeit der Individualität auferſtehen zu machen im Menſchenſohn und Gottesſohn.

An der Wiege des Chriſtentums.

Der Hellenismus hatte ſich ſeine Welt erobert: den Orient mit dem Schwerte, das weltbeherrſchende Römerreich mit den Waffen des Geiſtes. In alle Weiten der gebildeten Welt des Weſtens war die griechiſche Kultur, waren ihre Götter und ihre Gedanken, ihre Künſte und Wiſſenſchaften ſiegreich eingedrungen. Aber immer war dieſer Sieg der griechiſchen Kultur auf Koſten der Freiheit erfolgt, und die auf kulturellem Gebiet triumphierenden Hellenen wurden unterjocht von Makedoniern und Römern. Die äſthetiſche Griechenkultur aber mußte dahinwelken, als ſie nicht mehr von der Sonne der Freiheit beſchienen wurde. Die Weltanſchauung der göttlich ſchönen Bilder, dieſe herrlichſte Blume der Kultur, welkte dahin vor dem eiſigen Hauch eines alles unterjochenden Univerſalismus, der mit dem welterobernden Alexander und mit dem Imperatoren ſeinen Einzug hielt. Die harmoniſche Welt des Mythos, die einer Sonnenlandſchaft glich, war einem eiſigen Winter der Kultur gewichen. Die lebendigen Götter waren zu lebloſen Univerſalgeſtalten des Gedankens geworden, und an die Stelle des Zeus und ſeiner Olympier waren Ideen getreten: das Schöne, das Gute, das Wahre, das Gerechte ſollten an der Stelle der Götter herrſchen.

Aber ſchon Sokrates hatte darauf hingewieſen, daß dieſe „neuen Götter“ im Menſchengeiſt ihren Sitz hätten: er hatte damit die Verinnerlichung des Univerſalen angebahnt, aber dieſer Verinnerlichung keine lebendige Geſtalt zu geben vermocht. Der Inbegriff dieſes neuen Olympos nannte ſich der Logos, die Vernunft, hier alſo die im Menſchen ſich offenbarende Vernunft.

Dieſer lebloſe, fleiſchloſe Logos ſchwebte ſo über ſeiner Welt und ſuchte nach einer lebendigen Geſtalt. Dieſe konnte er nur an einem Orte auf dieſer Erde finden, wo mit dem weltherrſchenden Rom alle die lebendigen Götter aller Völker abgeſtorben waren und nun als tote ſchöne Steine, als die koſtbarſten Siegeszeichen der Welteroberer ihren Platz gefunden hatten im Pantheon. Nur den einen, den bildloſen Gott, den Gott der Juden vermochten dieſe großen Würger aller Völker und aller Kulturen nicht zu töten und nicht als Trophäe heimzuſchleppen nach der Weltſtadt.

Ein Nomadenvolk aus der Wüſte hatten ſich die Juden in den Beſitz von Kanaan, „wo Milch und Honig fließen,“ geſetzt. In der Wüſte ſchon hatten ſie die Grundlage zum Glauben an den einen eiferſüchtigen, feurigen, allverzehrenden Gott gewonnen, der unermeßlich und geſtaltlos wie die Wüſte ſelbſt, das endliche Sandmeer, erſchien, über dem ſich in gleicher Einförmigkeit ein glühender Himmel breitet. Doch in gewiſſen Zeiten bewölkt ſich dieſer Himmel und erſchüttert in gewaltigen Gewittern die Luft. Alle die Naturmächte ſcheinen ſich unter ſolchem Himmel zu einer unteilbaren Macht zu verweben, die als „verzehrendes Feuer“ im Samum der Wüſte Karawanen verſchlingt, die in der Majeſtät der Sonne und des Gewitters tobt, die belebende Wärme und himmliſches Naß, Fruchtbarkeit und Segen, Schrecken und Verderben aus derſelben Quelle ſtrömen läßt. Neben dieſem Gotte hat urſprünglich kein Menſch und kein Dämon Raum. Er iſt, wie wir im Hiob leſen, die Quelle des Lichtes und der Finſternis, des Lebens und des Todes, des Segens und des Verderbens, des Guten und des Böſen als die eine unteilbare Urgewalt der Natur. Es iſt aber dieſer Gott ein Naturgott ebenſo, wie die Götter der Inder und Griechen urſprünglich waren. Er ſelbſt waltet im Donner, im Regen, im Sturm, im Feuer und wird formlos nicht durch ein Sicherheben über die Naturmächte, ſondern im Inbegreifen derſelben. Die reine Allanſchauung, das Univerſalbewußtſein, das Gedankliche hatte ſich für den Griechen aus der ſchönen Fülle der Bilderwelt des Olympos gewiſſermaßen herauskriſtalliſiert. Bei dem Juden war ein ſolcher Prozeß nicht möglich, weil er ja im vornhinein aus der Fülle heraus in die formloſe Einheit hinübergegangen war. Bei dem Inder hatte dies Haften an der grenzenloſen Fülle einer überaus reichen Natur das Uebergehen in eine formloſe Einheit bewirkt; aber in dieſer Einheit war alles Individuelle, das eben in dieſer Fülle lag, verſchlungen und hatte in dieſer Maßloſigkeit nirgends ſo eigentlich den Mittelpunkt der Individualität und Subjektivität gefunden, in welchem erſt dieſe Fülle den Naturalismus endgiltig überwinden konnte. In Judäa aber trat dem Menſchengeiſt die Natur nicht in ſolcher überwuchernden Fülle der Tropenwelt, ſondern in großen Konturen entgegen, die in allen ihren Geſtaltungen das Ueberragende, Phyſiſch-Erhabene und den Zug auf die umfaſſende Einheit aufwies. Das univerſelle Subjekt ſah daher der Jude dort draußen in der überragenden Naturmacht verkörpert, und es mußte ihm als ſinnloſe Vermeſſenheit erſcheinen, es irgendwo in den Einzelweſen, eventuell im Menſchen zu ſuchen. Je mehr ſich das Gemüt in dieſe Weiſe der Gottesanſchauung vertiefte, ſeine eigene innere Unendlichkeit in die Naturanſchauung projizierte, die Gottesidee ſo in ihrer ganzen Unendlichkeit und Ueber-Natur in heiligen Schauern zu ahnen vermochte, deſto mehr mußte ſich ihm die Kluft, die zwiſchen dieſer Unendlichkeit des Gottes und zwiſchen dem Menſchen, dem endlichen, dem Staubgebilde gähnte, vergrößern. Das unendlich vollkommene Weſen: der Gott manifeſtiert ſich dem grundſätzlich unvollkommenen Weſen, dem endlichen, dem Menſchen gegenüber ſo, daß es als das univerſelle Geſetz der Innerlichkeit, hier aber als äußerer Geſetzgeber, als Urheber des Geſetzbuches aller Moral und alles Rechtes mit einem ſolchen Wuſt von äußerlichen Forderungen herantrat, die das endliche Weſen nie zu erfüllen vermochte. Die Herrlichkeit dieſes Gottes zu manifeſtieren, wurde dieſe Geſetzeslaſt des urſprünglichen, des moſaiſchen Geſetzes durch die talmudiſchen Rabbiner bis ins Unerträgliche, bis ins Abſurde vermehrt und kompliziert. Von dem Gedanken der lebendigen Unendlichkeit, der lebendigen Gottheit im Menſchen ſchien ſomit kein Volk weiter entfernt zu ſein als die Juden.

In der Tat iſt der Gedanke auch nicht auf jüdiſchem Boden aufgekeimt. Das Univerſelle im Subjekt, im Menſchen zuſammenzufaſſen, lag der helleniſch-römiſchen Kultur ungleich näher als dem Judentum. Waren doch ſchon die göttlichen Menſchen, die ſich ſchließlich bis zum Olympos emporrangen, die Herakles und Theſeus, das ſchönſte Vorbild dieſes Gedankens! War doch ſelbſt der Cäſarenwahnſinn der Beherrſcher Roms, die das Univerſale in verrückter Weiſe, in der Geſtalt einer phyſiſchen Allgewalt verwirklichen wollten, (was übrigens nur der auf den Menſchen übertragene heilige Wahnſinn aller theologiſchen, auch der kirchlichen Götter iſt) nur ein Vorſpiel zum Sonnenaufgang des höchſten Gedankens der Kulturgeſchichte! Aber dieſe ſchönen Götter waren leider tot, und aus ihrem Kreiſe ließ ſich der neue Gott nicht mehr erwecken.

In Judäa war der eng in einer allumfaſſenden Naturanſchauung wurzelnde Gottesglaube lebendig geblieben; er war nicht in Schemen des abſtrakten Gedankens

verflüchtigt wie in Griechenland und im philoſophierenden Rom. Für die Weiſen Israels war die Gottesmacht eine lebendige Univerſalmacht, tief wurzelnd in einem ehernen Himmel, deſſen himmliſche verzehrende Feuer ihren Brennpunkt auf Erden im Volke Israel, im Selbſtbewußtſein, im Nationalbewußtſein des auserwählten Volkes fanden. Aber eben in denjenigen Geiſtern Israels, die am intenſivſten religiös waren, die alſo mit der Verherrlichung und Vergeiſtigung ihres Gottes die Kluft zwiſchen Gott und Menſch ins Unerträgliche erweitert hatten, drängte dieſer furchtbare innere Widerſpruch im Menſchengemüte auf eine Kataſtrophe und eine geiſtige Neugeburt hin. Nirgends in der antiken Welt war dieſer Grundwiderſpruch der ganzen alten Welt ſo bis ins Abſurde geſteigert worden wie in Judäa, in dem Volke, das unter allen mit dem Verfall der ganzen alten Welt die intenſivſte Religioſität bewahrt hatte. Eben indem die Juden das Ideal der alten Gottesidee in der vollendetſten und daher auch ſtarrſten Weiſe verwirklicht hatten, mußte bei dieſem Volke die große Wendung eintreten. Aber für ſich allein wären die Juden demungeachtet unfähig geblieben, dieſen Umſchwung zu vollbringen. Sie konnten dieſe Arbeit nur befruchtet von dem Gedankenkreiſe eines indogermaniſchen Volkes vollziehen. Es fiel der Same des indogermaniſchen Gedankens auf den fruchtbaren ſemitiſchen Boden, wo er alle die Lebenskräfte eines intenſiven religiöſen Lebens an ſich ziehen und an ihnen ſelbſt zur religiöſen Geſtalt, das heißt: zur lebendigen univerſellen Geſtalt, erſtarken konnte.

Noch als der ſchattenhafte Logos erſcheint die griechiſche philoſophiſche Idee bei dem großen Jebidſis in Alexandrien, den die Griechen Philo nannten. Dieſer Logos wird zur unperſönlichen Offenbarung des in unnahbaren Höhen weit über aller Natur ſchwebenden Gottes. Der größte aller Propheten hat dieſe unendliche Kluft überbrückt, hat die lebendige Gottesherrlichkeit, die lebendige Unendlichkeit in die Innerlichkeit des Geiſtes verſenkt und in ihr erſt ſie in ihrer wahrhaften Geſtalt geſchaut. Es offenbarte ſich das Geheimnis dieſes myſtiſchen Lichts all der Naturreligionen, das in Wahrheit das Licht der Menſchen, das wahrhafte Licht iſt, welches jedem Menſchen gegeben iſt, der in dieſe Welt tritt. (Joh 1. Kap.) Der Chriſtos kannte keinen äußeren Naturgott, keinen äußeren Gewaltherrſcher über der Welt mehr an, verkündend, daß der Archon, der Gewaltherr dieſer Welt, gerichtet iſt. (Joh. 16. Kap.) Sein Gott war das Licht der Seelen, das Licht eines jeden von uns: „Ihr ſeid das Licht der Welt“ — die Illuſion der antiken Welt war zerſtoben, daß dieſe höchſte Wirklichkeit, dieſes höchſte allwaltende Licht, das univerſelle Licht, das Vernunftlicht eine äußere Naturgewalt ſei.

Die germaniſche Götterſage.

Wir verſetzen uns aus wärmeren Himmelsſtrichen in die Urwälder Germaniens und des Nordens. Statt des blauen Himmels der Tropen und der warmen gemäßigten Zone breitet ſich über uns den größten Teil des Jahres eine graue Wolkendecke, die nur in kürzeren Zeitabſchnitten dem Sonnenlicht geſtattet, durch die dichte Blätterdecke des Waldes hindurchzudringen und vereinzelte Bilder von hoher Lieblichkeit zu ſchaffen. Auch dieſer Lichtblick iſt auf einen engeren Kreis beſchränkt und offenbart hier doch die ganze unerſchöpfliche Fülle, den ganzen Zauber ſeiner Geſtalten. Alles drängt hier nicht ſo ſehr auf das Schauen großer Perſpektiven der Natur als vielmehr auf das Individuelle, Einzelne in ſeinem eigentümlichen Reichtum und ſeiner Zartheit der Ausgeſtaltung hin. Es kann allerdings das Große, Umfaſſende der Naturerſcheinung nicht fehlen. Das Gewitter, die allerleuchtende Sonne, das Meer eröffnen hier, wie überall dieſe überragenden Naturerſcheinungen, den Ausblick in ein Unbegrenzbares; aber überall wird der Blick doch wieder in dem Kreiſe des Individuellen und ſeiner feinen Gliederung gefeſſelt. Auch geſtattet das Leben in ſolchen Wäldern den einzelnen Stämmen in hohem Grade, ihre Unabhängigkeit zu wahren, und laſſen ſich unter ſolchen geographiſchen Verhältniſſen nicht ſo leicht umfaſſende Weltreiche begründen wie in den Ebenen des Euphrat und in den mongoliſchen Steppen. Der Individualismus und der Freiheitsſinn der Germanen findet hier eine Wurzel in dem Naturmilieu dieſer Völker.

Dieſer Individualismus kann ſich in zwei Richtungen in der Geiſtesentwicklung geltend machen. Einerſeits in einem mächtigen Drang des Empirismus, der Beobachtung der Natur in den feinen Einzelheiten. Dieſer Drang findet ſeine bildliche Darſtellung in den Zwergen des germaniſchen Mythos, die in den Tiefen der Berge, in den Tiefen der Naturanſchauung ihre Detailarbeit verrichten und die Schätze des Erdinnern, die Schätze der Natur dem Menſchen erſchließen. Aber um in dieſe Tiefe dringen zu können, muß uns ein Licht von oben begleiten, gleich jenem Sonnenlicht, das durch die Blätterdecke oder die Nebelſchleier des Himmels bricht: das Vernunftlicht. Und dies führt uns auf die andere Seite, in der der Individualismus der Germanen zum mächtigen Ausdruck kommt: zur Vertiefung in die Regionen des Gemütes und Geiſtes.

Den Namen Wotans, des oberſten der Lichtgötter, der Aſen, deutet Simrock als das „Wiſſen.“ Es legt dies Zeugnis ab von einer merkwürdigen Vertiefung des germaniſchen Geiſtes, der im Lichte der Natur ſogleich das Geiſteslicht ſieht und ſucht. Aus dem „Weisheitsbrunnen,“ aus Mimirs Quell, holt ſich Wotan Rat und Kunde.

Aber auch der lange Winter und die Nebel, die den Geſichtskreis einengen in Nacht und Dunkel, führen zur Verinnerlichung des Lebens und Schauens. Wo die Außenwelt wenig Intereſſantes und Feſſelndes zeigt, geht das Gemüt in ſich, in die eigenen Tiefen, um dort die Schätze jenes „Nibelungenhortes“ zu heben, welche dann die rechtmäßige Beute der Sonnenhelden, der Siegfriede werden. So finden denn auch die Zwerge, die den Schatz ausgegraben, ihren Urſprung in Niflheim oder Nebelheim und heißen darum Niflungen oder Nibelungen.

Mit der griechiſchen Sage verglichen, iſt die germaniſche Götterſage unplaſtiſch, unanſchaulich. Es fehlt ihr die eigentümliche Formvollendung, die entzückende bildliche Schönheit des griechiſchen Mythos. Aber eben dieſe Formvollendung, die das Unendliche und Geiſtige in dem Bilde überall ahnen ließ, feſſelte die Griechen an das Bildliche, Aeußerliche, an die leuchtende Oberfläche. Selbſt die Philoſophie der Griechen dringt vom Gegenſtändlichen, metaphyſiſch Aeußerlichen nie zum eigentlich Innerlichen vor, und trotz der Anregung ihres größten Weiſen Sokrates kam es nie zur eigentlichen Durchführung dieſer Verinnerlichung.

Die Religion der alten Germanen war alſo eine Naturreligion ganz in dem Sinne all der anderen Völker des Altertums; aber es zeigten ſich in den Grundanlagen dieſer Völker Anläufe zu einer bisher ungeahnten Vertiefung und Verinnerlichung, wie wir ſie ſonſt nirgends vorfinden, die Keime zu einer höher gearteten Kultur, die über die jener andern Völker hinausgehen und einer neuen Weltepoche Bahn brechen ſollte. Im innigſten Zuſammenhang mit dieſer Anlage auf Verinnerlichung oder, was

dasſelbe iſt, Vergeiſtigung ſteht nun die Sage von der Götterdämmerung, die ein der germaniſchen Mythologie ganz eigentümlicher Zug iſt, der ſich bei keiner anderen Götterſage findet.

Im endlich Bildlichen ſchauten die Griechen das harmoniſche Bild des Unendlichen, und darum erſchienen ihnen auch dieſe Götter einfach als die Unſterblichen und Leuchtete ihr Olympos im ungetrübten, heiteren Lichte der Ewigkeit. Ueber das Bildliche ging jedoch das germaniſche Bewußtſein hinaus und drang in die Tiefen einer univerſellen Innenwelt, die in jedem Gemüte abgrundtief wie der Brunnen Mimirs myſtiſch ſchimmerte. Das war kein deutliches Erkennen, keine Wiſſenſchaft, ſondern die hohe Ahnung jenes Völkergenius, der die Zeitalter der Geiſtesentwicklung vorbereitet. Die ſpätere Entwicklung germaniſcher Myſtik, Philoſophie und Geiſteserkenntnis überhaupt iſt nur im innigen Zuſammenhang mit dieſen Eigentümlichkeiten des germaniſchen Mythos zu begreifen und ſchlummerte gewiſſermaßen in ſeinen heiligen Träumen wie im Keime, im Embryo der ſpätere Menſch. Es iſt daher der ganze abgrundtiefe Sinn dieſes Mythos wieder nur aus der Eigentümlichkeit der ſpäteren Geiſtesentwicklung in ſeinen feineren Grundlinien zu begreifen.

In die „Nebel“ der Innerlichkeit und ihre Allanſchauung, in deren Fülle alles Bildliche verſinkt, war das germaniſche Bewußtſein vertieft, und dies Bewußtſein, das über alles Bildliche hinausging, mußte den Gedanken der Endlichkeit, die Vergänglichkeit der ſchönen Götterbilder, die Idee des Unterganges dieſer Sonnengötter des bildlichen Bewußtſeins, dieſer zwölf Aſen erwecken, welche in den zwölf Zeichen des Tierkreiſes den Lauf der Sonne während des Jahres darſtellen. Wie die Sonne ſchließlich in den Winternebeln verſchlungen wird, ihre Lebenskraft einbüßt, ſo mußten dieſe Götter, mußte ihr heiterer Kultus, die ganze Kultur dieſes Zeitalters der Naturreligion vergehen. Die große Midgardſchlange, die das Meer abbildet, iſt im allgemeinen eben hier ein Bild der Endlichkeit dieſer bildlichen Anſchauung überhaupt, die in irgend einem Rahmen eingeſchloſſen erſcheint. Mit Baldurs, des Frühlingsgottes Tod, der das baldige Dahinwelken der naiven ſeligen Selbſtgenügſamkeit, die ſich in die Blüten des Mythos wie in eine Frühlingslandſchaft vertieft, andeutet, folgt dann ſchließlich der Kampf der Lichtgötter mit jenen dunklen Mächten. Wotan wird von dem myſtiſchen „Nebel,“ dem großen Fenriswolf verſchlungen; ebenſo wie die Sonne, die eigentlich nur ein „Auge“ dieſes bildlichen Wiſſens darſtellt. Die Midgardſchlange verſchlingt zwar im Vereine mit den großen Wölfen, den großen Wolken oder Nebeln, die Götter der Bilderwelt; aber dieſe Ungeheuer ſelbſt gehen ebenſo dem Untergange entgegen. Aus den Nebeln jener Vertiefung des Gemütes, aus den Nebeln des Gedankens, ſo verkündet dann die hoffnungsvolle Verheißung, ſoll ein neuer Himmel, eine neue Erde, ſollen neue Lichtgötter unvergänglicher Art hervorgehen. Das ſind aber dann Geſtalten, die nicht mehr als bloße Glaubensbilder erſcheinen, ſondern als Lichtgeſtalten des Gedankens, des Erkennens!

Zur Anſchauung von der Götterdämmerung mußten die Germanen aber auch durch andere eigentümliche kulturelle Verhältniſſe hingeleitet werden. So wie das Leben dieſer Völker ein fortwährender Kampf mit einer rauhen Natur, ferner ein Kampf der in „individualiſtiſcher“ Abgeſchloſſenheit und im Freiheitsdrang ſich abſondernden einzelnen Stämme miteinander und mit fremden Völkern war, ſo waren auch ihre Götter in ähnlicher Weiſe wie die perſiſchen Gottheiten Götter des Kampfes. Nicht das ſelige Beruhen, die Beſchaulichkeit wie in Indien, die ſchöngeiſtige Anſchauung, die Aiſthesis und die Theoria wie bei den Griechen, ſondern nur der Kampf führte in ſelige Götterhöhen des Schauens und Lebens, in die Walhalla. Nur dem Kämpfer eröffneten ſich ihre Hallen. Als der mächtigſte Feind zugleich, als Gegenſtand der ſchätzegierigen Genußſucht, aber zugleich ein Gegenſtand geheimen Schauderns, erſchien den Germanen das große römiſche Reich. Sie fühlten ihre ſittliche und zugleich trotz ihrer Unreife auch die verborgene kulturelle Ueberlegenheit ihres Stammes über die kulturell ſo hoch entwickelten, doch ſittlich verkommenden und intellektuell erſtarrenden, fortſchrittsunfähigen Römer. Sie mußten eben mit der Gewißheit des äußeren Sieges das Gefühl der Ueberlegenheit dieſer ungleich gereifteren Kultur haben, und ahnen, daß ſie kulturell ſamt ihrer naiven Welt der Götterbilder von dieſem Ungeheuer ebenſo verſchlungen werden mußten, wie ihre Götter von den ungeheuren Wolfsgeſtalten. Eine tiefe Melancholie mußte die Gemüter der Edelſten und Weiſen, der Seher erfaſſen angeſichts dieſer Sachlage. Aber es war zugleich in ihnen auch die Hoffnung auf einen neuen Frühling der Kultur und die Hoffnung nicht erſtorben, daß denn doch dieſe damals noch ſo unentwickelte ureigene Geiſteskraft der Germanen den Sieg davontragen werde über den Romanismus und die neue höhere Kultur, den neuen Himmel und die neue Erde vorbereiten und ſchaffen werde.

Dieſe Götterdämmerung iſt denn über die Germanen und ihre Götterwelt auch hereingebrochen in der Geſtalt des kirchlichen Chriſtentums. Nachdem die Waffen der Römer erlegen, haben die waffenloſen Prieſter Roms die germaniſchen Völker unterworfen, in ein furchtbares Joch des Geiſtes gezwängt. Die Nebel erſchienen hier nicht in der Geſtalt abſtrakter Gedanken, ſondern in der Geſtalt lebensverneinender Phantome, die das hohe Selbſtbewußtſein der Germanen in kirchlich-chriſtlicher Demut bis in den Staub niederzubeugen wußten. Im Gegenſatz zur Lehre Chriſti, die die Menſchen zu Göttern machen wollte, nach dem eigenen Worte des Religionsſtifters, ging das Beſtreben der antichriſtlichen Reaktion gegen die Idee des Chriſtus dahin, die Menſchen als elende ſündige „Kreaturen,“ die aus eigener Kraft zu nichts Gutem fähig wären, ſo tief als möglich zu entwürdigen. Dieſe entwürdigten moraliſch und intellektuell in den Staub getretenen Menſchen konnte man dann in die ſataniſchen Feſſeln des „römiſchen“ Rechtes ſchmieden, die freien Markgenoſſenſchaften ihres Grundes und Bodens berauben und ihre Bewohner zu Sklaven machen.

Im Stillen aber glühte das Feuer dieſer Verinnerlichung, deren erſte Anregung, durch die Gnoſtiker und die Renaiſſance in ihrer höchſten vergeiſtigten Form aus dem Oſten gekommen war, weiter. Es glimmte in der deutſchen Myſtik und ſchlug in hellen Flammen auf in der Reformation. Luther tritt im eigenen Innern in unmittelbare Beziehung zu ſeinem Gott und bedarf nicht der Vermittlung römiſcher Prieſter. Doch auch er verkündete noch neben der Verherrlichung dieſes Gottes die verhängnisvolle Lehre von der Entwürdigung des Menſchen. Aber im Lichte der Erkenntnis und der Wiſſenſchaft ſehen wir die Morgendämmerung des neuen Weltalters und jenen großen Sonnenaufgang herannahen, der den Geiſteskämpfern die Walhalla des Gedankens eröffnen wird, und die in ſeinen ſanften Strahlen ruhende lichtvolle und friedliche Welt einer edleren Kultur.

Dr. Eugen Heinrich Schmitt.

Der deutſche Mythos

im Lichte der modernen Erkenntnis und Bildung.

Der Mythos iſt ein wirklicher Schatz, den unſere Ahnen aufgeſpeichert haben; er enthält ihr Denken und Dichten; er iſt ihre Philoſophie und Poeſie. Heute hat jede Geiſtesrichtung ihr eigenes abgegrenztes Gebiet; damals vereinigte ſich alles im Mythos. Was die Alten erkannten, und was ahnungsvoll ihrem Geiſte entſtieg, das legten ſie nieder in ihren Mythen, nicht in abſtrakten Begriffen, ſondern in Bildern, wie ſie ihrem naiven geiſtigen Standpunkte entſprachen. So enthält der Mythos Erkennen und Schauen, iſt zugleich Wiſſenſchaft und ein Dichtertraum, in dem der Geiſt ſich hinaushebt über ſich ſelbſt, und wenn auch noch dunkel, nur ahnend das erfaßt, was der Mitwelt und gar oft noch der Nachwelt lange ein Geheimnis blieb. Wie ſich alle geiſtige Entwicklung vollzieht, ſo geſchah ſie auch hier. Dunkel ſteigt in einem Dichtergeiſte die Ahnung des allgemeinen Zuſammenhangs des Lebens auf; die nächſten Geiſter nehmen ſie auf; Neues und immer Neues ſchließt ſich an; immer tiefer dringt der Sinn, und ſo wird die erſte Ahnung zum Kern, um den ſich ein geiſtiger Kriſtalliſationsprozeß vollzieht grade durch die Genialſten der Nation. Dies eben erklärt „die Gedankentiefe, die Höhe und Kühnheit der Phantaſie“, die Weite der Vorſchau, die uns Nachgeborenen bei der liebevollen Verſenkung in dieſe Schätze oft genug in Erſtaunen ſetzt. Und fragen wir, wie es möglich war, daß die Naturbilder der alten Träumer und Dichter ſo tiefe genialiſche Blicke in den allgemeinen Entwicklungsprozeß verraten, ſo finden wir den Grund davon darin, daß die Alten noch ganz in und mit der Natur lebten, daß ſie in ihren Betrachtungen noch nicht beirrt wurden durch ein vielgeſtaltetes Wiſſen, daß ſie deshalb immer die Geſamtnatur im Auge behielten, während die Späteren vom Einzelnen ſo angezogen wurden, daß ſie darüber das Ganze aus den Augen verloren. So wurde den Alten die Geſamtnatur zum Spiegel des Menſchendaſeins, wie uns, nachdem wir die ſtrikte Einheitlichkeit der Natur begriffen haben, umgekehrt das Menſchendaſein zum Spiegel der Geſamtnatur, zum Mikrokosmos wird.

Und an dieſem Schatz geht die deutſche Nation achtlos vorüber! Wir wünſchen eine nationale Erziehung unſerer Jugend und eine größere Pflege des Nationalbewußtſeins, das gerade in unſerem Volke nicht beſonders ſtark iſt; aber es iſt antinational, daß der erziehliche Unterricht unſerer Jugend beginnt mit der genauen Einführung in babyloniſch-judäiſche Mythen, deren ſittlicher Gehalt durchaus nicht höher, eher ſogar tiefer ſteht als der unſers nationalen Mythos. Es gibt keinen höheren ſittlichen Gedanken als den, den das deutſche Götterdrama enthält! Es iſt antinational, daß die leitenden Kreiſe an dem altteſtamentlichen Sagenſtoff ſo krampfhaft feſthalten, nur weil er einſt einer unaufgeklärten Zeit als „Gottes Wort“ gegolten hat, wofür ihn doch ſchon längſt kein Vernünftiger mehr hält. Es iſt antinational, daß in den höheren Schulen die reifere deutſche Jugend mit dem griechiſchen und römiſchen und ſogar mit dem ägyptiſchen Mythos aufs innigſte vertraut gemacht wird, dagegen nichts oder doch nur das Allerdürftigſte von dem nationalen Mythos erfährt! Sollte ſich denn die deutſche Jugend nicht erheben können an der Geſtalt Balders, der Verkörperung des Religiöſen, der Unſchuld und abſoluten Reinheit? Und könnte ihr nicht die Lichtgeſtalt Freyrs ein Vorbild ſein, dieſes Abbild des Friedens, der Freude und des Segens, von dem es heißt, daß er keinem Mädchen und keiner Frau jemals Tränen entlockte und jeden befreit aus Feſſeln? Man muß nur beobachtet haben, wie die Augen der Kinder leuchten und begierig an den Lippen des Erzählers hangen, wenn ihnen das gewaltige Götterdrama unſers Mythos erzählt und gedeutet wird; man muß das Intereſſe Erwachſener erfahren haben, das jeder Eröffnung eines Tiefblicks unſerer Mythen entgegengebracht wird, um überzeugt zu ſein, daß in unſerm Mythos Schätze noch ungehoben liegen, die berufen ſind, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit und Einheit der deutſchen Stämme mächtig zu vertiefen. Goethe hat ſchon darauf hingewieſen, daß wir zu unſeren Selbſturſprüngen zurück müſſen, und die Selbſturſprünge der deutſchen Nation liegen in ihrem nationalen Mythos.

Wir wollen endlich zu einer von allem Myſtiſchen und dogmatiſch Widerſinnigen freien deutſchen Religion gelangen. Nicht daß wir zu dem Glauben an die alten Heidengötter zurückkehren, ihnen Opfer bringen und zu ihnen beten wollten; aber das, was ſie wirklich ſind, Abbilder unſers eigenen Daſeins, das wollen wir in ihnen erkennen; den tief ſittlichen Gehalt unſerer Mythen wollen wir erfaſſen und uns daran erheben.

Uebrigens hat die Chriſtenkirche grade unſerm nationalen Mythos vieles entlehnen müſſen, um ihrem Todeskult bei den lebensſprühenden Deutſchen Eingang zu verſchaffen. So iſt das Weihnachtsfeſt, wie es heute noch allein in Deutſchland gefeiert wird, nichts anderes als das altdeutſche Julfeſt, das mit ſeinem Tannengrün und Lichterglanz, ſeinem ſüßen Gebäck und Schweinebraten das Geburtsfeſt Freyrs war. Freyr aber iſt das Symbol der Sonne, deren Wiederkehr von den Germanen um den 21. Dezember herum gefeiert wurde. Freyrs Begleiter war der goldborſtige Eber (die Sonne), und die Schweine waren ihm geweiht. Das Julfeſt war ein ſehr hohes und heiliges Feſt, an dem in der ganzen germaniſchen Welt „Julfriede“ herrſchte und niemand eine Waffe tragen durfte. Trifft das nicht zuſammen mit der Weihnachtsbotſchaft: „Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen?“ Ebenſo hat die Chriſtenkirche aus der germaniſchen Sommerſonnenwendfeier das Geburtsfeſt Johannis des Täufers gemacht, und dem chriſtlichen Oſterfeſte hat die deutſche Frühlingsgöttin Oſtara ſogar den Namen gegeben, wie überhaupt das Oſterfeſt das germaniſche fröhliche Frühlingsfeſt iſt, das die Auferſtehung der Natur aus dem Winterſchlafe feierte. Es wurde im Monat April begangen, der deshalb nach der Frühlingsgöttin „oſtar-mânoth“ hieß. Auch der „Oſterhaſe“ und die gefärbten „Oſtereier“ ſind echt germaniſch-heidniſch; denn der Haſe war wegen ſeiner Fruchtbarkeit der Oſtara geweiht, und die echten Oſtereier mußten gelb und rot ſein, weil gelb die Farbe Oſtaras und rot die des Donners Thor war, deſſen erſtes Gewitter als Frühlingsanfang galt. Was alſo die chriſtlichen Feſte an Volkspoeſie noch heute umgibt und ſie uns Deutſchen ſo traut und ſchön und lieb macht, das grade ſtammt aus unſerm nationalen Mythos!

* * *

Unſere Ahnen, die noch ganz mit der Natur lebten und von dieſer gänzlich abhängig waren, mußten in dem Himmel mit ſeinen Licht und Leben gebenden Geſtirnen den Spender alles Gedeihens ſehen, und daher wurde ihre Religion ein Himmels- und Lichtkultus. Vor allem war es die Sonne, die ſie verehrten; denn ſo lange die über ihnen ſtand, war die Natur voll Licht und Leben, voll Schönheit und Herrlichkeit, und ſchickte der Himmel

dazu erquickenden Regen, so reiften Früchte an Baum und Strauch, so spendeten die Felder Segen für Menschen und Vieh, so herrschten bei ihnen Freude und Ueberfluß; mit ihr aber schwand alles Leben, aller Schmuck, aller Segen und alle Freude. In der Winternacht schien die Natur erstorben; die plätschernden Bäche erstarrten, die Wälder standen kahl und schweigend; die Felder waren öde und leer; statt des blumigen Rasenteppichs umhüllte ein dichter weißer Mantel das harte Erdreich und bannte Tier und Mensch an Hütte und Haus; da herrschten Finsternis und Mangel. Dem Himmel und der Sonne verdankten sie alles; ihnen waren sie also Verehrung schuldig, und so wurde ihr Mythos eine Naturſymbolik, die das jährliche Erwachen, Erblühen und Versinken der Natur unter der Einwirkung des Himmels und der Sonne wiederspiegelt.

Da nun der einfache Naturmensch die Außenwelt nur nach Maßgabe seiner selbst beurteilen kann, so findet er sich selbst in der Natur wieder; die äußeren Vorgänge erscheinen ihm als Wiederholungen der Vorgänge seines eigenen Lebens, und daher haben die Alten den Himmel, die Sonne und die wirkenden Kräfte vermenschlicht. Aber das Geschehen in der Natur geht in seiner Größe und Gewalt weit hinaus über alles Menschliche, und deshalb mußte diese Vermenschlichung weit gewaltigere und höhere menschliche Gestalten ergeben; die mächtigen zerstörenden Gewalten wurden zu Riesen, die geheimschaffenden Kräfte der Erde zu kunstvollen Zwergen, der Himmel wurde zum Allvater Odin, und die Sonne in den verschiedenen Stadien des Jahreslaufes fand ihre Personifikation in den 12 Asen, und die Götterſagen ſind Frühlings-, Sommer-, Herbſt- und Wintermythen, in denen der Wechsel der Jahreszeiten dargestellt wird teils als ein Kampf Odins und der Asen gegen die Sturm- und Frostriesen, in welchem Kampf im Frühling die Asen, im Winter die Riesen siegen, — teils als ein Liebeswerben Odins oder einer der Asen um die von den Winterriesen in Frost und Eis gefangen gehaltene Jungfrau Erde, die als Rinda, Gerda, Billungs Maid erscheint, mit der folgenden Hochzeit und Befruchtung. Der Hochsommer wurde dargestellt als „Traum Odins“ und als Tod und Verbrennung Balders und der Winter als „Götterdämmerung“. Daß auch die germaniſchen Feſte dem Wechsel der Jahreszeiten galten, wurde schon gesagt.

Indessen ſind die Alten bei den bloßen Naturbildern nicht stehen geblieben Gerade die Vermenschlichung der waltenden Kräfte wurde die Veranlaſſung zur allmählichen Vergeiſtigung der Mythen und mythiſchen Geſtalten. Alles Menſchliche iſt endlich und vergeht; deshalb war den ſo gewonnenen höheren Mächten ſchon von ſelbſt eine Endlichkeit gegeben. In der Menſchengeſtalt konnten die Götter nur Zeitgötter ſein, die wie die Menſchen durch Abfall vom Guten ihre Unſchuld verlieren, ſündig werden, ſich damit ſelbſt ihr Grab graben und endlich untergehen. Dieſe allmähliche Vertiefung der Mythen nannte Karl Simrock „Mythenverſchiebungen“, die ihm für die Mythologie ſo wichtig erſchienen wie die Lautverſchiebungen für die Sprachkunde. Simrock unterſchied vier ſolcher Mythenverſchiebungen, die da zeigen, wie die Mythen von dem natürlichen Gebiete auf das ſittliche hinüberrücken; er ſagt: „Urſprünglich bezogen ſich die Mythen auf das Naturleben im Kreislauf des Tages oder Jahres. Aber Tagesmythen erweitern ſich zu Jahresmythen, weil der Sommer der Tag, der Winter die Nacht des Jahres iſt. So ſind auch Sommer- und Wintermythen erweiternder Umbildung fähig; der erſte Schritt, der hier zu geſchehen pflegt, iſt ihre Uebertragung auf Leben und Tod; denn der Winter iſt der Tod der Natur; der Sommer weckt Pflanzen und Tiere zu erneutem Leben. Mit dieſer zweiten Erweiterung iſt ſchon ein Rieſenſchritt geſchehen: Tod und Leben ſind die großen Probleme, womit ſich alle Mythologien zu beſchäftigen pflegen Aber dabei bleiben ſie nicht ſtehen; am wenigſten tut das die unſere. Mit dieſem Leben iſt es nicht zu Ende; der Tod iſt kein Tod auf ewig: wie auf den Winter, den Tod der Natur, ein neuer Frühling folgt, ein neues Leben, ſo iſt auch vom Tode noch Erlöſung zu hoffen; die Hölle läßt ihre Beute wieder fahren: die Pforten der Unterwelt können geſprengt werden, und gerade dies iſt der Inhalt vieler deutſcher Mythen, Märchen und Sagen. Die Bedingungen, an welche dieſe Erlöſung geknüpft iſt, rücken den Mythos von ſelbſt auf das geiſtige Gebiet; ſie empfangen nun eine ſittliche Bedeutung, während ſie urſprünglich nur eine natürliche hatten. Aber auch dieſe Erweiterung iſt noch nicht die letzte, deren ſich die Mythen fähig zeigen: nicht bloß die Schickſale des einzelnen Menſchen ſind von Geburt und Tod begrenzt, auch die Welt wird geboren: wir nennen das Schöpfung; andererſeits verfällt ſie dem Tode: das iſt das, was wir Weltuntergang zu nennen pflegen. Die Schöpfungsgeſchichte iſt ein Gegenſtand aller Mythologien; der deutſchen Mythologie iſt es eigentümlich, daß ſie auch den Untergang der Welt ins Auge faßt, ja ihn zum Hauptgegenſtand ihrer Anſchauungen erhebt. Hier erfahren nun die Mythen ihre letzte und mächtigſte Erweiterung: urſprünglich nur auf den Wechſel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, alſo den Kreislauf des Tages, des Jahres bezüglich, werden ſie nun auf das große Weltenjahr ausgedehnt: denn auch mit dem Untergang der Welt iſt es nicht zu Ende; es folgt ihre Erneuerung, ihre Wiedergeburt; die Erde taucht aus der allgemeinen Flut wieder auf und grünt, die Aecker tragen unbeſät, und verſüngte, entſühnte Götter werden ein geiſtigeres Menſchengeſchlecht beherrſchen, das irdiſche Bedürfniſſe nicht kennt; der Morgentau iſt all ſein Mahl. Hier iſt die ſittliche Umbildung am ſtärkſten hervorgehoben; denn die allgemeine Entſittlichung war es, welche den Untergang der Welt herbeigeführt hatte; aber jetzt hat der Weltbrand mit der Sünde das Uebel aus der Welt getilgt, und die ſelige Unſchuld der Götter und Menſchen kehrt zurück, um nicht wieder zu verſchwinden.“ (Simrock, „Handbuch der deutſchen Mythologie.“) Für uns iſt die Sache damit noch nicht abgetan; wir unternehmen eine fünfte Verſchiebung, indem wir die Naturſeite und das Myſtiſche gänzlich fallen laſſen, in den Mythen nur Reinmenſchliches ſehen und das darin eröffnete Sittliche und Geiſtige unſerer heutigen Erkenntnis gemäß fortführen. Daß das geſchehen kann, ohne dem Vorhandenen Gewalt anzutun, hat ſeinen Grund in der Einheitlichkeit der Natur. Das Menſchenleben unterliegt eben denſelben Bedingungen und Geſetzen wie die übrige Welt! Bevor wir jedoch darauf eingehen, wollen wir noch das hervorheben, wodurch ſich unſer nationaler Mythos vor allen anderen auszeichnet.

Es verrät einen Tiefblick in das Weſen der menſchlichen Natur, daß hier eine Seherin, die Wala, zur Verkünderin des Mythos gemacht iſt. Die Alten wußten alſo, daß die Gemütspotenz der reinen Weiblichkeit ein Quell eines divinatoriſchen, eines geheimnisvollen Ahnens und Schauens iſt, woraus ſich auch ihre Ehrfurcht vor den Frauen erklärt ſowie ihre Sitte, in allen ernſten Lagen den Rat ihrer „weiſen Frauen“ einzuholen. Ferner zeichnet ſich unſer nationaler Mythos aus durch ſeine ſtrenge Einheit und Geſchloſſenheit, wodurch er in einem ſcharfen Gegenſatz ſteht zum griechiſchen, der in lauter Gruppen

zerfällt, in dem aber von der Bedeutung des Ganzen kaum die Rede iſt. Unſer Mythos bildet, wie Prof. Hauch treffend ſagte, „ein ſtreng zuſammenhängendes Drama mit einer ſchon von Anfang an vorbereiteten und notwendigen Kataſtrophe, eine wahre Tragödie, wo jedes Einzelne nur als ein Glied des Ganzen ſeine Bedeutung hat, wo die bleichen Geſtalten ſchon von vornherein und durch ihre eigene Schuld dem Tode geweiht ſind, und wo ſowohl die irdiſche als die göttliche Herrlichkeit unter den großartigſten Kämpfen zu Grunde geht; wo aber auch eine höhere Idee, ja vielleicht die höchſte, die ſich je durch eine Tragödie ausſprach, aus den Ruinen der geſunkenen Herrlichkeit hervorleuchtet." — nämlich die Idee einer reineren Wiedergeburt! Ja, dieſes gewaltige Drama weiſt ſogar ſchon die noch heute üblichen fünf Akte auf; denn den erſten Akt bildet die Entſtehung der Welt, der zweite iſt das goldene Zeitalter, der dritte Odins Traum, Balders Tod und Verbrennung, der vierte die Zeit nach Balders Hinſcheiden, und der fünfte iſt die Kataſtrophe: der Untergang oder die Götterdämmerung.

Sehr bemerkenswert iſt auch, daß die Germanen ſich die Welt nicht als von den Göttern geſchaffen, ſondern als geworden dachten. Mag dieſes Werden noch ſo phantaſtiſch und formlos erſcheinen, ſo liegt doch darin bereits der Gedanke der Entwicklung. Und mehr noch! Es iſt in unſerm Mythos ſogar der Entwicklungsgang des Menſchlichen richtig vor- und bis ans Ende abgeſchaut, — der Entwicklungsgang, wie ihn Schiller poetiſch ausdrückte in den Worten: „Alle Völker, die in der Kultur begriffen ſind, müſſen ohne Unterſchied durch Vernünftelei von der Natur abfallen, ehe ſie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können," und wie er in der Philoſophie ſeit Fichte, Schelling und Hegel als „dialektiſcher Prozeß" bekannt iſt. Dieſer Prozeß, der für die menſchliche Entwicklung in der Tat ſeine Gültigkeit hat, iſt: die Poſition gelangt durch die Negation zur Affirmation, d. h. das Naturgegebene oder die Naturanlage (Poſition) gelangt durch Abirrung (Negation) zur Erkenntnis des Naturgewollten und kehrt auf Grund der Erkenntnis zur Natur zurück (Affirmation); das Naturgegebene wird alſo durch die Negation beſtätigt und befeſtigt. Die Menſchen mußten die Wege der Natur verlaſſen, um zu verkennen, was ſie von Natur wegen ſollen, weil Bewußtſein eben nur durch Irrtum möglich iſt. Daher haben unſere Dichter den Irrtum ſogar über Gebühr geprieſen. Und daß auch Jeſus von Nazareth die Bedeutung der Abirrung (Negation) in der Bibel „Sünde" genannt, richtig erkannt und gewürdigt hat, beweiſen viele Stellen der Bibel. Er verkehrte mit den Sündern und aß mit ihnen; er verzieh den Sündern und ſagte: „Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein;" er ſtellte einen Sünder, der Buße tut (d. h. zur Einſicht gelangt), über 99 Gerechte, und er veranſchaulichte die Wirkung der Negation ſogar in ſeinem prächtigen Gleichnis vom verlorenen Sohn!

In unſerm Mythos tritt auch ſchon das Geſetz der Polarität (Gegenſätzlichkeit) auf und iſt zwiſchen Odin und Loki mit einer Naturwahrheit und Tiefe erfaßt und durchgeführt, die unſere höchſte Bewunderung erregen muß, um ſo mehr, als über dieſe Gegenſätzlichkeit noch heute große Dunkelheit herrſcht, obwohl ſie dem deutſchen Volke nie wieder gänzlich entſchwand. Sie tauchte in der Fauſtſage wieder auf und beſchäftigte unſern größten Dichter ſein ganzes Leben hindurch ſehr ernſtlich; denn in ſeiner Fauſtdichtung ging Goethe demſelben Problem nach, das unſer Mythos bereits in Odin und Loki aufgegriffen hatte.

Daß der germaniſche Mythos auch eine dunkle Spur von einer alten Flut (der Sintflut) enthält, mag nebenbei erwähnt ſein. Es heißt, daß Odin und ſeine Brüder den Urrieſen Ymer (d. i Rauſcher) erſchlugen und daß in ſeinem Blute alle ſeine Kinder ertranken mit Ausnahme Bergelmirs und ſeiner Frau, die ſich in einem Boote retteten und die Stammeltern des jüngeren Rieſengeſchlechts wurden.

Endlich müſſen wir noch darauf hinweiſen, daß ſich der religiöſe Glaube unſerer Väter nicht etwa erſchöpfte mit Odin und dem Kreis der Aſen, die als menſchliche Geſtalten keine Ewigkeit beanſpruchen konnten. Ueber dieſen glaubten ſie einen höheren Gott, einen Gott des Friedens. Und dieſe höhere Macht war den Germanen nicht wie den Griechen und Römern ein allgemeines Schickſal, ſondern ein individuelles Weſen, eine wirkliche Perſönlichkeit. Ein Weſen aber, das ſich über alle Grenzen erhebt, konnte durch eine endliche Darſtellung nicht begrenzt werden, und da es unmöglich war, von dieſem univerſellen Weſen eine Geſamtvorſtellung zu gewinnen, ſo haben ſich unſere Ahnen ebenſo wie andere Völker dieſes Weſen durch Perſonifikation ſeiner Aeußerungen in Natur und Leben näher zu bringen geſucht und ſich damit gewiſſermaßen Teilvorſtellungen von dem Einen geſchaffen. Im Grunde genommen ſind unſere Vorfahren alſo Monotheiſten geweſen. Dieſer „Fimbulthr", dieſer „große Gott" oder „Starke von oben," blieb wie hinter einem Vorhange, bis der Zeiten Erfüllung gekommen und die Gewalt der böſen Mächte gebrochen war; aber von ihm rühren doch wohl die räſelhaften „goldenen Tafeln" her, die die Aſen im Uranfang beſaßen und die ſpäter verloren und vergeſſen wurden. Dieſe Tafeln enthielten eben die Runen (die Lehre) des großen Gottes, und dadurch, daß ſie vergeſſen wurden, wurden eben die Aſen ſündig. Als dann die Götter aus der „Götterdämmerung" geläutert erwachten, da fanden ſie die verlorenen und vergeſſenen Tafeln im Graſe wieder und erinnern ſich der alten Runen des großen Gottes.

Das Weltgebäude ſtellten ſich die alten Germanen vor unter dem Bilde der Eſche Ygdraſil, die drei gewaltige Wurzeln ausſandte, unter denen die Hel mit dem Totenreich, die Rieſen und Menſchen hauſten. Unter jeder Wurzel war ein Brunnen: unter der zur Hel der Brunnen Hwergelmirs, unter der zu den Rieſen der Brunnen Mimirs, in dem Weisheit verborgen iſt, und unter der zu den Menſchen Urdas Brunnen, an dem die Nornen, die Schickſalsgöttinnen, wohnten.

Der Weltbaum leidet mehr, als die Menſchen wiſſen; denn zerſtörende Gewalten nagen an ſeinen Wurzeln und in ſeiner Krone, und er wäre längſt verdorrt, wenn die Nornen nicht jeden Tag ſeine Zweige mit dem Waſſer aus Urdas Brunnen begöſſen.

Dieſe Mythe iſt zwar wild phantaſtiſch, hat aber einen tiefen Sinn. Schon daß ſich die Alten die Welt als einen Rieſenbaum vorſtellten, zeigt uns, daß ſie die Welt als ein einheitliches organiſches Ganze anſahen. Die böſen Mächte, die das Leben bedrohen, ſind das Subjektive gegenüber dem Subſtantiellen oder Univerſellen, (die Selbſtſucht gegenüber dem Gemeinſinn), und dieſes Subſtantielle iſt vertreten durch die Nornen: Urd (Vergangenheit), Verdande (Gegenwart) und Skud (Zukunft); ſie ſind göttlichen Urſprungs und die Vertreterinnen des Fimbulthr; daher unterſtehen auch die Zeitgötter ihrer Macht. Sie ordnen das Schickſal des Menſchen, ſind das Verbindungsglied zwiſchen den Menſchen, den Zeitgöttern und dem großen Gott, und ſie ſind es, die das Leben pflegen und erhalten. Die Nornen ſind alſo das Bild des

Ewigen im Menſchlichen, mithin des Religiöſen oder des Elements, das Goethe „das Ewigweibliche“ nannte. Die Mythe zeigt alſo auch, daß die Alten die Erhaltung des Lebens auf einen tieferen verborgenen Quell zurückführten.

Den Brunnen Hwergelmir (rauſchender Keſſel) deutet Simrock als das Meer, den Urquell alles Seins, dem einſt der Urſtoff entquoll, und zu dem alles Sein zurückſtrömt; Urdas Brunnen ſei die Menſchengeſchichte, und Mimirs Quelle das, was über die Menſchengeſchichte hinausliegt. Wir ſehen in Mimirs Brunnen, der den Rieſen zugewendet liegt, alſo eine Weisheit von finſterer Natur, das aus dem Empiriſchen, der Erſcheinungswelt, alſo aus der Erfahrung gewonnene Wiſſen, das ja mit mancherlei Leiden verknüpft iſt, gegenüber dem Reingeiſtigen und Sittlichen, das die Aſen im Uranfange, in der Zeit ihrer Unſchuld, beſaßen, und das in jeder Menſchennatur a priori angelegt und eröffnet iſt.

Das älteſte germaniſche Göttergeſchlecht waren die Rieſen, denen die Alten auch Opfer darbrachten, um die Naturgewalten in günſtiger Stimmung zu erhalten. Später wurden ſie von jüngeren, geiſtig höher ſtehenden Göttern verdrängt und zu dieſen in Gegenſatz geſtellt; ſchließlich ſind ſie nur noch die perſonifizierten zerſtörenden Naturgewalten, die Geiſter der Nacht, des Winters, des Meeres und der Stürme. Vielleicht gab die Länge des Abendſchattens den Anlaß zur Annahme von mächtigen Rieſengeſtalten. Da die Rieſen Abkömmlinge des Urrieſen Ymer (Chaos) ſind, den die Götter erſchlagen mußten, damit aus ſeinen Gliedern die Welt entſtünde, ſo iſt ihnen alles zuwider, was Erde und Himmel wohnlich macht; daher führen ſie gegen alles Beſtehende einen Vernichtungskampf. Die Mythen erzählen, wie ſie den Göttern die Gabe der Poeſie, die das Leben verſchönt und jugendlich erhält, zu entwenden ſuchen, wie ſie nach dem Beſitz von Sonne und Mond ſtreben, Iduna, die Göttin der ewigen Jugend, rauben, Freya, die Göttin der Liebe und Schönheit, begehren und die Erdgöttin Gerda (Hertha) in Winterſchlaf halten. Die Götter ſind daher in ſtetem Kampf mit der Rieſenwelt, und vor allem ſtreitet der Gewittergott Thor gegen ſie. Die Rieſenwelt hieß Utgard, d. i. die äußere Welt. (Gardr bedeutet Zaun.)

Es gab Froſt- oder Winterrieſen, Hrimthurſen (Hrim iſt Reif), die im kalten Norden (Niflheim) hauſten; ein ſolcher war Thrymr. Im Süden (Muſpelheim), aus dem die heiße Sommerſonne kam, wohnten die Feuerrieſen, die auch „die Söhne Muſpels“ genannt werden; ihr Fürſt Surter (der Schwarze) bewacht mit flammendem Schwert (Sonnenſtrahlen) ſein Reich. Im Meere hauſten die Waſſerrieſen und zwar der winterliche Hymer und der ſommerliche freundliche Aegir, deſſen böſe Gattin Ran mit ihren Wellenmädchen die Meereswellen erzeugt und die verunglückten Seeleute und Ertrinkenden in einem Netz auffängt. Zu den Meerrieſen zählt auch die Midgardſchlange, jenes Ungetüm, das ſo groß iſt, daß es ſich ſelbſt in den Schwanz beißt, ein Bild des Weltmeeres, das die Erde umſchlingt. Sie iſt die größte Feindin Thors, die er aber vergeblich bekämpft. Die Ueberflutungen des Meeres und ihre Zerſtörungen ſind eben nicht zu überwinden. An Aegir, an Ran und ihren Wellenmädchen haben unſere bildenden Künſtler einen vortrefflichen nationalen Stoff. — Endlich werden noch Sturmrieſen genannt; der gewaltigſte war Hräswelgr (Leichenverſchlinger), der in Geſtalt eines Adlers am Ende des Himmels im Oſten ſaß und durch ſeine Flügel die Orkane erzeugte; ein anderer war Thiaſſi, der Vater der Skadi, die dem Njord vermählt wurde.

Von den vielen trefflich ausgeſchmückten Mythen wollen wir hier kurz nur eine anführen, die draſtiſchſte: „Des Hammers Heimholung.“

Einſt hatte der Winterrieſe Thrymr dem ſchlafenden Thor den Hammer Miölner (Malmer) geraubt und ihn 8 Raſten (Wegmeilen) unter der Erde verborgen. Als Thor zürnend erwacht und ſeine Waffe vermißt, iſt es Loki, der in Freyas Federkleid nach Rieſenheim fliegt und den Hammer bei Thrymr erkundet. Der Rieſe verlangt für die Herausgabe Freya als Braut. Als nun Freya die angebotene Heirat entrüſtet zurückweiſt, da wird Thor ſelbſt mit Freyas Kleidern und Schmuckſachen ausgeſtattet und von Loki, als Freyas Magd verkleidet, dem Rieſen als Braut zugeführt. Thrymr, der reich iſt an ſchwarzen Ochſen und goldgehörnten Kühen und anderen Schätzen, richtet ſeinen Genoſſen einen Hochzeitsſchmaus an, bei dem die verſchleierte Braut einen ganzen Ochſen, 8 Lachſe verzehrt und dazu 3 Fäſſer Met trinkt. Der erſtaunte Rieſe hebt den Brautſchleier, um ſich die gefräßige Braut anzuſehen, fährt aber entſetzt zurück vor dem brennenden Blick, der ihm wie Feuersglut entgegenblitzt. Loki erklärt ihm dies als Sehnſucht der Braut, die 8 Nächte aus Sehnſucht nach Rieſenheim nicht habe ruhen und ſchlafen können. Während nun Thrymr den Hammer herbeiſchafft, um damit die Ehe zu weihen, tritt die alte Schweſter des Rieſen herzu und verlangt Freyas Schmuck als Brautgeſchenk. Als dann Thrymr den Miölner der Braut in den Schoß legt, da lacht dem Thor das Herz in der Bruſt; er hebt den Malmer mit gewaltiger Fauſt, zerſchmettert dem Thrymr das Haupt, erſchlägt das ganze Rieſengeſchlecht und auch die grämliche Schweſter. — Und nun die Deutung. Thrymr iſt der Winter; ſeine ſchwarzen Ochſen und goldgehörnten Kuhherden ſind die düſteren und die von der bleichen Winterſonne rot geſäumten Wolkenherden des Winterhimmels; ſeine vielen Schätze ſind die in der harten Erde ſchlummernden Saaten. Nur Freya, der lichte, heitere Frühlingshimmel, fehlt ihm, die toten Schätze zu heben. Thor ſchläft und ſein Hammer ruht 8 Raſten unter der Erde, bedeutet: in den 8 Wintermonaten gibt es kein Gewitter; aber Thor erwacht zürnend: es naht die Frühlingsmacht. Loki, der Feuergeiſt, fliegt in Freyas Federkleid voraus: das erſte Wetterleuchten ſchießt aus den weißen, jagenden Frühlingswolken hervor. Thors Gefräßigkeit beim Hochzeitsſchmaus deutet darauf, wie die milde Frühlingsluft das dunkle Gewölk, die Eis- und Schneemaſſen verzehrt. Die ſchmuckloſe, grämliche Rieſenſchweſter, die Freyas Schmuck verlangt, iſt die kahle, verarmte Wintererde, die ſich nach dem blumigen Grün der Frühlingserde ſehnt. Schon zuckt der erſte Blitzſtrahl aus dem Wolkenſchleier der Wintermacht entgegen, und hat der Frühling ſeine volle Kraft wieder gewonnen, ſo bricht das erſte Gewitter in ſeiner ganzen Gewalt aus; der Winter wird überwunden, die Schweſter erſchlagen, alſo das harte, ſchmuckloſe Erdreich geſprengt, und die Winternot hat ein Ende.

Einen Gegenſatz zu den dummen, ungeſchlachten Rieſen bilden die klugen, zierlichen Zwerge (Alben), die Geiſter der Natur, die das geheime Schaffen im Innern beſorgen. Ihr Reich iſt Alfheim, das Innere der Gebirge und der Erde überhaupt. Sie bewirken das Wachstum und herrſchen über die Schätze des Erdinnern, das Gold und die Metalle. Die Schwarzalben arbeiteten in ihren rußigen Schmiedewerkſtätten, und da ſie ſehr klug und kunſtfertig waren, ſo fertigten ſie die wunderbarſten Sachen, die ſie öfter den Göttern ſchenkten. Thors Hammer, Odins Ring und Spieß, Freyas Halsband, Freyrs Schiff

ſowie die wunderbare Schnur, die den Fenriswolf feſſelt, wurden von ihnen gemacht. Die Lichtalfen (Elben, Elfen) ſind die verkörperten Abend- und Frühnebel. Alle Alben lieben die Finſternis und wagen ſich nur nachts hervor; ſobald es hell wird, müſſen ſie wieder ins Dunkle des Erdinnern zurück; überraſcht ſie ein Sonnenſtrahl, ſo werden ſie in Stein verwandelt. Daß in der Dämmerung die weißen Nebel oft wunderliche Geſtalten gewinnen (Erlkönigs Töchter!), und daß im Dunkel der Nacht alles um uns ein geſpenſtiſches Leben annimmt, iſt ja bekannt, und ſo glaubten unſere Vorfahren, daß nachts die Alben und Elben ſpuken, die Menſchen necken und ſchrecken. Mit der Wiederkehr des Lichts verſchwindet die ſpukhafte Täuſchung, und alles erhält wieder beſtimmte Form. Grade dieſe Kleingeiſter, mit denen die Phantaſie der Alten reicher noch als die Griechen die ganze Natur belebten, ſind ein Beweis von dem lebhaften und ſinnigen Naturgefühl unſerer Ahnen, und dieſe „Holden“ haben als Elfen, Hausgeiſter, Heinzel-, Butze-, Wichtelmännchen, als Feld-, Wald-, Waſſergeiſter (Neck und Nixen) den Stoff geliefert zu vielen Sagen und Märchen und ſind die Freunde und Freude unſerer Kinderwelt geworden.

Auf das Menſchliche übertragen, würden die Rieſen, die von gewaltigem Gliederbau mit kleinem Kopf, ungeſchlacht und einfältig, reizbar und furchtbar in ihrem Zorn ſowie auf rohen Sinnengenuß bedacht, geſchildert werden, auf die Rumpfſphäre, das rein Phyſiſche, die elementaren Triebe und Leidenſchaften hindeuten. Als Repräſentanten der rohen Sinnlichkeit werden ſie ſchon durch ihre Namen Jöthen (Freſſer) und Thurſen (Säufer) gekennzeichnet. Die Zwerge dagegen, die klein und von zierlicher Geſtalt mit großem Kopf, klug, kunſtfertig und praktiſch gedacht ſind, würden als Vertreter des Hirns, des Verſtandes innerhalb des Elementaren, der praktiſchen Intelligenz gelten können. Zwiſchen beiden ſtehen die Götter, „die Grundpfeiler der Welt im phyſiſchen und ſittlichen Sinne;“ ſie ſind Abbilder des geſteigerten, idealiſierten Menſchlichen und vertreten die Harmonie des Phyſiſchen und Geiſtigen. Sie kämpfen gegen die Rieſen und wiſſen ſich die Zwerge dienſtbar zu machen, die ihnen die Hauptwaffen für dieſen Kampf liefern müſſen. Liegt nun nicht darin die richtige Lehre, daß der Menſch den Einklang von Natur und Geiſt, die ſittliche Freiheit, die Harmonie in ſich nur erlangen kann durch den Kampf gegen ſeine phyſiſche Natur, ſeine ſinnlichen Triebe und Leidenſchaften, und daß in dieſem Kampfe der Verſtand ſeine Waffe iſt? Und da die phyſiſchen Triebe nicht ertötet werden können, ſo kann auch der Menſch die einmal gewonnene ſittliche Freiheit, die Harmonie, jeden Augenblick wieder verlieren; darum eben iſt der Kampf gegen die empiriſche Natur ein beſtändiger und der Beſitz der ſittlichen Freiheit ein Verdienſt.

Das Götterheim (Godheim) iſt Asgard, das Himmelsgewölbe, wo auch die gemeinſame Götterburg Walhalla angenommen wurde. Die Wohnung der Menſchen iſt Midgard (die mittlere Welt). Es treten zunächſt drei Götter hervor, und ſie ſind „Brüder“, ſtellen alſo drei verſchiedene Seiten einer Einheit dar. Dieſe Trilogie iſt Wodan, Wile und We oder Odin, Hänir und Loki. Davon bezeichnet Odin die Luft, Hänir das Waſſer und Loki das Feuer. Die Erde fehlt, weil ſie der gemeinſame Träger der drei „Elemente“ iſt.

Ueber die geiſtige Bedeutung dieſer Trilogie ſagt Simrock: „Wie Odin auf den Geiſt, ſo ſcheint Wile auf Wunſch und Wille zu deuten, We den Begriff der Heiligkeit und Heiligung zu enthalten.“ Wir ſehen in ihnen etwas anderes. Es heißt nämlich im Mythos, daß bei der Erſchaffung der erſten Menſchen Aſk und Embla (Eſche und Erle?) Odin die Seele, Hänir den Sinn und ſinnige Rede und Loki Leben und blühende Farben gibt. Hiernach muß Odin dem Gemüte, Hänir dem Verſtande und Loki den Trieben entſprechen.

Als Götter werden Wanen und Aſen genannt. Die Wanen waren wohl einſtmals die Hauptgötter der am Meere wohnenden germaniſchen Stämme; ſpäter erſt wurden ſie in den allgemeinen Götterkreis aufgenommen. Auf dieſen Ausgleich deutet wohl der von der Wala erwähnte Krieg zwiſchen Aſen und Wanen hin, der durch Austauſch von Geiſeln beigelegt wurde. Von den Aſen wurde Hänir den Wanen zum Herrſcher gegeben, während von den letzteren Njord und ſeine beiden Kinder Freyr (Fro) und Freya, die bei den Wanen vermählt waren, unter die Aſen aufgenommen wurden.

Die Naturgrundlage der Wanen iſt das Wellenmeer und die daraus aufſteigenden Nebel und Wolken; daher iſt Njord auch Schlittſchuhläufer, hat Freyr ein zuſammenlegbares Schiff (Wolken) und beſitzt Freya ein Federkleid, womit die ſchäumenden Meereswellen und die weißen Federwolken, die Wellen des Himmels, gemeint ſind. Darum wird Freya auch zur „Schwanenjungfrau“ und zur „Wolkenjungfrau“ oder „Walküre.“

Nach Müllenhof iſt „die Summe der Wirkſamkeit der Wanen für die Menſchen ein behagliches und anmutiges Leben in Fülle und Frieden, in Milde und Freundlichkeit.“ Simrock nennt ſie „die Götter des Gemüts und der ſinnlichen Begierden, die in der wiedergeborenen, von Flammen gereinigten Welt keine Stelle finden.“ Wir müſſen ſie aber noch anders deuten. Der Mythos berichtet von ihnen, daß ohne ſie der Begeiſterungstrank der Götter nicht gebraut werden konnte; deshalb ſehen wir ſie an als ein Bild der Phantaſie und des poetiſchen Schaffens. Wie aus dem Meere Nebel und Wolken aufſteigen, ſo entſteigen dem Geiſte ahnungsvolle Bilder und Gedanken, die in der Poeſie Form gewinnen. Es iſt dies grade ein feines und treffendes Bild, das durch einen weiteren feinen Zug noch deutlicher wird. Die Aſen geben ihnen den Hänir, den wir als Vertreter des Verſtandes erkannten, als Herrſcher, und das läßt ſich dahin deuten, daß der Verſtand das Gemütsleben, Phantaſie-ſchaffen und „die ſinnlichen Begierden“ in Herrſchaft nehmen muß. Wir wiſſen doch, daß das Gemüt ohne dieſe Herrſchaft verſchweift, daß die Tätigkeit der Phantaſie, die nicht vom Denken in Grenzen gehalten wird, zu Phantasmen führt, und daß die ſinnlichen Begierden, die nicht durch den Verſtand gezügelt werden, in Verderben bringende Leidenſchaften ausarten.

Odin und Loki.

Odin und Loki ſind die beiden Angelpunkte, um die ſich der ganze Mythos dreht. Odins oder Wodans Naturgrundlage iſt der ganze Himmel; er iſt Tag- und Nacht-, Sommer- und Winter-, Friedens- und Kriegsgott. Als Taggott hat er nur ein Auge (die Sonne) und iſt blind als Nachtgott; als Wintergott weiß er wie die Wala „die Wiederkehr“ (der Sonne). Ein weiter blauer Mantel (der blaue Aether) umhüllt ihn; langes Haar und dichter Bart umhüllen ſein Haupt. Am Arm trägt er den Goldring Draupnir (Tropfer), von dem jede neunte Nacht ebenſo ſchwere goldene Ringe tropfen, das Symbol des Sommerſegens nach den Wintermonden. Auf ſeinem Hengſt Sleipnir (dem Wind) fährt er über Wolken und Wellen daher. Als Friedensgott iſt er der Vater der Menſchen

und ſtreift als Wanderer verkleidet, einen Stab in der Hand und mit tief ins Geſicht gezogenem Schlapphut, um das fehlende Auge zu verdecken (Wolkenſchleier), auf der Erde umher, um der Menſchen Sinn zu erforſchen. Mit Goldhelm und Brünne und ſeinem Speer Gungnir zieht er an der Spitze der Aſen und Einherien aus zum letzten Kampf. Als Luftgott iſt der Aar, als Kriegsgott der Wolf ſein Attribut. Sein Bote iſt Hermoder. Als Wintergott erſcheint er in der Frühlingsmythe vor der Winterburg des Rieſen Hymer als Viehhirt mit den Totenhunden und ſperrt mit vorgehaltenem Stab dem Freiwerber den Zugang zur Erdjungfrau Gerda. Stab und Speer ſind auch ſein Todesdorn, mit dem er in den letzten Schlummer und die Erdjungfrau in den Zauberſchlaf des Winters ſticht.

Odin iſt Gott des Luft- und Geiſteshauchs. Schon ſein Name Wodan und Odin von „watan“ (durchdringen, waten), praet: „wuot“, altnord. „odh“ (daher Odin) d. i. „einer, der durchdrungen hat“ (wovon „Wut“ und „wüten“) kennzeichnet ihn als den Allesdurchdringer. In den ſpäteren Sagen lebt er fort als „der wilde Jäger“ mit dem „wütenden“ Heer.

Simrock ſagt von ihm: „Wie Odin die Luft darſtellt von dem leiſeſten Leben bis zum wütendſten Sturm, ſo iſt er auch auf geiſtigem Gebiete in jeder Gemütsbewegung, in der Begeiſterung wie in der Raſerei, in den zarten Empfindungen der Dichter und Liebenden, wie in der tobenden Kampfwut der Berſerker und Vikinge, die alles vor ſich niederwirft. Wie die Luft alles durchdringt, ſo iſt Wodan der alles durchdringende Geiſt der Natur. Den kriegeriſchen Germanen ſprach er vernehmlicher im Sturm der Elemente und im Sturm der Schlachten als im linden Säuſeln des Hains. Wodan iſt der germaniſche Heldengeiſt.“

Als Gott des Geiſtes grübelt Odin über das Weſen und Schickſal der Welt und heißt in der Edda „der grübelnde Aſe“; er verleiht nicht nur die kriegeriſche, ſondern auch die dichteriſche Begeiſterung. Es iſt eine tiefſinnige Mythe, wie Odin den Dichtermet Odroerir (Geiſtrührer) gewann, der aus dem Blute des weiſen Zwerges Kwaſir, mit Honig gemiſcht, entſtanden war. Kwaſir (Rauſcher, ſchäumende Gährung) verdankte ſein Leben den Wanen und Aſen und vereinigte in ſich, wie Uhland dieſe Abſtammung deutet, den rauſchenden Wohllaut der Wanen und die Weisheit der Aſen, alſo das formale und geiſtige Element der Dichtkunſt. Der Dichtermet wurde von des Rieſen Suttung Tochter Gunnlöd gehütet. Odin gewinnt Gunnlöds Liebe, und die Geliebte erlaubt ihm drei Züge von dem Dichtermet. Odin verſchluckt aber mit den drei Zügen den ganzen Met und entflieht in Adlergeſtalt nach Walhalla, während Gunnlöd in Liebesleid ſich verzehrt. Dieſe Mythe beſagt, daß die Dichtkunſt zwar eine Naturgabe iſt (von Zwergen und Rieſen ſtammt), aber erſt durch Weisheit (Odin) Wert erhält, was von der hohen Auffaſſung unſerer Alten von der Poeſie zeugt, die ihnen ohne Weisheit wertlos erſchien. Die dichteriſche Begeiſterung wird hier als „Rauſch“ bezeichnet: Odin ward „übertrunken“, als er Odroerir gewann, und nur durch die Liebe gelangte er zu dem berauſchenden Trank. Daß dieſer Met mit Honig gemiſcht war, ſcheint mir ebenfalls bedeutungsvoll und auf das Anmutende und Liebliche der Poeſie hinzudeuten. „Auch das iſt tief ergreifend in dieſer wunderbaren Sage vom Werden der deutſchen Dichtung“, ſagt Dahn, „daß wie die Wonne, ſo auch das Weh der Liebe als unentbehrlicher Tropfen in den Becher der Poeſie geſchüttet wird.“

In Walhalla thront Odin auf dem goldenen Hochſitz Hlidskialf, von dem er die ganze Welt überſieht. Zwei Raben Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung oder Vorſchau und Rückſchau) ſitzen auf ſeinen Schultern (daher „Rabengott“). Jeden Tag ſchickt er ſie aus, die Zeit zu erforſchen; ſie nähren ſich von den Leichen der auf den Schlachtfeldern Erſchlagenen und kehren wieder und flüſtern ihm ins Ohr. Daß ſie ſich von den Leichen nähren, bedeutet, daß der Geiſt ſich an dem Vergehen der Dinge bildet. Iſt doch jede Unterſuchung, die unſer Wiſſen erweitert, eine Auflöſung und Vernichtung des betrachteten Objektes! Aus den Leichen der wiſſenſchaftlichen Schlachtfelder ſchöpft unſer Geiſt das Wiſſen. Wie weiſe aber Odin auch war, bisweilen mußte er aus Mimirs Brunnen trinken, in dem alle Weisheit verborgen iſt. Das will ſagen, daß der Geiſt das Erfahrene verinnern, vergeiſtigen muß. Was Odin endlich von der Wala und Saga aufnimmt, das deutet hin auf das Wiſſen, das unſerm Naturgrunde, den magiſchen Gewalten, dem Ewigweiblichen entſteigt, von dem Goethe ſagt: „Des eigentlich Produktiven iſt niemand Herr, und ſie müſſen es alle nur ſo gewähren laſſen.“

Es war für Odin wichtig, viele Helden, die Einherien, um ſich zu ſammeln, die ihm im letzten Kampfe gegen die Rieſen beiſtehen ſollten. Die ſterbenden Helden wurden durch die Walküren von den Schlachtfeldern nach Walhalla geführt, wo ihnen die Ziege Heidrun köſtlichen Met und der Eber Sährimner unerſchöpfliche Nahrung gewähren. Die Einherien laſſen ſich deuten als die einzelnen Entwicklungsmomente des Individuellen, die der Geiſt Odin zu ſeiner Vollendung in ſich aufnehmen muß, und die Walküren, die Erwählerinnen, könnten gelten als die aus dem Geiſte ſtammenden Grundbegriffe, die Kategorien, welche dieſe Aufnahme und ſo die Orientierung über die Welt der Erſcheinungen ermöglichen.

„Es weht uns an wie Schauer aus den Urtiefen unſeres Volkes; gehen wir daran, Odins Runen zu deuten und die Falten zu lüften ſeines dunkelblauen Mantels,“ ſagt Dahn. Wir werden ſogleich noch eine Falte ſeines Mantels lüften, indem wir ſeine reinmenſchliche Bedeutung darlegen, die erſt in ſeiner Verbindung mit Loki recht ins Licht tritt.

Loki iſt Odins Gegenſatz, eine Geſtalt unſeres Mythos, die ihrem Weſen nach keine Naturgrundlage hat; denn die flackernde Flamme kann nur auf ſeine bewegliche und veränderliche Weiſe hindeuten. Loki iſt eine Abſtraktion, eine rein geiſtige Schöpfung von einem Tiefſinn, einer Größe und Gewalt, wie in keinem anderen Mythos zu finden iſt. Man hat in ihm das Prinzip des Böſen ſehen wollen, was aber nicht haltbar iſt. Zwar iſt er der Erzeuger der vernichtenden Gewalten: des Fenriswolfes, der Midgardſchlange und der Todesgöttin Hel; zwar bringt er die Aſen in die ärgſten Konflikte und iſt auch die Urſache des Untergangs der Götter: aber er ſteht den Aſen auch oft genug mit Rat bei und hilft ihnen in ſchwierigen Lagen; er hält ihnen allen ihre Schandtaten und Sünden vor und verſpottet ſie deshalb und iſt endlich auch die Urſache der Reinigung der Götter. Mit dem bibliſchen „Teufel“ läßt ſich Loki ganz und garnicht vergleichen; denn dieſer iſt ein außen ſtehendes Element. Die jüdiſch-chriſtliche Dogmatik läßt das Uebel von außen in die Menſchenſeele gelangen, und nun die Sünde einmal eingezogen iſt, ſoll ſie ſich im Menſchlichen „forterben“. Loki dagegen wird der Bruder Odins genannt, und Odin ſchließt mit ihm obendrein noch den Blutbruderbund. Dies bedeutet, daß Odin und Loki eins ſind, daß beide nur zwei verſchiedene Seiten einer einheitlichen Natur darſtellen. Der deutſche

Mythos ſucht alſo den Grund des Abfalls und des ſogenannten Böſen nicht außerhalb, ſondern in der menſchlichen Natur ſelbſt, und durch dieſen richtigen Gedanken erhebt ſich unſer Mythos hoch hinaus über die jüdiſch-chriſtliche Dogmatik.

Loki iſt die großartigſte Schöpfung, die der dichtende menſchliche Geiſt bisher hervorgebracht hat; ſowohl der griechiſche Herkules, dieſes Bild der geiſtloſen, rohen phyſiſchen Kraft, wie auch der griechiſche Prometheus, dieſer Wohltäter der Menſchen, verblaſſen gegen ihn; denn Loki faßt dieſe beiden Geſtalten in ſich. Er iſt das Symbol des titanenhaften Ringens der Menſchheit nach Befreiung von dem bloßen Naturzwange; er iſt die Zuſammenfaſſung des geſamten menſchlichen ſpontanen Strebens, iſt die feſt auf ſich ſelbſt geſtellte, trotzende männliche Kraft, die in ſich fühlt, daß ſie alles überwinden könne, — eine Geſtalt von kaum faßbarer Größe und Gewalt, da ſie alle Irrungen umſpannt, welche die Menſchheit auf ihrem langen Entwicklungsgange durchleben mußte. Nur einer ſo recken-haften, kühnen, unabhängigen Mannhaftigkeit, wie ſie unſere Vorfahren noch beſaßen, konnte ein ſolch übergewaltiges Bild entſteigen.

Odin und Loki, das ſind nicht nur die Angelpunkte, — es ſind auch die Glanzpunkte unſeres nationalen Mythos, durch die der deutſche Mythos alle anderen Mythen überſtrahlt. Es iſt erſtaunlich, wie die ſchöpferiſche Phantaſie unſerer Altvorderen in dieſen beiden Geſtalten die Polarität der menſchlichen Natur erfaßt und veranſchaulicht hat.

In Odin und Loki iſt der Dualismus innerhalb der einheitlichen Menſchennatur ſymboliſiert. Odin ſtellt das Unbewußte, das Gemüt, das weibliche Element, das Sein oder die in ſich ruhende normale Seite unſerer Natur, — den idealen Faktor dar, und Loki iſt der Repräſentant des nach Bewußtſein ſeiner ſelbſt ringenden, ſpontanen männlichen Elements, der vorwärts ſtürmenden empiriſchen Seite unſerer Natur, des realen Faktors, der das menſchliche Werden bedingt. In der Wechſelwirkung dieſer beiden Faktoren beſteht das Leben, vollzog ſich die geiſtige Entwicklung der Menſchheit, reift noch heute die Entwicklung des einzelnen Menſchen. Der ideale Faktor oder die normale Natur ſucht in ihrer Ruhe, im Sein zu beharren; aber der reale Faktor oder die nach Bewußtſein ihrer ſelbſt ringende empiriſche Natur läßt ſich nicht in Haft halten, und ſo kommt die Trennung dieſer Blutbrüder, und dieſe Trennung iſt der Abfall von der Natur, die Negation, die zu den menſchlichen Irrungen führt, die durch ihre beſchwerlichen, ſchmerzhaften Folgen das Bewußtſein zeitigt. So wird Loki das negative Element und als ſolches das treibende Prinzip im Götterkreiſe, das Gährungselement, das die Aſen in alle Sümpfe führt und die Urſache zu ihrem Untergange, aber auch zu ihrer Bewußtwerdung und zu ihrer Reinigung und Heiligung wird.

Wir könnten Loki „die verkörperte Negation“ nennen, wenn dies nicht zu abſtrakt wäre; halten wir ihn lieber feſt als das Bild der ſpontanen männlichen Tatkraft, die aus dem dumpfen Zuſtande des Unbewußten nach Bewußtwerdung drängt, als Repräſentanten des Erkenntnistriebes, des Haupttriebes, der das menſchliche Werden bedingt, das ja die Negation einſchließt; denn nur durch Abfall vom Naturgemäßen wird Bewußtſein gewonnen; nur durch Irrtum gelangen wir zur Erkenntnis des Naturgewollten, der Runen des Fimbultyr, und dadurch zu einer höheren Entfaltung, zur Veredlung und Vervollkommnung. Erinnern wir uns doch des bibliſchen Gleichniſſes vom verlorenen Sohne!

Odin, der Brütende, das in-ſich-Gekehrtſein, das in-ſich-Ruhende, das in Angſt das Ende ahnt, aber nicht weiß, und Loki, der Stürmer, das aus-ſich-Heraustreten, die raſtloſe, ſelbſtvertrauende Tatkraft, die aus dem Dunklen ins Helle und dem Ende entgegen drängt! Und daß dieſes Ende, dieſes letzte Ziel in unſerm deutſchen Mythos wirklich die Reinigung, Verklärung und Heiligung iſt, das geht unzweifelhaft aus den Schlußworten der Wala hervor.

Die 12 Asen.

Unter Odins Hoheit ſteht der Kreis der 12 Aſen, die größtenteils die Söhne Odins genannt werden. Wie Odin den lichten Himmel darſtellt, ſo vertreten die Aſen die verſchiedenen Lichtphaſen des Himmels, ſo daß ſie als Naturgrundlage den Sonnenlauf haben und auf die 12 Monate zurückgeführt werden können. Höher als dieſe Naturbedeutung ſteht ihre geiſtige, die zwar nicht überall gleich ſcharf hervortritt, bei einigen aber derart vorwiegt, daß die Naturbedeutung faſt ganz verwiſcht iſt. Bragi allein hat keine Naturgrundlage; als Gott der Dichtkunſt konnte er keine haben, weil er die geiſtige Kraft darſtellt, welche die Götter und den ganzen Mythos geſchaffen hat. Alles in allem kann man ſagen, daß die Trilogie Odin, Hänir und Loki den Geſamtmenſchen darſtellt, und daß dieſer Geſamtmenſch in den 12 Aſen weiter zerlegt iſt und dieſe auf 12 verſchiedene Seiten der Menſchennatur und deren Entwicklungsphaſen hinweiſen. Ob dieſer Hinweis ein bewußter war, ob er aus einer dunklen Ahnung der alten Dichter hervorging, iſt nebenſächlich. Bei der ſtrikten Einheitlichkeit der Natur hat auch die unbeabſichtigte Uebereinſtimmung nichts Wunderbares; haben doch auch weit ſpätere Dichter oft genug unſer Leben mit dem Jahreslauf, die Kindheit mit dem Frühling, die Jünglingszeit mit dem Sommer, das reife Mannesalter mit dem fruchtreichen Herbſt und das Greiſenalter mit dem Winter verglichen.

In der Anordnung der Aſen, in der der aufmerkſame Leſer leicht eine fortſchreitende Vergeiſtigung bemerken wird, folgen wir dem Dichter Auguſt Schmitz, der die Abſicht verfolgte, die 12 Aſen zu individuellen Typen und zu Vertretern der verſchiedenen Stufen der menſchlichen Entwicklung auszugeſtalten und die nationalen Götter ſo der nationalen Plaſtik zugänglich zu machen. Und da, wie Ernſt Haeckel richtig ſagt, die individuelle Entwicklung eine kurze Wiederholung der Entwicklung der Menſchheit iſt, ſo würden die 12 Aſen zugleich als Typen der Entwicklung der Menſchheit gelten können. „In ſeinen Göttern malt ſich der Menſch!“ ſagt Schiller. Um dies verſtändlich zu machen, wollen wir in aller Kürze den normalen Verlauf der menſchlichen Entwicklung vorausſchicken, die ſich in 12 Stufen vollzieht.

1. Jeder Menſch muß ſich zunächſt inſtinktiv realiſieren. Vom Augenblick ſeiner Entſtehung an hat er Gefahren aller Art zu überwinden; gefahrvoll erfolgt dann der Durchbruch zur Wirklichkeit in der Geburt, und auch die erſte Lebenszeit iſt ein ſteter Kampf gegen Gefahren; gehen doch die meiſten Menſchen in den erſten Lebensjahren zu Grunde. Der Menſch iſt alſo ein inſtinktiver Kämpfer, und ſo war auch die erſte Entwicklungsſtufe der Menſchheit ein beſtändiger Kampf ums Daſein.

2. Nachdem der Menſch ſich als ein vollberechtigtes „Ich“ erfaßt hat, macht er ſich als ſolches geltend und ſucht ſich im Leben zu behaupten. Blind ſtürmt er ins Leben hinein ohne Maß und Ziel, lehnt ſich gegen alles auf, was ihn beengt und tritt rückſichtslos nieder, was ihn zu hemmen ſucht. Der Menſch wird Dränger. Auch

in der Menschheit war diese zweite Entwicklungsstufe ein verstandloses, Zerstörung sinnendes Vordrängen behufs der Selbstbehauptung, wie es die Beutezüge der kriegerischen Wanderhorden zeigen. (Mongolen, Hyksos, Hunnen, Vandalen, Wikinger.)

3. Durch viele Nackenschläge gewitzigt, wird der Mensch vorsichtiger und fängt an, nach dem zu suchen, was ihm frommen könnte. Der Mensch wird Sucher. In der Menschheit zeigt sich auf dieser Stufe gleichfalls ein Suchen im Sinnlichen, wie wir es in der seßhaften Kultur, bei den Ackerbauern finden, die zu mancherlei praktischen Kenntnissen gelangen. (Chinesen.)

4. Täuschungen bleiben auch bei diesem Suchen nicht aus. Der Mensch beginnt nun, über das, was er erlebt, nachzusinnen, und sinnend betrachtet er das Leben, das sich um ihn abspielt. Der Mensch wird Sinner. In der Menschheit schaffte sich ein Kulturvolk auf dieser Stufe durch das Sinnen im Sinnlichen zu der wirklichen Welt eine ideelle! Es entstanden die mythologischen Schöpfungen und der pomphafte Kultus, um den sich auf dieser Stufe alles dreht. (Aegypter.)

5. Durch das Nachsinnen gewinnt der Mensch Einsichten, auf Grund deren er sich innerlich zusammenfaßt und nach außenhin handelt; er geht daran, sein Leben ordentlich anzubauen. Der Mensch wird Nährer (Anbauer). In der Menschheit gelangt ein Kulturvolk auf dieser Stufe zur ersten naiven Kultur- und Kunstblüte, weshalb wir diese Stufe kurz bezeichnen als Naturpoesie. (Griechentum — Renaissance.)

6. Wenn der Mensch beginnt, sein Leben denkend zu führen, so vollzieht sich in ihm der Uebergang vom halbbewußten zum bewußten Leben. Bisher war der Mensch nur seinem dunklen Drange gefolgt, das Gefühl war sein Leiter gewesen; es ging, wie Faust von sich sagte: „Ich bin nur durch die Welt gerannt, ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren; was nicht genügte, ließ ich fahren; was mir entwichte, ließ ich ziehn. Ich habe nur begehrt und nur vollbracht und abermals gewünscht und so mit Macht mein Leben durchgestürmt." Von nun ab aber „geht es weise, geht bedächtig." Auf Grund seiner Lebenserfahrungen gewinnt der Mensch jetzt ein Lebensziel (geniale Naturen erfassen hier das Ideal), das fortan der Leitstern des Lebens wird. Da das Erfassen des Ideals, des Lebenszieles, das Wesen des echten Dichters ausmacht, so sagen wir: der Mensch wird Dichter. In der Menschheit entwickelt sich auf dieser Stufe in einem Kulturvolk das höhere geistige Leben, die Geistespoesie. (Kant, Schiller, Goethe.)

7. Wenn sich der Mensch im Sinne des gewonnenen Lebenszieles, des Ideals, mit Bewußtsein selbst erfaßt und sich mit diesem sittlichen Halt im Leben geltend macht, so gewinnt er Anhang, Vertrauen und Einfluß in seinen Kreisen, die er mit seiner Idee und seiner selbstbewußten Persönlichkeit beherrscht. Der Mensch wird Herrscher. Die bewußte Selbsterfassung im Sinne seiner Geisteshelden würde das deutsche Volk in der Tat zum „Salz der Erde" machen und zur Weltherrschaft führen.

8. Wenn der Mensch den gewonnenen Einfluß sich erhalten, seine Anhänger vernünftig leiten und dauernd beherrschen will, so muß er das Leben ordnen und dazu Regeln, Gesetze schaffen. Der Mensch wird Richter (Gesetzesschaffer). Ein Kulturvolk, das in seiner Entwicklung bis hierher gelangte, erfaßt auf dieser Stufe den wahren Staatsgedanken, „die freie Sozietät", und schafft die gesetzliche Grundlage dieser Staatsordnung.

9. Die Erfahrungen, die der Mensch bei der Ausführung der gewonnenen Grundsätze, Regeln und Gesetze macht, erweitern wieder seinen geistigen Horizont, vertiefen sein Wissen, und er kommt endlich zum vollen Verständnis des Lebens. Der Mensch wird Wisser. Ein Kulturvolk gewinnt auf dieser Stufe die völlige Klarheit über den gesetzmäßigen Zusammenhang des gesamten Lebens und gelangt zu einem Abschluß des Wissens, soweit dasselbe das menschliche Dasein betrifft.

10. Mit der völligen Klarheit kommt der Mensch endlich auch innerlich zur Ruhe; das Wissen durchdringt die ganze Persönlichkeit, wird Gesinnung und schafft die reine Ruhe des Gemütes, die echte Frömmigkeit. Der Mensch wird Frommer Ein Kulturvolk, das endlich weiß, was es von Natur wegen soll und muß und wie es das Gesollte erreichen kann und das Erkannte nun auch will, kommt innerlich zur Ruhe. Das Ergebnis dieser Ruhe des Gemütes nach außen hin wird sein die Sitte (wahre Sittlichkeit, wahre Frömmigkeit).

11. Ein Mensch, der das innere Gleichmaß in sich hergestellt hat, von dem gilt Schillers Wort an Goethe: „Wenn es einmal einer unter Tausenden dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, der kann nicht Besseres tun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen. Denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben." Er wird auch um sich Zufriedenheit, Glück und Freude schaffen und damit wirken als ein echter Priester (d. h. als Vermittler des Allgemeinen). Ein Kulturvolk, das zu solcher Höhe gelangte, wird Veranstaltungen treffen, die geeignet sind, auch die tiefsten Volksschichten im Sinne des Erkannten zu erregen und zu heben und das gesamte Leben immer mehr zu vertiefen. Das aber wird einen allgemeinen Kultus des Wahren, Guten und Schönen ergeben und die höchste Kultur- und Kunstblüte zeitigen.

12. Im Anschaun des Geschaffenen endlich und im „Mitsinn jedem Herzensdrange" reift sich der Mensch aus zur Vollendung, zum freien, selbstbewußten Menschen. Der Mensch ist Freier. Das Kulturvolk lebt nunmehr die freie Sozietät und ist geworden „das freie Volk auf freiem Grunde."

Bisher ist es nur wenigen Menschen unter besonders günstigen Lebensverhältnissen gelungen, sich völlig auszureifen („Einer unter Tausenden!"); die meisten blieben und bleiben auch jetzt noch in den unteren Stufen stecken; aber je tiefer wir in das Verständnis des Lebens eindringen, eine um so größere Zahl wird sich zum Selbstbewußtsein der Freiheit durchringen und andere durch ihr Beispiel nachziehen. So sind auch die alten Völker auf den tieferen Stufen stehen geblieben, die Chinesen z. B. auf der dritten Stufe; oder sie sind auf einer Stufe abgestorben, wie die Aegypter auf der vierten, die Griechen auf der fünften Stufe. Wir stehen jetzt erst auf der siebenten, und wenn man bedenkt, daß Jahrtausende dazu gehören, bevor eine ganze Nation eine Entwicklungsstufe durchschreitet, und ferner bedenkt, daß die Gesamtentwicklung um so langsamer fortschreitet, je höher die Entwicklung steigt, so erkennt man, daß die Menschheit vielleicht noch Jahrmillionen vor sich hat, ehe sie ihre Laufbahn beendet haben wird.

Wenden wir uns nach diesem Aus- und Ueberblick zu den 12 Asen, die mit diesen Gedanken eine tiefere Bedeutung gewinnen sollen.

1. Thor, der Kämpfer, der Gott des Gewitters, der Fruchtbarkeit und der Ehe, eine Hünengestalt mit rotem Bart. Er fährt daher auf einem Wagen, von springenden

Böcken gezogen, was auf das Donnerrollen hindeutet. Seine Waffe iſt der kurzgeſtielte Hammer Miölner (Blitz), den er mit Eiſenhandſchuhen ſchleudert und der nach jedem Wurf in ſeine Hand zurückkehrt. Ein Stärkegürtel (Gewitterwolken) verdoppelt ſeine Kraft. Im Frühling bricht er durch das erſte Gewitter die Macht des Winters; im Herbſt verliert er ſeinen Hammer an die Rieſen und ſchläft im Winter. Sein Weib iſt Sif (der Acker), das goldene Aehrenfeld ihr Haar. Thors Söhne ſind Modi und Magni (Mut und Kraft). Thor iſt das Symbol der ſchaffenden phyſiſchen Kraft; er legt den Grund zum Entſtehen und geordneten Leben auch im Menſchlichen; denn er weiht mit ſeinem Hammer die Ehe. Er entſpricht dem Saatmonat Oktober, der Zeugung in Natur und Menſchenleben, repräſentiert alſo die Grundlage der Kultur und des Menſchenlebens. (Kampf ums Daſein.)

2. Höder, der Dränger; er iſt blind, aber ſehr ſtark, der Gott der Nacht, „die ſich ſelber unbewußt, Entſetzliches in ihrem Schoße birgt, und weil auf ſeinem Auge Finſternis laſtet, wußte er ſelber nicht, was ſein ſtarker Arm tat.“ (Hauch.) Er deutet auf den trüben Monat November mit ſeinen entſetzlichen Stürmen. Er iſt es, der Balder tötet und damit den Untergang der Götter heraufbeſchwört. Höder iſt das Symbol der blind waltenden Gerechtigkeit des Naturgeſetzlichen und ſtellt die Kraft dar, durch die das Individuum ſich ſelbſt behauptet. (Blindes, verſtandloſes Vordrängen, Selbſtbehauptung.)

3. Uller, der Sucher, der Beute ſuchende Jäger mit dem Eibenbogen, der Beſchützer der Jäger und Krieger und Schneeſchuhläufer. Er iſt die winterliche Seite Odins und deſſen Stellvertreter, wenn dieſer abweſend war. Uller deutet auf den Jagdmonat Dezember. (Suchen im Sinnlichen.)

4. Widar, der Sinner, der Stärkſte nach Thor, aber ſtill und verſchloſſen, daher „der ſtarke ſchweigende Aſ“ genannt. Er bewohnt den ödeſten Teil des Himmels, iſt die Winterſonne und deutet auf den echten Wintermonat Januar. Prof. Hauch ſagt von ihm: „Wie Thor die kämpfende, nach außen gekehrte (phyſiſche) Kraft iſt, ſo ſcheint Widar die in ſich gekehrte (pſychiſche) Kraft zu ſein, die ſich nach ihrem Urſprung zurückſehnt. Aber dieſe in ſich gezogene und geſammelte Kraft wird wieder gegen die Außenwelt tätig und ſiegend hervorbrechen.“ Man kennt von ihm nur eine Tat: er rächt Odins Fall am Fenris. Widar iſt der, der alles überſieht und bis ans Ende ſchaut; daher ſammelt er vorſorglich die Mittel, um Odins Tod zu rächen. Er ſammelt nämlich die weggeworfenen Lederſchnitzel von den abgetragenen Schuhen der Menſchen und verfertigt daraus den großen Schuh, mit dem er im letzten Kampf ſeinen Fuß bewehrt, dieſen dem Fenris in den Rachen ſetzt und ſo das Untier überwindet. Er geht unverletzt in die neue Welt über. So roh das Bild, ſo tiefſinnig iſt es. Die wertloſen Abfälle des Lebens werden in Widars Hand das Mittel, das die rohe Natur bewältigt und zur Erneuerung des Lebens führt. So wird, wenn das Leben entartet, von den letzten Reſten des Ethiſchen die Erneuerung des Lebens ausgehen. Bei aller Entartung erliſcht der Götterfunke im Menſchlichen nicht; an dem kümmerlichen Reſt dieſes Funkens wird ſich die ſittliche Kraft neu entzünden und das Leben ſich zu neuem Aufſchwung ſiegreich erheben. Ebenſo iſt es im Phyſiſchen. „Wenn in der Krankheit die Materie zu zerfallen droht, ſo iſt es die geſammelte innere Kraft, die ſich im Bewußtſein erfaßt und ſich zurückbildend in die Materie dieſe in Herrſchaft nimmt und neu geſtaltet.“ (Schmitz.) Wenn eben die empiriſche Natur am Ende iſt, dann tritt der Geiſt hervor mit ſeinem „sic volo, sic jubeo“ und baut aus den Trümmern eine neue Welt auf. Das iſt das „Weh! Weh! Du haſt ſie zerſchlagen, die ſchöne Welt; ſie ſtürzt, ſie zerfällt! Mächtiger der Erdenſöhne, prächtiger baue ſie wieder; in deinem Buſen baue ſie auf!“ (Fauſt.) (Sinnen im Sinnlichen).

5. Wali, der Nährer (Anbauer), der kaum geboren, nur eine Nacht alt, des ungeſühnten Blutes des Bruders gedenkt und zum heiligen Werk der Rache ſchreitet. Er rächt Balders (der Sonne) Tod, und Balder kehrt in ihm wieder; er iſt alſo die junge Frühlingsſonne und deutet auf den Monat Februar, in dem die Wiederkehr der Sonne ſchon merklich iſt. Auch er geht unverletzt in die neue Welt über. Aufs Menſchliche übertragen ſtellt Wali den noch unverdorbenen jugendlichen Enthuſiasmus dar. (Naturpoeſie.)

6. Bragi, der Dichter, der Gott der Dichtkunſt und Beredſamkeit; Runen ſind auf ſeiner Zunge geſchrieben. In Bragi wird Odins Sein Bewußtſein und Form. Seine Gemahlin iſt die liebliche Iduna, die Göttin der ewigen Jugend, und ſein Verhältnis zu ihr ſoll nach Simrock „die Liebe des Geſanges und der Sommergrüne“ ſein. Iduna beſitzt die Aepfel, von denen die Götter jeden Tag eſſen müſſen, um ihre Jugend zu bewahren. „Wenn alle anderen Geſtalten unter den Folgen des Alters leiden, ſo ſtehen doch die, welche vom Zauberſtabe der Poeſie berührt ſind, in ewiger Jugend da, und was von dem wahren Dichter dargeſtellt iſt, glänzt wie die ewigen Sterne ebenſo ſchön über die jüngſten Geſchlechter, als es denen leuchtete, die längſt begraben ſind. In der Poeſie rieſelt die Quelle der ewigen Jugend, und ſelbſt die Götter müſſen täglich in dieſe Quelle hinabſteigen, um ihre Kraft und Schönheit vor den Angriffen der Zeit zu ſchützen.“ (Hauch.) Bragi deutet auf den Monat März, in dem die erſten Blumen ſprießen. (Geiſtespoeſie.)

7. Tyr (Ziu), der Herrſcher, der Schwertgott, das Urbild des Germanen; er iſt Thors Gegenſatz; denn in ihm iſt die rohe phyſiſche Kraft Thors zum Bewußtſein gekommen. Tyr iſt ebenſo tapfer und nimmer fliehend im Kampf, aber auch ſehr weiſe. Er deutet auf den kämpfenden Monat April, in dem zwei Jahreszeiten mit einander ringen und die gute nicht flieht. (Bewußte Selbſterfaſſung.)

8 Forſeti, der Richter, der glänzende Gott, der jeden Streit ſchlichtet. Götter und Menſchen kennen keinen beſſeren Richterſtuhl. Er deutet auf den glänzenden Monat Mai, der den Wetterſtreit des April ſchlichtet. (Staatsgedanke, Schaffen der Geſetze.)

9. Heimdall, der Wiſſer, der Götterwächter, der auf dem Himmelsbogen wohnt, da, wo der Regenbogen aufſteigt. Der Regenbogen war den Alten die Brücke Bifröſt (die bebende Raſt), die von der Erde zum Himmel führt. Heimdall ſteht als Wächter darauf und ſorgt dafür, daß die Rieſen nicht über die Brücke zum Himmel kommen. Er hat goldene Zähne, daher das Sprichwort: „Morgenſtunde hat Gold im Munde“ (Morgenrot); er ſchläft weniger als ein Vogel, ſieht ebenſo gut des Nachts wie bei Tage und kann das Gras und die Wolle wachſen hören. Er iſt das Bild der Sommerzeit, wenn die Sonne am längſten ſcheint und ſelbſt die Nacht noch licht iſt, daher „der weiße Aſ“ genannt; er deutet auf den lichten Monat Juni. Aber auch ſeine Weisheit und ſein heller Blick werden gerühmt, und er heißt deshalb „der weiſe Aſ.“ Als „Rig“ iſt er der Gründer der drei menſchlichen Stände, der Sklaven, Freien und Edlen, und die Menſchen heißen „Heimdalls Kinder.“ Wenn die Erde

vergeht und die Mächte der Finſternis und Vernichtung nahen, dann ſtößt er in ſein weitſchallendes Giallarhorn (Mondſichel; gialr d i. klingend) und ruft die Götter zum letzten Kampf. (Abſchluß des Wiſſens.)

10. Balder, der Fromme, der mildeſte, weiſeſte und ſchönſte As; er iſt ſo ſchön von Antlitz, daß ein Schein von ihm ausgeht. (Heiligenſchein!) Er iſt die Sommerſonne, die ſchönſte glänzende Zeit, und ihr Scheiden bedeutet Balders Tod; er deutet auf den Monat Juli mit der Sonnenwende. Balder iſt das Symbol der höchſten Güte und Reinheit, der Ehrfurcht und des Religiöſen; er iſt es, der Walhallas Kranz verbindet und auch das Bindeglied zwiſchen dem Fimbulthr und den Zeitgöttern; von ſeinem Daſein hängt das Beſtehen der Götter ab. Sein Verhältnis zu ſeiner zarten Gattin Nanna wird gedeutet als „die Liebe des Lichts und der Blüte;“ iſt die Sonne dahin, ſo iſt die Blüte geknickt; deshalb bricht der Nanna das Herz, als Balder fällt; aber ſie ſendet den Aſen aus Hels Totenreich Schleier und Goldring, die als Blumen und Früchte des Herbſtes gedeutet werden. Balders Mythe hat den tieferen Sinn, daß das Beſtehen des Lebens von dem Daſein der Ehrfurcht und des Religiöſen abhängt. Wir werden ſehen, daß der ganze Mythos auf dieſem Gedanken ſteht. (Reine Ruhe des Gemütes. Sitte, wahre Frömmigkeit.)

11. Njord, der Prieſter, ein Wanengott, der Gott des Meeres, des Windes und des Feuers, der als Beſchützer der Schiffahrt und des Handels den Menſchen Ueberfluß und Reichtum gewährt. Er herrſcht aber auch über Tempel und Altäre und trägt den Opferdunſt zu den Göttern empor; er verknüpft alſo die Menſchen unter ſich und mit den Göttern und iſt ein Symbol des Prieſtertums. Er deutet auf den Monat Auguſt mit ſeinem Erntefegen und den Dankopfern. Sein Weib iſt Skadi, des Rieſen Thiaſſi Tochter. (Kultus des Wahren, Guten und Schönen.)

12. Freyr (Frô), der Freie, der andere Wanengott, der herrlichſte Gott, der über die Früchte des Feldes gebietet; zu ihm muß man bitten um Frieden und um ein gutes Jahr. Er iſt der Beſte in den Wohnungen der Aſen, iſt von niemandem gehaßt; keinem Mädchen und keiner Frau hat er Tränen entlockt, und jeden befreit er aus Feſſeln. Er deutet auf den Monat September mit ſeiner reinen Luft, ſeiner milden Temperatur und ſeiner reichen Fülle erfriſchender Früchte. Freyr iſt eine Zuſammenfaſſung der übrigen Aſen und das Symbol der Sonne überhaupt; daher iſt das Julfeſt ſein Geburtsfeſt, und daher feiert er im Frühling ſeine Vermählung mit der Erdgöttin Gerda in Barri, dem knoſpenden Hain. (Frühling.) Auch im Geiſtigen erſcheint Freyr als eine Zuſammenfaſſung der Aſen, und wie Thor den phyſiſchen Anfang darſtellt, ſo iſt Freyr die geiſtige Vollendung und repräſentiert den freien ſelbſtbewußten Menſchen, das Ziel der menſchlichen Entwicklung. (Freie Sozietät, das freie Volk auf freiem Grunde.)

Wir ſehen: unter den deutſchen Göttinen ſind herrliche Geſtalten, die den griechiſchen durchaus nicht nachſtehen und unſere Plaſtiker wohl zu Darſtellungen weiblicher Idealgeſtalten begeiſtern könnten und ſollten. Da iſt noch die hehre Himmelskönigin Frigga, Odins Gemahlin, und Sigyn, Lokis Gattin, das Bild der unverbrüchlichen Treue des Weibes; da ſind die ernſten Geſtalten der Nornen, die geheimnisvollen der Wala und Saga; da iſt die liebliche, in ewiger Jugendſchöne blühende Iduna, die zarte Nanna und die derbere Gerda; da iſt ferner die ſtrenge Geſtion, das Bild der unnahbaren, keuſchen Jungfräulichkeit, die nordiſche Artemis und ihr Gegenſatz: die berückende Wanengöttin Freya, die Göttin der hingebenden Liebe, die nordiſche Aphrodite. Sie teilt mit Odin die Hälfte der gefallenen Krieger; denn die Liebe fordert, wie Oehlenſchläger ſagt, ebenſo viele Opfer als der Krieg. Nach Freya wird in der alten Sprache jede Frau „Hausfreya“ (Hausfrau) genannt. Sie beſitzt von den Zwergen das koſtbare Briſingenhalsband und fährt in einem Wagen, der von Katzen gezogen wird, was nach Oehlenſchläger bedeuten ſoll, daß die wilde Leidenſchaft von der Liebe gezügelt wird. Freya hat auch den Liebesſchmerz erfahren; ſie war mit Odr vermählt; aber Odr verließ ſie, und Freya durchwandelte viele Länder, den Geliebten zu ſuchen und weinte um ihn Tränen, die wie das rote Gold waren. Ihre Tochter iſt Hnos (das Kleinod), eine ſo duftige Geſtalt, wie auch der griechiſche Mythos nicht aufzuweiſen hat. Es heißt von ihr: ſie war ſo ſchön, daß alles, was ſchön iſt, nach ihr genannt wurde (Kleinod!); ſie iſt das Bild der Jungfräulichkeit in der Knoſpe.

Das Götterdrama.

Die Wala erzählt: Im Anfang ſpielten die Götter auf dem Idafelde (Arbeitsfelde) im Graſe mit goldenen Tafeln, die vermutlich die Lehre des großen Gottes enthielten. Das will ſagen, daß die Götter im Anfang unſchuldig waren, unbewußt die Geſetze des verborgenen Gottes befolgten und in tiefem Frieden lebten.

Dann erſchienen bei ihnen „drei ſehr mächtige Jungfrauen aus Rieſenheim,“ und von da ab ſchwindet allgemach das bisherige glückliche und friedliche Leben; die goldenen Tafeln gehen verloren und werden vergeſſen. In den Rieſenjungfrauen hat man die Nornen erkennen wollen, die den Göttern den kurzen Traum von Glück und ewiger Herrſchaft ſtören ſollten. Mir ſcheint jedoch weit näher liegend, in den drei ſehr mächtigen „Rieſinnen“ Repräſentantinnen von drei ſehr mächtigen Trieben der menſchlichen Natur zu ſehen, die bei den Aſen als „Jungfrauen,“ alſo noch unentwickelt, ſich einſtellen, ſich allmählich auswachſen und die Aſen ſündig machen und verderben, und ich ſehe dieſe Jungfrauen an als Symbole der Habſucht, Untreue und Grauſamkeit, die ſich ſehr bald bei den Aſen zeigen.

Die Wala erzählt dann, wie der erſte Totſchlag geſchieht. Die Zauberin Gulveig, die auch „Heide“ hieß, wird von den Aſen mit Spießen durchbohrt und im Saale Odins dreimal verbrannt; „doch immer noch lebt ſie.“ Durch dieſe Gewalttat wird der Friede gänzlich gebrochen; es folgt der Krieg mit den Wanen und der ewige Kampf mit der Brut der Rieſen. „Da wankten die Eide, die Worte und Schwüre, die feſten Verträge, die man vordem ſchloß.“ Gulveig bedeutet „Stärke des Goldes,“ und „Heide“ heißt „die Strahlende.“ Das Bild will alſo ſagen, daß das Gold durch Feuer gereinigt wird, aus den Flammen immer glänzender hervorgeht und daß es auf Erden als eine Zauberin verderblich waltet. Daß auch in der alten nordiſchen Welt das Gold der böſe Dämon war, durch deſſen Zauber ſelbſt die Beſten verdarben, wird in vielen deutſchen Sagen berichtet. Es wird hier alſo angedeutet, daß die Aſen das Gold ſchätzen lernten und goldgierig wurden.

Loki (der Erkenntnistrieb) führt die Götter durch ihre Hab- und Herrſchſucht in vielerlei Konflikte mit den Rieſen und Zwergen, aus denen ſie ſich durch allerhand Liſte und Ränke, durch Treubrüche und Grauſamkeiten herauswinden. Die Aſen wurden alſo ſchlecht, und aus ihren Untaten erwuchſen ihnen Gefahren. Loki erzeugt mit dem Rieſenweibe Angerboda (Angſtbotin) die vernichtenden

Gewalten: den Fenris, die Midgardſchlange und die Hel. Die Aſen ahnen von ihnen Unheil, und deshalb wirft Odin die Midgardſchlange in die See und die Hel nach Niflheim, der nördlichen Nebelwelt, wo ſie die Beherrſcherin der Totenwelt Helheim wird. Den Fenris behalten ſie unter ihrer Aufſicht, und als er ihnen zu ſtark wird, feſſeln ſie ihn nach vielen vergeblichen Verſuchen mit der von den Zwergen gefertigten Schnur Gleipnir, die aus dem Schall des Katzentritts, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen des Bären, der Stimme der Fiſche und dem Speichel der Vögel, — alſo aus lauter Unmöglichkeiten gemacht war. Dabei büßt Tyr ſeine rechte Hand ein. Dieſe Allegorie ſagt, daß die Verirrungen den Menſchen Gefahren bringen, daß die beſſere Natur (Aſen) ſich gegen die empiriſchen Mächte zwar zu wehren ſucht, ihrer jedoch nicht Herr werden kann. Endlich hält ſie ſie durch den reinen Gedanken eine Zeit lang in Haft! Tyrs Verluſt der rechten Hand deutet an, daß dieſe Kämpfe gegen unſere phyſiſchen Triebe nicht ohne Schmerz und Verluſt ſind. Es iſt ein feiner Zug der Mythe, daß die gefeſſelten Mächte am Ende dennoch wieder loskommen. Das Denken allein vermag eben die empiriſche Natur nicht dauernd zu beherrſchen; das kann nur das Geſamtgeiſtige, die geiſtige Einheit der Harmonie, die erſt das Endergebnis des Lebensprozeſſes iſt.

Da träumt dem Balder, daß ſein Leben gefährdet ſei. Dies beunruhigt Odin und die Aſen; denn es war ihnen kund, daß ſie ſelbſt ſo lange beſtehen würden, ſolange Balder unter ihnen weilte. Die Baldermythe iſt das Schönſte, Erhabenſte und Tiefſinnigſte in unſerm Mythos. Balder, das Symbol des Religiösſittlichen, tritt unter den Aſen nie tätig hervor; „ſein Einfluß iſt mehr von ſtiller, geiſtiger Art. Er ſteht unter ihnen eigentlich als der Traum eines höheren Lebens, als eine Erinnerung einer entſchwundenen Herrlichkeit, als Sehnſucht nach einem reineren Daſein, die aber nicht zur Tat werden kann, weil dieſe Sehnſucht allen anderen Göttern fremd geworden iſt, und weil all ihr Dichten und Trachten nur egoiſtiſch auf Herrſchaft und Macht oder abwärts den Schätzen der Erde zu gerichtet iſt. Selbſt in der Zeit, wo er noch unter den Göttern weilt, hat ſich ſein Geiſt ſchon von ihnen entfernt und entfremdet; deshalb iſt er ſogar dem weiſen Odin ein Geheimnis; die anderen verſtehen ihn noch weniger. Allein ſie haben doch die Ahnung davon, daß ſie nur durch Balder mit dem Licht des höheren Tages zuſammenhängen und verehren wenigſtens auf ſolche Weiſe den Geiſt, den ſie nicht verſtehen.“ (Hauch). Höchſt bemerkenswert iſt, daß hier das Beſtehen des Lebens von dem Religiösſittlichen abhängig gemacht iſt; nur ſolange dieſes im Daſein noch lebendig iſt, ſoll das Leben Beſtand haben, und dies zeigt uns, daß hier nicht das bloß phyſiſche Daſein gemeint iſt, ſondern eine tiefere Auffaſſung des Lebens herrſcht, und daß unſer Mythos eine durchaus ethiſche Grundlage hat.

Die Götter halten nun Rat und ſenden Odin zur Wala, um von ihr zu erfahren, was Balder bevorſtehe. Die Wala verkündet Balders Tod. Gramgebeugt kehrt Odin heim, und wieder beraten die Aſen. Um Balders Leben zu ſchützen, nimmt Frigga alle Weſen in Eid, Balder nicht zu ſchaden. Darauf veranſtalten die Aſen ein Feſt, um Balders Unverletzlichkeit zu feiern. Sie ſtellen Balder in ihre Mitte und fangen an, nach ihm zu ſchießen, zu ſtechen und mit Steinen zu werfen; aber ſie konnten ihm keinen Schaden zufügen. Darüber herrſchte große Freude bei den Göttern. Dies ärgert Loki; er begibt ſich verkleidet zur Frigga und erkundet von ihr, warum Balder unverletzlich ſei; Frigga plaudert aber auch aus, daß ſie die Miſtel nicht mitvereidet habe, weil ſie ihr zu jung ſchien. Nun ſchnitzt Loki aus der Miſtel einen Pfeil und begibt ſich damit in die fröhliche Verſammlung der Götter. Höder ſtand einſam und untätig. „Warum ſchießt denn du nicht nach Balder?“ fragt ihn Loki. „Weil ich ihn nicht ſehen kann und keine Waffe habe,“ antwortet der Blinde. Loki erwidert: „Du ſollteſt doch auch wie die anderen dazu beitragen, Balder zu ehren; ich werde dir zeigen, wo er ſteht, dann magſt du nach ihm mit dieſem Stecken ſchießen.“ Höder ſchießt unter Lokis Anleitung; der Miſtelzweig durchbohrt Balder, und tot ſtürzt der Getroffene nieder. Und dies iſt das größte Unglück, ſagt die Edda, das je den Göttern und Menſchen begegnet iſt Die Aſen ſtanden ſprachlos; dann wollten ſie Rache nehmen an dem Mörder; allein ſie durften es nicht, weil der Ort zu heilig war. Endlich brachen ihre Tränen ſo gewaltig hervor, daß ſie ihre Trauer gar nicht in Worten ausſprechen konnten. — Eine tiefſinnige Allegorie! Loki, der Erkenntnistrieb, iſt der Anſtifter, Höder, die blind waltende Gerechtigkeit des Naturgeſetzlichen, der Vollzieher, und die Miſtel, eine Schmarotzerpflanze, das Mittel zur Vernichtung Balders, des Religiösſittlichen! Von ganz beſonderer Wichtigkeit iſt hier die Miſtel. Als Schmarotzerpflanze wurzelt ſie nicht in dem allgemeinen Boden, ſondern wächſt nur auf anderen Pflanzen, von deren Säften ſie lebt. Sie iſt ein treffliches Bild für den Egoismus, der auch nicht aus dem Univerſellen ſtammt und auf Koſten anderer lebt. Gerade die Selbſucht iſt es, die den Menſchen dem Univerſellen entfremdet und ſchließlich das Ethiſche im Menſchen, den univerſellen Bezug, tötet. Die Allegorie will alſo ſagen: Im Drange nach Bewußtwerdung, nach Erkenntnis erſcheint der Menſch als ein für ſich beſtehendes, ſelbſtändiges und unabhängiges Ganze, während er doch als ein Glied in der großen Kette der Erſcheinungen mit dieſen verbunden und von ihnen abhängig iſt. In dieſer eitlen Selbſtbeſpiegelung iſoliert er ſich und lebt auf Koſten der anderen Menſchen, und dadurch wird der Bezug zum Univerſellen (das Religiöſe) und auch der zum Generellmenſchlichen (der Gemeinſchaftsgeiſt, die Liebe) vernichtet. Die naturnotwendige Folge davon iſt die Entartung des Lebens.

Denſelben Gedanken enthält die babyloniſch-jüdiſche Sage vom Paradieſe und dem Baum der Erkenntnis. Hier erſcheint der Erkenntnistrieb unter dem Bilde der Schlange und erregt im Menſchen Zweifel (Sollte Gott geſagt haben!) und Eitelkeit (Ihr werdet ſein wie Gott!), und auch hier iſt die Folge der eitlen Selbſtbeſpiegelung der Verluſt des Paradieſes, d. h. der Unſchuld, dieſes Urreligiöſen, und die Entartung des Lebens! Wie der Egoismus nicht nur den univerſellen Affekt (das Religiöſe), ſondern auch den generellmenſchlichen Affekt (das Gemeinſchaftsgeiſtige) vernichtet, das beweiſt uns theoretiſch das Werk des einzigen, wirklich konſequenten Egoiſten der neueren Zeit, Max Stirners „Der Einzige und ſein Eigentum,“ und praktiſch das Manchestertum und der Kapitalismus unſerer Zeit.

Nach Balders Hinſcheiden beginnt unter den Göttern ein roheres Leben; das milde Gefühl iſt nach dem Verluſt des Ethiſchen in ihnen erloſchen. Dies zeigt ſich ſchon bei der feierlichen Verbrennung Balders, wo Thor, der den Scheiterhaufen mit ſeinem Hammer weiht, den Zwerg Litt, der ihm vor die Füße kommt, in die Flammen ſtößt, ſo daß er mitverbrennt. Wieviel jeder der Aſen auf dem

Gewiſſen hat, das erfahren wir gelegentlich eines Götterfeſtes bei dem freundlichen Meeresbeherrſcher Aegir, wo Loki jedem ſein Sündenregiſter vorhält. Dabei verrät er auch ſeine Schuld an Balders Tod, und nun nehmen die erzürnten Götter Rache an dem Frevler. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen, ihn zu fangen, feſſeln ſie ihn mit den Därmen ſeines eigenen Sohnes an einen Felſen; dann verwandeln ſie die Därme in Eiſen (der gefeſſelte Prometheus!). Skadie, die Gattin Njords, hängt einen Giftwurm über ſein Geſicht, ſo daß das Gift dem Gefeſſelten ins Antlitz tropfen muß; doch Signy, das Muſter der weiblichen Treue, harrt bei dem unglücklichen Gatten aus und fängt das Gift in einer Schale auf; aber jedesmal, wenn das Gefäß voll iſt und ausgeſchüttet werden muß, fällt ein Tropfen in Lokis Geſicht. Dann zucken ſeine Glieder in gräßlichen Schmerzen, ſo daß die Erde erbebt.

Das Bild iſt zwar ſehr roh, hat aber eine doppelte Bedeutung; es zeigt, wie brutal die Götter nach Balders Verſchwinden geworden ſind; und die Feſſelung durch die Gedärme des Sohnes bedeutet, daß der Erkenntnistrieb ſchließlich durch ſeine eigenen Produkte, die Gedanken, unſchädlich gemacht wird.

Es heißt nun weiter, daß die Verderbnis zunimmt und das Ende naht. Brüder werden miteinander ſtreiten und untereinander töten; Blutsfreunde werden die Verwandtſchaft zerreißen; hart werden die Menſchen; Ehebruch wird häufig, Zeiten des Beils und des Schwertes! Die Schilde werden zerſpalten; Zeiten des Windes und der Wölfe kommen, ehe die Welt verſinkt. Niemand wird dann des andern ſchonen. Endlich kräht bei den Aſen der Hahn mit dem goldenen Kamm und weckt die Helden; ein rußroter Hahn kräht in den Sälen der Todesgöttin, ein dritter ruft die Rieſen. Der Höllenhund Garmer bellt in ſeiner Höhle; ein mächtiges Erdbeben entſteht; die Bäume werden in ihren Wurzeln fortgeriſſen; die Gebirge ſtürzen zuſammen, alle Feſſeln zerſpringen; Loki wird frei, und der Fenris kommt los! Dann ſtößt Heimdall in das Giallarhorn und ruft die Götter und Einherien hinaus auf die rauchende Ebene Ragnarök zum letzten Kampf.

Odin reitet gegen den Fenris und wird von dieſem verſchlungen; Thor kämpft gegen die Midgardſchlange und macht ſie nieder; aber der Sohn der Erde geht mit gebeugten Körper neun Fuß von der Schlange; dann ſtirbt auch er, von dem Geifer des Untiers vergiftet. Freyr ſtreitet gegen den Feuerrieſen Surter und erliegt; Loki kämpft mit Heimdall, und erſchlägt einer den andern; Tyr ringt mit dem Höllenhund, und beide fallen. Nun kehrt ſich der Fenris gegen Widar; der aber wird der Rächer Odins; er ſetzt dem Wolf den Fuß mit dem großen Schuh in den Rachen und reißt den Fenris auseinander, daß er ſtirbt. Die Sonne wird ſchwarz, die Erde ſinkt ins Meer, vom Himmel fallen die Geſtirne. Surter wirft Feuer über die Welt, und die ganze Welt verbrennt.

Das iſt der gewaltige Kampf auf Ragnarök und die Götterdämmerung. Das Wort „Götterdämmerung“ iſt ſehr bemerkenswert; es deutet wohl eine Verdunkelung, aber keine vollkommene Finſternis an. Das Seherauge der Wala ſieht durch die Dämmerung einen neuen Morgen und einen dereinſtigen hellen Tag. Zum zweiten Male ſieht ſie die Erde herrlich und ſchön aus den Wellen emporſteigen. Die Waſſerfälle ſinken; die Aſen finden einander auf der Ebene Ida wieder, gedenken der tiefen Richterſprüche und des großen Gottes Lehre und finden die goldenen Tafeln vom Zeitanfange wieder. Nun werden die Felder unangebaut Früchte tragen, alles, was böſe war, wird ſich beſſern. Balder kehrt wieder, und Höder und Balder werden die Säle Odins bewohnen. Einen Saal (eine Welt) ſieht ſie ſtehen, heller als die Sonne, mit Gold bedeckt, der heißt Gimle (Edelſteindach); da werden tugendhafte Menſchen wohnen und in allen Jahrhunderten Freude genießen. Dann kommt der Mächtige zum großen Gericht, der Starke von oben, der alles beherrſcht; der endet den Streit und ſtiftet Frieden und gibt Geſetze, die dauern werden.

* * *

Das iſt das große und heilige Vermächtnis unſerer Ahnen. Was Jeſus als abſtrakte Forderung hingeſtellt hat in ſeiner Lehre von der Wiedergeburt und Selbſtüberwindung und in ſeinem Wort: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr das Reich Gottes nicht ererben;“ was der große Denker Kant lehrte, daß Erkenntnis nur durch Negation möglich iſt; was Schiller verkündigte: „Alle Menſchen müſſen durch Vernünftelei von der Natur abfallen, ehe ſie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können“ — das zeigt uns bereits unſer Mythos in großartigen Bildern! Und das Bedeutende darin iſt, daß unſer Mythos weder im Tragiſchen ſtecken bleibt wie das Griechentum, noch die Menſchheit auf ein Jenſeits vertröſtet wie der Chriſtianismus, ſondern über die Zeit der Verirrungen und der Entartung des Lebens hinausweiſt in eine beſſere und glücklichere Wirklichkeit! Hier wird das „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen“ wirklich irdiſche Tat!

Auch darin liegt ein tiefer Sinn, daß nicht alle Götter im Kampf erliegen, und daß nicht alle wieder erſtehen. Widar, das Symbol der inneren Selbſtverfaſſung, und Wali, das Symbol der unverdorbenen Natur, dazu Hänir, der Repräſentant des Verſtandes, gehen unverletzt in die neue Welt über. Das ſagt, daß durch innere Selbſterfaſſung, innere Reinheit und Denken die ſo vieles vernichtenden Stürme des Lebens beſiegt werden. Loki aber erſteht nicht wieder, und das bedeutet: wenn die Erkenntnis erſt „hold ins holde Klare ſchaut,“ dann iſt eine Irreleitung der empiriſchen Triebe und damit die Negation mit ihren Leiden und Schmerzen für immer überwunden! Und auch Thor kehrt nicht wieder, lebt jedoch in ſeinen Söhnen Modi und Magni als Mut und Kraft fort, und das bedeutet, daß die phyſiſche Natur (das Fleiſch!) in dem Lebensprozeß nicht vernichtet, abgetötet, ſondern verklärt, vergeiſtigt wird. Die Wala erwähnt noch beſonders, daß die feindlichen Gegenſätze Höder und Balder die Säle Odins bewohnen werden, und darin ſehe ich den Hinweis, daß die Menſchheit vom unbewußt Religiöſen durch die Negation zur Erkenntnis der Naturgeſetze gelangen und gerade auf Grund des erkannten Naturnotwendigen ſich zu einem bewußten religiöſsittlichen Leben erheben wird. Höder, das unerbittlich Naturgeſetzliche, und Balder, das Religiösſittliche, friedlich beiſammen!

Chriſtianismus und Germanismus.

Kann man nach alledem noch behaupten, daß der Chriſtianismus den Deutſchen etwas Beſſeres gebracht hat? Das Gegenteil iſt der Fall! Der Grundgedanke des Chriſtianismus iſt die Erlöſung der ſündigen Menſchheit durch den Opfertod eines Unſchuldigen — ein jüdiſch-heidniſcher Gedanke! Durch ſeine Gnadenlehre, d. h. durch die Lehre, daß der Menſch nicht Herr ſeiner empiriſchen Natur werden könne, hat der Chriſtianismus die ſpontane Kraft und das ſittliche Streben der Chriſtenheit lahm

gelegt und dadurch das Leben aufs ſchwerſte geſchädigt, und durch ſeine Jenſeitslehre hat er den Chriſten den realen Boden unter den Füßen weggezogen, den ethiſchen Trieb auf ein unfaßbares Außerweltliches hingelenkt, ſo den weſentlichſten Lebenstrieb dem wirklichen Leben entzogen und dadurch das Leben weiter noch tief geſchädigt. Und damit ſteht der Chriſtianismus im Widerſpruch mit der Lehre Jeſu, der das Schwergewicht auf das Tun legte: „Es werden nicht alle, die zu mir ſagen „Herr, Herr!“ in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen tun meines Vaters,“ und der geſagt hat: „Wie kannſt du Gott lieben, den du nicht ſiehſt, wenn du deinen Bruder nicht liebeſt, den du ſieheſt?“ Der Chriſtianismus iſt durch dieſe Lehren unfähig geworden, die Menſchheit zu einer höheren ſittlichen Entwicklung zu führen, was ſeine Geſchichte unwiderleglich beweiſt. Seit etwa 1800 Jahren herrſcht er, und in dieſer Zeit hat er lange genug eine unumſchränkte Gewalt ausgeübt! Was aber hat er geleiſtet? Haben wir nicht, was unſer Mythos ſagt: „Brüder werden miteinander ſtreiten und untereinander töten; Blutsfreunde werden die Verwandtſchaft zerreißen; hart werden die Menſchen! Ehebruch wird häufig, Zeiten des Beils und des Schwertes! Niemand wird des anderen ſchonen!?“ — Wenn der Chriſtianismus trotz ſeiner langen Allgewalt dieſe Zuſtände nicht verhindern konnte, ſo wird er jetzt, wo er dieſe Gewalt nicht mehr beſitzt, noch viel weniger dieſe Zuſtände wieder beſeitigen können!

Der Grundgedanke unſeres nationalen Mythos dagegen iſt die Selbſterlöſung. Er ruft uns zu: „Hindurch, hindurch! Durch Nacht zum Licht! Ihr könnt die elementaren Gewalten der eigenen Natur bewältigen, und mit dem Siege werdet ihr zu einem glücklichen Leben in Frieden und Freude gelangen!“ Wie feſt unſere Alten den Gedanken der Selbſtbefreiung auch in der chriſtlichen Zeit feſtgehalten haben, das zeigen uns die ſpäteren deutſchen Sagen, in denen dieſer Gedanke immer wiederkehrt, ja, den Hauptgedanken bildet. Selbſt ſchmiedet ſich Siegfried ſein Schwert; ja, er zerſchlägt ſogar Odins abwehrenden Speer! Ebenſo lehrt die Parzivalſage, daß die kindliche Unſchuld im Streben nach Bewußtwerdung und Freiheit verloren geht, daß aber nach langem Kampf und Läuterungsprozeß die Erlöſung und das Heil auf Erden gefunden wird. Und die Tannhäuſerſage verkündet in dem ergrünenden Stabe ſogar im Gegenſatz zum Chriſtianismus, daß die Selbſterlöſung trotz Papſt möglich iſt!

Der Chriſtianismus erſtrebte eine falſche Vergeiſtigung unſerer Natur durch Abtötung des Fleiſches. Der Menſch ſollte ganz Geiſt werden, wie das auch durch die chriſtliche Malerei veranſchaulicht wurde in den geflügelten Engelsköpfen, denen der Rumpf als das Phyſiſche (das Fleiſch) abgeſchnitten war. Der Chriſtianismus rechnete alſo nicht mit der phyſiſchen Natur; daher der koloſſale Rückſchlag ins Gegenteil, die Reaktion des Sinnlichen, das man abtöten wollte; und weder die Greuel der Inquiſition, noch die „geſegneten“ Scheiterhaufen konnten dieſe Reaktion des Fleiſches aufhalten! Die Natur läßt ihrer eben nicht ſpotten! Unſer Mythos dagegen zeigt, daß wir beiden Seiten unſerer Natur gerecht werden müſſen, der geiſtigen und ſinnlichen; denn das Endziel der menſchlichen Entwicklung iſt nicht, wie der Chriſtianismus will, der Geiſt, ſondern wie unſer Mythos lehrt: die Geiſtnatur, die vom Geiſt geleitete, durchtönte und verklärte Menſchennatur.

Ernſt Eberhardt-Humanus.

Die Religion des Geiſtes.

Das Neue.

Wir verkünden einen neuen Menſchen, eine neue Welt.

Wir verkünden den Gottmenſchen.

Aber nicht den Gottmenſchen bloß als Mythengeſtalt vor tauſendneunhundert Jahren, den Gottmenſchen im Lichte der Märchenträume einer kindlichen Vergangenheit;

Nicht den Gottmenſchen, der in Himmelshöhen fern vom Erdenleid an der Rechten des Himmelsherrſchers thront:

Wir verkünden den lebendig gegenwärtigen Gottmenſchen;

Wir verkünden den Gottmenſchen, der in der Seele von jedem der Geringſten unter euch ſeines Erwachens, ſeiner Auferſtehung harrt, um hier ſeine Himmelsherrlichkeit zu bereiten.

Wir ſind gekommen, das große Geheimnis des Gottmenſchen zu enthüllen in deinem Innern, o Menſch!

Und das Wort zur Wahrheit zu machen: „Das Himmelreich iſt gekommen,“ iſt hier; das Hier zum Himmelreich und das Himmelreich zum Hier zu machen und den Menſchen zur Gottheit zu verklären.

Wir ſind gekommen, das Wort zu erfüllen, welches jeden Tag von Millionen Lippen ertönt: „Zu uns komme dein Reich!“

Dies iſt das Ziel des Sehnens und Ringens der Jahrtauſende und unſer Ziel.

Wir ſind gekommen, eine ganz neue Welt des Geiſtes zu ſchaffen.

Aber wir ſind nicht gekommen, irgend eine Lehre, irgend ein Dogma einer Kirche oder Sekte einfach zu leugnen.

Und doch einfach iſt unſere Lehre wie keine, beſeligend, weltbefreiend wie keine.

Sie hat geſchlummert in allen Religionen und Philoſophien der Menſchheit; ſie war das verborgene Ziel, welches, wie die Sonne hinter Wolken, allen großen Sehern und Dichtern aller Zeiten vorgeleuchtet hat.

Wir aber ſind die Erfüllung aller ihrer Träume und Gedanken.

Das iſt unſere Hoheit. Das iſt aber zugleich unſere Demut; denn es verſchwindet die Eitelkeit des einzelnen in dieſer großen Gemeinſchaft der Geiſter aller Zeiten, aus welcher alles hervorgeht, was groß und heilig iſt.

Es iſt daher leicht, unſeren Urſprung in allen nachzuweiſen. Alle Propheten und Seher und Denker und Dichter aller Zeiten zeugen von uns.

Aber es iſt ebenſo leicht zu zeigen, daß ſie alle noch im Morgentraume oder in grauer Dämmerung befangen ſind, und daß wir allein die vollendet Wachen ſind, die im Sonnenlichte des jungen Morgens wandeln.

In dieſem Lichte zeigen wir das Himmelreich, nicht der Träumer, ſondern der Wachen.

Wir verkünden das Himmelreich, das ſo groß iſt wie euer Denken und Lieben, und das jeder in ſeinem Denken und in ſeiner Liebe in lebendiger Geſtalt in ſich trägt.

Wir verkünden den lebendigen, den alleſumfaſſenden Gedanken, den Gedanken, der das Leben iſt.

Wo endet das Licht deines Gedankens, o Menſch? Siehe, vor ſeiner Unendlichkeit erbleicht der letzte Schimmer der Sonnenſyſteme; denn über alle Sterne hinaus reicht jeder deiner geringſten Gedanken, und mit all den Weſen, mit dem göttlichen Urweſen biſt du ein Weſen.

Und in ſeliger Gemeinſchaft weilſt du, der Geringe, der von der Macht und vom Schickſal Zertretene, mit all

den Millionen Brüdern und Schweſtern, und die Dornenkrone dieſer Liebe ſchmückt leuchtender als alle Königskronen dein Haupt!

Und in dieſer Gemeinſchaft, in den Kindern, in den kommenden Generationen leuchtet dir ein Paradies auf, ſtrahlender als alle erträumten Himmelreiche.

Wie erſtehſt du in unbeſchreiblicher Herrlichkeit, o Menſch!

Wie offenbart ſich dir doch deine Gottheit!

Dieſe Einheit mit dem Urweſen der Weſen, der Ureinheit, dem Vater der Weſen,

dann dieſe Gottesgegenwart im eigenen Geiſte

und dieſe ſelige Gemeinſchaft mit allem Menſchlichen in der Liebe:

das iſt deine Dreieinigkeit, o Menſch, die kein Märchentraum iſt, ſondern der ſelige Gedanke, der das höchſte Leben iſt,

und der Gedanke, der ein höheres Leben und das Erwachen einer neuen Welt bedeutet.

Nichtig und gering erſcheinſt du dir in deinem Körper im unendlichen Weltall; aber der von der Unendlichkeit weiß und ſie ſeiner Nichtigkeit entgegenſtellt, das biſt du!

Und vor deſſen geringſten Gedanken die ungeheuerſten Größen der Natur verſchwinden, das biſt du!

Siehe, ein Strahl geht durch alle die Himmel, leuchtender als alle Strahlen der Sonne; denn er wandelt an Sonnen- und Sternenſyſtemen vorüber, und alle Größe der Natur verſchwindet vor ihm. Sie verſchwinden in ihrer Herrlichkeit wie ein Nebel; dieſe Sonnen erſcheinen vor ſeiner Unendlichkeit wie nichtige Funken.

Er aber geht aus von der Sonne der Geiſter von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Dieſer Strahl biſt du, o Menſchengeiſt.

Dieſer Strahl bricht ſich an einem kleinen Gewäſſer und ſpiegelt ſich ab und leuchtet wieder in wonniger Geſtalt. Dieſer Spiegel iſt dein Organismus, dein Gehirn.

Das Gewäſſer aber zerrinnt, verflüchtigt ſich. Der Strahl leuchtet fort von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Und ſpiegelt ſich wieder, wenn aufs neue ein ihm entſprechender Spiegel ſich gebildet hat. Und läßt im Spiegel alle Himmel wiederleuchten, die er in ſich faßt.

Und das iſt ſeine ewige Auferſtehung, ſein ewiges Erwachen aus dem Schlummer des Todes.

Suchet nicht den Auferſtandenen im Grabe, ſuchet ihn nicht in erträumten Himmelshöhen! Irret nicht troſtlos und ſinnlos umher! Denn ſehet, der Auferſtandene iſt hier. Ihr ſeid die Auferſtandenen!

Und ſuchet nicht in künſtlichen Theorien, nicht in Experimenten in dunklen Kammern das Licht des Himmels und die Gewißheit eures ewigen Lebens!

In der Liebe ſchauet die Gewißheit eurer Unſterblichkeit!

Und glaubet nicht den unſinnigſten, törichteſten Wahn, daß dieſer Himmelsgedanke der Vernunft, der ein unendliches All erfaßt, daß dieſer Himmelsgedanke der Liebe, der alle Weſen umfaßt und das Herz aller Welten in ſich pochen fühlt, in dem engen Raum des Gehirnes Platz habe oder auch in der Enge eines Geſpenſtes, eines Seelenphantomes!

Du beruhſt im Geiſte ſelig in allen Weſen, du Ureigener, und in der Fülle der Gottheit, die die Ureinheit der Weſen und Geiſter iſt.

Das iſt die Enthüllung des Geheimniſſes eurer Liebe und eurer Vernunft.

Ewig verwirklicht aber der Geiſt ſich in ſeinem unendlichen All und erwacht ewig neu, ob auch Sternenſyſteme vergehen.

Du aber haſt vor allem in jenen, die dir geiſtig verwandt ſind, ſchon heute und in Ewigkeit deine ſüße Heimat. Du waltеſt in den Tiefen ihrer Seele und ſie in der deinigen.

Dieſer Gedanke der Liebe iſt kein Schatten, kein Nichts, wie die Toren meinen, denen das nichtigſte, erbärmlichſte Ding mehr Wirklichkeit hat als dieſer Gedanke.

Dieſer Himmelsgedanke iſt das höchſte, das allein wahrhafte Leben ſelbſt in jedem von euch, und unſelig, der dies ſein Leben nicht faßt!

Kein in engen Grenzen abgeſchloſſenes Seelengeſpenſt vermag die Unendlichkeit dieſes Denkens und Liebens zu faſſen.

Und ſo jemand dir ſagt: „Du biſt ein bloßer Klumpen Staub, ein bloßes Tier,“ ſo antworte ihm: „Dieſe Lehre will mich in den Staub gebeugt erhalten und zur Knechtſchaft beſtimmen, die dem Tiere ſeiner Natur nach zukommt.“

Man hat euch einen Gott gelehrt, den unerſättliche Rachſucht erfüllt und der ewige Höllenſtrafen verhängt.

Unſere Gottheit iſt die in jedem von uns erwachende allverbindende Vernunft und Liebe, das eine allverbindende Urweſen in allen und über allen, welches ſeine himmliſche Herrlichkeit ſelbſt im Verſunkenſten zu erwecken ſucht und niemanden richtet und alles zu ſeinem Lichte emporzieht und der gute Hirte iſt in Ewigkeit.

Man hat euch gelehrt: „Liebet Gott über alles und den Nächſten als euch ſelbſt!“

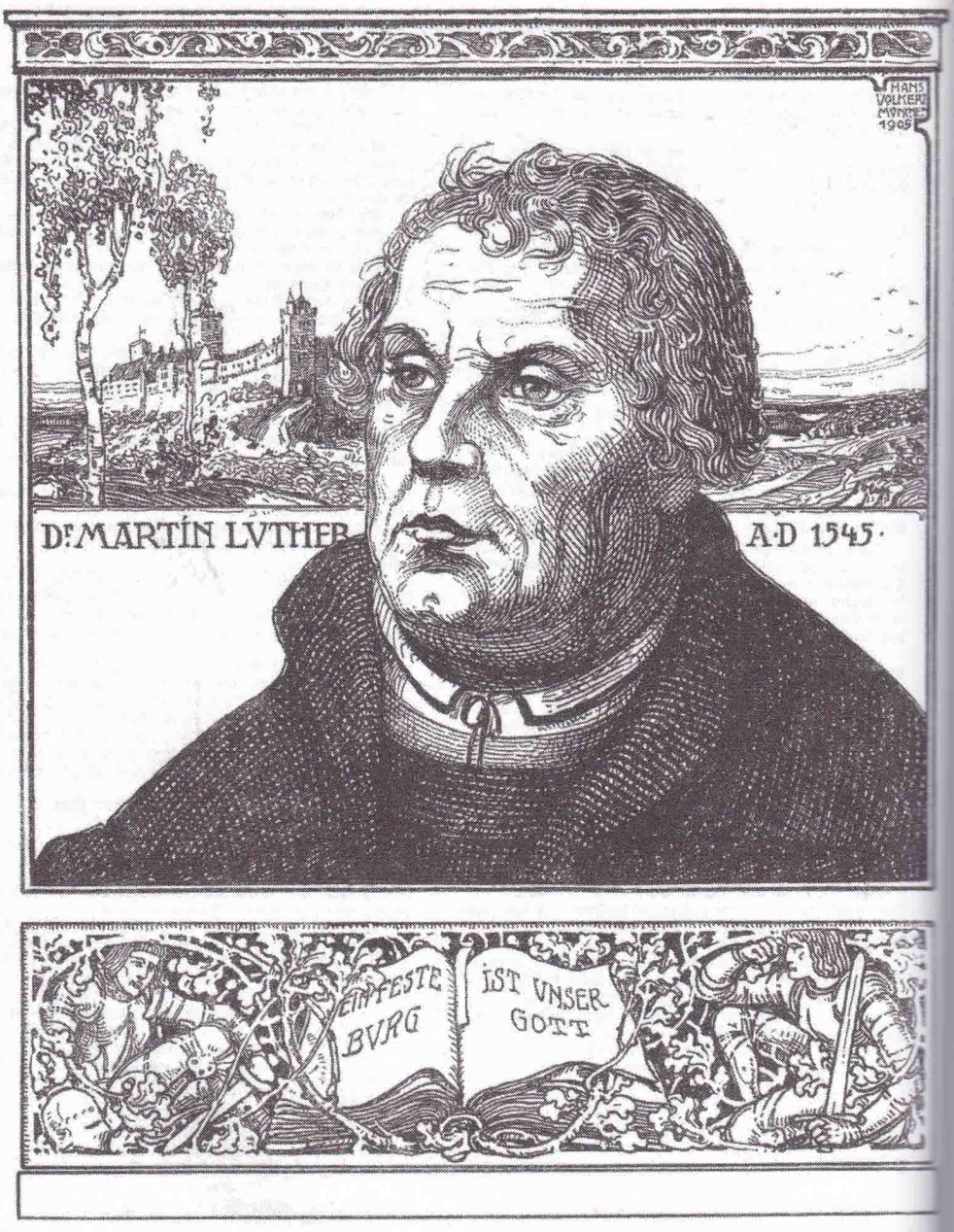
Wir aber ſagen euch: Dieſe zwei Gebote ſind ein Gebot!

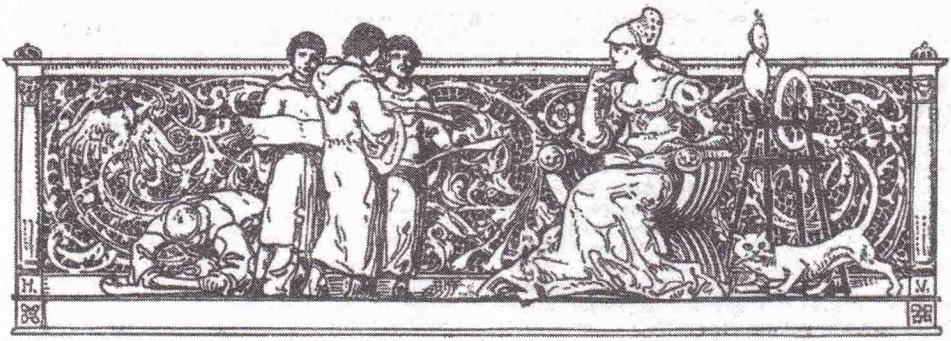
So ſind wir aller Geſetze Erfüllung.

Suchet Gott im Menſchengeiſte! Wer ihn dort nicht findet, wird ihn nimmer finden in Ewigkeit.

Und wer ſein Paradies nicht in der Liebe, im Kreiſe derjenigen findet, die zu demſelben Lichte des Erkennens und Liebens erwachen hier im Kampfe dieſes wirklichen Lebens, der wird es nimmer finden in Ewigkeit.

Dr. Eugen Heinrich Schmitt.


HANS VOLKERT MÜNCHEN 1905
DR MARTIN LVTHER
A·D 1545·
EIN FESTE BVRG
IST VNSER GOTT



Luther.

Ein feste Burg.

1 Ein feste Burg iſt unſer Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böſe Feind,
Mit Ernſt ers jetzt meint;
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt;
Auf Erd iſt nicht ſeinsgleichen.
Mit unſrer Macht iſt nichts getan:
Wir ſind gar bald verloren.
Es ſtreit für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du, wer der iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott;
Das Feld muß er behalten.
Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es muß uns doch gelingen.
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſaur er ſich ſtellt,
Tut er uns doch nichts;
Das macht: er iſt gericht;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.
Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn
Und kein Dank dazu haben;
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn —
Das Reich muß uns doch bleiben! * 63.

Gott.

So wenig wie Gottes Weſen aufhört, ſo wenig 2
hört auch das Sprechen der Schöpfungsworte auf. Er ſpricht noch immer und iſt unaufhörlich tätig; denn keine Kreatur vermag ihr Weſen von ſich ſelbſt zu haben. Darum: ſolange eine Kreatur währt, ſo lange währt das Wort auch; ſolange die Erde trägt oder zu tragen vermag, ſo lange ſpricht Gott ohne Unterlaß. * 7.

Menſchliche Vernunft und Weisheit kann von 3
ſich ſelbſt ſo weit kommen, daß ſie ſchließt, wiewohl ſchwächlich, daß da müſſe ein einig, ewig, göttlich Weſen ſein, welches alle Dinge erſchaffen, erhält und regiert; weil ſie ſieht ſolch ſchön trefflich Geſchöpf, beide, im Himmel und auf Erden, ſo wunderbarlich, ordentlich und gewiß, in ſeinem Regiment gefaßt und gehend, daß ſie ſagen muß, es ſei nicht möglich, daß es ſoll ohngefähr oder von ſich ſelbſt alſo gemacht ſein und gehen, ſondern es müſſe ein Schöpfer und Herr ſein, von dem es alles herkomme und regiert werde.

Gottesdienſt.

Gott gebe, daß ein jeder ſeinen Nächſten dafür 4
anſehe, wenn er ihm dient, daß es Gott ſei gedient, ſo würde die ganze Welt voll Gottesdienſt ſein. Ein Knecht im Stall, eine Magd in der Küche, ein Knabe in der Schule, die wären eitel Gottesknechte und Gottesdiener, wenn ſie ſolches mit Fleiß täten, was ihnen zu tun von Vater und Mutter, von Herren und Frauen im Hauſe aufgelegt wird. Alſo würde ein jeglich Haus eine rechte Kirche ſein, darin nichts denn lauter Gottesdienſt geübt würde.

Wer Gott dienen will, der tue, was Gott in 5
ſeinem Wort befohlen hat. Biſt du ein Kind, ſo ehre deinen Vater und Mutter. Biſt du Magd

oder Knecht, so sei gehorsam und treu. Bist du Herr und Frau, so ärgere dein Gesinde nicht mit Worten noch Werken, sondern tu, was dir wohl anstehet und halte sie auch zur Furcht Gottes. Das heißt alsdann Gott und seinem Wort, und nicht der Person gedient. Denn da ist sein Wort, das solches befiehlt und haben will. Man heiße es nun vor der Welt, wie man wolle, daß es Herren und Frauen, Vater oder Mutter, Nachbarn oder Kindern gedient sei, so ists doch ein rechter Gottesdienst. Denn Gott hat ja sein Wort geschrieben über meines Nächsten Haupt und gesagt: „Du sollst deinen Nächsten lieben und ihm dienen!“

6 Wisse, daß Gott dienen nichts anderes ist denn deinem Nächsten dienen und mit Liebe wohltun, es sei Kind, Weib, Knecht, Feind, Freund, ohne Unterschied; wer dein bedarf an Leib und Seele, und wo du helfen kannst, leiblich und geistlich, das ist Gottesdienst und gute Werke.

7 Willst du Gott dienen? Du hast ihn in deinem Haus, an deinem Hausgesinde und Kindern: lehre die wohl Gott fürchten und lieben und ihm allein trauen! Tröste die betrübten, kranken Nachbarn, hilf ihnen mit deinem Gut, Weisheit und Kunst! Verstoße deine kranken Knechte und Mägde nicht bald aus dem Haus, du stößest sonst Christum auf die Gasse.

8 Je größer die Andacht im Geist ist, desto weniger Worte macht sie. Denn sie fühlt, daß sich gar nicht mit Worten ausdrücken läßt, was sie denkt und gern möchte. Darum sind dieselben wenigen Worte des Geistes immer so groß und tief, daß sie nur der verstehen kann, welcher denselben Geist mindestens teilweise in sich spürt. Bei den Geistlosen aber stehen solche Worte nur in sehr geringem Ansehn, und sie halten sie für saft- und schmacklos, da sie ihre Angelegenheiten mit viel Worten und großem Geschrei ausrichten. Wie auch jetzt in allen Kirchen viel Läuten, Pfeifen, Singen, Schreien und Lesen ist, aber, wie ich fürchte, wenig Gottes Lob, der im Geist und in der Wahrheit gelobt sein will. * 6.

9 Gottseligkeit ist nichts anderes als Gottesdienst; Gottesdienst aber ist Dienst am Nächsten. * 12.

10 Jeder Christ hat Gottes Wort und ist von Gott gelehrt und gesalbt zum Priester. Wenn sichs aber so verhält, dann sind sie auch verpflichtet, dasselbe zu bekennen, zu lehren und auszubreiten bei ihrer Seelen Verlust und Gottes Ungnade. * 25.

Gotteshaus.

11 Ich achte, daß man wohl wisse, daß des Herrn Haus heiße, wo er wohnt, und daß er wohnt, wo sein Wort ist, es sei auf dem Feld, in der Kirche oder auf dem Meer. Wiederum, wo sein Wort nicht ist, da wohnt er nicht, ist auch sein Haus nicht da, sondern der Teufel wohnt daselbst, wenn es gleich eine güldene Kirche wäre, von allen Bischöfen gesegnet.

Heiligendienst.

Ich verbiete nicht, daß man die Heiligen ehre; 12
aber dennoch will ich, daß du den Unterschied machst: daß du mehr tust, wenn du einem armen Mann zu seiner Nahrung hilfst mit einem Gulden, denn daß du allen Heiligen eine goldene Kirche bauteſt.

Wieviel Aergernis hat der Papst mit seinen 13
Mönchen in der Kirche gemacht und die Christen von dem rechten Wege, so Christus selbst ist, jetzt auf diesen, bald auf einen andern Heiligen geführt, alles unter dem Schein, als wäre es Gottes Wort und der rechte Weg zum Himmel.

Zu unsern Zeiten ist es leider gar dahin ge- 14
kommen mit der Heiligen Dienst, daß es besser wäre, man ließe ihre Feste unterwegen, und daß wir auch ihre Namen nicht wüßten. Daß du das verstehst, so überlauf und besiehe die närrische Weise des gemeinen Volks, wie jeder Handwerksmann seinen sonderlichen Heiligen hat. Die Goldschmiede haben St. Eligius, die Schuster St. Crispinus und Crispinianus, die Tuchmacher St. Severus, die Maler St. Lukas, die Aerzte St. Kosmas und Damianus, die Juristen St. Ivo, die Studenten St. Katharina und etwa Aristoteles. Also hat ein jeglich Land seinen Heiligen, wie die Franken St. Kilian.

Kreuzesdienst.

Es ist uns nirgend befohlen in der Schrift, 15
daß wir das leibliche Kreuz Christi ehren oder anbeten sollen. Wenn es Christus hätte haben wollen, so groß Ding wie wir draus machen, er hätte es wahrlich mit hellen, klaren Worten ausgedrückt und befohlen. Aber er hält uns ein ander Kreuz vor, da er spricht im Matthäus (16, 24): „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“ Da sagt Christus, daß ich mein Kreuz tragen soll; daß ich will Christi Kreuz tragen, fragt er nichts nach. Er sagt, ich soll mein Kreuz, das mir Gott auflegt, tragen; und das heißt recht das Kreuz tragen: aber die es so tragen, derer findet man wenig. Man trägt das Kreuz Christi in Monstranzen und in Silber gefaßt, küßt es und tut ihm viel Ehre; aber was ists anderes denn eine abgöttische Andacht, dieweil sie ohne Wort und Befehl Christi geschieht? Willst du mit deinem Silber und Gold Gott oder dem Kreuze Christi Ehre erzeigen, so gib es deinem Nächsten, der es bedarf; da ist ein Groschen besser angelegt als dort ein Gulden.

Götzendienſt.

16 Es iſt beſſer, Maria zu viel abgebrochen denn Gottes Gnaden. Ja, man kann ihr nicht zu viel abbrechen, da ſie doch aus nichts geſchaffen iſt wie alle Kreaturen; aber Gottes Gnaden hat man leicht zu viel abgebrochen; das iſt fährlich und geſchieht ihr nicht lieb dran. Es darf auch wohl ein Maß, daß man nicht zu weit treibe den Namen, daß man ſie eine Königin der Himmel nennt, wiewohl es wahr iſt, aber doch ſie dadurch keine Abgöttin iſt, daß ſie geben oder helfen möge, wie etliche meinen, die mehr zu ihr denn zu Gott rufen und Zuflucht haben. Sie gibt nichts, ſondern allein Gott.

Ichdienſt.

17 Wer dem andern nur dann beiſtehn und helfen will, wenn er es ohne Gefahr und Schaden an ſeinem Gut oder Leib tun kann, der wird ihm überhaupt nie helfen; denn es wird immer ſo ausſehn, als ſei es ihm ſelbſt eine Gefahr, ein Schaden oder ein Verſäumnis. Wenn aber einer den Nächſten in der Not liegen läßt und flieht vor ihm, der iſt vor Gott ein Mörder. Wie wills aber erſt denen gehn, die den Armen noch dazu das nehmen, was ſie haben, und ſie plagen, wo ſie können? * 16.

Liebe.

18 Die Liebe iſt das Haupt, der Brunn und die gemeine Tugend aller Tugenden; Liebe ſpeiſt, tränkt, kleidet, tröſtet, bittet, löſt, hilft und rettet. Was ſoll man ſagen? Sie ergibt ſich ſelbſt mit Leib und Leben, mit Gut und Ehre, mit allen Kräften inwendig und auswendig zu Not und Nutz des Nächſten, beider, Feindes und Freundes, behält nichts, damit ſie nicht diene dem andern.

19 Wenn ein Hausvater wäre, der eine ſolche Ordnung in ſeinem Hauſe hätte, daß er jetzt Fiſche, jetzt Fleiſch, jetzt Wein, jetzt Bier ſpeiſte, danach ers hat und was er bekommen kann, und vielleicht eins krank würde aus ſeinem Geſinde und könnte nicht Bier oder Wein trinken, könnte nicht Fleiſch oder Fiſch eſſen und der Hausvater wollte ihm nichts anderes geben, ſondern ſagte: „Nein, mein Geſetz und Ordnung weiſt es alſo aus, ich gebe dir nichts anderes“—was wäre das für ein Hausvater? Man ſollte ihm billig Nieswurz geben, daß er das Gehirn purgierte. Denn wenn er ein verſtändiger Mann wäre, ſo würde er billig alſo ſagen: „Es iſt wohl wahr, daß mein Geſetz und Ordnung ausweiſt, heute Fleiſch oder Fiſch zu eſſen; doch dieweil dir dieſe Speiſe entgegen iſt, ſo iß, was dir wohlgefällt.“ Sehet, wie ein Hausvater ſein Geſetz lenkt und beugt nach der Liebe, die er zu dem Geſinde trägt, alſo ſollen alle Geſetze nach der Liebe des Nächſten gelenkt und gebeugt werden.

20 Das Gebot der Liebe iſt ein kurz Gebot und lang Gebot, ein einig Gebot und viel Gebote, es iſt kein Gebot und alle Gebote. Kurz und einig iſts an ſich ſelbſt und des Verſtandes halben bald gefaßt, aber lang und viel nach der Uebung; denn es begreift und meiſtert alle Gebote. Und iſt gar kein Gebot, ſo man die Werke anſieht; denn es hat kein eigen ſonder Werk mit Namen; aber es iſt alle Gebote darum, daß aller Gebote Werke ſeine Werke ſind und ſein ſollen. Alſo hebt der Liebe Gebot alle Gebote auf, und ſetzt doch alle Gebote auf.

Es iſt bald geſagt: „Ich habe Gott lieb;“ denn 21
er kommt perſönlich nicht zu uns, bedarf deshalb nicht, daß man ſich hart auf ihn verkoſte und viel zurichte. Aber man ſehe, wie wir uns gegen die armen Leute halten, ſo wird ſichs fein finden, ob wir Gott lieb haben.

Mitleidig ſein heißt, daß ſich eins des andern 22
annehme und laſſe ſich die Not des Nächſten zu Herzen gehen, wenn es demſelbigen übel geht, daß du nicht denkſt: „Ei, das iſt recht! Ei, daß ſein nicht mehr iſt! Er hat es wohl verdient!“ Wo Liebe iſt, da nimmt ſie ſich des Nächſten alſo an, wenn es ihm übel geht, daß es ihr eben alſo zu Herzen geht, als wenn es ihr ſelbſt wiederführe.

Es tritt oft ein Fuß den andern; der Zahn 23
beißt oft die Zunge; es ſtößt ſich mancher ſelber mit einem Finger ins Auge und tut ihm wehe. Aber da iſt reiche Vergebung, und hat ein Glied mit dem andern ein Mitleiden und Geduld, ſonſt könnte der Leib nicht erhalten werden. Alſo ſoll auch unter den Menſchen Verſöhnung, Vergebung, Einigkeit, Liebe und freundlicher Wille ſein.

Wie ernährt die Mutter ihr Kind? Erſt gibt 24
ſie ihm Milch, dann Brei, dann Eier und weiche Speiſe, bis ſich das Kind an härtere Speiſe gewöhnt und allmählich Käſe und Brot eſſen kann. So ſollen wir auch mit unſern ſchwachen Brüdern umgehn, ſie nicht greulich anſchnauzen, ſondern freundlich behandeln und ſanftmütig unterweiſen, ſo daß wir nicht allein in den Himmel zu fahren denken, ſondern ſieh zu, daß du deinen Bruder mitbringſt. * 10.

Jeder iſt verpflichtet zu tun, was ſeinem 25
Nächſten nützlich und nötig iſt, es ſei altes oder neues Teſtament, es ſei ein jüdiſches oder heidniſches Ding; denn die Liebe geht durch alles und über alles und ſieht nur darauf, was andern nutz und not iſt, fragt aber nichts danach, obs alt oder neu iſt. * 11.

Ein Stück der Barmherzigkeit iſt, daß man 26
gern den Sündern und Gebrechlichen vergibt; das andre, daß man auch wohltätig iſt gegen die, welche äußerlich Not leiden oder Hilfe bedürfen. Das Stück können die hoffärtigen Heiligen auch

nicht; denn ſie ſind nichts als eitel Eis und Froſt, ja, haben ein ſtock- und ſteinhartes Herz und gar keinen Blutstropfen der Luſt und Liebe, dem Nächſten wohlzutun, ebenſowenig wie Barmherzigkeit, Sünde zu vergeben; ſie ſorgen und trachten allein für ihren Wanſt, wenn auch ein anderer Hungers ſtirbt, ſo daß bei öffentlichen Sündern viel mehr Barmherzigkeit iſt als bei ſolchen Heiligen. * 33.

27 So ſoll man mit allem unrechten Gut handeln, es ſei heimlich oder öffentlich, daß immer die Liebe und das natürliche Recht oben ſchwebt. Denn wenn du der Liebe nach urteilſt, ſo wirſt du alle Sachen ganz leicht ohne alle Rechtsbücher entſcheiden. Ein rechtes, gutes Urteil darf und kann nicht aus Büchern geſprochen werden, ſondern aus freiem Geiſt daher, als gäbs keine Bücher. * 36.

Wiedergeburt.

28 Vernunft iſt ein edel köſtlich Ding; der Wille zum Guten iſt auch ein edel köſtlich Ding; das Geſetz und die zehn Gebote, ein feiner, ehrbarer, unärgerlicher Wandel ſind alles herrliche, große Gaben, dafür man Gott danken ſoll; aber wenn man vom Reich Gottes ſagt, wie man dazu kommen ſoll, dazu hilft weder Vernunft, Wille, Geſetz noch alle guten Werke: allein das tuts, daß man von neuem geboren werde.

29 Gott hebt wenig Leute in den Himmel, die rein ſind; im allgemeinen werden alle aus dem Schlamm gezogen. * 30.

Der alte und der neue Menſch.

30 Der alte Menſch muß fürchten und verzagen und untergehen; der neue muß hoffen und beſtehen und erhoben werden und dieſe beiden in einem Menſchen, ja, in einem Werk zugleich geſchehen. Gleichwie ein Bildmacher, eben indem er wegnimmt und haut, was am Holze zum Bild nicht ſoll, indem fördert er auch die Form des Bildes: alſo in der Furcht, die den alten Menſchen abhaut, wächſt die Hoffnung, die den neuen Menſchen formt.

Leben und Sterben.

31 Unſer ganzes Leben, ſo wir hier auf Erden führen, iſt nichts anderes denn der Tod, ob wirs wohl nicht achten. Es iſt nicht weit voneinander, unſer Leben und der Tod, wenn ichs mit rechten Augen könnte anſehen. Denn wenn ich mich ins Bette lege, ſo weiß ich nicht, ob ich ſoll wiederum aus dem Bette kommen; wenn ich mich an den Tiſch ſetze, weiß ich nicht, ob ich wieder werde aufſtehen.

32 Wir ſehen, daß der heut, dieſer morgen hinfährt, da wir alle Tage um und bei ſind geweſen; ja, wir wiſſen, daß der Tod nie einen überhüpft noch verſchont hat; keiner kommt auch wieder. Und dennoch gehen wir hin wie die Blinden, die ebenſo wenig bei mittem Tag als in der ſtockfinſtern Nacht ſehen. Wir laſſen uns ſolches Exempel nicht zu Herzen gehn; wir denken nicht, daß es heut oder morgen auch werde an uns ſein. Derhalben bleiben wir in der alten Haut und gehen immer im alten Trab vor uns hin wie die alten Karrengäule, die ſich aus ihrem Schritt nicht treiben laſſen.

Wenn ich alſo gedenken könnte und gewiß 33
ſchließen, daß ich, wenn ich ſterbe, nicht ſterben würde, ſondern leben und Gottes Werk verkündigen, item, daß bei dieſen meinen Schülern, die ich hinter mir laſſen werde, wenn ich ſterbe, das Wort und der rechte Gottesdienſt bleibe und ſie eine Urſache ſein ſollten der Seligkeit der ganzen Welt: wie meint ihr, daß ich gegen den Tod würde geſinnt ſein? Meint ihr auch, daß ich davor erſchrecken oder zittern würde?

Saat zur Auferſtehung.

Wir ſollten lernen und uns gewöhnen, alſo zu 34
denken, daß es vor Gott ebenſo ſei, wenn er hier einen, dort auch einen Haufen auf den Kirchhof ſchleudert oder heute mich, morgen einen andern ergreift und alſo immer einen vor, den andern nach als ſeine Körnlein oder Samen in die Erde wirft. Das ſieht uns nicht anders an, denn als ſei es nun gar aus und ſollt ewiglich verderben. Aber er ſieht und denkt viel anderes und tuts allein darum, daß ſolche ſeine Körnlein auf den ſchönen künftigen Sommer nach dieſem elenden Weſen ſollen aufs allerſchönſte wieder hervorkommen, und iſt bei ihm ebenſo gewiß, als wäre es bereits geſchehen und ausgerichtet. Uns aber wird es darum geſchrieben und ſo lieblich vorgemalt, daß wir auch dieſelben Gedanken faſſen ſollen, wenn wir daliegen auf dem Todbett und uns nicht daran kehren, ob wir wohl nichts ſehen noch fühlen, denn daß man uns in die Erde ſoll ſcharren und nichts hören als Heulen und Weinen, als ſei es gar mit uns aus, ſondern ſolche menſchlichen Gedanken aus dem Herzen reißen und dieſe himmliſchen, göttlichen Gedanken darein pfropfen, daß es nicht heißt begraben noch verdorben, ſondern geſät oder gepflanzt von Gott ſelbſt als ein Körnlein oder Samen.

Wenn ein Bauersmann auf dem Acker Korn 35
ſät oder ein Gärtner im Garten Bohnen oder Erbſen in die Erde ſteckt, ſo ſieht er nicht an, daß die Bohnen oder Erbſen in der Erde verweſen, ſondern ſieht an den Stengel und die Schoten, ſo daraus wachſen. Er weiß, daß die Bohne oder Erbſe vordem auch ein Stengel und Schote geweſen iſt; darum ſteckt ers in die Erde, auf daß wiederum ein Stengel, der Schoten trage, daraus werde. Alſo ſollen wir auch tun, nicht anſehen, daß unſer Leib, wenn er tot iſt und begraben wird, in der Erde verweſt, ſondern ſollen anſehen, daß er aus der Erde wiederum hervorkommt und lebendig wird.

36 Ein Ackersmann könnte aus ſeinem Acker eine feine Bibel machen und von ſeinem Samen, ſo er ſät, ſtudieren und lernen den Artikel: „Ich glaube eine Auferſtehung der Toten,“ und ſagen: „Dies Korn, das ich jetzt ſäe, wird ſein Weſen verlieren; es wird aber hernach ein ſchöner, grüner Halm daraus wachſen, der ſo lang iſt, als ich bin, und dreißig, ſechzig, hundert Körner bringt; und aus dieſer Bohne, ſo ich jetzt in die Erde ſtecke, wird ein Stengel wachſen, der junge, friſche Bohnen bringen wird. Das iſt mein liebes Buch, daraus ich ſtudiere und lerne, daß mein Leib, wenn er in die Erde beſchartt und begraben wird, ein ſchöner, lebendiger Leib werden wird.“

Von der Ehe.

37 Das lieblichſte Leben iſt ein mittelmäßiger Hausſtand, leben mit einem frommen, willigen, gehorſamen Weibe in Friede und Einigkeit und ſich mit wenigem genügen laſſen, zufrieden ſein und Gott danken.

38 Die höchſte Gnade und Gabe Gottes iſt, ein fromm, freundlich, gottfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebſt, der du darfſt all dein Gut und was du haſt, ja, deinen Leib und Leben anvertrauen.

39 Weil man denn bisher mit den Mönchen und Nonnen ſo trefflich groß Gepränge getrieben hat in ihrem Einſegnen, ſo doch ihr Stand und Weſen ein ungöttlich und lauter Menſchengedicht iſt, das keinen Grund in der Schrift hat: wievielmehr ſollen wir den göttlichen Stand der Ehe ehren und mit viel herrlicherer Weiſe ſegnen, beten und zieren? Denn obs wohl ein weltlicher Stand iſt, ſo hat er dennoch Gottes Wort für ſich und iſt nicht von Menſchen erdichtet und geſtiftet wie der Mönchs- und Nonnenſtand; darum er auch hundertmal billiger ſollt geiſtlich geachtet werden als der klöſterliche Stand, welcher billig der allerweltlichſte und fleiſchlichſte ſoll geachtet werden.

40 Man zieht das junge Volk alſo, daß ſich ein Maidlein ſchämt, Gott zu bitten um einen Knaben, und ein Knabe um ein Maidlein, meinen, es ſei ein närriſch Ding, Gott darum zu bitten, ſie müſſen ſelbſt hineinplumpen. Daher kommt es auch, daß die Ehe ſo ſelten wohl geht. Sollt nicht ein Maidlein alſo gelehrt werden mit allem Ernſt, daß es hinträte vor Gott und ſpräche mit aller Zuverſicht: „Siehe, lieber Gott, ich bin nun zu meinen Jahren gekommen, daß ich ehelich werden mag; ſei du mein Vater und laß mich dein Kind ſein; gib mir einen frommen Knaben und hilf mir mit Gnaden zum ehelichen Stand oder, ſo dirs gefällt, gib mir einen Geiſt, keuſch zu bleiben.“ Alſo ſollt auch ein Knabe um ein Maidlein bitten und alle ſeine Dinge nicht ſelbſt anfangen, ſondern Gott darum bitten, daß ers anfange und den erſten Stein lege.

41 Ein fromm Ehgemahl iſt gleich ſo nötig als eine geſunde Hand oder Bein. Denn gerät dir ein Mann oder Weib nicht wohl, ſo haſt du wenig guter Tage oder Stunden, möchteſt lieber lahm an einer Hand oder Bein dafür ſein. Darfſt es auch für keine Lächerei oder Spötterei achten oder halten, ſondern, ſoll es wohl geraten, ſo muß es mit Gott angefangen werden.

42 Da höreſt du, womit du dein Weib ernähren ſollſt, als: daß du ſollſt in deine Hand ſpeien und dir ſauer laſſen werden und arbeiten, daß dir der Schweiß über die Naſe läuft; das gehört dazu, lieber Geſelle. Nun heißt im Schweiß des Angeſichts das Brot eſſen nicht allein arbeiten mit den Händen, wie ein Ackersmann oder Bauer tut, ſondern es heißt, daß ein jeglicher ſeinem Beruf fleißig nachlebe. Iſt einer ein Ackersmann oder Handwerker, Schneider oder Schuſter, daß er des getreulich warte, nicht gehe zum Biere, laſſe alles liegen, ſchlage ſich auf den Abend mit der Frau, wenn er nicht mehr Geld zu verſchlemmen hat, und verkaufe dem armen Weibe alle ihre Kleider und was ſie hat.

43 Der Mann darf nicht denken, daß er derhalben ein Weib genommen, daß er nun ledig ſpazieren und junkherrngehen gehen wolle, oder daß ihn das Weib als einen Junghern ernähren ſolle; nein, ſondern daß der Mann ſein Weib nicht anders wie ein Vater ſein Kind ernähren ſolle.

44 Liebe Tochter, halte dich alſo gegen deinen Mann, daß er fröhlich wird, wenn er auf dem Wiederwege des Hauſes Spitzen ſieht. Und wenn der Mann mit ſeinem Weibe alſo lebt und umgeht, daß ſie ihn nicht gern ſieht wegziehen und fröhlich wird, ſo er heimkommt, da ſtehts wohl.

45 Im Eheſtand bleibt man in Gottes Wort und Befehl; denn Gott wills alſo haben, daß je eins dem andern von Herzen gern dienen ſoll. Solches geht im Eheſtand ohne Unterlaß. Iſt ein Kindlein krank, ſo ſind die Eltern vorhin krank und bekümmert. Iſt der Mann krank, ſo iſt das Weib ebenſo ſehr bekümmert, als wäre es ihr eigen Bekümmernis oder Krankheit. Da geht Fleiß, Sorge, Treu und Liebe auf das Reinſte von ganzem Herzen und wird ihnen nicht ſauer; ſie haben noch Luſt und Verlangen danach, wie eins dem andern raten, helfen,

bessern und dem Unglück wehren möge. Wiederum, wo es glücklich zugeht in Kindesnöten oder sonst in anderer ihrer oder der Kinderlein Not und Gefahr, da ist eine herzliche, reine und vollkommene Freude; es kann keinem so wohl gehen; es freut sich das andere von Herzen und gönnt ihm noch mehr. Wer will nun nicht sagen, wo die Herzen also fein in Freud und Leid zusammen stimmen, daß da nicht eitel gute Werke der Liebe sind?

Gott hat auf den Ehestand ein ernstlich Verbot gelegt, nicht anders wie einer, der einen schönen Würz- oder Rosengarten hat, den er liebt und nicht will, daß jemand darein steigen, etwas abbrechen oder Schaden darin tun soll, der macht einen Zaun darum. Also tut Gott auch hier mit dem sechsten Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen.“ Nachdem der Ehestand sein allerliebster Würz- oder Rosengarten ist, da die allerschönsten Röslein und Nelken innen wachsen (das sind die lieben Menschenkinder, die nach dem Bilde Gottes geschaffen sind), daraus kommen und geboren werden, dadurch das menschliche Geschlecht erhalten wird, so gebeut Gott, daß man den Ehestand in aller Gottesfurcht, Zucht und Ehren halten und nicht brechen soll.

Im Hausregiment kanns nicht wohl zugehen, wenn der Mann einschleift und die Frau hinten austrägt: das Haus darf man nicht abbrechen; es wird sonst wohl verwüstet werden.

Wenn die Obrigkeit darauf dächte, wie man das junge Volk ehelich zusammenbrächte, dann würde die Hoffnung auf die eheliche Vereinigung jedem die Versuchungen sehr wohl tragen und abwehren helfen. * 52.

Weib und Kinder zu versorgen, dazu gehört Mühe und Arbeit. Davor scheut sich jeder, und niemand will es auf sich nehmen, und es muß doch auf sich genommen sein! Denn nimmst du kein Weib und issest nicht dein Brot im Schweiße deines Angesichts, dann nimmt Gott die Strafe, die er für den Leib bestimmt hat, und legt sie auf die Seele. Deshalb schicken sich Leute im Glauben recht wohl darein, tragen diese Last gerne, nehmen Weiber, arbeiten und lassens sich sauer werden. * 53.

Mann und Weib.

Die Weiber sind von Natur beredt und können die Redekunst wohl, welche doch die Männer mit großem Fleiß lernen und überkommen müssen. Das aber ist wahr: in häuslichen Sachen, was das Hausregiment belangt, da sind die Weiber geschickter zu und beredter; aber im weltlichen, politischen Regiment und Händeln taugen sie nichts; dazu sind die Männer geschaffen und geordnet von Gott, nicht die Weiber.

Die Eltern.

Gewißlich ist Vater und Mutter der Kinder Apostel, Bischof, Pfarrer, indem sie das Evangelium ihnen kund machen. Und kürzlich, keine größere, edlere Gewalt ist auf Erden denn die der Eltern über ihre Kinder, sintemal sie geistliche und weltliche Gewalt über sie haben. 51

Wenn ein Krieg oder Streit sich erhöbe wider deine Oberherren, da laß kriegen und streiten, wer da will; denn wenn Gott nicht hält, so können wir den Haufen nicht halten. Aber der du wohl willst tun und dein Gewissen sicher halten, laß Harnisch und Wehre liegen und streite nicht wider deinen Herrn oder Tyrannen; leide lieber alles, was dir geschehen kann! Der Haufe aber, der es tut, wird seinen Richter wohl finden. 52

Mit wie feinen, bequemen Gebärden spielen und scherzen die Mütter, wenn sie ein weinendes Kind stillen oder in die Wiege legen! Laß nun solches einen Mann tun, so wirst du ja müssen sagen, er stelle sich dazu wie ein Kamel oder Kuh zum Tanze, so gar übel steht ihm solches alles an, auch wenn er das Kind mit einem Finger angreifen soll. 53

Erziehung.

Soll ein gut Regiment werden, so muß die Jugend wohl unterrichtet und auferzogen werden, die in der Kirche, weltlichem Regiment und Haushaltung der Welt dienen können. Darum liegt alles daran, daß die Jugend wohl auferzogen werde. 54

Es will dem Rat und der Obrigkeit gebühren, die allergrößte Sorge und Fleiß aufs junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihnen zu treuer Hand befohlen ist, so täten sie nicht redlich vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Besserung nicht suchten mit allem Vermögen Tag und Nacht. Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnisch erzeuge; ja, wo des viel ist und tolle Narren darüber kommen, da ist so viel desto ärger und desto größerer Schade in derselben Stadt; sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat, die könnten danach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen. * 56. 55

56 Da iſt die leidige Plage, daß niemand ſolches wahrnimmt noch achtet, gehen hin, als gäbe uns Gott Kinder, unſere Luſt und Kurzweil daran zu haben, das Geſinde wie eine Kuh oder Eſel allein zur Arbeit zu brauchen oder mit den Untertanen unſeres Mutwillens zu leben; laſſen ſie gehen, als ging es uns nichts an, was ſie lernen oder wie ſie leben; und will niemand ſehen, daß es der hohen Majeſtät Befehl iſt, die ſolches ernſtlich wird fordern und rächen, noch daß es ſo große Not tut, daß man ſich der Jugend mit Ernſt annehme. Denn wollen wir feine, geſchickte Leute haben, beide: zu weltlichem und geiſtlichem Regiment, ſo müſſen wir wahrlich keinen Fleiß, Mühe noch Koſt an unſern Kindern ſparen, zu lehren und erziehen, daß ſie Gott und der Welt dienen mögen, und nicht allein denken, wie wir ihnen Geld und Gut ſammeln. Denn Gott kann ſie wohl ohne uns nähren und reich machen, wie er auch täglich tut.

57 Die Pferde, wiewohl ſie ſtärker ſind, müſſen dem Fuhrmann gehorchen, und wenn das geſchieht, ſo geht der Wagen recht fort. Denn es liegt vielmehr am Fuhrmann, wiewohl er ſchwächer iſt denn die Pferde, als an den Pferden; er iſt der klügſte, weiſt Steg und Weg. Wo aber die Pferde nicht hören, laufen über Stauden und Stöcke, ſo zerſcheitern ſie ſich ſelber, den Wagen mitſamt dem Fuhrmann. Alſo auch in der Welt gehts recht fort, wenn die Jugend dem Alter gehorſam iſt. Denn die Jugend läuft leichtlich an mit ihrer Stärke; wo ſie nicht in einem Zaum geführt wird, geht alſo alles zu Trümmern.

58 Junge Leute meinen immerdar, ſie ſind klüger als andere Leute, und denken, andere haben närriſch regiert oder machens ja noch nicht, wie es ſein ſolle; ſie aber wolltens viel beſſer machen, wollen elf Kegel treffen und umſchießen auf einen Wurf, da ihrer nur neun auf dem Boſſeleich ſtehen. Kommts ihnen aber einmal zum Verſuchen, ſo machens dieſelbigen oft am allerärgſten.

59 Ein junger Menſch iſt wie ein neuer Moſt; der läßt ſich nicht halten, muß gähren und übergehen, will ſich immer laſſen ſehen und etwas ſein vor andern, kann ſich nicht innen halten.

60 Das junge Volk hat die Gnade, gottlob, daß ſie lieber Kirſchen eſſen als Geld zählen. Ihnen iſt auch mehr an einem ſchönen Apfel als an einem roten Gulden gelegen, fragen nicht danach, was das Korn gelte; denn ſie ſind in ihrem Herzen ſicher und gewiß, ſie werden zu eſſen finden.

Man ſündigt ſchwer, wenn man ſchandbare 61
Worte redet vor jungen unſchuldigen Knaben und Maidlein. Denn ſolche Leute werden ſchuldig aller Sünden, die da entſpringen aus ihren unbedachtſamen Worten. Denn das zarte und unerfahrene Alter wird gar leichtlich mit ſolchen Reden befleckt, und, was noch ärger iſt, es behält gar lange ſolche unflätigen Worte, gleich als wenn ein Flecken kommt in ein rein Tuch, der ſetzt ſich viel feſter drein, als wenn er in ein grob und rauh Tuch gekommen wäre.

Man ſoll nicht geſtatten den Weibern, die die 62
Kinder warten, daß ſie die Kinder ſich fürchten machen mit Putzen (Popanzen) und andern Gaukeleien, ſonderlich des Nachts. Vielmehr ſoll man dazu tun, daß die Kinder alſo erzogen werden, daß ſie eine gute Furcht haben mögen, daß ſie die Dinge fürchten, die man fürchten ſoll, und nicht, daß man ſie allein furchtſam mache, welches ihnen ihr Leben lang ſchadet.

Chriſtus, da er Menſchen ziehen wollte, mußte 63
er Menſch werden. Sollen wir Kinder ziehen, ſo müſſen wir auch Kinder mit ihnen werden.

Es iſt wahr, wie man ſagt, daß die Eltern, 64
wenn ſie ſonſt nichts zu tun haben, mögen ſie an ihren eignen Kindern Seligkeit erlangen; an welchen, ſo ſie die zu Gottesdienſt recht ziehen, haben ſie fürwahr beide Hände voll guter Werke vor ſich. Denn was ſind hier die Hungrigen, Durſtigen, Nackten, Gefangenen, Kranken, Fremdlinge anderes als deiner eignen Kinder Seelen? Mit welchen dir Gott aus deinem Haus ein Spital macht und dich ihnen zum Spitalmeiſter ſetzt, daß du ihrer warten ſollſt, ſie ſpeiſen und tränken mit guten Worten und Werken, daß ſie lernen Gott trauen, glauben und fürchten und ihre Hoffnung in ihn ſetzen, ſeinen Namen ehren, nicht ſchwören noch fluchen, ſich kaſteien mit Beten, Faſten, Wachen, Arbeiten, Gottesdienſtes und Wortes warten und ihm feiern den Sabbath, daß ſie zeitlich Ding lernen verachten, Unglück ſanft tragen und den Tod nicht fürchten, dies Leben nicht lieb haben. Siehe, welch große Lektionen das ſind, wieviel du haſt guter Werke vor dir in deinem Haus, an deinem Kind, das ſolcher Dinge aller bedarf wie eine hungrige, durſtige, bloße, arme, gefangene, kranke Seele. O welch eine ſelige Ehe und Haus wäre das, wo ſolche Eltern innen wären: fürwahr, es wäre eine rechte Kirche, ein auserwählt Kloſter, ja ein Paradies.

Auf alle Dinge legen wir größeren Fleiß, nur 65
allein auf die Kinderzucht nicht. Da ſehen Fürſten und Herren, Bürgermeiſter und Obrigkeit nicht auf; denen gebührt es, ein äußerlich, züchtiges Regiment zu ordnen und anzuſtellen; aber es fehlt hinten

und vorn. Gott wolle es beſſern! Ich halte, wenn ſich Gott ſo ungnädig gegen uns ſtellt, ſo iſt keine andere Urſache als die, daß die Jugend ſo verſäumt wird, und daß die Kinder nicht werden in Zucht und Ehrbarkeit auferzogen; denn wie man die Leute haben will, muß man ſie in der Jugend dazu ziehen. Daß die Chriſtenheit jetzt ſo übel ſteht, kommt alles daher, daß ſich niemand der Jugend annimmt, und ſoll es wiederum in einen guten Schwank kommen, ſo muß wahrlich bei den Kindern angefangen werden.

66 Wir Eltern ſind große Narren, daß wirs uns blutſauer werden laſſen; arbeiten Tag und Nacht, daß wir unſern Kindern viel Guts laſſen; aber ſie in Gottes Furcht, guter Zucht und Ehrbarkeit zu ziehen und zu unterweiſen, da ſind wir ſehr nachläſſig. Es iſt gar eine böſe, verkehrte Weiſe.

67 Mein lieber Geſelle, haſt du ein Kind, das zur Lehre geſchickt iſt, ſo biſt du nicht frei, dasſelbige aufzuziehen, wie dichs gelüſtet, ſteht auch nicht in deiner Willkür, damit zu fahren, wie du willſt; ſondern du mußt darauf ſehen, daß du Gott ſchuldig biſt, ſeine beiden Regimente zu fördern und ihm darin zu dienen. Gott bedarf eines Pfarrers, Predigers, Schulmeiſters in ſeinem geiſtlichen Reich, und du kannſt ihm denſelbigen geben und tuſt es nicht: ſiehe, da raubſt du nicht einen Rock den Armen, ſondern viel tauſend Seelen aus dem Reich Gottes und ſtößeſt ſie in die Hölle, ſoviel an dir iſt; denn du nimmſt die Perſon weg, die dazu tüchtig wäre, ſolchen Seelen zu helfen. Wiederum zieht du dein Kind, daß es ein Seelſorger werden kann; da gibſt du nicht einen Rock, ſtifteſt auch nicht ein Kloſter oder Kirche; du tuſt wohl ein Größeres: du gibſt einen Heiland und Gottesdiener, der viel tauſend Seelen zum Himmel helfen kann. Was liegt daran, daß ſie nicht alle geraten? Es geraten doch etliche. Was weißt du, obs dein Sohn ſein wird? Biſt du doch nicht wert mit all deinem Gut, daß du eine Stunde zu ſolchem göttlichen Stift und großen Gottesdienſt helfen ſollteſt, und kannſt dein Leben lang dazu helfen.

68 Wir ſollen der Jugend gern dienen und ſie nicht ärgern, nicht allein damit, daß man nichts Arges vor ihnen tun ſoll, ſondern auch, daß man ſie vom Argen abhalte und fleißig zur Zucht halte. Als wenn ein Kind einen Fluch tut oder ein ſchandbares Wort läßt fahren, daß man mit Ernſt ihm darum zurede und ſpreche: „Schäme dich in dein Herz hinein, und tu es nimmer! Denn da ſteht dein Engel, der ſiehts und hörts und erſchrickt vor ſolchem Fluch und ſieht ſauer drüber. Wenn nun dein Engel davor erſchrickt und ſauer ſieht und er vor Gottes Angeſicht ſteht, meinſt du nicht, Gott werde es merken, der ſonſt alles ſieht und weiß, und werde deshalb auch ſauer ſehen und darum zürnen?“

Es ſollte keiner Vater werden, er hätte 69
denn gelernt, daß er ſeinen Kindern kann predigen die Gebote Gottes und das Evangelium, daß er fromme Chriſten zöge. Es greifen ihrer aber viel zum Sakrament der heiligen Ehe, könnten kaum ein Vaterunſer beten: ſie wiſſen nichts; ſo könnten ſie auch ihren Kindern nichts predigen noch lernen. Man ſollte die Kinder recht unterweiſen in der Furcht Gottes. Denn ſoll die Chriſtenheit in ihre Kraft kommen, ſo muß man wahrlich bei den Kindern anfangen; ſo wirds ein fein Ding. Ich möchts wohl leiden, daß man in der Wiege anfinge.

Ein Vater lockt nach der Rute ſein Kind wieder 70
zu ſich und gibt ihm die allerbeſten Worte, hebt an und wirft die Rute weg; ja, er zürnt wider die Rute, ſchilt ſie und tritt ſie mit Füßen, als habe es die Rute, und nicht er getan, deutet danach ſein Stäupen aufs beſte, wie ers ſo gut gemeint habe, und es ſei nicht Zorn, ſondern eitel Liebe geweſen; beut ihm daneben einen Groſchen oder Apfel zum Wahrzeichen, auf daß das blöde Kindlein der Ruten vergeſſe und ſich wieder kindlich zu ihm ſtelle.

Alſo nimmt auch der Vater dem Kindlein einen Apfel, und meints doch nicht, hat nicht im Sinn, ihm denſelben zu nehmen, ſondern verſucht nur das Kindlein damit, ob es ihn auch lieb habe und glaube, daß ihm der Vater den Apfel werde wiedergeben; wo nun das Söhnlein den Apfel gern von ſich gibt, ſo wird dadurch der Vater erfreut über den Gehorſam und um der Liebe willen, ſo das Kindlein zu ihm trägt.

Laß deinen Sohn getroſt ſtudieren, und ſollt 71
er auch dieweil nach Brot gehen, ſo gibſt du unſerm Herrgott ein feines Hölzlein, da er dir einen Herrn aus ſchnitzen kann. Es wird doch dabei bleiben, daß dein und mein Sohn, das iſt: gemeiner Leute Kinder werden die Welt regieren, beide, in geiſtlichem und weltlichem Stande.

Wenn Kinder böſe ſind, Schaden und Schalkheit 72
anrichten, ſo ſoll man ſie drum ſtrafen, ſonderlich, wenn ſie tauſchen und ſtehlen lernen; jedoch muß man in der Strafe auch Maß halten. Denn was kindiſche Dinge ſind, als Kirſchen, Aepfel, Birnen, Nüſſe, ſo muß mans nicht alſo ſtrafen, als wenn ſie Geld, Rock und Kaſten wollten angreifen; da iſt es Zeit, ernſtlich zu ſtrafen. Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich auch drüber gar ſchüchtern wurde. Die Mutter ſtäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut danach floß, und ihr Ernſt und geſtreng Leben, das ſie mit mir führten, das verurſachte, daß ich danach in ein Kloſter lief und ein Mönch wurde; aber ſie meintens herzlich gut. Aber ſie konnten nicht die Geiſtesanlagen unterſcheiden, nach denen die Strafen einzurichten ſind. Denn

man muß also strafen, daß der Apfel bei der Rute sei. Es ist ein bös Ding, wenn um der harten Strafe willen Kinder den Eltern gram werden oder Schüler ihren Lehrern feind sind. Denn viel ungeschickte Schulmeister verderben seine Seelen mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen; wenn sie mit Kindern anders nicht als wie ein Henker oder Stockmeister mit einem Diebe umgehen.

73 Wo eine Stadt oder Dorf ist, die des Vermögens sind, hat der Staat Macht, sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarren halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seligkeit tun noch bedenken, so ist der Staat da als oberster Vormund der Jugend und aller, die es bedürfen, und soll sie mit Gewalt dazu halten, daß sie es tun müssen; gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zur Brücke, Steg und Weg oder sonst zufälliger Landesnot geben und dienen müssen. Was das Land bedarf und not ist, da sollen die zugeben und helfen, die des Landes gebrauchen und genießen. Nun ist kein nötiger Ding denn Leute ziehen, die nach uns kommen und regieren sollen. Sind sie aber des Vermögens nicht und sonst zu hoch beschwert, so sind Klostergüter da, welche vornehmlich dazu gestiftet sind.

74 Ich halte, daß auch die Obrigkeit schuldig sei, die Untertanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten. Kann sie die Untertanen zwingen, die tüchtig dazu sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen und anderes tun, wenn man kriegen soll: wieviel mehr kann und soll sie hier die Untertanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier wohl ein ärgerer Krieg vorhanden ist — mit dem leidigen Teufel!

75 Wahr ists: ehe ich wollte, daß hohe Schulen und Klöster blieben, so wie sie bisher gewesen sind, daß keine andere Weise zu lehren und leben sollte für die Jugend gebraucht werden, wollte ich lieber, daß ein Knabe nimmer was lernte und stumm wäre. Denn es ist meine ernste Meinung, Bitte und Begierde, daß diese Eselsställe und Teufelsschulen entweder in Abgrund versänken oder zu christlichen Schulen verwandelt werden. Aber nun uns Gott so reichlich begnadet und solcher Leute die Menge gegeben hat, die das junge Volk fein lehren und ziehen mögen, wahrlich, so ist not, daß wir die Gnade Gottes nicht in den Wind schlagen und lassen ihn nicht umsonst anklopfen. Er steht vor der Tür: wohl uns, so wir ihm auftun! Er grüßt uns: selig, der ihm antwortet! Versehen wirs, daß er vorübergeht, wer will ihn wiederholen?

Nimmt man so viel Zeit und Mühe, daß man 76
die Kinder mit Karten spielen, singen und tanzen lehrt, warum nimmt man nicht auch so viel Zeit, daß man sie lesen und andere Künste lehrt, weil sie jung und müßig, geschickt und lustig dazu sind? Ich rede für mich: wenn ich Kinder hätte und vermöchts, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musik mit der ganzen Mathematik lernen.

Es wäre allein diese Ursache genugsam, die 77
allerbesten Schulen, beide, für Knaben und Maidlein, an allen Orten aufzurichten, daß die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf seiner geschickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde. Nun, solche Männer müssen aus Knaben werden, und solche Frauen müssen aus Maidlein werden; darum ists zu tun, daß man Knäblein und Maidlein dazu recht lehre und aufziehe.

Das erfahren wir gemeiniglich, daß armer Leute 78
Kinder zum Lernen tauglicher sind. Wo aber denselben, weil es in ihrem Vermögen nicht ist, von reichen Leuten dazu nicht geholfen wird, müssen sie dahinten bleiben und können nicht fortkommen.

Wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen 79
ablassen könnte oder müßte, so wollt ich kein Amt lieber haben als Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dieses Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist. Denn es ist schwer, alte Hände bändig und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch einige darüber zerbrechen. Lieber, laß es der höchsten Tugenden eine sein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und schier niemand tut an seinen eigenen.

Das sage ich kürzlich: einen fleißigen, frommen 80
Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zieht und lehrt, dem kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen.

Wenn die Jugend nicht rechte Schulmeister 81
und Lehrer bekommt, so hat der Teufel bald gewonnen Spiel mit seinen Rotten.

Ich wollte, daß keiner zu einem Prediger er- 82
wählt würde, er wäre denn zuvor Schulmeister gewesen. Jetzt wollen die jungen Gesellen von Stund an alle Prediger werden und fliehen vor

der Schulen Arbeit. Aber wenn einer hat Schule gehalten ungefähr zehn Jahre, so mag er mit gutem Gewissen davon lassen; denn die Arbeit ist zu groß, und man hält sie geringe. Dennoch ist ebensoviel in einer Stadt an einem Schulmeister gelegen als am Pfarrherrn. Bürgermeister, Fürsten und Edelleute können wir entraten; Schulen kann man nicht entraten; denn die müssen die Welt regieren.

83 Das größte Werk, das du tun kannst, ist, daß du dein Kind recht erziehst, wenn du gleich am Sonntag nicht in die Kirche kommst und keine Messe oder Predigt hörst — erziehe nur dein Kind recht! * 54.

84 Es ist dringend nötig für jeden verheirateten Menschen, daß er seines Kindes Seele mehr, tiefer und fleißiger ansehe als das Fleisch, das von ihm gekommen ist. * 55.

85 Manche Eltern sind nicht so fromm und redlich, daß sie ihre Kinder christlich aufzögen, wenn sie es auch könnten, sondern wie die Strauße machen sie sich hart gegen ihre Jungen und lassens dabei bewenden, daß sie sie gezeugt und geboren haben; weiter tun sie nichts an ihnen. Nun, diese Kinder sollen aber doch unter uns und bei uns in einer Stadt leben. Wie kanns da die Vernunft und vor allem die christliche Liebe zugeben, daß sie unerzogen aufwachsen und den andern Kindern Gift und Ansteckungsstoff sind, durch die zuletzt eine ganze Stadt verdirbt? * 57.

86 Weil das junge Volk sich austoben und springen oder was zu schaffen haben muß, woran es seine Lust hat, und man ihm darum nicht wehren kann und es auch nicht gut wäre, daß man ihm das alles verwehrte, warum soll man ihm dann nicht solche Schulen einrichten und solche Kunst vorlegen, zumal jetzt durch Gottes Gnade alles so zugerichtet ist, daß die Kinder mit Lust und spielend lernen könnten, was es sei, Sprachen oder andere Künste oder Historien! Darum, liebe Herren, laßt euch das Werk am Herzen liegen, das Gott so dringend von euch fordert, das euer Amt uns schuldig ist, das die Jugend notwendig gebraucht, und das weder Welt noch Geist entbehren kann. Wir sind leider lange genug in Finsternis verfault und verdorben; wir sind allzulange deutsche Bestien gewesen. Laßt uns einmal unsere Vernunft gebrauchen, daß Gott unsere Dankbarkeit für seine Güte sieht und andre Leute merken, daß wir auch Menschen und Leute sind, die etwas Nützliches entweder von ihnen lernen oder sie lehren können, damit auch durch uns die Welt gebessert werde. Ich habe das meine getan: ich wollte dem deutschen Lande gerne geraten und geholfen haben. Wenn mich aber manche darüber verachten, solchen treuen Rat in den Wind schlagen und es besser wissen wollen, so muß ichs geschehen lassen. Ich weiß wohl, daß andere es hätten besser machen können, aber weil sie schweigen, mach ichs, so gut ich kann. Es ist ja besser, dazu geredet, wie ungeschickt es auch sei, als immer und immer nur davon geschwiegen.

Zuletzt sollen auch diejenigen, welche Liebe und Lust dazu haben, daß solche Schulen in deutschen Landen aufgerichtet und erhalten werden sollen, wohl bedenken, daß man keine Mühe und Kosten spare, gute Bibliotheken, besonders in den großen Städten, die wohl die Mittel dazu haben, einzurichten. Denn wenn das Evangelium und allerlei Kunst nicht untergehen soll, so muß es in Bücher verfaßt und sichergestellt sein, wie die Propheten und Apostel ja auch mit ihrer Predigt getan haben. Und das nicht nur, damit diejenigen, welche uns geistlich und weltlich vorstehn sollen, zu lesen und zu studieren haben, sondern auch, damit die guten Bücher erhalten werden, und nicht samt der Kunst und Sprachenkenntnis, die wir jetzt durch Gottes Gnade haben, verloren gehen. * 58.

Vom Gesinde.

87 Das Gesinde soll nicht sicher sein, sondern fleißig sich halten nach dem Befehl ihrer Herrschaft und sich durch böse Gesellschaft davon nicht lassen abführen. Denn wie kanns da wohl zugehen, wenn Vater und Mutter zum Kind, Herr und Frau zum Gesinde sprechen: „Tu das!“ Daß sie sich von ihren Gesellen und Gespielen überreden lassen, daß sie das, so ihnen befohlen ist, lassen anstehen und etwas anderes tun? Gehen dieweil spazieren, spielen, zechen, da sie im Hause arbeiten, das und jenes ausrichten sollten.

Mancher Knecht oder Magd hat einen guten Dienst bei ehrlichen, frommen Leuten, die nicht gern Unzucht oder Leichtfertigkeit von den Ihren sehen oder leiden wollten. Aber was hat der Teufel durch böse Mäuler zu schaffen? Hier kommt eins, dort eins und sagt: „Was zeihest du dich (d. i. was hast du verbrochen), daß du dich so läßt einsperren und hart halten? Du könntest deine Sache wohl verbessern, an einem Orte sein, da du mehr Lust hättest, nicht so hart arbeiten müßtest und bessere Tage hättest.“ Mit solchen Worten ist ein einfältiger Mensch bald beredet, denkt nicht, daß mans übel mit ihm meine, ja, hält solche honigsüßen Mäuler für gute Freunde, so sie doch die ärgsten Feinde sind. Denn einem jungen Menschen ist nichts schädlicher, als wenn man ihm seinen Willen läßt, ihn nicht immerdar anhält und treibt zu Zucht und Arbeit.

88 Wir sehen und erfahren, wie unartig, stolz und frech die Welt ist und sonderlich Dienstvolk und Hausgesinde allenthalben sind. Will Herr oder Frau im Haus etwas haben, so mögen sie es selbst tun.

89 Knechte und Mägde im Hause habens besser als ihre Herren und Frauen selbst; denn sie haben keine Hausſorge, verrichten und tun ihre Arbeit. Wenn dieselbe geschehen ist, so haben sie Ruhe, essen und trinken und singen ein Liedlein dazu.

90 Herren und Frauen sollen ihre Knechte, Mägde und Arbeitsleute nicht in wütender Weise regieren und nicht alles aufs genaueste untersuchen, sondern zuweilen etwas nachgeben und um des Friedens willen durch die Finger sehn. Denn es kann nicht immer alles schnurgerade gehn, in keinem Stande, weil wir auf Erden in Unvollkommenheit leben. Siehe da, wieviel gute Werke ein Hausherr und eine Hausfrau tun kann; wie legt uns Gott alle guten Werke in so reichlicher Auswahl ununterbrochen handgerecht, daß wir nicht nötig haben, danach zu fragen, und die falschen, weitläufigen, erfundenen Menschenwerke wohl entbehren können! Gehorsam gebührt dem Dienenden, Fürsorglichkeit den Herren, daß sie acht darauf haben, ihre Untergebenen gut zu regieren, liebevoll mit ihnen umzugehn und alles zu tun, um ihnen nützlich und hilfreich zu sein. * 34.

Die Kirche.

91 Die christliche Kirche hat keine Macht, einen einzigen Glaubensartikel aufzustellen, hats noch nie getan und wirds auch nimmermehr tun. Ebensowenig hat sie Macht, ein einziges Gebot guter Werke zu geben, hat es auch nie getan und wirds nimmermehr tun.

Pfarrer und Schulmeister.

92 Ein Konzilium haut die großen Aeste ab an den Bäumen oder rottet die bösen Bäume gar aus. Aber ein Pfarrherr und Schulmeister pflanzen und zeugen eitel junge Bäumlein und Würzsträuchlein in den Garten. O, sie haben ein köstlich Amt und Werk und sind die edelsten Kleinode der Kirche: sie erhalten die Kirche. Darum sollten alle Herren dazu tun, daß man Pfarrherren und Schulen erhielte. Denn wo wir die Konzilien ja nicht haben können, so sind die Pfarren und Schulen, wiewohl kleine, doch ewige und nützliche Konzilien.

Irrlehrer.

93 Das ist das Wahrzeichen, dabei der Teufel zu erkennen ist, daß er allezeit seinen Stank hinter sich läßt, das heißt, ein blödes, unruhiges, erschrockenes Gewissen macht. So machen auch alle falschen Lehrer, welche ihres Meisters, des Teufels, Art an sich haben, die Herzen nur irre, traurig und schwermütig, daß sie einhergehen als verdüsterte und wahnsinnige Leute und das für ein köstliches geistliches Leben halten, wenn man daherwandelt in einem schwarzen Rock, den Kopf hängt, sauer sieht und sich traurig stellt, daß man nie recht tröstliche Gedanken haben noch ein fröhlich Wort reden kann. * 5.

94 Niemand soll mit der Tat in die Gesetze der Geistlichen willigen, als wären sie billig und zu halten, damit man sich ihres Frevels und ihrer unrechten Gewalt nicht teilhaftig mache. * 23.

95 So ists immer gewesen: wenn einige fromme und heilige Leute das geistliche Amt, zu predigen, rechtschaffen geführt haben, dann sind nach ihnen fleischliche Leute aufgestanden und haben das Amt mißbraucht, aber das Regiment, Autorität und Namen, welche jene guten gehabt haben, behalten. * 24.

Vom Glauben.

96 Es ist eines jeden eignes Risiko, was er glaubt, und er muß in eignem Interesse zusehn, daß er recht glaubt. Denn sowenig ein anderer für mich in die Hölle oder in den Himmel fahren kann, sowenig kann er auch für mich glauben oder nicht glauben. Weil es also jedem auf dem Gewissen liegt, wie er glaubt oder nicht glaubt, und damit der weltlichen Gewalt kein Abbruch geschieht, so soll sie auch zufrieden sein und auf ihre Angelegenheiten sehn, aber jeden glauben lassen, wie er will, so oder so, und niemand mit Gewalt zwingen. * 48.

Rechte und falsche Lehre.

97 In der Sache, über die Lehre zu urteilen, Lehrer oder Seelsorger ein- und abzusetzen, muß man sich ganz und gar nicht um Menschengesetz, Recht, altes Herkommen, Brauch, Gewohnheit ꝛc. kümmern, mag es nun vom Papst, Kaiser, Fürsten und Bischöfen festgesetzt und ein oder tausend Jahre üblich gewesen sein. Denn die Seele des Menschen ist ein ewiges Ding über alles, was zeitlich ist; darum muß sie nur mit ewigem Wort regiert und gefaßt werden. Es ist schimpflich, mit Menschenrecht und langer Gewohnheit vor Gott zu regieren. * 26.

98 Unsere tollen Sophisten machen nächstens eine Sünde daraus, wenn man am Sonntag Gemüse verkauft oder sonst irgend etwas Geringes tut. Wenn sie das dritte Gebot so eng spannen wollen, da wäre es am besten, daß man den ganzen Feiertag verschliefe; denn anders kann man nicht ohne Arbeit sein. Denn es ist ja schließlich auch eine Arbeit, den Rock anziehn, Schuhe ausziehn, gehen, stehen, essen und trinken. Wenn man aber die Schrift und das Wort Gottes so auslegen will, was soll daraus werden? * 27.

Kein Zwang.

99 In einem christlichen Volke soll und kann kein Zwang sein; denn wenn man die Gewissen mit äußerlichen Gesetzen anfängt zu binden, so geht bald der Glaube und das christliche Wesen unter.

100 Wenn dich jemand zwingen wollte, du ſollteſt am Freitag kein Fleiſch eſſen, ſondern Fiſche, und ähnliche Vorſchriften dir machen, ſo ſollſt du dir auf keinen Fall deine Freiheit, die dir Gott gegeben hat, nehmen laſſen, ſondern den Tyrannen zu Trotz das grade Gegenteil tun und frei ſprechen: „Eben darum, weil du mir verbieteſt, Fleiſch zu eſſen, und unterſtehſt dich, aus meiner Freiheit ein Gebot zu machen, ſo will ichs dir zu Trotz eſſen.“ Und ſo ſollſt dus in allen Dingen machen, welche frei ſind. * 22.

Vom Papſt.

101 Wir Deutſchen hören nicht auf, dem Papſt und ſeinen Walen zu glauben, bis ſie uns bringen nicht in ein Schweißbad, ſondern in ein Blutbad. Wenn deutſche Fürſten übereinander herfielen, das möchte den Papſt fröhlich machen, daß er in die Fauſt lachen könnte und ſagen: „Da ihr deutſchen Beſtien mich nicht zum Papſte haben wolltet, ſo habet das!“

102 Wir Deutſchen ſind hübſch deutſch gelehrt: da wir vermeinten Herren zu werden, ſind wir der allerliſtigſten Tyrannen Knechte worden, haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiſertums; aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desſelben hat der Papſt; ſo frißt der Papſt den Kern, und wir ſpielen mit den ledigen Schalen.

103 Es waren etliche Juriſten, die gaben vor, daß man ein Mittel treffen könne, wie ſich des Papſtes Dekret mit dem Evangelium zuſammen reime. Ja, verſuch es! Laß ihn hereintreten mit einem, ſo wirſt du wohl ſehen, wo du bleiben wirſt. Aber ſie gedenken alſo: „Ei, ob man ſich gleich mit dem Papſt vergleicht, ſo ſoll doch die Lehre uns niemand nehmen!“ Ja, ich halte, ich ſoll auch ein Doktor der heiligen Schrift ſein, und doch muß ich täglich beten, daß mich Gott erhält und mir zur Rechten ſtehe. Davon haben ſolche Juriſten wenig Wiſſens, ja keinen Schmeck von den Dingen, und wo du nicht beteſt und ſchreieſt zu Gott, ſo hat er dir den Glauben und die Lehre des göttlichen Wortes genommen. So meide und fliehe nun dieſelbigen, welche die Mittelſtraße ſuchen, und gedenke an mich, wenn ich einmal tot bin und ſolcher Mittel aufſtehen werden, daß daraus nichts Gutes kommen wird.

104 Die Biſchöfe werden unſer Nachgeben umfänglich, umfänglicher, aufs umfänglichſte annehmen; ihres aber werden ſie enge, enger, aufs engſte ſpannen. In Summa: es gefällt mir gar nicht, daß man von der Einigkeit der Lehre handeln will, die ja ganz unmöglich iſt, ſo nicht der Papſt ſein ganzes Papſttum abtun will.

105 **Des Papſtes Reich ſteht nicht auf Geſetzen und Rechten wie des Kaiſers, ſondern allein auf Superſtition, Aberglauben und Abgötterei.**

Der Papſt hat drei Kronen. Die erſte iſt 106
ſtracks wider Gott; denn er verdammt die Religion. Die andere wider den Kaiſer; denn er verdammt das weltliche Regiment. Die dritte iſt wider gemeine Leute; denn er verdammt den Hausſtand, hat den Prieſtern und ſeinen Geſchmierten das kaiſerliche Recht, die Ehe und Haushaltung verboten.

Dem Papſt, Biſchöfen und demſelben ganzen 107
Haufen fehlts am Mutterherz. Sie laſſen ſich bedünken, ſie haben das Amt nur darum, daß ſie große Herren ſind und gute Tage ſollen haben. Darum wird nicht allein der Schäflein übel gewartet, ſondern ſie ſchinden und ſchlachten ſie ihres Gefallens an Leib, Gut und der Seelen, wie leider vor Augen iſt.

Es iſt greulich und erſchrecklich anzuſehen, daß 108
der Oberſte in der Chriſtenheit, der ſich Chriſti Vicarium und St. Peters Nachfolger rühmt, ſo weltlich und prächtlich tut, daß ihn darin kein König, kein Kaiſer mag erlangen und gleich werden, und in dem, der der Allerheiligſte und Geiſtlichſte ſich läßt nennen, weltlicher Weſen iſt, als die Welt ſelber iſt. Er trägt eine dreifältige Krone, wo die höchſten Könige nur eine Krone tragen. Gleicht ſich das mit dem armen Chriſtus und St. Peter, ſo iſts ein neu Gleichen. Man plärrt, es ſei ketzeriſch, wo man dawider redet; man will aber auch nicht hören, wie unchriſtlich und ungöttlich ſolch Weſen ſei. Ich halte aber, wenn er mit Tränen vor Gott beten ſollte, er müßte je ſolche Kronen ablegen, dieweil unſer Gott keine Hoffart mag leiden. Nun ſollte ſein Amt nichts anderes ſein denn täglich weinen und beten für die Chriſtenheit und ein Exempel aller Demut vortragen.

Der Papſt und ſeine Biſchöfe ſind nicht Hirten 109
der Kirche, ſondern eine gemiſchte und zuſammengeflickte Majeſtät, ein kaiſerlich Papſttum und ein päpſtlich Kaiſertum.

Biſchöfe, Kardinäle und die ganze Kleriſei des 110
Papſtes beſteht darauf: die chriſtliche Kirche kann nicht irren; darum kann der Papſt auch nicht irren, weil er der Kirche Haupt iſt. Dawider ſei du gerüſtet und ſprich: „Papſt hin, Papſt her! Hat Kaiphas können irren, ſo kann der Papſt auch irren.“

Kaiſer, Könige, Fürſten und alle, ſo Macht 111
haben zu münzen, ſchlagen ihre Münze aus Gold oder Silber; aber der Papſt ſchlägt aus allen Dingen Münze und Geldes die Fülle, als aus Ablaß, Meſſen, Zeremonien, Speiſe, Eſſen und Trinken, Buße, aus der Kirche, Schlüſſeln, Kappen, Platten uſw. Allein aus der Taufe hat er nichts zwacken und ſchinden können; denn die jungen neugeborenen Kinderlein kommen nackt und bloß in die Welt, bringen nichts mit ſich, das ſie geben könnten.

112 Wir haben des Reiches Namen; aber der Papſt hat unſer Gut, Ehre, Leib, Leben, Seele und alles, was wir haben. So ſoll man die Deutſchen täuſchen und mit Täuſchen täuſchen. Das haben die Päpſte geſucht, daß ſie gerne Kaiſer geweſen wären, und da ſie das nicht erreichen konnten, haben ſie ſich doch über die Kaiſer geſetzt.

113 Der Papſt mit den Seinen kann nicht leiden, daß man ihn reformiere, denn dem Wort „reformieren" iſt man zu Rom feinder als dem Donner vom Himmel oder dem jüngſten Tage.

114 Wohl fein wäre es geweſen, wenn die Kaiſer dem Papſt ſeine Schmiere und Krönung gelaſſen hätten. Denn ſie können wohl Kaiſer ſein ohne des Papſtes Schmier und Krönung. Der Papſt macht mit ſeiner Schmier zuviel Unluſt und Unglück im Reich.

115 Solcher leidige Name (Kaiſer) hat die Deutſchen viel gekoſtet; denn die Päpſte haben hernach unſere Kaiſer zu Knechten gemacht. Wenn ihnen etwas gemangelt, haben unſere Kaiſer auf ihre eigene Koſt den Päpſten und Welſchland müſſen zu Hilfe kommen, dafür ſie ihnen hernach gelohnt und gedankt mit aller Schalkheit und Büberei, etliche Kaiſer vergiftet, etliche geköpft oder ſonſt verraten und umgebracht.

116 Unter hundert, ja, ich wollte wohl ſagen tauſend Menſchen, iſt kaum einer, der noch gedenkt des Jammers und elenden Weſens, das im Papſttum beider: der Lehre und Lebens oder Gottesdienſtes halben geweſen iſt, daß die armen Gewiſſen an allen Orten gedrängt, nirgend keinen gründlichen Troſt haben finden können. Aller Mühe, Arbeit, Unkoſt und Beſchwerung der Gewiſſen iſt gar vergeſſen. Sonſt ſollte das heilige Evangelium, das von ſolchem Jammer uns geholfen, wohl werter und lieber bei uns gehalten werden; wir würden auch Gott fleißiger dafür danken und frömmer ſein.

Die Papſtkirche.

117 Da malten ſie ein großes Schiff, das hieß die heilige chriſtliche Kirche; darin ſaß kein Laie, auch weder Könige noch Fürſten, ſondern allein der Papſt mit den Kardinälen und Biſchöfen vornean unter dem heiligen Geiſt und die Pfaffen, Mönche zu den Seiten mit den Rudern und fuhren alſo zum Himmel zu. Die Laien aber ſchwammen im Waſſer um das Schiff; etliche erſoffen, etliche zogen ſich zum Schiff an Stricken und Seilen, welche ihnen die heiligen Väter aus Gnaden und Mitteilung ihrer guten Werke herauswarfen und ihnen halfen, daß ſie nicht erſöffen, ſondern am Schiff klebend und hangend auch mit gen Himmel kämen. Und war kein Papſt, Kardinal, Biſchof, Pfaff noch Mönch im Waſſer, ſondern eitel Laien. Solch Gemälde war ein Bild und kurzer Begriff ihrer Lehre, was ſie von weltlichen Ständen hielten, und iſt auch das rechte Bild, wie ſie es in ihren Büchern hatten; das können ſie nicht leugnen.

Römiſche Blutſauger.

118 Wohlan, wir Deutſchen müſſen Deutſche und des Papſtes Eſel und Märtyrer bleiben, ob man uns gleich im Mörſer zu Grütze zerſtieße, wie Salomo ſpricht; noch will die Torheit nicht von uns laſſen. Es hilft kein Klagen, Lehren, Bitten noch Flehen, auch dazu nicht eigene tägliche Erfahrung, wie man uns geſchunden und verſchlungen hat.

Ketzerei.

119 Ketzerei kann man nimmermehr mit Gewalt wehren; es gehört ein anderer Griff dazu, und iſt hier ein anderer Streit und Handel als mit dem Schwert. Gottes Wort ſoll hier ſtreiten; wenns das nicht ausrichtet, ſo wirds wohl unausgerichtet bleiben von weltlicher Gewalt, ob ſie gleich die Welt mit Blut füllt. Ketzerei iſt ein geiſtlich Ding; das kann man mit keinem Eiſen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Waſſer ertränken. Es iſt allein Gottes Wort da: das tuts.

120 Daß ſich Sekten erheben, das iſt recht und muß alſo ſein, ſonſt wüßt ich nicht, daß ich im Streit ſtehen müßte; wir kämen auch nimmer auf den Grund der Schrift, wenn wir nicht angefochten würden.

Welſche Art.

121 Es reißen auch welſche Tugenden in Deutſchland ein, ſonderlich in Regimenter. Niemand ſiehts, niemand wehrts. Danach, wenn wirs nicht mehr leiden wollen und gern geſteuert hätten, ſo werden die Raupen in allen Blättern ſitzen und wird heißen: zu lange geſchlafen!

Vom Fürſten.

122 Ein Fürſt kann wohl ein Chriſt ſein; aber als ein Chriſt muß er nicht regieren, und nachdem er regiert, heißt er nicht ein Chriſt, ſondern ein Fürſt. Die Perſon iſt wohl ein Chriſt; aber das Amt oder Fürſtentum geht ſein Chriſtentum nichts an. Denn nachdem er ein Chriſt iſt, lehrt ihn das Evangelium, daß er niemand ſoll Leid tun, nicht ſtrafen noch rächen, ſondern jedermann vergeben, und was ihm Leid oder Unrecht geſchieht, ſoll er leiden. Das iſt, ſage ich, eines Chriſten Lektion. Aber das würde nicht ein gut Regiment machen, wenn du dem Fürſten wollteſt alſo predigen, ſondern ſo muß er ſagen: „Meinen Chriſtenſtand laſſe ich gehen zwiſchen Gott und mir, das habe ſein Beſcheid, wie ich gegen ihn leben ſoll; aber über oder neben dem habe ich in der Welt einen andern Stand oder Amt, daß ich ein Fürſt bin. Die Perſon geht nicht gegen

Gott, ſondern zwiſchen mir und meinem Land und Leuten.“ Da gehört nicht her, wie du gegen Gott leben und was du für dich tun und leiden ſollſt; das laß für deine Chriſtenperſon gehen, als die nichts mit Land und Leuten zu tun hat. Aber deine fürſtliche Perſon ſoll deren keins tun noch damit zu ſchaffen haben, ſondern denken, wie ſie das Regiment handhabe, Recht und Frieden halte und ſchütze, die Böſen ſtrafe.

123 Ein Fürſt ſoll ein Ludewig ſein, das iſt: Troſt und Zuflucht der Leute. Item Heger, darum daß er ſoll hegen, befrieden, ſchützen und behüten ſein Land und Leute; Hermann, ein Heermann, der zum Heer und Streit tüchtig iſt, die Seinen zu retten und vorangehen, ſein Leib und Leben drüber wagen. Alſo haben ſie auch vom Retten ihre Oberherren Retter oder Ritter genannt, daß ſie ihre Leutlein aus Not errettet haben; und werden alſo bei ihren Namen ihres Amts, Standes und Tugend ermahnt.

124 Ein Fürſt iſt auch ein Menſch und hat allewege zehn Teufel um ſich her, wo ſonſt ein Menſch nur einen hat, daß ihn Gott ſonderlich muß führen und ſeine Engel zu ihm ſetzen.

125 Gleichwie des Predigtamts Werk und Ehre iſt, daß es aus Sündern eitel Heilige, aus Toten Lebendige, aus Verdammten Selige, aus Teufelsdienern Gotteskinder macht: alſo iſt des weltlichen Regiments Werk und Ehre, daß es aus wilden Tieren Menſchen macht und Menſchen erhält, daß ſie nicht wilde Tiere werden. Es erhält einem jeglichen ſeinen Leib, daß den nicht jedermann erwürgen müſſe; es erhält jeglichem ſein Weib, daß nicht jedermann dasſelbige nehmen und ſchänden müſſe; es erhält jeglichem ſein Kind, Tochter und Sohn, daß ihm dasſelbige nicht jedermann entführen noch entwenden müſſe; es erhält jeglichem ſein Haus und Hof, daß nicht ein jedermann hineinbrechen noch drinnen freveln müſſe; es erhält jeglichem ſeinen Acker, Vieh und allerlei Güter, daß dieſelbigen nicht ein jedermann angreifen, ſtehlen, rauben, beſchädigen müſſe.

126 Müſſen denn alle diejenigen Fürſten und Adlige bleiben, welche als Fürſten und Adlige geboren ſind? Was ſchadet es, wenn ein Fürſt eine Bürgerin nimmt und ſich mit dem Gute eines mittleren Bürgers begnügt, andererſeits aber eine adlige Dame einen Bürger nimmt? Auf die Dauer wirds doch nicht gut tun, nur Adel mit Adel zu verheiraten.
* 35.

127 Wer ein chriſtlicher Fürſt ſein will, der muß wahrlich die Meinung ablegen, daß er herrſchen und gewalttätig verfahren wolle. Denn verflucht und verdammt iſt alles Leben, das uns ſelbſt zu Nutz und zu Gut gelebt und geſucht wird, und verflucht ſind alle Werke, die nicht in der Liebe gehn. Dann aber gehn ſie in der Liebe, wenn ſie nicht auf eigne Luſt, Nutzen, Ehre, Bequemlichkeit und Heil, ſondern von ganzem Herzen auf den Nutzen, die Ehre und das Heil anderer gerichtet ſind.

Der Fürſt ſoll nicht meinen, es ſei genug und eine köſtliche Sache, wenn er dem geſchriebenen Recht oder dem Rat der Juriſten folgt. Denn wenn ein Fürſt nicht ſelber klüger iſt als ſeine Juriſten und nichts weiter verſteht, als was in den Rechtsbüchern liegt, dann wird er ſicher nach dem Spruch regieren: „Ein Fürſt, dem Klugheit fehlt, wird viele unrechtmäßig unterdrücken.“ Darum muß ein Fürſt das Recht ſo feſt in der Hand haben wie das Schwert und mit eigener Vernunft meſſen, wann und wo das Recht in ſeiner vollen Strenge anzuwenden oder wo es zu lindern ſei, ſo daß immer die Vernunft über alles Recht regiere und das oberſte Recht und der Meiſter alles Rechts bleibe.

Zuerſt muß er ſeine Untertanen anſehen und ſein Herz recht bereiten. Das tut er dann, wenn er mit aller Kraft danach ſtrebt, ihnen nützlich und dienſtbar zu ſein, nicht aber denkt: „Land und Leute ſind mein, ich will tun, was mir gefällt,“ ſondern ſo: „Ich gehöre dem Land und den Leuten, ich ſolls machen, wies ihnen nützlich und gut iſt; ich ſoll nicht ſuchen, wie ich hoch einhergehe und herrſche, ſondern wie ſie mit gutem Frieden beſchützt und verteidigt werden.“
* 38.

Die Obrigkeit.

Weil die Oberherren am höchſten ſitzen, ſieht 128
und hört jedermann ihre Laſter und Fehler am allermeiſten; und weil man ſie am allermeiſten ſieht, ſo iſt auch kein gemeiner Laſter, denn von den Oberherren übel reden. Und ſolches tut jedermann aufs allerliebſte; denn er vergißt dieweil ſeiner eigenen Untugend; und wenngleich ſonſt alle Tugend an ihrem Herrn wäre und ſie nur eine Untugend und Fehler wie einen Splitter erſehen könnten, dagegen ſie eitel Balken von Untugend tragen, ſo ſieht man doch den Splitter in der Höhe vor allen Tugenden und die Balken in der tiefen Grundſuppe aller Untugend nicht.

Unrecht leiden verdirbt niemand an der Seele, 129
wenn es auch dem Leib und Gut ein wenig ſchadet. Aber Unrecht tun verdirbt die Seele, ob es gleich aller Welt Gut einbrächte. Das iſt auch die Urſache, warum weltliche Gewalt nicht ſo gefährlich wie geiſtliche iſt, wenn ſie Unrecht tut. Eben deshalb iſt auch weltliche Gewalt ein gar geringfügiges Ding vor Gott und viel zu wenig von ihm geachtet, als daß man um ihretwillen, ſie tue recht oder unrecht, ſich ſträuben und ungehorſam oder uneinig werden ſollte.
* 28.

130 Man muß die beiden Regimente, das geiſtliche und das weltliche, ja unterſcheiden und beide bleiben laſſen, eins, das fromm macht, das andere, das äußerlich Frieden ſchafft und böſen Werken wehrt. Keins iſt ohne das andere genug in der Welt. Denn ohne Chriſti geiſtliches Regiment kann niemand fromm werden vor Gott durchs weltliche Regiment. So geht Chriſti Regiment nicht über alle Menſchen, ſondern immer ſind die Chriſten die kleinſte Anzahl und ſind mitten unter den Unchriſten. Wo nun weltliches Regiment oder Geſetz allein regiert, da muß lauter Heuchelei ſein, wenns auch gleich Gottes Gebote ſelber wären. Denn ohne den heiligen Geiſt im Herzen wird niemand recht fromm, er mag ſo feine Werke tun, wie er will. Wo aber das geiſtliche Regiment allein über Land und Leute regiert, da wird der Bosheit der Zaum los und aller Büberei Raum gegeben; denn die gemeine Welt kanns nicht annehmen noch verſtehn. * 40.

131 Ein ganzes Land oder die Welt mit dem Evangelium regieren wollen, das iſt grade, wie wenn ein Hirt Wölfe, Löwen, Adler und Schafe in einen Stall ſperrte, jeden frei unter den andern herumlaufen ließe und ſpräche: „Da weidet euch und ſeid fromm und friedlich untereinander; der Stall ſteht offen, Weide habt ihr genug, Hunde und Keulen braucht ihr nicht zu fürchten.“ Da würden freilich die Schafe Frieden halten und ſich friedlich weiden und regieren laſſen; aber ſie würden nicht lange leben noch ein Tier vor dem andern bleiben. * 41.

132 Es iſt nötig, daß man die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes nicht nur mit Gewalt dämpfe und ſo Eintracht herſtelle, wie es jetzt gemacht wird, ſondern auch mit Vernunft; denn bloße Gewalt kann nicht beſtehn und erhält die Untertanen in ewigem Haß gegen die Obrigkeit, wie die Geſchichte bezeugt. * 42.

133 Man lieſt von Alexander dem Großen: wenn eine Klage vor ihn kam, hielt er ein Ohr feſt zu und ließ den Kläger reden. Wenn er gefragt ward, warum er das täte, ſprach er: „Ich muß dem andern Mann, der ſich verantworten ſoll, auch ein Ohr aufheben.“ — Ich habs auch erfahren, daß ich ſolche Briefe, Rede und Zeugniſſe in einigen Sachen vor mir gehabt habe, daß ich mein Leben zum Pfande geſetzt hätte, die Sache wäre ſo richtig; als aber die Gegenpartei kam, war alles falſch. * 45.

134 Was ſind das für Narren, die ſich unterſtehn und unterſtanden haben, den Leuten mit vielen Geſetzen und Lehren zu helfen! Was will man doch uns armen Menſchen mit Geſetzen, Gelöbden und Menſchentand treiben, wo wir doch ſehen, daß es nichts geholfen hat, daß Gott dem unſchuldigen Menſchen ein Gebot gab? Der weltlichen Obrigkeit gebührt, mit dem Schwert zu wehren, daß niemand ſtiehlt, mordet und ehebricht; aber daß ſie die Welt mit Geſetzen fromm machen und die Gewiſſen dadurch regieren wollen, da danken wir für ihr Geſetz, zumal ſie doch nichts ausrichten können und niemand ihr Geſetz hält. * 46.

135 Jede Gewalt ſoll und kann nur da handeln, wo ſie ſehn, erkennen, richten, urteilen, wandeln und ändern kann. Denn was wäre das für ein Richter, der blindlings eine Sache richten wollte, die er weder hört noch ſieht? Nun ſage mir, wie kann ein Menſch die Herzen ſehn, erkennen, richten, urteilen und ändern? Darum iſt es umſonſt und unmöglich, jemandem zu gebieten oder ihn mit Gewalt zu zwingen, ſo oder ſo zu glauben. * 47.

Deutſchlands Führer.

136 Deutſchland iſt wie ein ſchöner, weiblicher Hengſt, der Futter und alles genug hat, was er bedarf. Es fehlt ihm aber an einem Reiter. Gleichwie nun ein ſtarkes Pferd ohne einen Reiter, der es regiert, hin und wieder in der Irre läuft, alſo iſt auch Deutſchland mächtig genug von Stärke und Leuten; es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten.

137 Die Reichen vertilgen die Wahrheit bei ſich ſelbſt, die Gewaltigen verjagen ſie von den andern; aber die Gelehrten löſchen ſie in ihr ſelbſt aus und ſtellen ihres Herzens Dünkel dafür auf, daß ſie liegen bleiben muß. Um ſo viel nun die Wahrheit in ſich ſelbſt beſſer iſt als die Menſchen, in denen ſie wohnt, um ſo viel ſind die Gelehrten ärger als die Gewaltigen und Reichen. * 62.

Friede.

138 Weltlicher Friede beſteht darin, daß da hinweggenommen werde das äußerliche Uebel, das da Unfrieden macht; als wenn die Feinde vor einer Stadt liegen, ſo iſt Unfriede; wenn aber die Feinde hinwegſind, ſo iſt wieder Friede. Aber der chriſtliche oder geiſtliche Friede wendet es eben um, alſo daß außen das Unglück bleibe, als Feinde, Krankheit, Armut, Sünde, Teufel und Tod, die ſind da, laſſen nicht ab und liegen rings herum; dennoch iſt inwendig Friede, Stärke und Troſt im Herzen, ſo daß das Herz nach keinem Unglück frage, ja, demütiger und freudiger iſt, wenn es daiſt, als wenns nicht daiſt.

139 Daß alles ſo ſicher und fröhlich webert, aus- und eingeht, das gibt niemand denn der liebe Friede. Denn wo nicht Friede iſt, da hört man nicht viel ſingen noch fröhlich ſein noch das Vieh auf dem Felde blöken oder die Schäfer mit der Sackpfeife gehen, ſondern muß alles daheim und in der Mauer bleiben als verſchloſſen und gefangen, daß es nicht kann ſich fröhlich regen noch ſeiner Arbeit und Nahrung pflegen.

140 Vom Frieden haben wir unſer Leib und Leben, Weib und Kind, Haus und Hof, ja, alle Gliedmaßen, Hände, Füße, Augen und alle Geſundheit und Freiheit und ſitzen ſicher in dieſer Mauer des Friedens; es iſt wohl ein halb Himmelreich, wo Friede iſt. Wiederum, wenn du gleich des Türken Geld und Gut hätteſt und ſäßeſt im Unfrieden, ſo könnte dir all dein Gut nicht ſo viel ſchaffen, daß du einen fröhlichen Biſſen, einen ruhigen Trunk Waſſers hätteſt; ſondern da iſt Sorge, Furcht, Gefahr allenthalben, wenns wohl gerät. Wirds ärger, ſo iſt da eitel Blut, Brand, Raub und alles Unglück, daß Unfriede wohl zu rechnen iſt für eine halbe Hölle oder der Hölle Vorlauf und Anfang. Aber der Friede kann dir helfen, daß dir ein Biſſen trockenen Brots wie Zucker ſchmeckt und ein Trunk Waſſer wie Malvaſier. Und was mache ich Narr, daß ich erzählen will des Friedens Nutz und des Unfriedens Schaden? So mehr möchte ich den Sand am Meer oder das Laub und Gras im Walde zählen.

Deutſche Krieger.

141 Deutſchland gibt die beſten und treueſten Kriegsleute, die ſich an ihrer Beſoldung begnügen laſſen und beſchützen die Leute.

Der Krieg.

142 Daß man nun viel ſchreibt und ſagt, welch eine große Plage der Krieg ſei, das iſt alles wahr. Aber man ſollte auch daneben anſehen, wie vielmal größer die Plage iſt, der man mit Kriegen wehret. Ja, wenn die Leute fromm wären und gerne Frieden hielten, ſo wäre Kriegen die größte Plage auf Erden. Wo rechneſt du aber hin, daß die Welt böſe iſt, die Leute nicht wollen Frieden halten, rauben, ſtehlen, töten, Weib und Kind ſchänden, Ehre und Gut nehmen? Solchem gemeinen aller Welt Unfrieden, davor kein Menſch bleiben könnte, muß der kleine Unfriede, der da Krieg oder Schwert heißt, ſteuern.

143 Wohl iſts fein und auch not, daß man wider die Feinde feſte Städte und Schlöſſer, guten Harniſch und Waffen habe; aber nichts iſt, ſo mans hierher rechnet, da ein Fürſt eine Friedeburg baut, das iſt: der Luſt zu Frieden hat und Frieden bei den Seinen handhabt. Denn das ſagen ſie ſelbſt, die Römer, die größten Krieger auf Erden, daß Kriegen ohne Not ſei mit einem goldenen Hamen fiſchen; welcher, ſo er verloren würde, ſo könnte ihn die Fiſcherei nicht bezahlen; finge er aber etwas, ſo überträfen die Koſten doch den Gewinn allzuweit. Man darf nicht Krieg anfangen oder danach ringen; er kommt wohl ſelber ungebeten allzubald. Man halte Frieden, ſolang man immer kann; er ſoll doch wohl nicht bleiben, wenn man ihn gleich um alle das Geld kaufen ſollte, das auf den Krieg gehen und durch den Krieg gewonnen werden möchte; es erſtattet doch nimmer den Sieg, was verloren wird durch den Krieg.

Man muß auch nicht alles aufrühreriſch ſein 144
laſſen, was die Bluthunde aufrühreriſch ſchelten. Denn damit wollen ſie aller Welt das Maul und die Fauſt binden, daß ſie niemand weder mit Predigen ſtrafen noch ſich mit der Fauſt wehren ſoll und ſie ein offnes Maul und freie Hand behalten; ſie wollen alſo durch den Namen „Aufruhr“ alle Welt ſchrecken und fangen, ſich ſelbſt aber tröſten und ſicher machen.

* 43.

Deutſche Treue.

Uns Deutſchen hat keine Tugend ſo hoch gerühmt 145
und, wie ich glaube, bisher ſo hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beſtändige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, Nein Nein laſſen ſein, wie des viel Hiſtorien und Bücher Zeugen ſind.

Kein ſchädlicheres Laſter iſt auf Erden denn Lügen 146
und Untreue, welches alle Gemeinſchaft der Menſchen zertrennt. Denn Lüge und Untreue zertrennt erſtlich die Herzen; wenn die Herzen zertrennt ſind, ſo gehen die Hände auch voneinander; wenn die Hände voneinander ſind, was kann man da tun oder ſchaffen? Wenn Kaufleute einander nicht Glauben halten, ſo fällt der Markt zu Grund. Wenn Mann und Weib einander nicht treu ſind, ſo läuft ſie hintenaus, der Mann vornaus und geht, wie jener ſagt: „Wehre, liebe Elſe, wehre, daß wir nicht reich werden! Brich du Krüge, ſo breche ich Töpfe.“ Wenn ein Bürgermeiſter, Fürſt, König nicht Geleit treulich hält, da muß die Stadt verderben, Land und Leute untergehen. Darum iſt auch im welſchen Lande ſolch ſchändlich Trennen, Zwietracht, Unglück. Denn wo Treu und Glauben aufhört, da muß das Regiment ein Ende haben.

Juriſten.

Siehe, welchen Nutzen ein frommer Rechts- 147
kundiger oder Juriſt tun kann; ja, wer wills oder kanns alles erzählen? Denn was Gottes Werk und Ordnung iſt, das ſchafft immerdar ſo viele und große Früchte, daß ſie nicht zu erzählen noch zu begreifen ſind. Erſtlich erhält er uns, hilft fördern mit ſeinem Buch (durch göttliche Ordnung) das ganze weltliche Regiment, Kaiſer, Fürſten, Herren, Städte, Land und Leute. Denn ſolche alle müſſen durch Weisheit und Recht erhalten werden. Wer will aber dieſes Werk allein genug preiſen? Daraus haſt du denn Schutz und Schirm deines Leibes und Lebens wider Nachbar, Feinde, Mörder; danach Schutz und Frieden deines Weibes, Tochter, Sohnes, Haus, Hof, Geſind, Geld, Gut, Acker und was du haſt. Denn das iſt alles im Recht verfaßt, bemauert und wohl gehegt. Wie groß das alles ſei, könnte man mit keinen Büchern nimmermehr ausſchreiben. Denn wer will ausſprechen, was der liebe Friede für ein unausſprechlich Gut iſt? Wieviel er ein Jahr allein beides: gibt und erſpart?

148 Ich laß die Juriſten gelten im weltlichen Regiment, was ſie können. Wenn ſie ſich aber unterſtehen und wollen die Kirche regieren, ſo ſind es nicht Juriſten, ſo über dem, das Recht iſt, halten ſollen, ſondern Kanoniſten und Eſelsköpfe.

149 Richter in rechten Sachen ſind mitleidig und barmherzig, wie Gregor ſpricht: „Wahre Gerechtigkeit hat Mitleid, falſche Entrüſtung.“ * 44.

Reform des Rechts.

150 Es erfahrens Herren und Fürſten, Räte und was zu regieren hat, daß ihr Recht und Ordnung, ſo aufs beſte geſtellt und gemacht ſind, dennoch nimmer gehen, wie ſie wollten, und bedarf ſtetiges Flickens und Plätzens, daß mans etwa hinbringe, und kommen ſo mancherlei Fälle, die man nicht mit Geſetzen faſſen noch meſſen noch zuvor bedenken und erſehen kann, da ſich muß das Recht etwas beugen und lenken laſſen, nachdem es Notdurft der Seelen und Händel zuweilen leiden will. Denn es kann ſich zutragen, daß das Recht wollt allzu ſtark ſein und eben damit Unrecht oder Schaden getan würde, wo es ſollte ſo gar ſtrack und genau gehalten werden.

Unarten.

151 Es muß ein jeglich Land ſeinen eigenen Teufel haben, Welſchland ſeinen, Frankreich ſeinen; unſer deutſcher Teufel wird ein guter Weinſchlauch ſein und muß Sauf heißen, daß er ſo durſtig und hellig iſt, der mit ſo großem Saufen Weins und Biers nicht kann gekühlt werden. Und wird ſolcher ewiger Durſt und Deutſchlands Plage bleiben, hab ich Sorge, bis an den jüngſten Tag. Es haben gewehrt Prediger mit Gottes Wort, Herrſchaften mit Verbot, der Adel etliche ſelbſt untereinander mit Verpflichten; es haben gewehrt und wehren noch täglich groß, greuliche Schaden, Schande, Mord und alles Unglück, ſo an Leib und Seele geſchehen vor Augen, die uns billig ſollten abſchrecken. Aber der Sauf bleibt ein allmächtiger Abgott bei uns Deutſchen und tut wie das Meer und die Waſſerſucht; das Meer wird nicht voll von ſo viel Waſſern, die drein fließen; die Waſſerſucht wird von Trinken durſtiger und ärger.

152 Wenn wir etwas mäßiger wären und nur die Koſten erſparen könnten, die jährlich aufs übrige, unmäßige Getränk Biers und Weins gewendet werden, ſo würden wir viel mehr Gelds und Guts haben, beides: insgemein und inſonderheit.

153 Es wäre wohl zu wünſchen, daß unſere lieben Deutſchen etwas beſtändiger wären. Denn das iſt unſere Weiſe, wenn etwas Neues von erſten vorfällt, daß wir ſehr heftig und hitzig darauf ſind, gehen hinan mit allen Sprüngen und dürfens wohl wie ein blindes Pferd durch Feuer und Waſſer wagen. Sobald aber dieſelbige erſte Hitze ein wenig verrauſcht, laſſen wir bald ab, werden müde, und ſo ſehr wir im Anfang dazu geeilt haben, ſo leichtlich und bald laſſen wirs auch wiederum fallen; ja, das uns im Anfang nur ſehr wohlgefällt, des werden wir mit der Zeit ſo überdrüſſig, daß wirs weder ſehen noch hören mögen.

Sonderlich gehts in deutſchen Landen bös zu, 154
daß ein Fürſt den andern, ein Edelmann den andern, eine Stadt die andere und alleſamt einer den andern hindert.

Jetzt muß man ſo viel Perlen und Seide haben, 155
gerade als ſollte die Braut nicht geſchmückt ſein, ſondern ſehen laſſen, wie ſchwer ſie tragen könnte. Wenn das geſchmückt heißt, ſo könnte man wohl auch einen Karren ſchmücken, der könnte des Dings viel tragen; aber da fehlt es am Regiment, das ſollte drein ſehen und Maße ſetzen. Es iſt auch der tollen Männer Schuld, ſo den Weibern ſo viel geben, als ſie um ſich können hängen; ſo iſt es ein toll Tier um ein Weib, das nicht zu ſättigen iſt mit Geſchmuck. Das ſage ich nun darum, daß Gott nicht darum zürnt, ob man ſich ziemlich ſchmückt und wohl lebt.

Hoffart iſt das Haupt, Leben und eigentliches 156
Weſen der Sünde. Denn wie keine Tugend lebt oder echt iſt neben der Hoffart, ſo lebt oder ſchadet andererſeits keine Sünde, wenn die Hoffart tot iſt. * 29.

Leiblich arm ſein macht nicht ſelig; denn man 157
findet manchen Bettler, der um Brot vor den Türen bittet und ſo ſtolz und böſe iſt wie kein Richter, und manchen ſchäbigen Bauern, mit dem weniger auszukommen iſt als mit einem Herrn und Fürſten. * 32.

Auch Diebſtahl.

Du ſollſt nicht meinen, daß das allein geſtohlen 158
heiße, wenn du deinem Nächſten das Seine ausführſt, ſondern wenn du ſiehſt deinen Nächſten Not, Hunger, Durſt leiden, keine Herberge, Schuh und Kleider haben und hilfſt ihm nicht, ſo ſtiehlſt du gleich ſowohl, als wenn einer dem andern das Geld aus dem Beutel oder Kaſten ſtähle; denn du biſt ihm ſchuldig zu helfen in ſeiner Not. Denn deine Güter ſind nicht dein: du biſt allein ein Schaffner darüber geſetzt, und daß du ſie austeileſt denen, ſo es bedürfen.

Vom Geiz.

Das will Gott, daß wir dem Geld und Gut 159
nicht dienen ſollen und nicht ſorgen, ſondern ſollen arbeiten und ihm die Sorge befehlen. Wer Gut hat, der ſei ein Herr desſelbigen Guts. Wer da dient, der iſt ein Knecht und hat nicht das Gut,

ſondern das Gut hat ihn; denn er darfs nicht gebrauchen, wenn er will, kann auch nicht andern damit dienen; ja, er iſt nicht ſo kühn, daß ers dürfte anregen. Iſt er aber ein Herr über das Gut: der darf dann das Gut gebrauchen, wie Abraham, David, Hiob und andere Reiche mehr, und ſorgt allein auf den Herrn, wie St. Paul lehrt zu den Korinthern (I. 7, 32). Danach hilft er den Armen von dem Gut und gibt denen, die nichts haben. Wenn er einen ſieht, der keinen Rock hat, ſo ſpricht er zum Gelde: „Heraus, Junker Gulden! Dort iſt ein armer, nackter Mann, der hat keinen Rock, dem mußt du dienen! Dort liegt einer krank, der hat keine Labung; hervor, Junker Annaberger und Joachimstaler! Ihr müßt fort, hin und helft ihm!“ Die ſo mit ihrem Gut umgehen, die ſind Herren ihres Guts; und das tun gewiß alle rechtſchaffenen Chriſten. Die aber viel Geld ſparen und immer gedenken, wie der Haufe größer werde, und nicht kleiner, das ſind Knechte.

160 Es iſt kommen der große Gott Mammon oder Geiz: wie hat der nicht allein Bauern und Bürger, ſondern recht gröblich Adel, Grafen, Fürſten und Herren beſeſſen, daß man desgleichen kaum leſen kann in allen Hiſtorien. Der Adel wills alles haben, was Bauer und Bürger hat, ja, ſie wollen Fürſten ſein; der Bauer ſteigert neben dem Adel Korn, Gerſten und alles, und ſie machen mutwillige Teurung, da ſonſt Gott genug hat wachſen laſſen. Der Bürger ſchätzt in ſeinem Handwerk auch, was und wie er will. So weiß man zuvor, was für Mutwillen das Geſinde, Knechte und Mägde üben in Häuſern, welch Stehlen, Untreu und allerlei Bosheit ſie treiben, daß alle Hausväter übers Geſinde klagen und ſchreien. So iſt auch des Stehlens ein Nachbar dem andern kein Maß. Item, die Arbeiter und Werkleute, wie ſind ſie Herren? Nehmen Gelds genug, arbeiten, was und wie und wann ſie wollen. Und ob ſie es verderben und zunichte machen, darf niemand kein Wort wider ſie reden. Und daß ich die Juriſten nicht vergeſſe, ſo iſts mit dem Recht dahin kommen, daß niemand ſich gerne ins Recht begibt, wenn er gleich ſo helle, gute Sache hat, als die Sonne im hellen Mittag klar iſt.

Reichtum.

161 Einem Menſchen iſt nichts beſſer denn Armut, daß wir nicht überläng haben, ſondern nur Hülle und Fülle, um und an, damit, davon. Denn wie man ſpricht und wahr iſt: „Es müßten gar ſtarke Beine ſein, die gute Tage ertragen ſollten,“ und: „Ein Menſch kann allerlei leiden ohne gute Tage; wenn er zuviel Futter hat, ſo geht er eben wie der Eſel aufs Eis und bricht ein Bein vor Wohltagen.“ Sind etliche reich geweſen und fromm, ſo iſts eine ſonderliche Gnade; ſonſt iſts nicht nutz im gemeinen Haufen, daß einer reich ſei.

Wer könnte leichtlich erzählen, was für Fleiß 162
und Unkoſten die Leute auf Kleidung legen! Darum ſollte mans nicht mehr eine Luſt noch Unmaß, ſondern vielmehr eine Unſinnigkeit nennen, daß ſie ſich wie Eſel, ſo Gold zu führen geboren ſind, darauf mehr fleißigen, wie ſie ſich mit Kleidung und Schmuck beladen und ſchmücken mögen. Darum wird billig gelobt eine ziemliche, ehrliche Kleidung, ſonderlich an hohen Perſonen, und muß das unordentliche Weſen mit Kleidung und Pracht, ſo jetzt im Schwange geht, fromme Leute ſehr ärgern.

Es wäre hoch not ein gemein Gebot und Be- 163
willigung deutſcher Nation wider den überſchwenglichen Ueberfluß und Koſten der Kleidung, dadurch ſoviel Adel und reiches Volk verarmt. Hat doch Gott uns wie andern Landen genug gegeben Wolle, Haar, Flachs und alles, was zu ziemlicher, ehrlicher Kleidung einem jeglichen Stand redlich dient, daß wir nicht bedürften ſo greulichen, großen Schatz für Seide, Samt, Güldenſtück, und was der ausländiſchen Ware iſt, ſo geudiſch verſchütten. Ich achte, obſchon der Papſt mit ſeiner unträglichen Schinderei uns Deutſchen nicht beraubt, hätten wir dennoch mehr denn zuviel an dieſen heimlichen Räubern, den Seiden- und Sammetkrämern. So ſehen wir, daß dadurch ein jeglicher will dem andern gleich ſein, und damit Hoffart und Neid unter uns, wie wir verdienen, erregt und gemehrt wird, welches alles und viel mehr Jammer wohl nachblieb, ſo der Fürwitz uns ließ an den Gütern, von Gott gegeben, dankbarlich genügen. Desſelbengleichen wäre not weniger Spezerei, das auch der großen Schiffe eins iſt, darinnen das Geld aus deutſchen Landen geführt wird. Es wächſt uns ja von Gottes Gnaden mehr Eſſen und Trinken und ſo köſtlich und gut als irgend einem andern Land. Ich würde hier vielleicht närriſch und unmöglich Ding vorgeben, als wollt ich den großen Handel, Kaufmannſchaft niederlegen. Aber ich tue das Meine. Wirds nicht in der Gemeine gebeſſert, ſo beſſere ſich ſelbſt, wer es tun will. Ich ſehe nicht viel guter Sitten, die je in ein Land kommen ſind durch Kaufmannſchaft, und Gott ließ vorzeiten ſein Volk darum von dem Meere wohnen und nicht viel Kaufmannſchaft treiben.

Die da haben Reichtum und Güter, die trauen 164
gemeiniglich darauf; die nicht haben, die trachten Tag und Nacht danach und wollten gern etwas gewinnen. Wer Reichtum hat, der hat ſeine Luſt und Freude dran; dagegen fürchtet ſich jedermann vor Armut. Es muß ein jeder eine Werbung, Geſchäft, Arbeit und Hantierung haben und derſelben warten, und da iſts denn gefährlich, wo etwas erworben und zuſammengetrieben wird. Denn es ſchlägt gern dazu, daß man entweder ſeine Hoffnung

und Trotz hat aufs Gut oder Zweifel vom Mangel. Dies Leben schwebt zwischen Mangel und Habe, zwischen Gut und Armut.

165 Wenn euch auch mit Recht und von Gott Reichtum zufiele, so verlaßt euch doch auch nicht drauf und macht den Mammon nicht zum Gott. Denn Gut wird nicht darum gegeben, daß man drauf bauen und trotzen soll, welches ist auch nichts und eitel: sondern daß man sein gebrauchen und genießen soll und andern mitteilen.

166 Groß Geld und Gut kann den Hunger nicht stillen noch ihm raten, sondern verursacht mehr die Teurung. Denn wo reiche Leute sind, ist es allezeit teuer. Zudem macht das Geld niemand recht fröhlich, sondern macht einen vielmehr betrübt und voller Sorgen.

167 Reichtum ist das geringste Ding auf Erden und die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Darum gibt unser Herrgott gemeiniglich Reichtum den groben Eseln, denen er sonst nichts gönnt.

Vom Fasten.

168 Das wollte ich gern sehen und dazu raten und helfen, daß Kaiser und Fürsten solch Gebot machten, daß man einen Tag oder zwei in der Woche nicht Fleisch speiste noch feil hätte, als eine gute nützliche Ordnung für das Land, damit man nicht so gar alles auffresse, wie jetzt geschieht, bis zuletzt teure Zeit muß werden und nichts zu bekommen ist. Danach wollt ich auch, daß man zu etlichen Zeiten, die Woche einmal oder, wie sie es gut dünkt, des Abends nicht speiste ohne einen Bissen Brots und einen Trunk, damit man nicht so mit stetem Fressen und Saufen alles verzehrte, wie wir Deutschen tun, und ein wenig mäßig lernten leben, sonderlich was junge, volle, starke Leute sind. Aber das sollte eine weltliche Weise sein, der Obrigkeit unterworfen.

Armut.

169 Sprichst du: „Wie? Müssen denn die Christen alle arm sein, und darf niemand Geld, Gut, Ehre, Gewalt haben?“ Oder: „Wie sollen die Reichen als Fürsten, Herren, Könige tun? Müssen sie alle ihr Gut, Ehre usw. fahren lassen oder den Armen das Himmelreich abkaufen, wie etliche gelehrt haben?“ Antwort: Nein, es heißt nicht den Armen abkaufen, sondern selbst arm sein und unter solchen Armen erfunden werden, wer da will das Himmelreich haben. Denn es ist deutlich und dürr gesetzt: „Selig sind die Armen“, und steht doch dabei das Wörtlein „geistlich“ arm, also daß es auch nicht damit ausgerichtet ist, daß jemand leiblich arm sei und kein Geld und Gut habe. Denn äußerlich Geld, Güter, Land und Leute haben, ist an sich selbst nicht unrecht, sondern Gottes Habe und Ordnung. So ist niemand darum selig, der ein Bettler ist und nichts überall Eigenes hat, sondern es heißt „geistlich“ arm sein.

Es ist nicht die Neigung, daß man so 170
müsse arm sein, daß man gar nichts Eigenes habe. Denn die Welt kann nicht so bestehen, daß wir alle sollten Bettler sein und nichts haben. Denn auch kein Hausvater sein Haus und Gesinde nähren könnte, wenn er selbst gar nichts hätte. Summa: leiblich arm sein tuts nicht. Denn man findet manchen Bettler, der das Brot vor der Tür nimmt, so stolz und böse als kein Reicher, und manchen schäbichten Bauern, mit dem weniger auszukommen ist denn mit einem Herrn und Fürsten. Darum sei leiblich und äußerlich arm oder reich, wie dirs beschert ist, da fragt Gott nicht nach; und wisse, daß ein jeglicher müsse vor Gott, das ist: geistlich und von Herzen arm sein; das ist: daß er seine Zuversicht, Trost und Trotz nicht setze auf zeitliche Güter noch das Herz drein stecke und lasse den Mammon seinen Abgott sein.

Wer arm sein will, soll nicht reich sein. Will 171
er aber reich sein, so greif er mit der Hand an den Pflug und suche es sich selbst aus der Erde. Es ist genug, daß die Armen leidlich versorgt sind, so daß sie nicht verhungern oder erfrieren. Es paßt sich aber nicht, daß einer auf des andern Arbeit hin müßig geht, reich ist und wohllebt, während es dem Arbeitenden übel geht, wie es jetzt die verkehrte Gewohnheit ist. * 8.

Almosen.

Laßt uns ja armer Leute nicht vergessen und 172
ihnen gern helfen und geben, nicht allein mit dem gemeinen Almosen, daß man da einem einen Pfennig, Groschen oder Gulden gibt, nachdem es unser Vermögen und seine Not erfordert. Solche Hilfe ist man in alle Wege armen Leuten schuldig. Aber danach ist ein anderes Almosen, da ein jeder seinem Nächsten in seinem Stand und Beruf dienen und helfen kann, und dasselbe alle Tage und alle Stunden. Nämlich, daß ein jeder seinen Handel, Handwerk und Gewerbe also führe, daß er niemand übersetze, niemand mit falscher Ware betrüge, sich an einem ziemlichen Gewinn genügen lasse und den Leuten ihren Pfennig wohl bezahle, daß man recht Maß und Gewicht gebe und weder in Kaufen noch Verkaufen einen solchen Vorteil suche, der den andern zum Nachteil komme. Denn was Untreue in allen Händeln sei, ist vor Augen. Wer aber treulich handelt, ob derselbe gleich nichts umsonst gibt und nimmt einen ziemlichen Gewinn, der gibt ein Almosen. Dagegen die andern, so ihre Ware mit Vorteil ausbringen und allein ihren Nutzen suchen, stehlen den Leuten das Geld aus dem Beutel. Als wenn ein Bäcker das Brot zu klein macht oder den Teig fälscht, ein Metzger zu kleines Gewicht gibt,

ein Weinſchenk den Wein zu teuer gibt oder fälſcht, und wer will es alles erzählen? Kein Handel iſt ſo klein und gering, gehſt du treulich damit um, daß du rechte Ware um einen rechten Pfennig andern widerfahren läßt, ſo iſt es ein Almoſen. Wiederum, überninmſt du die Leute oder bezahlſt ſie übel, ſo iſts ein Diebſtahl, und du biſt vor Gott ein Dieb und wirſt am jüngſten Tag den armen Lazarus vor dir ſehen, dem du ſolches Almoſen deines Handels verſagt und ihm noch dazu durch deinen Geiz geſtohlen und das Seine genommen haſt.

178 Nicht das iſt dein gut Werk, daß du ein Almoſen gibſt oder beteſt, ſondern, wenn du deinem Nächſten dich ganz ergibſt und ihm dienſt, wo er dein bedarf und du vermagſt, es ſei mit Beten, Arbeiten, Faſten, Raten, Tröſten, Lehren, Vermahnen, Strafen, Entſchuldigen, Kleiden, Speiſen, zuletzt auch Leiden und Sterben für ihn.

Vom Leihen und Schenken.

174 Da gehört deine weltliche Perſon zu, daß du klug ſeiſt, weil du unter den Leuten wohnſt und die Armen kennſt und ſiehſt, was du für Leute kriegſt, und wem du geben ſollſt oder nicht. Siehſt du denn, daß es ein rechter Bitter iſt, ſo tu deine Hand auf und leihe oder borge ihm, ſo er dirs kann wiedergeben. Kann er aber nicht, ſo ſollſt du ihm ſchenken und einen Strich durchs Regiſter machen. Als wohl fromme Leute ſind, die ſich gern nähren wollten mit Weib und Kindern und arbeiten, und will doch nicht vonſtatten gehen, kommen hier und da in Schuld und Unrat, für welche auch eine jegliche Stadt ſoll ihren gemeinen Kaſten und Almoſen haben und Kirchendiener, die darauf ſehen, wer ſolche ſind, und wie ſie leben uſw., daß man nicht den faulen Streichern Raum laſſe, die Leute zu beſchweren.

175 Der Welt geben iſt alſo, daß die rechte Hand gibt, aber die linke zu ſich zieht. Das heißt man Gebers, Nehmers, wie die Kinder untereinander ſpotten; ja, ſo gegeben, daß man zehnmal mehr dafür nehme, als der einen Tropfen Waſſers von ſich gibt und ein Fuder Weins zu ſich zieht. Denn ſie gibt alſo, daß ſie will haben die Ehre, die unermeßlich größer iſt denn alles Geld und Gut, und kauft dich mit einer Parteken, daß ſie damit einen ewigen Gefangenen an dir habe mit Leib und Leben und was du haſt, ja, auch Gott ſelbſt dazu.

176 Iſt der Schuldner arm und kann nicht wiedergeben, und der Gläubiger nicht arm, ſo ſollſt du hier frei gehen laſſen der Liebe Recht und den Schuldigen losſprechen. Denn der andere iſt ihm nach der Liebe Recht auch ſchuldig, ihm ſeine Schuld zu erlaſſen, ja, ihm noch etwas zu geben, wenn es not tut. * 37.

Geſchenke nehmen.

Jedesmal, wenn einer ein Geſchenk annimmt, 177
ſo iſts lieblich, aber es hapert bald; wie man auch ſagt: „Es wird nichts teurer gekauft, als was man geſchenkt nimmt.“ Gibt mans nicht doppelt wieder, ſo heißts: man iſt undankbar, und andere haben Rechte an einen; ſo iſts auch im weltlichem Regiment. Daher iſts beſſer, einer kauft und bezahlt es gleich, als daß er ſichs ſchenken läßt. * 21.

Sorget nicht!

Tut, wie ihr ſeht, daß eure Kinder gegen euch 178
tun. Sie legen ſich des Nachts nieder und ſchlafen ohn alle Sorge. Sie kümmern ſich lauter nichts, wo ſie morgens ein Stück Brot oder Suppe nehmen wollen; denn ſie wiſſen, daß Vater und Mutter für dasſelbe ſorgt.

Zufriedenheit.

Haſt du es nicht mit Scheffeln, ſo haſt du es 179
doch mit Löffeln. Biſt du nicht ein Bürgermeiſter oder Edelmann, das ſchadet dir nicht: bleibe eine Weile noch ein Bürger und Bauer!

Leben.

Ach, wie ſind wir doch ſo arme Leute! Wir 180
verdienen unſer Brot mit Sünden! Denn wenn wir kommen bis in das ſiebente Jahr, ſo tun wir mittlerweile anderes nichts, denn daß wir eſſen, trinken, ſpielen und ſchlafen. Vom achten Jahre gehen wir in die Schule, des Tags über irgend drei oder vier Stunden. Danach von dieſer Zeit bis in das 21. Jahr treiben wir allerlei Mutwillen mit Spielen, Laufen, zur Zeche gehen und ſonſt und fangen dann erſt an etwas zu arbeiten. Wenn wir denn nun fünfzig Jahre alt werden, ſo haben wir ausgearbeitet und werden dann wieder zu Kindern, eſſen dann abermal unſer Brot mit Sünden, arbeiten alſo, daß wir andern Leuten dann auch Arbeit geben. Wenn wir zwanzig Jahre alt werden, ſo fangen wir erſt an zu arbeiten und arbeiten irgend ein zehen Jahr. Danach ſchlafen wir die andere Zeit. Die Hälfte unſeres Lebens ſchlafen wir, daß kaum ein fünf Jahr zur Arbeit bleiben, ja kaum drei Jahr.

Es iſt gar ein großer Unterſchied unter Lehren 181
und Leben, gleichwie zwiſchen Himmel und Erde ein großer Unterſchied iſt. Das Leben mag wohl unrein, ſündlich und gebrechlich ſein, aber die Lehre muß rein, heilig, lauter und beſtändig bleiben. Das Leben mag wohl fehlen, daß es nicht alles hält, was die Lehre will; aber die Lehre, ſpricht Chriſtus, muß nicht an einem Tüttel oder Buchſtaben fehlen, ob das Leben wohl ein ganzes Wort oder Riege in der Lehre fehlt.

Dies Leben iſt nicht ein Frommſein, ſondern 182
ein Frommwerden, nicht ein Geſundſein, ſondern Geſundwerden, überhaupt nicht ein Weſen, ſondern ein Werden, nicht eine Ruhe, ſondern eine Uebung. Wir ſinds noch nicht, wir werdens aber; es iſt noch nicht getan und geſchehn, es iſt aber im Schwang; es iſt nicht das Ende, es iſt aber der Weg. * 1.

183 Nur getrost und frisch alles aufs Spiel gesetzt, was euch die Welt nehmen kann! Die Wohnungen des Lebens sind viel weiter als die Wohnungen des Todes. * 2.

184 Es gilt nicht, sich in Winkel und Wüsten verkriechen, sondern im Gegenteil herauslaufen, wenn man drin wäre, und beide Hände und Füße und den ganzen Leib darreichen und alles dran setzen, was du hast und vermagst. Und will einen solchen Menschen haben, der hart gegen hart ist, daß er sich durch nichts abschrecken oder übertäuben läßt, auch von keinem Undank noch Bosheit der Welt überwunden wird, sondern immer treibt und anhält, soviel er nur irgend mit allen Kräften vermag. Summa: es gehört dazu ein solcher Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, der nie abläßt noch aufhört und nicht gesättigt werden kann, auch nichts anderes sucht noch denkt und alles dagegen verachtet, was ihn hindern will, daß er nur Recht fordere und erhalte. Kann er die Welt nicht ganz fromm machen, so tue er, was er kann! Es ist genug, daß er das Seine getan und einigen geholfen hat, wenns auch nur einer oder zwei wären. Wollen die andern nicht nachfolgen, so laß sie in Gottes Namen fahren! * 3.

Lebensregeln.

185 Behalt den Kragen warm,
Fülle nicht zu sehr den Darm,
Mache dich der Grethen nicht zu nah:
Also wirst du langsam grau!

186 Wer was weiß, der schweig.
Wem wohl ist, der bleib.
Wer was hat, der behalte.
Unglück, das kommt balde.

187 Es ist auf Erden kein besser List,
Denn wer seiner Zungen ein Meister ist.
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen.
Rede wenig und machs wahr,
Was du borgest, bezahle bar.
Laß einen jeden sein, wer er ist,
So bleibst du auch wohl, wer du bist.

Frei und mutig!

188 Kein Leiden oder Gedränge und Tod kann überwunden werden mit Ungeduld, Flucht und Trost suchen, sondern allein damit, daß man fest still steht und ausharrt, ja, dem Unglück und Tod kühn entgegengeht. Denn wahr ist das Sprichwort: „Wer sich vor der Hölle fürchtet, der fährt hinein!“ Ebenso, wer sich vor dem Tod fürchtet, den verschlingt der Tod ewiglich; wer sich vor Leiden fürchtet, der wird überwunden. Furcht tut nichts Gutes. Darum muß man frei und mutig in allen Dingen sein und fest stehn. * 4.

Rechte Schätzung!

189 Wir dürfen nicht sofort zufahren, wenn mit irgend etwas Mißbrauch getrieben wird, und dasselbe Ding umreißen und vernichten wollen. Denn wenn wir alles vernichten wollten, was mißbraucht wird, was würden wir da für ein Spiel anstellen! Es gibt viele Leute, welche Sonne, Mond und Sterne anbeten: wollten wir darum die Sterne vom Himmel werfen? Wir werdens wohl lassen. Der Wein und die Weiber bringen manchen in Jammer und Herzeleid: wollen wir darum den Wein fortschütten und die Weiber umbringen? Nicht doch! Gold und Silber, Geld und Gut stiftet viel Böses unter den Leuten: soll man darum solches alles wegwerfen? Ja, wenn wir unsern nächsten Feind vertreiben wollten, der uns am allerschädlichsten ist, so müßten wir uns selbst vertreiben und töten. Auf diese Weise würden wir nichts Gutes anrichten, sondern alles zu unterst und oberst kehren. * 9.

Vergib!

190 Unser Gott ist fürwahr merkwürdig in seinem Recht und Gericht, daß derjenige eine größere Schuld auf sich lädt, welcher nicht vergibt, als der, welcher den Schaden und das Leid angetan hat. Darum sieh dich vor, Mensch: nicht der, welcher dich betrübt, sondern du selbst, der du nicht vergibst, tust dir den rechten Schaden, den dir die ganze Welt nicht tun kann. * 13.

Rechtschaffenheit.

191 Das ist ein rechtschaffen seliger Mensch, der immer anhält und mit allen Kräften danach strebt, daß es allenthalben wohl zugeht und jedermann recht tut, und solches mit Worten und Werken, mit Rat und Tat hilft erhalten und fördern. * 14.

Sanftmut.

192 Wer das Seine, Gut, Haus und Hof mit Frieden regieren und besitzen will, der muß sanftmütig sein, daß er ein Auge zudrücken kann, und vernünftig sein und manches dulden, was er nicht gern duldet. Denn es ist nicht anders möglich, als daß sich dein Nachbar zuweilen an dir vergeht, seis nun aus Versehn oder auch aus Mutwillen. Ists Versehn, so machst dus deinerseits nicht gut, wenn dus nicht vertragen willst noch kannst. Ists aber Mutwillen, so machst du ihn nur ärger, dadurch daß du feindlich scharrst und pochst, während er lacht und lustig ist, daß er dich erzürnt und dir Leid tut. Auf die Weise wirst du keinen Frieden bekommen und dich des Deinen nicht in Ruhe freuen. Darum wähle von den zwei Dingen eins, welches du willst: entweder lebe sanftmütig und geduldig unter den Leuten und behalte das Deine in Frieden und gutem Gewissen, oder verliere es mit Poltern und Rumoren und bekomme nie Ruhe. Denn das steht fest: die Sanftmütigen sollen das Land besitzen. * 15.

Richtet nicht!

198 Man ſoll keinem Menſchen ſchnell glauben, wenn er von einem andern in ſeiner Abweſenheit redet, wenn er auch noch ſo heilig iſt, ſo daß man ſich ja hüte, voreilig zu urteilen. Willſt dus denn abſolut glauben, ſo magſt dus tun; aber halt wenigſtens das Maul und richte nicht, geh nicht hin und ſag, es ſei ſo, wie du gehört haſt, urteile nicht, bevor dus ſelber ſiehſt. O, wieviel Jammer und Unglück unterbliebe, wenn man ſolches nicht täte! * 19.

Das Gewiſſen.

194 Es iſt nichts Zärtlicheres im Himmel und auf Erden und das weniger Schimpfs leiden kann denn das Gewiſſen. Man ſpricht, es ſei ein zärtlich Ding um ein Auge; aber das Gewiſſen iſt noch viel zärtlicher und weicher.

195 Wo mag höhere und größere Freude ſein als in einem fröhlichen, ſicheren, mutigen Gewiſſen, das ſich auf Gott verläßt und weder Welt noch Teufel fürchtet? Gleichwie wiederum, wo iſt größere Traurigkeit und Schwermut als in einem böſen, verzagten, ſchuldigen Gewiſſen?

196 Werke ſtillen das Gewiſſen nicht, machen auch keinen Frieden im Herzen; und je mehr man ſich damit bläuet, je unſteter und ungewiſſer wird man.

197 Wer mit gutem Gewiſſen kämpft, der kann auch gut kämpfen; denn wo ein gutes Gewiſſen iſt, da iſt auch ein großer Mut und ein kühnes Herz. Wo aber das Herz kühn und der Mut getroſt iſt, da iſt auch die Fauſt deſto mächtiger und beide, Roß und Mann, friſcher, und gelingt alles beſſer. Andererſeits macht ein böſes Gewiſſen ſtets feige und verzagt. * 39.

Selbſterkenntnis.

198 Es heißt: Hans, nimm dich ſelbſt bei der Naſen und greif in deinen eignen Buſen; wenn du willſt einen Schalk ſuchen und urteilen, ſo findeſt du den größten Schalk auf Erden, daß du anderer Leute wohl vergeſſen wirſt und gerne gleich mit ihnen aufheben. Denn du wirſt nimmermehr an einem andern ſo viel Sünde finden als an dir. Denn wenn du viel an einem andern ſiehſt, ſo ſiehſt du ein Jahr oder zwei; an dir aber dein ganzes Leben, ſonderlich die groben Knoten, die andere Leute nicht wiſſen, daß du dich müſſeſt vor dir ſelbſt ſchämen.

Reine Herzen.

199 Das heißt ein rein Herz, das darauf ſieht und denkt, was Gott ſagt, und anſtatt ſeiner eigenen Gedanken Gottes Wort ſetzt. Denn dasſelbe iſt allein rein vor Gott, ja die Reinigkeit ſelbſt, dadurch auch alles, was daran hängt und darin geht, rein wird und heißt. Als daß ein gemeiner grober Handwerksmann, Schuſter oder Schmied, daheim ſitzt, ob er gleich unſauber und ruſſig iſt oder übel riecht vor Schwärze und Pech, und denkt: „Mein Gott hat mich geſchaffen zu einem Mann und mir mein Haus, Weib und Kind gegeben und befohlen, ſie lieb zu haben und zu nähren mit meiner Arbeit.“ Siehe, der geht mit Gottes Wort um im Herzen, und ob er wohl auswendig ſtinkt; aber inwendig iſt er eitel Balſam vor Gott.

Gutes ohne Ende.

Haſt du einem heute Gutes getan, und er 200
entläuft dir durch den Undank morgen, laß dichs nicht anfechten! Denn er wirds wohl finden, wie er ſolches Undanks genießen werde. Du fahre fort und ſprich: „Iſts an dem verloren, flugs einen andern her und dem auch wohlgetan!“ Will der auch nicht gut tun, wohl her mit dem dritten und alſo fortan, auf daß du lernſt ſagen, wie unſer Herr Chriſtus ſagt: „Sind ihrer nicht zehn geſund geworden? Wo ſind denn die neun?“

Es hat weder Silber, Gold, Edelſtein noch 201
irgend ein köſtliches Ding ſo mannigfache Zuſätze und Abbrüche wie die guten Werke, welche alleſamt eine einige, einfältige Güte haben müſſen, außer der ſie lauter Blendwerk und Betrug ſind. * 17.

Ich kann hoch fahren und kann auch niedrig 202
fahren; ich kann mich ehren laſſen und kann mich auch ſchänden laſſen; ich kann gut leben und kann faſten und ſchlecht leben: es iſt alles wohlgetan, wenn mein Herz ſo gerichtet iſt, daß ich es alles meines Nächſten wegen tue. * 20.

Vom Singen, Muſizieren und Tanzen.

Ich bin nicht der Meinung, daß durchs 203
Evangelium ſollten alle Künſte zu Boden geſchlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeiſtlichen vorgeben, ſondern ich wollt alle Künſte, ſonderlich die Muſika gern ſehen im Dienſte deſſen, der ſie gegeben und geſchaffen hat.

Der ſchönſten und herrlichſten Gaben Gottes 204
eine iſt die Muſika. Der iſt der Satan ſehr feind, damit man viele Anfechtungen und böſe Gedanken vertreibt. Der Teufel erharret ihr nicht. Muſika iſt der beſten Künſte eine. Die Noten machen den Text lebendig. Sie verjagt den Geiſt der Traurigkeit.

Muſikam habe ich allzeit lieb gehabt. Wer 205
dieſe Kunſt kann, der iſt guter Art, zu allem geſchickt. Man muß Muſikam von Not wegen in Schulen behalten.

Obs denn auch Sünde ſei, pfeifen und tanzen 206
zur Hochzeit, ſintemal man ſpricht, daß viel Sünden vom Tanzen kommen? Ob bei den Juden Tänze

gewesen sind, weiß ich nicht; aber weil es Landessitte ist, gleichwie Gäste laden, schmücken, essen und trinken und fröhlich sein, so weiß ichs nicht zu verdammen, ohne das Uebermaß, so es unzüchtig oder zu viel ist. Daß aber Sünden da geschehen, ist des Tanzes Schuld nicht allein; sintemal auch wohl über Tisch und in der Kirche dergleichen geschehen; gleichwie es nicht des Essens und Trinkens Schuld ist, daß etliche zu Säuen drüber werden. Wo es aber züchtig zugeht, laß ich der Hochzeit ihr Recht und Brauch und tanze immerhin. Der Glaube und Liebe läßt sich nicht austanzen noch aussitzen, so du züchtig und mäßig drinnen bist. Die jungen Kinder tanzen ja ohne Sünde; das tue auch und werde ein Kind, so schadet dir der Tanz nicht. Sonst, wo der Tanz an sich selbst Sünde wäre, müßte man es den Kindern nicht zulassen.

Gleichwertig.

207 Aeußerlich soll ein Unterschied sein, ein Fürst höher und besser denn ein Bauer, ein Prediger gelehrter denn ein schlichter Handwerksmann; da kann ein Herr nicht Knecht, eine Frau nicht Magd sein; aber gleichwohl sollen die Herzen in solchem Unterschied gleich gesinnt sein und sich derselben Ungleichheit nichts annehmen. Das geschieht denn, wenn ich dem Nächsten zugut halte, ob er wohl geringeres Standes ist und weniger Gaben hat denn ich, und lasse mir sein Werk, daß er als Hausknecht seiner Pferde wartet, ebenso wohl gefallen als meine Werke, daß ich predige oder Land und Leute regiere; obgleich das Meine besser ist und mehr schafft denn jenes.

208 Ich habe solchen Verstand, daß eine Magd in einem roten Rock oder ein Fürst in seinem güldenen Stück ebensowohl ein Christ sein kann als ein Bettler im grauen Rock oder ein Mönch im wollenen oder härenen Hemd, und bin durch solchen Verstand wohl sicher vor allerlei äußerlichen Larven.

209 Ich soll mich des nicht überheben, daß ich ein Doktor bin, noch ein anderer drauf stolzieren, daß er ein Fürst oder Herr ist, sondern ich muß sagen: in jenem Leben ist ein Kind ebensoviel, als ich bin. Denn es leidet sich ganz und gar nicht, daß in der christlichen Kirche einer höher sein wolle denn der andere.

210 Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer — jeder hat seines Handwerks Amt, und doch sind alle gleich geweihte Priester und Bischöfe, und jeder soll mit seinem Amt oder Werk dem andern nützlich und dienstbar sein, so daß mancherlei Werke alle für eine Gemeinde geschehen, Leib und Seele zu fördern, wie die Gliedmaßen des Körpers alle eins dem andern dienen. * 18.

Die heilige Schrift gibt dem ersten Menschen 211
und uns allen einen Namen, so daß, was Mensch ist, alles Adam heißt von diesem ersten Adam, von dem wir alle gemacht sind. Denn kein Esel darf den andern einen Sackträger schimpfen. Darum ist hier mit aller Gewalt aller Hochmut niedergeschlagen, wenn sich ein Mensch über den andern erheben will. Wir sind Adam und bleiben Adam.
* 31.

Homo sum.

Etliche laufen in die Wüste, etliche in Klöster, 212
etliche sondern sich von den Leuten ab und geben vor, mit leiblicher Flucht dem ungöttlichen Wesen und weltlichen Lüsten zu entlaufen, etliche mit Martern und Verderbung des Leibes, daß sie ihm mit Hunger, Durst, Wachen, Kleidern, Arbeit mehr getan haben, als die Natur tragen kann. Ja, wenn das gottlose Wesen und weltliche Begierde wären an des Hauses Wand gemalt, so möchtest du daraus laufen; oder wären in den roten Rock gestrickt, so möchtest du ihn austun und einen grauen antun; oder wüchsen dir in den Haaren, so möchtest du dich lassen scheren und eine Platte machen; oder wären ins Brot gebacken, so möchtest du Wurzeln dafür essen. Nun sie aber in deinem Herzen stecken und dich durch und durch besitzen, wo willst du hinlaufen, dahin du dich nicht mitnähmest? Was willst du antun, da du nicht drunter bleibst? Was willst du essen und trinken, da du nicht dabei seist? Kürzlich: was willst du tun, daß du nicht selbst seist, wie du an dir selbst bist?

Bücher und Sprachen.

Es war ein tolles Unternehmen, daß man die 213
heilige Schrift durch die Auslegung der Väter und viel Kommentare und Bücherlesen hat lernen wollen. Man hätte sich dafür aufs Sprachstudium legen sollen; denn weil die lieben Väter ohne Sprachkenntnisse gewesen sind, so haben sie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch gearbeitet und dennoch nur kaum hintennach seinen Sinn halb erraten, halb verfehlt. So läufst du dem Kommentator nach mit viel Mühe und könntest durch die Sprachen selbst ein viel besseres Resultat erzielen als der, dem du folgst. Denn wie die Sonne gegen den Schatten gehalten sich ausnimmt, so die Sprache gegen aller Väter Kommentare. * 59.

Ists nicht ein elender Jammer gewesen, daß 214
ein Knabe hat zwanzig Jahre oder länger studieren müssen, nur um so viel böses Latein zu lernen, daß er Pfaffe werden und Messe lesen konnte? Und wer dahin gekommen ist, der ist selig gewesen: selig die Mutter, die ein solches Kind getragen hat! Und ist doch ein armer, ungelehrter Mensch geblieben sein Leben lang, der weder zum Glucken noch zum Eierlegen getaugt hat. Solche Lehrer und Meister haben wir allenthalben haben müssen, die selber

nichts konnten und nichts Gutes und Rechtes lehrten, ja, nicht mal die Art und Weise wußten, wie man lernen und lehren sollte. Wer hatte Schuld daran? Es gab keine andern Bücher als tolle Mönchs- und Sophistenbücher. Was sollte daraus anderes kommen als lauter tolle Schüler und Lehrer, wie die Bücher waren, die sie lehrten? Eine Dohle heckt keine Tauben, und ein Narr macht keine Klugen. Das ist der Lohn der Undankbarkeit, weil man keine Sorgfalt auf die Bibliotheken verwandt hat, sondern die guten Bücher hat vergehen lassen und die unnützen behalten hat. Aber mein Rat ist nicht, daß man ohne Unterschied alle möglichen Bücher zusammenraffen soll und an nichts anderes denkt, als möglichst viele auf einen Haufen zu bringen. Ich wollte eine Auswahl treffen, daß man nicht nötig hat, alle juristischen und theologischen Kommentare und alle philosophischen und mönchischen Spitzfindigkeiten zu sammeln. Ja, ich wollte solchen Mist ganz hinauswerfen und meine Bücherei mit rechtschaffenen Büchern füllen und gelehrte Leute deswegen zu Rate ziehen. * 60.

215 Wir sehen auch in allen Historien und in der ganzen heiligen Schrift: wenn Gott einem Volk hat helfen wollen, so hat ers nicht mit Büchern getan, sondern so, daß er einen Mann oder zwei ausgesondert hat; die regieren besser als alle Schrift und Gesetze. Es liegt nicht an Büchern noch Vernunft, es liegt daran, daß Gott rechte Männer auf die Erde schickt. * 61.

Vom Handel.

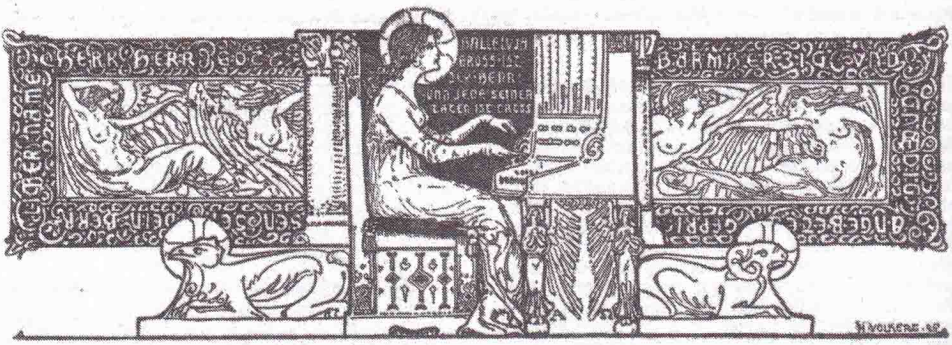
216 Es haben die Kaufleute eine gebräuchliche Regel unter sich: ich will meine Ware so teuer verkaufen als möglich. Das halten sie für ein Recht. Damit aber ist dem Geiz Raum gemacht und der Hölle alle Türen und Fenster aufgetan. Denn was heißt das anders als: ich frage nichts nach meinem Nächsten, wenn ich nur meinen Gewinn habe; was gehts mich an, daß ich meinem Nächsten zehnmal Schaden tu? Da siehst du, wie dieser Spruch unverschämt nicht nur gegen die christliche Liebe, sondern auch gegen das natürliche Gesetz verstößt. Was kann noch Gutes und ohne Sünde im Handel sein, wenn solch Unrecht sein Hauptstück und seine Regel ist? Es kann dann der Handel nichts anderes sein als den andern ihr Gut rauben und stehlen. * 49.

217 Du persönlich habe bei deinem Handel kein anderes Ziel, als daß du deine genügende Nahrung darin suchst, danach Kost, Mühe und Gefahr berechnest und danach deine Ware steigerst oder billiger gibst. Wie hoch aber dein Lohn zu schätzen sei, den du an solchem Handel und Arbeit gewinnen sollst, das kannst du nicht besser berechnen, als wenn du die Zeit und Größe der Arbeit überschlägst und sie mit einem gewöhnlichen Tagelöhner vergleichst und siehst, wieviel derselbe an einem Tage verdient. Danach berechne, wieviel Tage du wegen der Ware dich bemüht und wieviel Risiko du auf dich genommen hast. Denn große Arbeit und viel Zeit soll auch desto größeren Lohn haben. Besser und gewisser kann man in dieser Sache nicht reden noch lehren. Wems nicht gefällt, der machs besser. * 50.

Einige kaufen ein Gut oder eine Ware in 218
einem Lande oder in einer Stadt ganz und gar auf, damit sie allein das betreffende in ihrer Gewalt haben und den Preis festsetzen und steigern können, wie sie wollen und können. Oder wenn sie ihre Monopole und eigennützigen Käufe sonst nicht aufzurichten vermögen, weil andere dasind, welche auch dergleichen Ware und Gut haben, dann fahren sie zu und geben ihr Gut so billig, daß die andern nicht damit konkurrieren können und bringen sie so dahin, daß sie entweder nicht mehr verkaufen können oder zu ihrem Verderben die Sachen so billig lassen müssen wie jene. So kommen sie doch zu ihrem Monopol. Diese Leute sind nicht wert, daß sie Menschen heißen oder unter Menschen wohnen, ja, sie finds nicht mal wert, daß man sie unterweist oder ermahnt, da der Neid und der Geiz hier so grob und unverschämt ist, daß er sogar mit seinem eignen Schaden andere zu Schaden bringt, damit er ja allein auf dem Platze sei. * 51.

Einigkeit.

Wenn man einen Baum mit viel knorrigen 219
Aesten und Zweigen hätte abgehauen, und man wollte ihn in ein Haus oder in eine Stube bringen, da muß man ihn nicht vorn bei dem Wipfel fassen und hineinziehen wollen. Denn da würden sich die Aeste sperren und zurücklegen. Denn sie stehen alle gegen das Haus oder Stube. Und wenn man also mit Gewalt den Baum in das Haus oder Stube wollte dehnen, so zerbräche man alle Aeste, ja, man würde den Baum gar nicht ins Haus bringen. Aber also müßte man tun: den Baum müßte man am Stamme angreifen, da er abgehauen ist, da denn alle Aeste von der Tür wegständen, und dann den Stamm zur Tür hineinziehen; dann beugten sich die Aeste fein zusammen, und man könnte den Baum ohne alle Mühe, Beschwerung und Arbeit ins Haus bringen. Also solls auch zugehen, wenn man Einigkeit machen will, da muß einer dem andern nachgeben und nachlassen; sonst, wenn ein jeglicher Recht haben will und keiner dem andern weichen und fein zusammenrücken, da wird nimmermehr Einigkeit; denn die Aeste sperren sich und stehen gegen die Haustür; man kann sie nicht also hineinbringen.



Klopſtock.

Die Frühlingsfeier.

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich ſtürzen, ſchweben nicht,
Wo die erſten Erſchaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich ſchweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Kann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauſchten und Siebengeſtirne wurden,
Da entrannteſt du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauſcht und unſre Sonne wurde,
Ein Wogenſturz ſich ſtürzte wie vom Felſen
Der Wolk herab und den Orion gürtete,
Da entrannteſt du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer ſind die Tauſendmaltauſend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengeſtirne, die aus Strahlen zuſammenſtrömten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir ſpielt,
Du lebſt und biſt vielleicht,
Ach, nicht unſterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch dieſe Träne dem Endlichen,
O du, der ſein wird!

Du wirſt die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Biſt du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai, ſo werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was ſonſt der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudentränen!
Du, meine Harfe,
Preiſe den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Iſt meine Harf umwunden; ich ſinge dem Herrn!
Hier ſteh ich. Rund um mich
Iſt alles Allmacht und Wunder alles!

Mit tiefer Ehrfurcht ſchau ich die Schöpfung an;
Denn du,
Namenloſer, du
Schufeſt ſie!

Lüfte, die um mich wehn und ſanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angeſicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden ſie ſtill; kaum atmen ſie.
Die Morgenſonne wird ſchwül;
Wolken ſtrömen herauf;
Sichtbar iſt, der kommt, der Ewige!

Nun ſchweben ſie, rauſchen ſie, wirbeln die Winde!
Wie beugt ſich der Wald, wie hebt ſich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen ſein kannſt,
Ja, das biſt du, ſichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt ſich; der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angeſicht?
Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

Zürneſt du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand iſt?
Dieſe Nacht iſt Segen der Erde.
Vater, du zürneſt nicht!

Sie kommt, Erfriſchung auszuſchütten
Ueber den ſtärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürneſt nicht!

Alles iſt ſtill vor dir, du Naher!
Ringsumher iſt alles ſtill.
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf.
Iſt es vielleicht nicht ſeelenlos? Iſt es unſterblich?

Ach, vermöcht ich dich, Herr, wie ich dürſte, zu preiſen!
Immer herrlicher offenbareſt du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovahs Donner?
Hört ihr ihn, hört ihr ihn,
Den erſchütternden Donner des Herrn?

Herr, Herr, Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, geprieſen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner!
Wie ſie rauſchen, wie ſie mit lauter Woge den Wald durchſtrömen!
Und nun ſchweigen ſie. Langſam wandelt
Die ſchwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: „Jehovah! Jehovah!“
Und der geſchmetterte Wald dampft;

Aber nicht unſre Hütte!
Unſer Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unſrer Hütte vorüberzugehn.

Ach, ſchon rauſcht, ſchon rauſcht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun iſt — wie dürſtete ſie! — die Erd erquickt
Und der Himmel der Segensfüll entlaſtet!

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter:
In ſtillem, ſanftem Säuſeln
Kommt Jehovah;
Und unter ihm neigt ſich der Bogen des Friedens.

* 1.

Das Roſenband.

Im Frühlingsſchatten fand ich ſie; 2
Da band ich ſie mit Roſenbändern:
Sie fühlt es nicht und ſchlummerte.

Ich ſah ſie an; mein Leben hing
Mit dieſem Blick an ihrem Leben!
Ich fühlt es wohl und wußt es nicht.

Doch liſpelt ich ihr ſprachlos zu
Und rauſchte mit den Roſenbändern:
Da wachte ſie vom Schlummer auf.

Sie ſah mich an; ihr Leben hing
Mit dieſem Blick an meinem Leben;
Und um uns wards Elyſium.

Der Jüngling.

Schweigend ſahe der Mai die bekränzte 3
Leichtwehende Lock im Silberbach;
Rötlich war ſein Kranz wie des Aufgangs;
Er ſah ſich und lächelte ſanft.

Wütend kam ein Orkan am Gebirg her.
Die Eſche, die Tann und Eiche brach,
Und mit Felſen ſtürzte der Ahorn
Vom bebenden Haupt des Gebirgs.

Ruhig ſchlummert am Bache der Mai ein,
Ließ raſen den lauten Donnerſturm,
Lauſcht und ſchlief, beweht von der Blüte,
Und wachte mit Heſperus auf.

Jetzo fühlſt du noch nichts von dem Elend;
Wie Grazien lacht das Leben dir.
Auf, und waffne dich mit der Weisheit:
Denn, Jüngling, die Blume verblüht!

Mein Wäldchen.

Eure Beſchattung kühlt ſchon lang, des lieben 4
Wäldchens Eichen! Ich habe nicht die Wurzel
Dieſer hohen Wipfel geſenkt; ihr wuchſet
Früher als ich, ſeid

Jünglinge gleichwohl noch, erhebet höher
Einſt die Häupter und ſtreckt, wenn ſich der Tag neigt,
Längre Schatten. Grünet denn, überlebt! Ich
Neid euch nicht, Eichen!

Will mit Geſpielen euch, mit Tränenweiden
Rings umpflanzen, daß einſt, wenn nun die Sonne
Sinkt, in eurer Kühle, durchhaucht von Abend-
Lüften, ihr Laub ſich

Leiſe bewege, dann der Liebling ſage
Zu dem Mädchen: „Sie weint ja nicht, ſie ſäuſelt,
Lallt Muſik; wie fabelte von der ſchönen
Weide der Vorfahr!“

Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich hier rauſchet,
Keine Liſpel mehr wehn von dieſer Weide:
Dann ſind Lieder noch, die vom Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

* 5.

Der Zürchersee.

Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verſtreut, ſchöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt!

Von des ſchimmernden Sees Traubengeſtaden her
— Oder floheſt du ſchon wieder zum Himmel auf? —
Komm in rötendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft;

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter ſein,
Süße Freude, wie du! Gleich dem beſeelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an deſſen Fuß
Zürch in ruhigem Tal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte ſich fern ſilberner Alpen Höh,
Und der Jünglinge Herz ſchlug ſchon empfindender,
Schon verriet es beredter
Sich der ſchönen Begleiterin.

Hallers Doris, die ſang, ſelber des Liedes wert,
Hirzels Daphne, den Kleiſt innig wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge ſangen
Und empfanden wie Hagedorn.

Jetzo nahm uns die Au in die beſchattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Inſel krönt;
Da, da kameſt du, Freude,
Volles Maßes auf uns herab!

Göttin Freude, du ſelbſt! Dich, wir empfanden dich!
Ja, du wareſt es ſelbſt, Schweſter der Menſchlichkeit,
Deiner Unſchuld Geſpielin,
Die ſich über uns ganz ergoß!

Süß iſt, fröhlicher Lenz, deiner Begeiſtrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn ſich dein Odem ſanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ach, du machſt das Gefühl ſiegend; es ſteigt durch dich
Jede blühende Bruſt ſchöner und bebender;
Lauter redet der Liebe
Nun, entzauberter Mund, durch dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beſſre, ſanftere Luſt, wenn er Gedanken winkt,
Im ſokratiſchen Becher
Von der tauenden Roſ umkränzt;

Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entſchließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weiſen iſt.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das ſchlagende Herz, und die Unſterblichkeit
Iſt ein großer Gedanke,
Iſt des Schweißes der Edlen wert!

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch ſein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr ſanfteres Herz bilden und Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins ſanfte Herz,
Iſt, beim Himmel, nicht wenig,
Iſt des Schweißes der Edlen wert!

Aber ſüßer iſt noch, ſchöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wiſſen ein Freund zu ſein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umſchattungen,
In den Lüften des Walds und mit geſenktem Blick
Auf die ſilberne Welle
Tat ich ſchweigend den frommen Wunſch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoß einſam von mir verſtreut,
Die in ſeligen Stunden
Meine ſuchende Seele fand:

O, ſo bauten wir hier Hütten der Freundſchaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt uns ſich in Tempe,
Jenes Tal in Elyſium!

Die deutſche Sprache.

Ferner Geſtade, die Woge ſchnell,
Dem Blicke geheilt bis zum Kieſel iſt,
Das Gebüſch blinket er durch oder wallt
In die Luft, hohes Gewölk duftend, der Strom;

Wirbelchen drehn mit ihm fort. So ſtrömt
Die Sprache, die, Hermann, dein Urſohn ſpricht.
(O, auch du glicheſt dem Strom, Mann des Volks,
Da dir Roms ſteigender Damm lockert und brach!)

Tieferen Quellen entſtrömet ſie
Erſt wenige Zeit, da der eine Quell
Noch in Sand floß, ſich verlor. Säumend jetzt
Und mit Eil hallte der jetzt aus dem Geklüft;

Aber er rann in den Kies. Nun kam
Der Glücklichen einer und leitet ihn
In den Strom. Schatten umher pflanzt man ſchon
An der Kluft; weilen da ſchon Wanderer gern,

Stehen und ſinnen: „Verſiegt vielleicht
Ein ähnlicher Quell in dem Sand auch uns?
Und gebricht Leitung ihm nur?“ Doch verweht
Wird ihr Wunſch; Doppelgekling bleibt ihr Geſang.

Sage verbreitet, es ſchweb umher
Wie Griechengeſtalten bei Nacht am Quell,
Und behorcht werde ſein Fall, werd es, wenn
Der Erguß tönet Verein, Gegenklang rauſcht.

Der iſt geheimere Kunſt; der trifft's
Zur Weiſe, wie Orpheus der Kelt es traf.
Dem Verein kommt nur der Wald; aber tönt
Der Genoß auch in das Lied, wandelt der Hain.

Vaterlandslied.

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein Aug iſt blau und ſanft mein Blick;
Ich hab ein Herz,
Das edel iſt und ſtolz und gut.

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Zorn blickt mein blaues Aug auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der ſein Vaterland verkennt!

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär mir auch frei die große Wahl!

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein hohes Auge blickt auch Spott,
Blickt Spott auf den,
Der Säumens macht bei dieſer Wahl.

Du biſt kein deutſcher Jüngling!
Biſt dieſes lauen Säumens wert,
Des Vaterlands
Nicht wert, wenn dus nicht liebſt, wie ich!

Du biſt kein deutſcher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet dich,
Ders Vaterland
Verkennt, dich Fremdling und dich Tor!

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein gutes, edles, ſtolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim ſüßen Namen: Vaterland!

So ſchlägt mirs einſt beim Namen
Des Jünglings nur, der ſtolz wie ich
Aufs Vaterland,
Gut, edel iſt, ein Deutſcher iſt!

Weisſagung.

An der Eiche Sprößling gelehnt, von hellen
Düften umhüllt, ſtand die Telyn, und ſchnell
Erſcholl ſie von ſelbſt; doch ich ließ
Unerweckt ſie mir erſchallen.

Da entſtrömt ihr raſcher Verdruß; da zürnte
Wirbelnd ihr Ton. Eilend ging ich und nahm
Die Drohende, daß ſie dereinſt
Zum Vergelt nicht mir verſtummte.

Aus des Roſſes Auge, des Hufs Erhebung,
Stampfen des Hufs, Schnauben, Wiehern und
Weisſagten die Barden; auch mir [Sprung
Iſt der Blick hell in die Zukunft.

Obs auf immer laſte? Dein Joch, o Deutſchland,
Sinket dereinſt! Ein Jahrhundert nur noch,
So iſt es geſchehen, ſo herrſcht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!

Denn im Haine brauſet es her gehobnen
Halſes und ſprang, Flug die Mähne, dahin,
Das heilige Roß, und ein Spott
War der Sturm ihm und der Strom ihm.

Auf der Wieſe ſtand es und ſtampft und blickte
Wiehernd umher; ſorglos weidet es, ſah
Voll Stolz nach dem Reiter nicht hin,
Der im Blut lag an dem Grenzſtein.

Nicht auf immer laſtet es! Frei, o Deutſchland,
Wirſt du dereinſt! Ein Jahrhundert nur noch,
So iſt es geſchehen, ſo herrſcht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!

Die frühen Gräber.

Willkommen, o ſilberner Mond, 9
Schöner, ſtiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt; das Gewölk wallte nur hin.

Des Mais Erwachen iſt nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kommt.

Ihr Edleren, ach, es bewächſt
Eure Male ſchon ernſtes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe ſich röten den Tag, ſchimmern die Nacht!

* 4.

Die Trennung.

Du wurdeſt ja ſo ernſt, da ſie die Leiche 10
Vorübertrugen;
Fürchteſt du den Tod? „Ihn nicht!“
Was fürchteſt du denn? „Das Sterben!“

Ich ſelbſt dieſes nicht. „Du fürchteſt alſo nichts?“
Weh mir, ich fürcht, ich fürchte . . „Beim Himmel,
Den Abſchied von den Freunden [was?“
Und meinen nicht nur, ihren Abſchied auch!

Das wars, daß ich noch ernſter als du
Und tiefer in der Seel es wurde,
Da ſie die Leiche
Vorübertrugen.

Der Tod.

O Anblick der Glanznacht, Sternheere, 11
Wie erhebt ihr! Wie entzückſt du, Anſchauung
Der herrlichen Welt! Gott Schöpfer,
Wie erhaben biſt du, Gott Schöpfer!

Wie freut ſich des Emporſchauns zum Stern-
heer, wer empfindet,
Wie gering er, und wer Gott, welch ein Staub er,
Sein Gott iſt! O, ſei dann, Gefühl [und wer Gott,
Der Entzückung, wenn auch ich ſterbe, mit mir!

Was erſchreckſt du denn ſo, Tod, des Beladnen
Schlaf?
O, bewölke den Genuß himmliſcher Freude nicht mehr!
Ich ſink in den Staub, Gottes Saat; was ſchreckſt
Den Unſterblichen du, täuſchender Tod?

Mit hinab, o mein Leib, denn zur Verweſung —
In ihr Tal ſanken hinab die Gefallnen
Von Beginn her — mit hinab, o mein Staub,
Zur Heerſchar, die entſchlief!

Klagode.

Der Sämann ſäet den Samen;
Die Erd empfängt ihn, und über ein Kleines
Wächſet die Blume herauf.

Du liebteſt ſie, was auch dies Leben
Sonſt mehr Gewinn hat, war klein dir geachtet;
Und ſie entſchlummerte dir.

Was weineſt du neben dem Grabe?
Und hebſt die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verweſung empor?

Wie Gras auf dem Felde ſind Menſchen
Dahin, wie Blätter; nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher.

Der Adler beſuchet die Erde,
Doch ſäumt nicht, ſchüttelt vom Flügel den Staub
Kehret zur Sonne zurück. [und

Die Geneſung.

Geneſung, Tochter der Schöpfung auch,
Aber auch du der Unſterblichkeit nicht geboren,
Dich hat mir der Herr des Lebens und des Todes
Von dem Himmel geſandt!

Hätt ich deinen ſanften Gang nicht vernommen,
Nicht deiner Liſpel Stimme gehört:
So hätt auf des Liegenden kalter Stirn
Geſtanden mit dem eiſernen Fuße der Tod.

Zwar wär ich auch dahin gewallet,
Wo Erden wandeln um Sonnen,
Hätte die Bahn betreten, auf der der beſchweifte
Sich ſelbſt dem doppelten Auge verliert; [Komet

Hätte mit dem erſten entzückenden Gruße
Die Bewohner gegrüßt der Erden und der Sonnen,
Gegrüßt des hohen Kometen
Zahlloſe Bevölkerung;

Kühne Jünglingsfragen gefragt,
Antworten volles Maßes bekommen,
Mehr in Stunden gelernt, als der Jahrhunderte
Lange Reihen dir enträtſeln.

Aber ich hätt auch hier das nicht vollendet,
Was ſchon in den Blütenjahren des Lebens
Mit lauter ſüßer Stimme
Mein Beruf zu beginnen mir rief.

Geneſung, Tochter der Schöpfung auch,
Aber auch du der Unſterblichkeit nicht geboren,
Dich hat mir der Herr des Lebens und des Todes
Von dem Himmel geſandt!

Die Welten.

Groß iſt der Herr, und jede ſeiner Taten,
Die wir kennen, iſt groß.
Ozean der Welten — Sterne ſind Tropfen des
Wir kennen dich nicht! [Ozeans —

Wo beginn ich, und, ach, wo end ich
Des Ewigen Preis?
Welcher Donner gibt mir Stimme?
Gedanken welcher Engel?

Wer leitet mich hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich verſink, ich verſinke, geh unter
In deiner Welten Ozean!

Wie ſchön und wie hehr war dieſe Sternennacht,
Eh ich des großen Gedankens Flug,
Eh ich es wagte, mich zu fragen:
Welche Taten täte dort oben der Herrliche?

Mich, den Toren, den Staub!
Ich fürchtet, als ich zu fragen begann,
Daß kommen würde, was gekommen iſt.
Ich unterliege dem großen Gedanken! * 2.

Die Geſtirne.

Es tönet ſein Lob Feld und Wald, Tal und Gebirg,
Das Geſtad hallet, es donnert das Meer dumpfbrauſend
Des Unendlichen Lob, ſiehe, des Herrlichen,
Unerreichten von dem Danklied der Natur!

Es ſingt die Natur dennoch dem, welcher ſie ſchuf;
Ihr Getön ſchallet vom Himmel herab; lautpreiſend
In umwölkender Nacht rufet des Strahls Gefährt
Von den Wipfeln und der Berg Haupt es herab.

Es rauſchet der Hain, und ſein Bach liſpelt es auch
Mit empor, preiſend, ein Feirer, wie er; die Luft wehts
Zu dem Bogen mit auf. Hoch in der Wolke ward
Der Erhaltung und der Huld Bogen geſetzt.

Und ſchweigeſt denn du, welchen Gott ewig erſchuf,
Und verſtummſt mitten im Preis um dich her?
Gott hauchte
Dir Unſterblichkeit ein. Danke dem Herrlichen!
Unerreicht bleibt von dem Aufſchwung des Geſangs

Der Geber; allein dennoch ſing, preis ihn, o du,
Der empfing! Leuchtendes Chor um mich her,
ernſtfreudig,
Du Erheber des Herrn, tret ich herzu und ſing
In Entzückung, o du Chor, Pſalme mit dir!

Der Welten erſchuf, dort des Tags ſinkendes Gold
Und den Staub hier voll Gewürmegedräng, wer
iſt der?
Es iſt Gott, es iſt Gott, Vater! ſo rufen wir;
Und unzählbar, die mit uns rufen, ſeid ihr!

Der Welten erſchuf, dort den Leun — heißer
ergießt
Sich ſein Herz — Widder und dich, Capricorn,
Pleionen,
Skorpion und den Krebs. Steigender wägt ſie dort
Den Begleiter. Mit dem Pfeil zielet und blitzt

Der Schütze. Wie tönt, dreht er ſich, Köcher
und Pfeil!
Wie vereint leuchtet ihr, Zwilling, herab! Sie heben
Im Triumphe des Gangs freudig den Strahlenfuß;
Und der Fiſch ſpielet und bläſt Ströme der Glut.

Die Roſ in dem Kranz duftet Licht. Königlich ſchwebt,
In dem Blick Flamme, der Adler, gebeut Gehorſam
Den Gefährten um ſich. Stolz, den gebognen Hals
Und den Fittig in die Höh, ſchwimmet der Schwan.

Wer gab Melodie, Leyer, dir? Zog das Getön
Und das Gold himmliſcher Saiten dir auf? Du ſchalleſt
Zu dem kreiſenden Tanz, welchen, beſeelt von dir,
Der Planet hält in der Laufbahn um dich her.

In feſtlichem Schmuck ſchwebt und trägt Halm in der Hand
Und des Weins Laub die gefliegelte Jungfrau. Licht ſtirzt
Aus der Urn er dahin. Aber Orion ſchaut
Auf den Gürtel; nach der Urn ſchauet er nicht.

Ach, göſſe dich einſt, Schale, Gott auf den Altar,
So zerfiel Trümmer die Schöpfung, es bräch des Leun Herz,
Es verſiegte die Urn, hallete Todeston
Um die Leyer, und gewelkt ſänke der Kranz!

Dort ſchuf ſie der Herr; hier dem Staub näher den Mond
So, Genoß ſchweigender kühlender Nacht, ſanft ſchimmernd
Die Erdulder des Strahls heitert — in jener Nacht
Der Entſchlafnen, da umſtrahlt einſt ſie Geſtirn.

Ich preiſe den Herrn, preiſe den, welcher des Monds
Und des Tods kühlender, heiliger Nacht zu dämmern
Und zu leuchten gebot. Erde, du Grab, das ſtets
Auf uns harrt, Gott hat mit Blumen dich beſtreut!

Neuſchaffend bewegt, ſteht er auf zu dem Gericht,
Das gebeindeckende Grab, das Gefild der Saat, Gott.
Es erwachet, wer ſchläft! Donner entſtürzt dem Thron!
Zum Gericht hallts, und das Grab hörts und der Tod!

* 3.

Pſalm.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unſer, der du biſt im Himmel!“

Auf allen dieſen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geiſter, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen ſich Gottes.
„Geheiliget werde dein Name.“

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz ſich denken,
Seiner ganz ſich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller ſeiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich.“

Wohl ihnen, daß nicht ſie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete!
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geſchehe,
Wie im Himmel alſo auch auf Erden.“

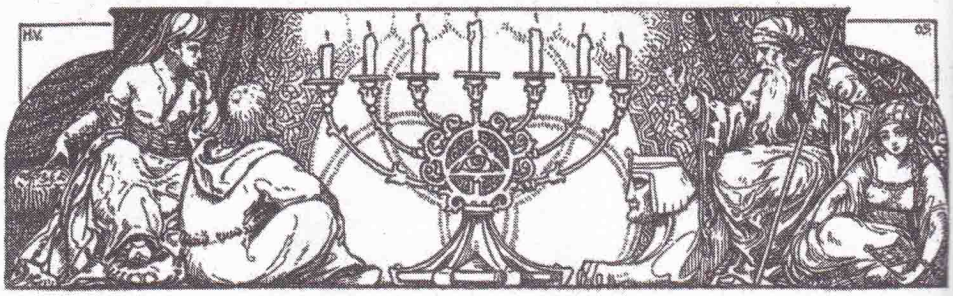
Er hebt mit dem Halme die Aehr empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber ſein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerſchmettert es
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde!
„Unſer tägliches Brot gib uns heute.“

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche ſind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode ſich trennen muß?
„Vergib uns unſere Schuld,
Wie wir vergeben unſeren Schuldigern.“

Geſonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückſeligkeit;
Einige krümmen ſich durch Einöden;
Doch ſelbſt an dieſen ſproßt es von Freuden auf
Und labet den Durſtenden.
„Führ uns nicht in Verſuchung,
Sondern erlös uns vom Uebel.“

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geiſter erſchuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt,
Anbetung dir!
„Denn dein iſt das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen.“

Gotthold Ephraim
Lessing
JOHS VOLKERT · 1905 ·



Leſſing.

Nathan der Weiſe. **Namenchriſten.**

Sittah:

1 Du kennſt die Chriſten nicht, willſt ſie nicht kennen.
Ihr Stolz iſt: Chriſten ſein, nicht Menſchen. Denn
Selbſt das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menſchlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben ſie, nicht, weil es menſchlich iſt:
Weils Chriſtus lehrt, weils Chriſtus hat getan.
Wohl ihnen, daß er ſo ein guter Menſch
Noch war! Wohl ihnen, daß ſie ſeine Tugend
Auf Treu und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? Seine Tugend nicht, ſein Name
Soll überall verbreitet werden, ſoll
Die Namen aller guten Menſchen ſchänden,
Verſchlingen. Um den Namen, um den Namen
Iſts ihnen nur zu tun. * 1.

Verträgſamkeit.

Nathan:

2 Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte. Mittelgut wie wir
Findt ſich hingegen überall in Menge.
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln;
Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen;
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen. * 2.

Die drei Ringe.

Saladin:

3 Da du nun
So weiſe biſt, ſo ſage mir doch einmal:
Was für ein Glaube, was für ein Geſetz
Hat dir am meiſten eingeleuchtet?

Nathan:

Sultan, ich bin ein Jud.

Saladin:

Und ich ein Muſelmann.
Der Chriſt iſt zwiſchen uns. Von dieſen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre ſein. — Ein Mann wie du bleibt da
Nicht ſtehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einſicht, Gründen, Wahl des Beſſern.
Wohlan! So teile deine Einſicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die dieſe Gründe
Beſtimmt, — verſteht ſich, im Vertrauen — wiſſen,
Damit ich ſie zu meiner mache.

Nathan:

Sultan, eh ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin:

Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan:

Ja, gut erzählen, das iſt nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin:

Schon wieder
So ſtolz beſcheiden? Mach! Erzähl, erzähle!

Nathan:

Vor grauen Jahren lebt ein Mann im Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Wert
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott

Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Oſten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei ſeinem Hauſe zu
Erhalten! Nämlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem geliebteſten
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebſte ſei, und ſtets der liebſte,
Ohn Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde.
So kam nun dieſer Ring von Sohn zu Sohn
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte — ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand und ſein ergießend Herz
Die andern zwei nicht teilten — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu verſprechen.
Das ging nun ſo, ſolang es ging. Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwei
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. Was zu tun?
Er ſendet insgeheim zu einem Künſtler,
Bei dem er nach dem Muſter ſeines Ringes
Zwei andere beſtellt und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden insbeſondre,
Gibt jedem insbeſondre ſeinen Segen —
Und ſeinen Ring — und ſtirbt . . .
Ich bin zu Ende.
Denn was nun folgt, verſteht ſich ja von ſelbſt.
Kaum war der Vater tot, ſo kommt ein jeder
Mit ſeinem Ring, und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſein. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt, der rechte Ring war nicht
Erweislich. Faſt ſo unerweislich als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin:

Wie? Das ſoll
Die Antwort ſein auf meine Frage? . . .

Nathan:

Soll mich bloß entſchuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau zu unterſcheiden, die
Der Vater in der Abſicht machen ließ,
Damit ſie nicht zu unterſcheiden wären.

Saladin:

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterſcheiden wären
Bis auf die Kleidung, bis auf Speiſ und Trank!

Nathan:

Und nur von ſeiten ihrer Gründe nicht!
Denn gründen alle ſich nicht auf Geſchichte?
Geſchrieben oder überliefert! Und
Geſchichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? Nicht?
Nun, weſſen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigſten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir ſind? Doch derer, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuſcht, als wo
Getäuſcht zu werden uns heilſamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen ſtrafſt, um meinen nicht
Zu widerſprechen? Oder umgekehrt?
Das nämliche gilt von den Chriſten. Nicht?

Saladin:

Bei dem Lebendigen! Der Mann hat recht.
Ich muß verſtummen!

Nathan:

Laß auf unſre Ringe
Uns wieder kommen. Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich; und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Beteuert jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſein; und eh er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laſſ: eh müſſ er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſei, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräter
Schon auszufinden wiſſen, ſich ſchon rächen.

Saladin:

Und nun der Richter? Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter ſagen läſſeſt. Sprich!

Nathan:

Der Richter ſprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Rätſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne?
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,

Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meiſten? Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? Und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? O, ſo ſeid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermutlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin:

Herrlich! Herrlich!

Nathan:

Und alſo, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rat ſtatt meines Spruches wollt:
Geht nur! — Mein Rat iſt aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünſtigen. Wohlan!
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen! Komme dieſer Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott
Zu Hilf! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad ich über tauſend, tauſend Jahre
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſrer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen
Als ich und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheidne Richter. * 3.

Jude, Chriſt — Menſch.

Klosterbruder:

4 Der Patriarch braucht mich zu allerlei,
Wovor ich großen Ekel habe. Zum Exempel:
Da hat ihm jemand heut ins Ohr geſetzt,
Es lebe hier herum ein Jude, der
Ein Chriſtenkind als ſeine Tochter ſich
Erzöge.

Nathan:

Wie?

Klosterbruder:

Hört mich nur aus! — Indem
Er mir nun aufträgt, dieſem Juden ſtracks
Womöglich auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig ſich ob eines ſolchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heilgen Geiſt bedünkt; — das iſt die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd uns gilt;
Nur daß wir, Gott ſei Dank, ſo recht nicht wiſſen,
Worin ſie eigentlich beſteht: — da wacht
Mit einmal mein Gewiſſen auf; und mir
Fällt bei, ich könnte ſelber wohl vor Zeiten
Zu dieſer unverzeihlich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Nathan:

Wie das? — Nun freilich — allerdings —

Klosterbruder:

Ei, ſeht
Mich doch recht an! — Der Reitknecht, der bin ich.

Nathan:

Seid Ihr?

Klosterbruder:

Der Herr, von welchem ichs Euch brachte,
War — iſt mir recht — ein Herr von Filnek. — Wolf
Von Filnek!

Nathan:

Richtig!

Klosterbruder:

Weil die Mutter kurz
Vorher geſtorben war und ſich der Vater
Nach — mein ich — Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte:
So ſandt ers Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?

Nathan:

Ganz recht!

Klosterbruder:

Es wär kein Wunder,
Wenn mein Gedächtnis mich betrög. Ich habe
Der braven Herrn ſo viel gehabt; und dieſem
Hab ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald drauf bei Askalon und war
Wohl ſonſt ein lieber Herr.

Nathan:

Ja wohl! Ja wohl!
Dem ich ſo viel, ſo viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entriſſen!

Klosterbruder:

O ſchön! So werdt Ihr ſeines Töchterchens
Euch um ſo lieber angenommen haben.

Nathan:

Das könnt Ihr denken.

Kloſterbruder:

Nun, wo iſt es denn?
Es iſt doch wohl nicht etwa gar geſtorben?
Laßts lieber nicht geſtorben ſein! — Wenn ſonſt
Nur niemand um die Sache weiß, ſo hat
Es gute Wege.

Nathan:

Hat es?

Kloſterbruder:

Traut mir, Nathan!
Denn ſeht, ich denke ſo: Wenn an das Gute,
Das ich zu tun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt, ſo tu ich lieber
Das Gute nicht, weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverläſſig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute. — War ja wohl
Natürlich, wenn das Chriſtentöchterchen
Recht gut von Euch erzogen werden ſollte,
Daß Ihrs als Euer eigen Töchterchen
Erzogt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb
Und Treue nun getan und müßtet ſo
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ei freilich, klüger hättet Ihr getan,
Wenn Ihr die Chriſtin durch die zweite Hand
Als Chriſtin auferziehen laſſen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wärs eines wilden Tieres Lieb auch nur,
In ſolchen Jahren mehr als Chriſtentum.
Zum Chriſtentume hats noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen ſonſt geſund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachſen iſt,
So bliebs vor Gottes Augen, was es war.
Und iſt denn nicht das ganze Chriſtentum
Aufs Judentum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Tränen gnug gekoſtet,
Wenn Chriſten gar ſo ſehr vergeſſen konnten,
Daß unſer Herr ja ſelbſt ein Jude war.

Nathan:

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürſprech ſein,
Wenn Haß und Gleisnerei ſich gegen mich
Erheben ſollten — wegen einer Tat —
Ah, wegen einer Tat! — Nur Ihr, Ihr ſollt
Sie wiſſen! Nehmt ſie aber mit ins Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit verſucht,
Sie jemand anders zu erzählen. Euch
Allein erzähl ich ſie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl ich ſie. Weil die allein
Verſteht, was ſich der gottergebne Menſch
Für Taten abgewinnen kann.

Kloſterbruder:

Ihr ſeid gerührt, und Euer Auge ſteht voll Waſſer?

Nathan:

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor in Gath die Chriſten alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter dieſen meine Frau
Mit ſieben hoffnungsvollen Söhnen ſich
Befunden, die in meines Bruders Hauſe,
Zu dem ich ſie geflüchtet, insgeſamt
Verbrennen müſſen.

Kloſterbruder:

Allgerechter!

Nathan:

Als Ihr kamt, hatt ich drei Tag und Nächt in Aſch
Und Staub vor Gott gelegen und geweint.
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünſcht,
Der Chriſtenheit den unverſöhnlichſten
Haß zugeſchworen.

Kloſterbruder:

Ach! Ich glaubs Euch wohl!

Nathan:

Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.
Sie ſprach mit ſanfter Stimm: „Und doch iſt Gott!
Doch war auch Gottes Ratſchluß das! Wohlan!
Komm! Uebe, was du längſt begriffen haſt;
Was ſicherlich zu üben ſchwerer nicht
Als zu begreifen iſt, wenn du nur willſt.
Steh auf!“ — Ich ſtand und rief zu Gott: Ich will!
Willſt du nur, daß ich will! — Indem ſtiegt Ihr
Vom Pferd und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals ſagtet, was ich Euch: hab ich
Vergeſſen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trugs auf mein Lager, küßt es, warf
Mich auf die Knie und ſchluchzte: „Gott! Auf ſieben
Doch nun ſchon eines wieder!“

Kloſterbruder:

Nathan! Nathan!
Ihr ſeid ein Chriſt! — Bei Gott, Ihr ſeid ein Chriſt!
Ein beſſrer Chriſt war nie!

Nathan:

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Chriſten macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier brauchts Tat!
Und ob mich ſiebenfache Liebe ſchon
Bald an dies einzge fremde Mädchen band,
Ob der Gedanke mich ſchon tötet, daß
Ich meine ſieben Söhn in ihr aufs neue
Verlieren ſoll: wenn ſie von meinen Händen
Die Vorſicht wieder fordert — ich gehorche! * 4.

Zur Geſchichte und Literatur.

Bibel und Religion.

5 Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges, und es iſt bloße Hypotheſe, daß ſie in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſein müſſe. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Chriſtentum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb, und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zuſtande kam. Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſoviel abhängen, ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem ſie bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie bereits ſich ſo vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen, ſo muß es auch möglich ſein, daß alles, was Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtände. Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten, ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt. Aus ihrer inneren Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Seligmachende Religion.

6 Bücher können gar wohl von Gott ſein, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt ſein, ob ſich ſchon nur wenige oder gar keine Spuren von der Unſterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach dieſem Leben darin finden. Dieſe Bücher können ſogar eine ſeligmachende Religion enthalten, das iſt eine Religion, bei deren Befolgung ſich der Menſch ſeiner Glückſeligkeit ſo weit verſichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine ſolche Religion ſich nicht nach den Grenzen ſeiner Sehnſucht und Wünſche fügen? Warum müßte ſie notwendig erſt die Sphäre dieſer Sehnſucht und Wünſche erweitern? Freilich wäre eine ſolche ſeligmachende Religion nicht die ſeligmachende chriſtliche Religion. Aber wenn denn die chriſtliche Religion nur erſt zu einer gewiſſen Zeit, in einem gewiſſen Bezirke erſcheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehenden Zeiten, alle andern Bezirke keine ſeligmachende Religion haben?

Ehrlich ſtreiten!

7 Man hat ſich ſehr beleidigt gefunden, wenn der eine Teil Religion und Aberglauben für eins genommen; aber man hat ſich kein Gewiſſen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügſamkeit mit dem, was die Vernunft ſagt, für Ruchloſigkeit auszuſchreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweiſen zum Gottesleugner herabgewürdigt. So hat der eine und der andere ſeinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeſchaffen, um ihn, wenn er ihn nicht beſiegen kann, wenigſtens vogelfrei erklären zu dürfen. Wahrlich, er ſoll noch erſcheinen, auf beiden Seiten ſoll er noch erſcheinen, der Mann, welcher die Religion ſo beſtreitet, und der, welcher die Religion ſo verteidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordert. Mit alle den Kenntniſſen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernſte!

Gedanken über die Herrnhuter.

Vom Hochmut der Gelehrſamkeit.

Jetzt, da unſre Zeiten — ſoll ich ſagen: ſo glücklich? Oder: ſo unglücklich? — ſind, daß man eine ſo vortreffliche Zuſammenſetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht hat, worin man mit Mühe und Not eine von der andern unterſcheiden kann, worin eine die andere ſchwächt, indem dieſe den Glauben unterſtützen ſoll: jetzt iſt durch dieſe verkehrte Art, das Chriſtentum zu lehren, ein wahrer Chriſt weit ſeltener als in den dunklen Zeiten geworden. Der Erkenntnis nach ſind wir Engel und dem Leben nach Teufel.

Man ſtelle ſich vor, es ſtünde zu unſern Zeiten ein Mann auf, welcher auf die wichtigſten Verrichtungen unſerer Gelehrten von der Höhe ſeiner Empfindungen verächtlich herabſehen könnte, welcher mit einer ſokratiſchen Stärke die lächerlichen Seiten unſerer ſo geprieſenen Weltweiſen zu entdecken wüßte und mit einem zuverſichtlichen Tone auszurufen wagte:

„Ach, eure Wiſſenſchaft iſt noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Troſt der ſtolzen Blindheit!“

Geſetzt, alle ſeine Ermahnungen und Lehren zielten auf das einzige, was uns ein glückliches Leben verſchaffen kann, auf die Tugend. Er lehrte uns des Reichtums entbehren, ja, ihn fliehen. Er lehrte uns unerbittlich gegen uns ſelbſt, nachſehend gegen andere ſein. Er lehrte uns das Verdienſt, auch wenn es mit Unglück und Schmach überhäuft iſt, hochachten und gegen die mächtige Dummheit verteidigen. Er lehrte uns die Stimme der Natur in unſern Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns Gott nicht nur glauben, ſondern, was das Vornehmſte iſt, lieben. Er lehrte uns endlich dem Tode unerſchrocken unter die Augen gehen und durch einen willigen Abtritt von dieſem Schauplatze beweiſen, daß man überzeugt ſei, die Weisheit werde uns die Maske nicht ablegen heißen, wenn wir unſere Rolle nicht geendigt hätten. Man bilde ſich übrigens ein, dieſer Mann beſäße nichts von aller der Kenntnis, die deſto weniger nutzt, je prahlender ſie iſt. Er wäre weder in den Geſchichten noch in den Sprachen erfahren. Er kenne die Schönheiten und Wunder der Natur nicht weiter, als inſofern ſie die ſicherſten Beweiſe von ihrem großen Schöpfer ſind. Er habe

alles das unerforſcht gelaſſen, wovon er bei Toren zwar mit weniger Ehre, allein mit deſto mehr Befriedigung ſeiner ſelbſt ſagen kann: „Ich weiß es nicht; ich kann es nicht einſehen.“ Gleichwohl mache dieſer Mann Anſpruch auf den Titel eines Weltweiſen. Gleichwohl wäre er ſo beherzt, ihn auch Leuten abzuſtreiten, welchen öffentliche Aemter das Recht dieſes blendenden Beinamens gegeben haben. Wenn er es nun gar, indem er in allen Geſellſchaften der falſchen Weisheit die Larve abriß, dahin brächte, daß ihre Hörſäle, ich will nicht ſagen leer, doch minder voll würden: ich bitte euch, meine Freunde, was würden unſere Philoſophen mit dieſem Manne anfangen? Würden ſie ſagen: „Wir haben geirrt: ja, er hat Recht!“? Man muß keinen Philoſophen kennen, wenn man glaubt, er ſei fähig zu widerrufen.

„Hu!“ würde ein ſtolzer Algebraiſt murmeln, „Ihr, mein Freund, ein Philoſoph? Laßt einmal ſehen! Ihr verſteht doch wohl einen hyperboliſchen Afterkegel zu kubieren? Oder nein — — könnt Ihr eine Exponentialgröße differentieren? Es iſt eine Kleinigkeit; hernach wollen wir unſere Kräfte in was Größerem verſuchen. Ihr ſchüttelt den Kopf? Nicht? Nun, da haben wirs! Bald wollte ich wetten, Ihr wißt nicht einmal, was eine Irrationalgröße iſt. Und werft Euch zu einem Philoſophen auf? O Verwegenheit! O Zeit! O Barbarei!“

„Haha!“ fällt ihm der Aſtronom ins Wort, „und alſo werde auch ich wohl eine ſchlechte Antwort von Euch zu erwarten haben? Denn wenn Ihr, wie ich höre, nicht einmal die erſten Gründe der Algebra innehabt, ſo müßte Gott es Euch unmittelbar eingegeben haben, wenn Ihr eine beſſere Theorie des Mondes hättet als ich. Laßt ſehen, was Ihr davon wißt! Ihr ſchweigt? Ihr lacht gar?“

Platz! Ein paar Metaphyſiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden eine Lanze zu brechen. „Nun,“ ſchreit der eine, „Ihr glaubt doch wohl Monaden?“ — „Ja!“ — „Ihr verwerft doch wohl die Monaden?“ ruft der andere. — „Ja!“ — „Was? Ihr glaubt ſie und glaubt ſie auch nicht? Vortrefflich!“

Umſonſt würde er es wie jener Bauernjunge machen, den ſein Pfarrer fragte: „Kannſt du das ſiebente Gebot?“ Anſtatt zu antworten, nahm er ſeinen Hut, ſtellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn ſehr künſtlich darauf herumtanzen und ſetzte hinzu: „Herr Pfarrer, könnt Ihr das?“ — Doch ich will ernſthafter reden. Umſonſt, ſage ich, würde er ſeinem Hohnſprecher andere wichtige Fragen vorlegen. Vergebens würde er ſogar beweiſen, daß ſeine Fragen mehr auf ſich hätten als die ihrigen. „Könnt Ihr,“ würde er etwa zu dem erſten ſagen, „Euren hyperboliſchen Stolz mäßigen?“ Und zu dem andern: „Seid Ihr weniger veränderlich als der Mond?“ Und zum dritten: „Kann man ſeinen Verſtand nicht in etwas Beſſerem üben als in unerforſchlichen Dingen?“ — „Ihr ſeid ein Schwärmer!“ würden ſie einmütig ſchreien, „ein Narr, der dem Tollhauſe entlaufen iſt! Allein man wird ſchon Sorge tragen, daß Ihr wieder an Ort und Stelle kommt.“

Gott ſei Dank, daß ſo ein verwegener Freund der Laien noch nicht aufgeſtanden iſt und zu unſern Zeiten auch nicht aufſtehen möchte; denn die Herren, welche mit der Wirklichkeit der Dinge ſo viel zu tun haben, werden ſchon ſorgen, daß meine Einbildung nimmermehr zur Wirklichkeit gelangt.

Entſtehung der geoffenbarten Religion.

Einen Gott erkennen, ſich die würdigſten Begriffe von ihm zu machen ſuchen, auf dieſe würdigſten Begriffe bei allen unſern Handlungen und Gedanken Rückſicht nehmen, iſt der vollſtändigſte Inbegriff aller natürlichen Religion. 9

Zu dieſer natürlichen Religion iſt ein jeder Menſch nach dem Maße ſeiner Kräfte aufgelegt und verbunden.

Da aber dieſes Maß bei jedem Menſchen verſchieden und ſonach auch eines jeden Menſchen natürliche Religion verſchieden ſein würde, ſo hat man dem Nachteile, welchen dieſe Verſchiedenheit nicht in dem Stande der natürlichen Freiheit des Menſchen, ſondern in dem Stande ſeiner bürgerlichen Verbindung mit andern hervorbringen konnte, vorbauen zu müſſen geglaubt.

Das iſt: ſobald man auch die Religion gemeinſchaftlich zu machen für gut erkannte, mußte man ſich über gewiſſe Dinge und Begriffe vereinigen und dieſen konventionellen Dingen und Begriffen eben die Wichtigkeit und Notwendigkeit beilegen, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch ſich ſelber hatten.

Das iſt: man mußte aus der Religion der Natur, welche einer allgemeinen gleichartigen Ausübung unter Menſchen nicht fähig war, eine poſitive Religion bauen, ſowie man aus dem Rechte der Natur aus der nämlichen Urſache ein poſitives Recht gebaut hatte.

Dieſe poſitive Religion erhielt ihre Sanktion durch das Anſehen ihres Stifters, welcher vorgab, daß das Konventionelle derſelben ebenſo gewiß von Gott komme, nur mittelbar durch ihn, als das Weſentliche derſelben unmittelbar durch eines jeden Vernunft.

Die Unentbehrlichkeit einer poſitiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staate nach deſſen natürlicher und zufälliger Beſchaffenheit modifiziert wird, nenne ich die innere Wahrheit derſelben, und dieſe innere Wahrheit derſelben iſt bei einer ſo groß wie bei der andern.

Alle poſitiven und geoffenbarten Religionen ſind folglich gleich wahr und gleich falſch.

Gleich wahr, inſofern es überall gleich notwendig geweſen iſt, ſich über verſchiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinſtimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen.

Gleich falſch, indem nicht ſowohl das, worüber man ſich verglichen, neben dem Weſentlichen beſteht, ſondern das Weſentliche ſchwächt und verdrängt.

Die beſte geoffenbarte oder poſitive Religion iſt die, welche die wenigſten konventionellen Zuſätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigſten einſchränkt.

Theologiſche Streitſchriften.

Wahrheit und Streben nach Wahrheit.

10 Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt oder zu ſein vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz . . .

Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir: „Wähle!“ ich fiele ihm mit Demut in ſeine Linke und ſagte: „Vater, gib! Die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!“

Gottesanbetung.

11 Ich lobe mir, was über der Erde ſteht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergib es mir, lieber Baumeiſter, daß ich von dieſem weiter nichts wiſſen mag, als daß es gut und feſt ſein muß. Denn es trägt und trägt ſo lange. Iſt noch keine Mauer, keine Säule, keine Tür, kein Fenſter aus ſeinem rechten Winkel gewichen, ſo iſt dieſer rechte Winkel freilich ein augenſcheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde; aber er iſt doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieſer, an dieſer will ich meine Betrachtungen weiden; in dieſer, in dieſer will ich dich preiſen, lieber Baumeiſter! Preiſen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze ſchöne Maſſe gar keinen Grund hätte oder doch nur auf lauter Seifenblaſen ruhte.

Tod und Bewegung.

12 Die letzte Abſicht des Chriſtentums iſt nicht unſere Seligkeit, ſie mag herkommen, woher ſie will, ſondern unſere Seligkeit vermittelſt unſerer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, ſondern als Ingrediens zur Seligkeit notwendig iſt, in welcher am Ende unſere ganze Seligkeit beſteht. Wie ganz alſo dem Geiſte des Chriſtentums zuwider, lieber zur Erleuchtung ſo vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müſſen dieſe Wenigen, die niemals Chriſten waren, niemals Chriſten ſein werden, die bloß unter dem Namen der Chriſten ihr undenkendes Leben ſo hinträumen, immer muß dieſer verächtliche Teil der Chriſten vor das Loch geſchoben werden, durch welches der beſſere Teil zu dem Lichte hindurch will. Oder iſt dieſer verächtlichſte Teil nicht der wenigſte? Muß er wegen ſeiner Vielheit geſchont werden? Was für ein Chriſtentum hat man denn bisher gepredigt, daß dem wahren Chriſtentume noch nicht einmal der größere Haufe ſo anhängt, wie ſichs gehört? Wenn nun auch von dieſen Namenchriſten ſich einige ärgerten; einige von ihnen auf Veranlaſſung in ihrer Sprache geſchriebener freigeiſteriſcher Schriften ſogar erklärten, daß ſie nicht länger ſein wollten, was ſie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Wer, ehe er zu handeln, beſonders zu ſchreiben beginnt, vorher unterſuchen zu müſſen glaubt, ob er nicht vielleicht durch ſeine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Böſewicht, der Feigenblätter ſucht, dergleichen in die Hände ſpielen werde: der entſage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag nicht gern einen Wurm vorſätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden ſoll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, ſo weiß ich mir nicht anders zu raten, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es ſich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Phyſiſchen entwickelt und zerſtört, bringt Leben und Tod, bringt dieſem Geſchöpfe Tod, indem ſie jenem Leben bringt: ſoll lieber kein Tod ſein und keine Bewegung oder lieber Tod und Bewegung?

Geſpräche für Freimaurer.

Staat und Ideal.

Ernſt. Laß dich hier bei mir nieder und ſieh!

Falk. Was denn?

Ernſt. Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen! Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt, und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk. Die Ameiſen leben in Geſellſchaft wie die Bienen.

Ernſt. Und in einer noch wunderbareren Geſellſchaft als die Bienen. Denn ſie haben niemanden unter ſich, der ſie zuſammenhält und regiert.

Falk. Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt. Wenn jedes einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß, warum nicht?

Falk. Ob es wohl auch einmal mit dem Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt. Wohl ſchwerlich!

Falk. Wofür hältſt du die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen?

Ernſt. Für etwas ſehr Gutes.

Falk. Ohnſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zweck oder für Mittel?

Ernſt. Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt. Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſein.

Falk. So denke ich auch. Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Teil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer gibt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts!

Ernſt. Gut! Das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung geraten mußte.

Ernſt. Dieſes hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſei ſie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel hätte zweckmäßig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzelnen Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kommſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun ſage mir, wenn die Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind, ſollten ſie allein von dem Schickſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſein?

Ernſt. Was nennſt du Schickſale menſchlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt, was ſie von göttlichen, unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt. Was iſt das?

Falk. Daß ſie nicht unfehlbar ſind. Daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl gerade das Gegenteil davon bewirken.

Ernſt. Ein Beiſpiel, wenn dir eins einfällt.

Falk. So ſind Schiffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Länder zu kommen, und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt. Die nämlich Schiffbruch leiden und erſaufen. Nun glaube ich dich zu verſtehen. Aber man weiß ja wohl, woher es kommt, wenn ſo viel einzelne Menſchen durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend; und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, als ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben: meinſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachteilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernſt. Ich meine, wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk. Und eine beſſere möglich wäre? Nun, ſo nehme ich dieſe beſſere als die beſte an und frage das nämliche.

Ernſt. Du ſcheinſt mir hier bloß von vornherein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſamt und ſonders erklärſt, nicht anders als mangelhaft ſein könne.

Falk. Nicht bloß.

Ernſt. Und es würde dir ſchwer werden, eins von jenen nachteiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung notwendig entſpringen müſſen? O, zehne für eines!

Ernſt. Nur eines erſt!

Falk. Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deswegen alle Menſchen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernſt. Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſein. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten verteilen, die alle nach den nämlichen Geſetzen verwaltet würden.

Falk. Das iſt, die Menſchen würden auch dann noch Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſein, oder wie ſie ſonſt heißen würden.

Ernſt. Ganz gewiß!

Falk. Nun, da haben wir ja ſchon eines. Denn nicht wahr, jeder dieſer kleineren Staaten hätte ſein eignes Intereſſe? Und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt. Wie anders?

Falk. Dieſe verſchiedenen Intereſſen würden öfters in Kolliſion kommen, ſo wie jetzt, und zwei Glieder aus zwei verſchiedenen Staaten würden einander ebenſo wenig mit unbefangenem Gemüt begegnen können, als jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet.

Ernſt. Sehr wahrſcheinlich!

Falk. Das iſt, wenn jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloßer Menſch einem bloßen Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegeneinander angezogen werden, ſondern ein ſolcher Menſch begegnet einem ſolchen Menſchen, die ihrer verſchiedenen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegeneinander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das geringſte miteinander zu ſchaffen und zu teilen haben.

Ernſt. Das iſt leider wahr.

Falk. Nun, ſo iſt es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereinigt, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennt.

Ernſt. Wenn du es ſo verſtehſt.

Falk. Tritt einen Schritt weiter! Viele von den kleineren Staaten würden ein ganz verſchiedenes Klima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Sittenlehren, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meinſt du nicht?

Ernſt. Das iſt ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menſchen würden auch dann noch Juden und Chriſten und Türken und dergleichen ſein.

Ernſt. Ich getraue mir nicht, Nein zu ſagen.

Falk. Würden ſie das, ſo würden ſie auch, ſie möchten heißen, wie ſie wollten, ſich untereinander nicht anders verhalten, als ſich unſere Chriſten und Juden und Türken von jeher untereinander verhalten haben. Nicht als bloße Menſchen gegen bloße Menſchen, ſondern als ſolche Menſchen gegen ſolche Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen nimmermehr einfallen könnten.

Ernſt. Das iſt ſehr traurig, aber leider doch ſehr vermutlich.

Falk. Nur vermutlich?

Ernſt. Denn allenfalls dächte ich doch, ſowie du angenommen haſt, daß alle Staaten einerlei Verfaſſung hätten, daß ſie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja, ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfaſſung ohne einerlei Religion auch nur möglich iſt.

Falk. Ich ebenſo wenig. Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuſchneiden. Eines iſt zuverläſſig ebenſo unmöglich wie das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfaſſungen. Mehrere Staatsverfaſſungen: mehrere Religionen.

Ernſt. Ja, ja, ſo ſcheint es.

Falk. So iſt es. Nun ſieh das zweite Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kann die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hin zu ziehen.

Ernſt. Und wie ſchrecklich dieſe Klüfte ſind! Wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen! Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen teilt und trennt — dieſe Trennung in wenige große Teile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer als gar kein Ganzes — nein, die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Teile gleichſam bis ins Unendliche fort.

Ernſt. Wieſo?

Falk. Oder meinſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſei gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desſelben unter ſich das nämliche Verhältnis haben. Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Anteil haben, ſo können ſie doch nicht gleichen Anteil haben, wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Anteil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. Wenn anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich verteilt worden, ſo kann dieſe gleiche Verteilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigentum beſſer zu nutzen wiſſen als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigentum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu verteilen haben als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt. Das verſteht ſich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl gibt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht hat!

Ernſt. Wenn ich dir doch widerſprechen könnte! Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? Nun ja, die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! Nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kann nun nicht anders ſein.

Falk. Das ſage ich eben!

Ernſt. Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſein?

Falk. Verkennſt du mich ſo weit? Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebaut werden kann, ich würde ſie auch bei weit größeren Uebeln noch ſegnen.

Ernſt. Wer des Feuers genießen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen.

Falk. Allerdings! Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich iſt, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war er darum ein Feind des Feuers? Sieh, dahin wollte ich.

Ernſt. Wohin? Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Das Gleichnis war doch ſehr paſſend. Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten als durch jene Trennungen, werden ſie darum gut, jene Trennungen?

Ernſt. Das wohl nicht.

Falk. Werden ſie darum heilig, jene Trennungen?

Ernſt. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten ſein ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt. In Abſicht . . .?

Falk. In Abſicht, ſie nicht größer einreißen zu laſſen, als die Notwendigkeit erfordert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen als möglich.

Ernſt. Wie könnte das verboten ſein?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht ſein, durch bürgerliche Geſetze nicht geboten! Denn bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. Folglich kann es nur ein opus supererogatum ſein, und es wäre bloß zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats dieſem operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernſt. Bloß zu wünſchen, aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk. Ich dächte! Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerſchaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu ſein aufhört.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurteile ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr ſein müſſe, was ſie für gut und wahr erkennen.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt und der Geringe ſich dreiſt erhebt.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieſer Wunſch?

Ernſt. Erfüllt? Es wird freilich hier und da, dann und wann einen ſolchen Mann geben.

Falk. Nicht bloß hier und da, nicht bloß dann und wann.

Ernſt. Zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe, zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernſt. Wollte Gott!

Falk. Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? Nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache — und dieſe Männer die Freimaurer wären?

Ernſt. Was ſagſt du?

Falk. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäft gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammenzuziehen?

Ernſt. Woher kannſt du mir beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freimaurer wirklich jene großen und würdigen Abſichten haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Taten der Freimaurer machen konnteſt, ſo habe ich dich bloß auf

einen Punkt aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. Vielleicht! Da herum. Nur um dir dein Vorurteil zu benehmen, daß alle baubedürftigen Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nötigen Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände verteilt wären.

Ernſt. Wende dich jetzt, wie du willſt. Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimaurer als Leute, die es freiwillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegenzuarbeiten.

Falk. Dieſer Begriff kann den Freimaurern wenigſtens keine Schande machen. Bleib dabei! Nur faſſe ihn recht! Menge nichts hinein, was nicht hinein gehört! Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche — eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen — aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun notwendig folgen. Mit dieſen gibt ſich der Freimaurer niemals ab, wenigſtens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Mute, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Uebel ganz anderer Art, ganz höherer Art ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt. Ich habe das ſehr wohl begriffen. Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Uebel, ohne welche auch der glücklichſte Bürger nicht ſein kann.

Falk. Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt du? — entgegenzuarbeiten?

Ernſt. Ja!

Falk. Das Wort ſagt ein wenig viel. Entgegenarbeiten! Um ſie völlig zu heben? Das kann nicht ſein. Denn man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. Sie müſſen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weitem veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſetzen, beſäten, beblatten — kann hier „entgegenarbeiten“ heißen. Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freimaurer ſchon immer tätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß ſich ſagen ließe: Das haben ſie getan?

Ernſt. Und verſtehe auch nun den zweiten Zug des Rätſels: gute Taten, welche gute Taten entbehrlich machen ſollen.

Falk. Wohl! Nun geh und ſtudiere jene Uebel und lerne ſie alle kennen und wäge alle ihre Einflüſſe gegeneinander ab und ſei verſichert, daß dir dieſes Studium Dinge aufſchließen wird, die in Tagen der Schwermut die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſein ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen — auch ohne Freimaurer zu heißen.

Ernſt. Du legſt auf dieſes „heißen“ ſo viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas ſein kann, ohne es zu heißen.

Ernſt. Gut das! Ich verſtehe. Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimaurerei angeht —

Falk. Du kennſt ſie?

Ernſt. Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten Auge einleuchten, nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger notwendig ſind!

Ernſt. So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt! Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die Freimaurer wirklich ihr Abſehen darauf haben?

Falk. Woraus ſchließt man auf der Leute Pläne und Abſichten? Aus ihren einzelnen Handlungen doch wohl?

Ernſt. Woraus ſonſt? Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. Aus welchen einzelnen, unſtreitigen Handlungen der Freimaurer iſt abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck iſt, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menſchen habe notwendig machen müſſen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen?

Falk. Und zwar ohne Nachteil dieſes Staats und dieſer Staaten!

Ernſt. Deſto beſſer! Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſein, woraus jenes abzunehmen iſt. Wenn es nur gewiſſe Eigentümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten oder daraus entſpringen. Von dergleichen müßteſt du ſogar in deiner Spekulation ausgegangen ſein, geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert ſich noch. Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freimaurer zu Gemüte führe.

Ernſt. Und welches?

Falk. Aus welchem ſie nie ein Geheimnis gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt. Das iſt?

Falk. Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Erziehung — Offenbarung.

24 Was die Erziehung bei dem einzelnen Menſchen iſt, das iſt die Offenbarung bei dem ganzen Menſchengeſchlecht.

Erziehung iſt Offenbarung, die dem einzelnen Menſchen geſchieht, und Offenbarung iſt Erziehung, die dem Menſchengeſchlecht geſchehen iſt und noch geſchieht.

Erziehung gibt dem Menſchen nichts, was er nicht auch aus ſich ſelbſt haben könnte; ſie gibt ihm das, was er aus ſich ſelber haben könnte, nur geſchwinder und leichter. Alſo gibt auch die Offenbarung dem Menſchengeſchlecht nichts, worauf die menſchliche Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht auch kommen würde; ſondern ſie gab und gibt ihm die wichtigſten dieſer Dinge nur früher.

Und ſo wie es der Erziehung nicht gleichgültig iſt, in welcher Ordnung ſie die Kräfte des Menſchen entwickelt, wie ſie dem Menſchen nicht alles auf einmal beibringen kann: ebenſo hat auch Gott bei ſeiner Offenbarung eine gewiſſe Ordnung, ein gewiſſes Maß halten müſſen.

Der Schwärmer.

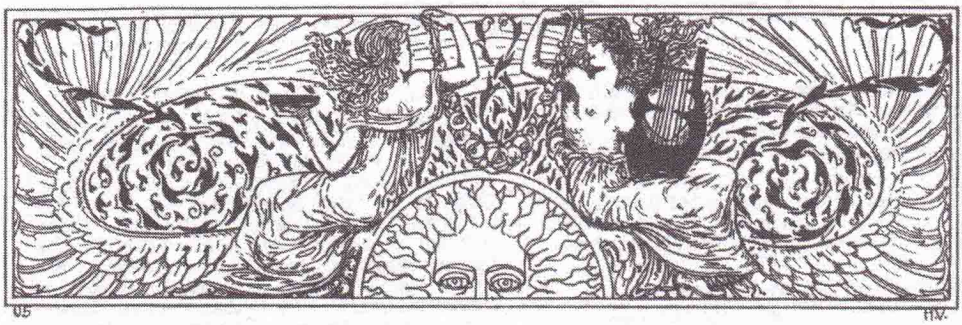
Der Schwärmer tut oft ſehr richtige Blicke in 15
die Zukunft; aber er kann dieſe Zukunft nur nicht erwarten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleunigt und wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleunigt werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, das ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeins reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Beſſere erkennt, nicht noch bei ſeinen Lebzeiten das Beſſere wird? Kommt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß dieſe Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

Der Gang der Vorſehung.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vor- 16
ſehung! Nur laß mich dieſer Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn ſelbſt deine Schritte mir ſcheinen ſollten zurückzugehen! Es iſt nicht wahr, daß die kürzeſte Linie immer die gerade iſt.

Du haſt auf deinem ewigen Wege ſo viel mitzunehmen, ſo viel Seitenſchritte zu tun! Und wie? Wenn es nun gar ſo gut als ausgemacht wäre, daß das große langſame Rad, welches das Geſchlecht ſeiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere ſchnellere Räder in Bewegung geſetzt würde, deren jedes ſein Einzelnes eben dahin liefert?

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Menſch (der früher, der ſpäter) erſt durchlaufen haben.



Herder.

St. Johannis Nacht.

Schönſte Sommernacht!
Ich ſchwimm in Roſen und blühenden Bohnen
Und duftenden Hecken und Nachtviolen,
In tauſend Düften — o Natur,
Wo kenn ich deine Kinder alle,
Die Bräute alle,
Die jetzt ſich ſchmücken und lieben und paaren
Und feiern Brautnacht!
Schöne Nacht!
Wie die Schöpfung flammet und wallt!
Als ob der allanflammende Sonnenvater —
Mit welcher Jugendinbrunſt jetzt! —
Die Erd umarmt —
Und der Himmel brennt —
Dort Abendrot! Hier Morgenrot! —
Wie kühler dämmernder Tautag!
Und —
Und hundert Weſen ſchwirren empor
In Luft und Waſſer und See und Sand,
Summen empor! Lieben!
Unendlich, ach,
Unerſchöpflich biſt du ſchön,
Mutter Natur!
Und hundertartige deiner Kinder
In Leben und Lieben und Sein und Freuden!
Wer kann ſie zählen! Wer kann ſie fühlen!

Und du,
In hundert Arten und Sein und Weſen
Und Lieb und Freuden, dich
Allfühlend, o Natur,
Wie nenn ich dich?

Wer bin ich unter den Millionen,
Die jetzt genießen — und wer
Unter den unendlichen Millionen,
Die ich genießen nicht ſeh?
In Blum! In Blüt! Im wehenden Duft
Der Nachtviole!
Wie Tauſende ſind vielleicht,
Die die Blüte knoſpen! Die Roſ errötend
Spinnen und färben und duftther ſchwimmen,
Schwimmen um mich — kühlen mich,
Und ich ſeh ſie nicht.
Da fliegt der leuchtende Funke Gottes,
Der Sommerwurm!
Kleiner Wurm, leuchtender Funke! Komm,
Glänze mir!
Wer warſt du, daß die ſchaffende Hand
Dich alſo angeglüht?
Mit Sonnenglanz! Mit Sonnenglut!
Wer biſt du?
Etwa der Seligen einer? Ein
Verbannter Unſterblicher,
Aus Raupenſtand und Grabegeſpinſt
Den Wurm zu erlöſen.
Und trägſt noch Siegel der Unſterblichkeit
Und glühſt noch lang, im Tode noch fort —
Ziehſt Blitzesfunken und dufteſt Feur,
Nicht Strömen erlöſchbar, die Gold,
Die Felſen zernagen — Wunderwurm,
Und kriechſt im Staub.
Fleuch! Ich kenne dich nicht! Wunderwurm!
Lebe dein Sommerleben im Flug,
Im Staube! Wies der will,
Der dich gemacht.
Kenn ich mich?
Ebenſo klein, fliegend und wallend
Und ſonnenſprungen — kenn ich mich?
Wer wars, der Funken dem Staube gab,
Daß er ihm vom Auge leuchte,
Erflamme vom Herzen,
Oft ſo matt! Und wie lang?

Und lodert er fort dann?
Fleuchſt,
Funke, du fort?
Aus Raupenſtand, aus Grabesnacht,
Wenn dein Wurmkörper hier hin iſt, noch
Ein Würmchen zum Engel zu löſen? — — —
All meine Sinnen ſind
Verſchloſſen! Um meine Sinne
Iſt Sommernacht!
Bin nicht zu denken hier! — Zu ſein, zu hoffen!
Leben und mich zu freun!
Leben — allein?
Nicht iſt der leuchtende Wurm,
Wird nicht allein ſein!

Und allein mich freun?
Niemand zu ſagen, wie ſchön
Im Sommerliebesbrande,
Mutter Natur, du ſeiſt!
Mutter Natur!
Niemand zu haben, der mit-
Schwirren die Schöpfung höre! Mit-
Höre die leiſen Räder gehn
Und ſehn
Den leuchtenden Engel fliegen
Und denken Unſterblichkeit.
Vereint ſie denken! Vereint,
Schöne Mutter Natur,
Fühlen an deiner Bruſt, uns drücken
An warmes Herz!
Freundſchaft, holdeſter Funke
Der holden Natur!
In heiliger Nacht, in Zaubernacht,
Mutter Natur, bet ich dich an!
Sei ichs wert des edelſten Funken,
All deiner Flammennatur!
Komme, mein leuchtender Engel,
Den Wurm zu beleben.
Zauberlaube,
Wo ſeh ich dich?
Und um mich gegoſſen
Mein ſanftes Weib.
Zauberlaube,
Wo ſeh ich dich?
Roſen und Mondſtrahl um dich ſchwimmend
Und liebender Wachtelſchlag,
Zauberlaub, und der Knabe hängt
An Mutterarm! An Mutterbruſt
Ihr gleich das ſanftere Mädchen!
Und der wilde trotzige Knabe lernt
Staunen der Sommernacht! Hören Gott!
Hören Schwirren und Liebegirren
Der Schöpfung!
Sanfter bebet alsdann die Mutterbruſt;
Sanfter ſchmieget der Säugling, trinkt
Wolluſt Gottes, und ich — und ich —
Zauberlaube, wie bin ich allein!

Abendlied.

Und wenn ſich einſt die Seele ſchließt 2
Wie dieſe Abendblume,
Wenn alles um ſie Dämmrung iſt
Von Lebens Licht und Ruhme,
Und ihre letzten Blick umher
Ihr kalte Schatten ſcheinen:
O Jüngling, wirſt du auch ſo ſchwer,
Wie dieſe Blume weinen?

War deiner holden Jugend Saft
In öde Luft verhauchet,
Verblüht die Blüte, Lebenskraft
Auf immer mißgebrauchet,
Und deine letzten Blick umher
Dich alle reuentfärben:
O Jüngling, bleibt dir etwas mehr,
Als troſtverſchmachtet ſterben?

Macht ſeine große Allmacht je
Geſchehnes ungeſchehen?
Und ſtillt ſie auch das tiefe Weh,
Sich ſelbſt beſchämt zu ſehen?
Und wächſt und wächſt nicht jeder Tat
Der Keim ſo tief verborgen?
Wer gibt, wer ſchafft mir neuen Rat,
Noch einen Jugendmorgen?

Und holder Schlaf, den ſchaffeſt du,
Gibſt neuen Jugendmorgen,
Biſt Labetrunk und Schattenruh,
Biſt Labſal aller Sorgen,
Biſt Todesbruder! O wie ſchön
Sich Sein und Nichtſein grenzen!
Wie friſch wird meine Abendträn
Am frühen Morgen glänzen!

Und nach dem Tod — es wird uns ſein
Als nach des Rauſches Schlummer:
Verrauſcht, verſchlummert Lebenspein
Und Schmerz und Reu und Kummer.
O Tod, o Schlaf, der dich erfand,
Erfand der Menſchheit Segen:
Breit aus auf mich dein Schlafgewand,
Zur Ruhe mich zu legen.

Denn was wär unſre Lebenszeit,
Auch unſre Zeit der Freuden?
Ein Strudel von Mühſeligkeit,
Ein Wirbel ſüßer Leiden,
Ein ewger Taumel! Holder Schlaf,
Zu neuem Freudenmahle
Für alles, was auch heut mich traf,
Gib mir die Labeſchale! * 10.

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle 3
Flieht die Zeit; was hält ſie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen ſchnell im Lauf:

Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang iſt unſer Leben:
Laßt uns Roſen auf ihn ſtreun!

Roſen; denn die Tage ſinken
In des Winters Nebelmeer.
Roſen; denn ſie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Roſen ſtehn auf jedem Zweige
Jeder ſchönen Jugendtat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt ſein Leben hat!

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greiſes Schläf umzieht
Und um ſie in friſchem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht!
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppeltſüß;
Und die lauen Lüfte ſpielen
Freundlich uns ins Paradies.

Der Strom des Lebens.

4 Fließe, des Lebens Strom! Du gehſt in Wellen vorüber,
Wo mit wechſelnder Höh eine die andre begräbt.
Mühe folget der Mühe; doch kenn ich ſüßere Freuden
Als beſiegte Gefahr oder vollendete Müh?
Leben iſt Lebens Lohn, Gefühl ſein ewiger Kampfpreis.
Fließe, wogiger Strom! Nirgend ein ſtehender Sumpf.

Das Geſetz der Welten im Menſchen.

5 Schönes Sternengefild, ihr weiten unendlichen Auen,
Aus mir ſelber entzückt, hang ich mit Blicken an euch,
Schaue die goldene Herde der himmliſchen Schafe da weiden,
Suche den Hirten in ihr, der mit dem Stabe ſie führt.
„Suchſt du den Hirten der Herde, die droben ſich badet im Aether?
Suchſt das hohe Geſetz, welches die Welten bewegt?
Sterblicher, blick in dich ſelbſt, da haſt du die höhere Regel,
Die nicht die Welten allein, die auch ſich ſelber regiert.“

Nacht und Tag.

6 Goldenes, ſüßes Licht der allerfreuenden Sonne
Und du, friedlicher Mond, und ihr, Geſtirne der Nacht,
Leitet mich ſanft mein Leben hindurch, ihr heiligen Lichter,
Gebt zu Geſchäften mir Mut, gebt von Geſchäften mir Ruh,
Daß ich unter dem Glanze des Tags mich munter vergeſſe,
Aber mich wiederfind unter dem Schimmer der Nacht.
Nieden am Staube zerſtreun ſich unſre gaukelnden Wünſche;
Eins wird unſer Gemüt droben, ihr Sterne, bei euch.

Die Bürde des Lebens.

„Wäget das Schickſal Leben und Tod? Wie, oder ereilet
Jeden ein blindes Los, wie es die Urne gebeut?“
Alſo fragt ich und ſah im Geſicht die goldene Wage
Unüberſchaubar hoch ſinken und ſteigen im Kampf.
Zitternd trat ich zur Urne. Da rief die Stimme des Schickſals:
„Ziehe das Los!“ Ich zog bebend — mein eigenes ſelbſt.
Bürden lagen vor mir; ich prüfte die leichteſte Bürde,
Und, o Wunder, ich ſah, daß es die meinige war!

Das Flüchtigſte.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend ſüßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerſt die ſchönſte flieht!

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen ſchnell entweicht;
Wie die Roſe, mit Auroren
Jetzt im Silbertau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht!

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt!
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, ſein Zauber ſinkt!

Und die Friſche dieſer Wangen,
Deines Herzens rege Glut
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen —
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Selbſt die Blüte deines Strebens,
Aller Muſen ſchönſte Gunſt,
Jede höchſte Kunſt des Lebens,
Freund, du feſſelſt ſie vergebens;
Sie entſchlüpft, die Zauberkunſt.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfen uns geſchenkt,
Ward gemiſcht mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falſchen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

Aber auch im Nebelmeere
Iſt der Tropfen Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und verſinken,
Iſt Genuß der Ewigkeit. * 8.

Das menſchliche Herz.

9 In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud und Schmerz;
Sie webten und erfanden
Ein armes Menſchenherz;

Du armes Herz, gewebet
Aus Luſt und Traurigkeit,
Weißt du, was dich belebet?
Iſts Freude, iſt es Leid?

Die Göttin ſelbſt der Liebe
Sah es bedauernd an;
O zweifelhafte Triebe,
Die dieſes Herz gewann!

In Wünſchen nur und Sehnen
Wohnt ſeine Seligkeit,
Und ſelbſt der Freude Tränen
Verkündigen ihm Leid.

Schnell trat ihr holder Knabe
Hinzu mit ſeinem Pfeil;
Auf, meine beſte Gabe,
Sie werde ihm zu teil!

Ein unbezwingbar Streben
Sei Liebe dir, o Herz,
Und Liebe ſei dein Leben,
Und Freude ſei dein Schmerz! * 12.

Parthenope.

10 Ermüdet von des Tages ſchwerem Brande,
Setzt ich danieder mich ans kühle Meer.
Die Wellen wallten liebend hin zum Strande
Des holden Ufers, das mich rings umher
Umfing mit ſeinem zaubriſchen Gewande,
Mit ſeiner gaukelnden Sylphiden Heer;
Der Liebe luftger Schleier, rings umflogen
Von Zephyretten, ſpielte mit den Wogen.

Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Aethers ſäuſelte der Baum,
Der, reingeläutert von der Erde Düften,
Ein himmliſches Gewächs, den runden Saum
Umſchreibet mit der Sonne goldnen Schriften
Und gibt dem Fluge der Begeiſtrung Raum:
Die ſchlanke, ſchöne Königin der Bäume,
Die Pinie rauſchte mich in goldne Träume.

Ich hört! Und aus des Meeres leiſen Wogen
Erhob ſich einer Stimme Silberton:
„Vernimm mich! Nie hat dich dein Herz betrogen;
Du liebeſt Wahrheit und verdienſt zum Lohn,
Daß dir die Hülle werd emporgezogen,
Die alle Weſen bis zum lichten Thron
Der ſchaffenden Natur in Schatten hüllet;
Vernimm mich, und dein Herz wird dir geſtillet."

Ich ſah; und aus des Meeres zarten Wellen
Hob eine Nymphe göttlich ſich empor.
Ihr Antlitz ſchien die Dämmrung aufzuhellen,
Bis an der Sonne goldnes Abendtor.
Die Wogen küßten ſie mit ſanftem Schwellen;
Um ihren Buſen wallt ein reger Flor;
Sie ſang; ein Saitenſpiel von zarten Saiten
War ſchüchtern, ihre Stimme zu begleiten.

Sie ſang: „Was rings dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt,
Was droben dort in jenem heilgen Schweigen
Des Aethers, drunten ſich im Staube regt
Und in der Welle ſpielt und in den Zweigen
Der Fichte rauſcht und dir im Herzen ſchlägt
Und dir im Auge, jetzt von Tränen trübe,
Jetzt freudentrunken himmliſch glänzt, iſt — Liebe.

Nur Liebe war die Schöpferin der Weſen
Und ward der Liebgebornen Lehrerin.
Willſt du den Sinn des großen Buches leſen,
Das vor dir liegt: ſie iſt die Seele drin.
Und will dein Geiſt und ſoll dein Herz geneſen,
So folge treu der hohen Führerin;
Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit ſuchet, ſucht vergebens.

Sie iſt Natur; ſie bildete Geſtalten,
Naht und verknüpfet und beſeeligt ſie;
Sie läßt den Keim zur Blume ſich entfalten,
Daß in der ſchönen Blume Liebe blüh.
Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewigjunge rege Sympathie,
Die Himmelsglut, in der die Weſen brennen,
Wie willſt du anders ſie als Liebe nennen?

Schau, wie die Welle, nahend dir, am Rande
Des Ufers ſpielet und es leiſe grüßt;
Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
Zerfließend, wie ein ſüßer Wunſch zerfließt,
Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande,
Wie wiederkehrend ſich das Herz ergießt:
So drängen ſich mit immer neuem Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen.

Schau, wie umher der ganze Himmel trunken
Sich ſpiegelt in des Meeres Angeſicht!
In Amphitritens heilgen Schoß geſunken,
Wie wallt, wie zittert dort der Sonne Licht!
Und droben glühen ſchon der Liebe Funken,
Die Sterne. Sieh, auch Luna ſäumet nicht;
Sie ſchleicht heran mit zarten Silberfüßen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüßen.

Dort ſteht ſie, ſieht beſcheiden ſich im Spiegel
Der Wellen an und weilt und ſchämet ſich
Und blickt hinan zu jenem Schlummerhügel:
„Endymion, ich lieb, ich liebe dich!"

Und drückt auf ihn der Sehnſucht zartes Siegel:
„Endymion, auch du, du liebeſt mich!“
So ſang Parthenope; mit ſüßen Schmerzen
Fuhr ihrer Stimme Pfeil zu meinem Herzen.

Ich ſah, ich ſah, bei ihren Freudenmahlen
Die Götter in der Freuden Ueberfluß.
Da labet Zeus ſich in den ſüßen Strahlen
Des ſchönen Jünglings, mit dem ewgen Kuß
Sein Auge küßt; es küßt zu tauſendmalen
Und blickt in alle Himmel Wohlgenuß;
Läßt Göttlichkeit in jede Ader fließen
Und reine Liebe ſich durchs Weltall gießen.

Ach, ſprach ich, und die Menſchheit, in der Kette
Der Erdeweſen ſie der erſte Ring,
O daß ſie noch das Kleinod Unſchuld hätte,
Das ihr die Mutter an den Buſen hing,
Als liebend mit den Göttern um die Wette
Ihr erſter Mutterkuß ſie froh umfing;
„Geh,“ ſprach ſie, „zartes Kind. Im Erdgetümmel
Wird Lieb und Unſchuld dir allein zum Himmel.

Verſäume nie, zu ſtolz für dieſe Freuden,
Die Lieb und Unſchuld auf beblümter Flur.
Verſchmähe nie dein Glück und ſuche Leiden
Der Unvernunft auf falſcher Weisheit Spur!“
Ach, aber ach, getrennt von ihnen beiden,
Von Lieb und Unſchuld, Wahrheit und Natur,
Wie taumelt jetzt der Menſch und ſucht dem Herzen
Ein ſüßes Gift, für Liebe — Gram und Schmerzen!

So ſeufzte ich. Die Königin der Wogen
Erhob noch einmal ihren Silberton:
„Vernimm dein Herz. Nie hat es dich betrogen.
Du liebeſt Unſchuld, und ſie wird dein Lohn.
Was unter dieſem goldnen Himmelsbogen
Von meinem Meere bis zu Jovis Thron
Erklingt, das klinget dir im Herzen wieder,
In deinem Herzen.“ — Und ſie ſchlüpfte nieder. * 13.

Das Bild der Andacht.

11 Die höchſte Liebe wie die höchſte Kunſt
Iſt Andacht. Dem zerſtreueten Gemüt
Erſcheint die Wahrheit und die Schönheit nie;
Sie, die aus vielem nicht geſammlet wird,
Die, in ſich eins und alles, jeden Teil
Mit ſich belebet und vergeiſtiget.

Sophronius, der in dem Heidentum
Den Muſen einſt geopfert, wollte jetzt
Der Mutter Gottes auch ihr Bildnis weihn.

Wie eine Biene flog er auf der Au
Der Kunſtgeſtalten; Pallas, Cynthia
Stand ihm vor Augen; Aphrodite ſollt
In einer Huldgeſtalt mit ihnen blühn.

Er überlegt und ſchlief ermattet ein;
Da ſtand im Schlaf ſie ſelbſt vor Augen ihm,
Die Benedeite. „Sieh mich, wer ich bin,“
Sprach ſie, „und gib mir keinen fremden Reiz.
Nur Selbſtvergeſſenheit iſt meine Zier;
Nur Demut, Zucht und Einfalt iſt mein Schmuck.“

Getroffen wie vom Pfeile, wacht er auf
Und ſah fortan auch wachend ſie, nur ſie!
Wie der, der in die Sonne ſchaut, das Bild
Der Sonne mit ſich träget. Oefters ſtand
(So dünkt es ihm) ſie ſichtbar vor ihm da,
Das Kind auf ihrem Arm und Engel ihr
Zur Seite.

Als das Bild vollendet war,
Da trat ein Himmelsjüngling zu ihm hin
Und ſprach: „Gegrüßet ſei, Holdſelige!“
Zum Bilde. „Viele Herzen werden dein
Sich am Altar erfreun und willig dir
Ihr Innres öffnen: denn was Andacht ſchuf,
Erwecket Andacht. Dir, o Künſtler, hat
Die Selige ſich ſelber offenbart.“

* * *

Erſchien, o Raphael, dir auch das Bild
Der Göttin, als die heilige Idee
Dir in der Dürftigkeit an Erdenſchöne
Vorſchwebete? Ich ſeh ihr Bild. Sie wars.

Das Saitenſpiel.

Was ſingt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Biſt du es, klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als ſie meinem Herzen
Wehklagete ſo zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

Was ſpricht in euch, ihr Saiten?
Was ſingt in eurem Schall?
Betrügſt du mich, o Liebe,
Mit ſüßem Widerhall?
Du Täuſcherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand:
Biſt du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es ſpricht mit ſtärkrer Stimme,
Es dringet mir ans Herz
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längſt entſchlafnen Schmerz.
Du bebſt in mir, o Seele,
Wirſt ſelbſt ein Saitenſpiel —
In welches Geiſtes Händen? —
Mit zitterndem Gefühl.

Es ſchwebet aus den Saiten,
Es liſpelt mir ins Ohr;
Der Geiſt der Harmonien,
Der Weltgeiſt tritt hervor:
„Ich bin es, der die Weſen
In ihre Hülle zwang
Und ſie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

In rauher Felſenhöhle
Bin ich dir Widerhall,
Im Ton der kleinen Kehle
Geſang der Nachtigall.
Ich bins, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich ſtimmete die Welten
In einen Wunderklang;
Zu Seelen floſſen Seelen,
Ein ewger Chorgeſang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängſtet ſich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude ſüßen Schmerz."

Verhall, o Stimm, ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen feſt an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verſchlungen,
Sind wir ein ewig All,
In einen Ton verklungen
Der Gottheit Widerhall. * 9.

Wald und Wanderer.

Der Wald:

13 Komm, o komm in meine Schatten,
In der Ruhe Aufenthalt,
Wanderer der heißen Straße,
Wo dein Herz unruhig wallt.

Meine friſchen Zweige wehen
Lebenskraft dem Matten zu,
Und mein Atem duftet Balſam
Neuen Mut und ſüße Ruh.

Schöner geht die Sonne nieder
Hinter meiner grünen Nacht:
Schöner kommt der Morgen wieder,
Wenn der Vögel Chor erwacht.

Schöner blinkt in mir die Quelle
Und der einſam ſtille See,
Wo die treue Turteltaube
Girret deines Herzens Weh.

Der Wanderer:

Rauſchen Geiſter in den Lüften?
Spricht die Nymphe mir im Quell?
Oder ſteigen Götter nieder?
Denn mein Blick wird rein und hell.

Mit der Fichte Gipfel ſteiget
Meine Seele himmelwärts;
Mit der Birke Zweigen neiget
Sanft zur Ruhe ſich mein Herz.

Und die grüne Fußtapete
Wiegt mich ein auf ſeidnem Moos;
Neben dieſer goldnen Blume
Bin ich ſelig und wie groß!

Horch! Aus jener alten Eiche
Tönt ein Bardenton hervor,
Und der Fichten Gipfel ſauſen
Himmliſcher; der Wald wird Chor:

„Wir, des Paradieſes Geiſter
In der Ruhe Aufenthalt
Segnen dich. Genieße fröhlich
Unſern heilgen, ſtillen Wald." * 11.

Erlkönigs Tochter.

Herr Oluf reitet ſpät und weit, 14
Zu bieten auf ſeine Hochzeitsleut.
Da tanzen die Elfen auf grünem Land;
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.
„Willkommen, Herr Oluf, was eilſt von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz mit mir."
„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Frühmorgen iſt mein Hochzeitstag."
„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldne Sporne ſchenk ich dir,
Ein Hemd von Seide, ſo weiß und fein;
Meine Mutter bleichts mit Mondenſchein."
„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Frühmorgen iſt mein Hochzeitstag."
„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes ſchenk ich dir."
„Einen Haufen Goldes nähm ich wohl,
Doch tanzen ich nicht darf und ſoll."
„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch und Krankheit folgen dir!"
Sie tät einen Schlag ihm auf ſein Herz —
Noch nimmer fühlt er ſolchen Schmerz.
Sie hob ihn bleichend auf ſein Pferd:
„Reit heim nun zu deinem Fräulein wert."
Und als er kam vor Hauſes Tür,
Seine Mutter zitternd ſtand dafür.
„Hör an, mein Sohn, ſag an mir gleich:
Wie iſt dein Farbe blaß und bleich?"
„Und ſollt ſie nicht ſein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich."
„Hör an, mein Sohn, ſo lieb und traut,
Was ſoll ich nun ſagen deiner Braut?"
„Sagt ihr, ich ſei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund."
Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsſchar.
Sie ſchenkten Met, ſie ſchenkten Wein:
„Wo iſt Herr Oluf, der Bräutgam mein?"
„Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund,
Er probt allda ſein Pferd und Hund."
Die Braut hob auf den Scharlach rot:
Da lag Herr Oluf, und er war tot. * 2.

Morgengeſang.

15 Tag bricht an!
Es kräht der Hahn,
Schwingts Gefieder;
Auf, ihr Brüder!
Iſt Zeit zur Schlacht!
Erwacht, erwacht!

Unverdroſſen
Der Unſern Führer!
Des hohen Adils
Kampfgenoſſen:
Erwacht, erwacht!

Har mit der Fauſt hart,
Rolf der Schütze,
Männer im Blitze,
Die nimmer fliehn!
Zum Weingelage,
Zum Weibsgekoſe
Weck ich euch nicht;
Zu harter Schlacht
Erwacht, erwacht! * 1.

Schlachtgeſang.

16 Kein ſelgrer Tod iſt in der Welt,
Als wer, vorm Feind erſchlagen,
Auf grüner Heid im freien Feld
Darf nicht hörn groß Wehklagen;
Im engen Bett, da einr allein
Muß an den Todesreihen,
Hie aber findt er Geſellſchaft fein,
Falln mit wie Kräuter im Maien.
Ich ſag ohn Spott:
Kein ſeligr Tod
Iſt in der Welt,
Als ſo man fällt
Auf grüner Heid
Ohn Klag und Leid!
Mit Trommelnklang
Und Pfeifengſang
Wird man begraben,
Davon tut haben
Unſterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm
Hat zugeſetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zugute.

An die Deutſchen.

17 Unſre Väter, o Deutſchland, — meine Sorge! —
Waren nicht, wie wir jetzt ſind. Lies der Vorwelt
Biedre Sitten und präge deiner Jugend
Sie ins Gemüt ein.

Mittelglück iſt das goldne Glück des Lebens.
Breite nicht das Gefieder übers Neſt aus.
Nimm die Hacke zur Hand und übe deine
Munteren Kräfte.

Auch mit wenigem, wengem lebt man glücklich.
Zu verſchmähen den Reichtum iſt auch Reichtum;
Nüchternfröhliche Armut machet nüchtern,
Tapfer und fröhlich.

Krieg um Kriege zu führen, iſt ein Wahnſinn;
Um des goldenen Friedens willen führt man
Kriege, daß in die Sichel ſich des Schwertes
Schärfe verwandle.

Rede deutſch, o du Deutſcher! Sei kein Künſtler
In Gebärden und Sitten. Deine Worte
Sein wie Taten, wie unerſchütterliche
Felſen der Wahrheit!

Der gerettete Jüngling.

Eine ſchöne Menſchenſeele finden, 18
Iſt Gewinn; ein ſchönerer Gewinn iſt,
Sie erhalten, und der ſchönſt und ſchwerſte,
Sie, die ſchon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er geweſen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerſtes aufmerkſam.

In der Menge ſah er einen ſchönen
Jüngling; fröhliche Geſundheit glänzte
Vom Geſicht ihm, und aus ſeinen Augen
Sprach die liebevollſte Feuerſeele.

„Dieſen Jüngling," ſprach er zu dem Biſchof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehſt du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Chriſto die Gemeine."

Und der Biſchof nahm den Jüngling zu ſich,
Unterwies ihn, ſah die ſchönſten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von ſeiner ſtrengen Aufſicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings.
Angelockt von ſüßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, koſtete die Wolluſt,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrſchaft Reiz; er ſammlet um ſich
Seine Spielgeſellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder-
Kam, die erſte Frag an ihren Biſchof
War: „Wo iſt mein Sohn?" — „Er iſt geſtorben!"
Sprach der Greis und ſchlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er iſt Gott abgeſtorben,
Iſt (mit Tränen ſag ich es) ein Räuber."

„Dieſes Jünglings Seele," ſprach Johannes,
„Fordr ich einſt von dir. Jedoch wo iſt er?" —

„Auf dem Berge dort!" — „Ich muß ihn ſehen!"

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieſes wollt er).
„Führet," ſprach er, „mich zu eurem Führer."

Vor ihn trat er. Und der ſchöne Jüngling
Wandte ſich; er konnte dieſen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenloſen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb ich, willſt du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlaſſen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend ſchlang der Jüngling ſeine Arme
Um den Greis, bedeckete ſein Antlitz,
Stumm und ſtarr; dann ſtürzte ſtatt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Tränen.

Auf die Knie ſank Johannes nieder,
Küßte ſeine Hand und ſeine Wange,
Nahm ihn neugeſchenket vom Gebirge,
Läuterte ſein Herz mit ſüßer Flamme.

Jahre lebten ſie jetzt unzertrennet
Miteinander; in den ſchönen Jüngling
Goß ſich ganz Johannis ſchöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Alſo tief erkannt und innig feſthielt?
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube:
Zutraun, Feſtigkeit und Lieb und Wahrheit.

* 3.

Die laute Klage.

Sanft entſchlummert lag des Greiſes Antlitz,
Hingegangen ſchien die fromme Seele;
Als der Brüder laute Totenklage
Noch einmal zurück ihn rief ins Leben.

Auferwachend lächelt er und ſagte
Bittend: „Brüder, wozu dieſes Jammern?
Fürchtet ihr den Tod? Er iſt ein Engel!
Mög er euch wie mir anjetzt erſcheinen.

Oder gönnet ihr dem matten Wandrer
Nicht die Ruh? Beim letzten Augenblicke
Nicht die Einkehr in mich ſelbſt, daß heiter
Ich vor Gott und unverworren trete?

Hab ich es verdient, daß ihr die letzte
Stunde mir betrübt?“ — Er ſank danieder
Und entſchlief. Der Engel, der die Seele
Von ihm nahm, ſah eine ſtumme Träne

In des Jünglings Auge, den als Vater
Er geliebt: (es hielt der Greis die Hand ihm
Sterbend noch) die ſtille ſtumme Zeugin
Trat vor Gott mit der entflohnen Seele.

Journal meiner Reiſe.

Das Lebensſchiff.

Was gibt ein Schiff, das zwiſchen Himmel und Meer ſchwebt, nicht für weite Sphäre zu denken! Alles gibt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der rauſchende Wellenſtrom, die fliegende Wolke, der weite unendliche Luftkreis! Auf der Erde iſt man an einen toten Punkt angeheftet und in den engen Kreis einer Situation eingeſchloſſen. Oft iſt jener der Studierſtuhl in einer dumpfen Kammer, der Sitz an einem einförmigen, gemieteten Tiſche, eine Kanzel, ein Katheder — oft iſt dieſe eine kleine Stadt, ein Abgott von Publikum aus Dreien, auf die man horcht, und ein Einerlei von Beſchäftigung, in welche uns Gewohnheit und Anmaßung ſtoßen. Wie klein und eingeſchränkt wird da Leben, Ehre, Achtung, Wunſch, Furcht, Haß, Abneigung, Liebe, Freundſchaft, Luſt zu lernen, Beſchäftigung, Neigung — wie enge und eingeſchränkt endlich der ganze Geiſt! Nun trete man mit einmal heraus; oder vielmehr: ohne Bücher, Schriften, Beſchäftigung und homogene Geſellſchaft werde man herausgeworfen — welch eine andere Ausſicht! Wo iſt das feſte Land, auf dem ich ſo feſt ſtand? Und die kleine Kanzel und der Lehrſtuhl und das Katheder, worauf ich mich brüſtete? Wo ſind die, vor denen ich mich fürchtete, und die ich liebte?

O Seele, wie wird dirs ſein, wenn du aus dieſer Welt hinaustrittſt? Der enge, feſte, eingeſchränkte Mittelpunkt iſt verſchwunden; du flatterſt in den Lüften oder ſchwimmſt auf einem Meere — die Welt verſchwindet dir — iſt unter dir verſchwunden! Welch neue Denkart! Aber ſie koſtet Tränen, Reue, Herauswindung aus dem Alten, Selbſtverdammung! Bis auf meine Tugend war ich nicht mehr mit mir zufrieden; ich ſah ſie für nichts als Schwäche, für einen abſtrakten Namen an, den die ganze Welt von Jugend auf realiſieren lernt! Es ſei Seeluft, Einwirkung von Seegerichten, unſteter Schlaf, oder was es ſei: ich hatte Stunden, wo ich keine Tugend, ſelbſt nicht bis auf die Tugend einer Ehegattin, die ich doch für den höchſten und reellſten Grad gehalten hatte, begreifen konnte! Selbſt bei Beſſerung der Menſchen — ich nehme menſchliche Realitäten aus — fand ich nur Schwächung der Charaktere, Selbſtpein oder Aenderung der falſchen Seiten — o warum iſt man durch die Sprache zu abſtrakten Schattenbildern, wie zu Körpern, wie zu exiſtierenden Realitäten verwöhnt!

Wann werde ich ſo weit ſein, um alles, was ich gelernt, in mir zu zerſtören und nur ſelbſt zu erfinden, was ich denke und lerne und glaube? — Geſpielen und Geſpielinnen meiner Jugendjahre, was werde ich euch zu ſagen haben, wenn ich euch wieder ſehe und euch auch über die Dunkelheit erleuchte, die mir ſelbſt noch anhing! Nichts als menſchliches Leben und Glückſeligkeit iſt

Tugend: jedes Datum iſt Handlung; alles übrige iſt Schatten, iſt Räſonnement. Zu viel Keuſchheit, die da ſchwächt, iſt ebenſowohl Laſter als zu viel Unkeuſchheit: jede Verſagung ſollte nur Negation ſein, ſie zur Privation und dieſe gar zum Poſitiven der Haupttugend zu machen — wo kommen wir hin? — Geſpielin meiner Liebe, jede Empfindbarkeit, die du verdammeſt und ich blind genug bin, um nicht zu erkennen, iſt auch Tugend und mehr als die, wovon du rühmſt und wofür ich mich fürchte. Du biſt tugendhaft geweſen: zeige mir deine Tugend auf. Sie iſt Null, ſie iſt nichts! Sie iſt ein Gewebe von Entſagungen, ein Fazit von Zeros. Wer ſieht ſie an dir? Der, dem du zu Ehren ſie dichteſt? Oder du? Du würdeſt ſie wie alles vergeſſen und dich, ſowie zu manchem, gewöhnen! O, es iſt zweiſeitige Schwäche von einer und der anderen Seite, und wir nennen ſie mit dem großen Namen: Tugend!

Das Schiff iſt das Urbild einer ſehr beſonderen und ſtrengen Regierungsform. Da es ein kleiner Staat iſt, der überall Feinde um ſich ſieht: Himmel, Ungewitter, Wind, See, Strom, Klippe, Nacht, andere Schiffe, Ufer, ſo gehört ein Gouvernement dazu, das dem Despotismus der erſten feindlichen Zeiten nahe kommt. Hier iſt ein Monarch und ſein erſter Miniſter, der Steuermann: alles hinter ihm hat ſeine angewieſenen Stellen und Aemter, deren Vernachläſſigung und Empörung inſonderheit ſcharf beſtraft wird.

Das Studium des Menſchen.

21 Laſſet uns anfangen, den Menſchen und menſchliche Tugend recht kennen und predigen zu lernen, ehe man ſich in tiefere Sachen miſcht! Die menſchliche Seele an ſich und in ihrer Erſcheinung auf dieſer Erde, ihre ſinnlichen Werkzeuge und Gewichte und Hoffnungen und Vergnügen und Charaktere und Pflichten und alles, was Menſchen hier glücklich machen kann, ſei meine erſte Ausſicht.

Der Geiſt- und Herzenspredigter.

22 Noch iſt alles Theorie: es werde Praxis, und dazu diene die Seelenſorge meines Amtes. Hier iſt ein Feld, ſich Liebe, Zutrauen und Kenntniſſe zu erwerben, ein Feld zu bilden und Nutzen zu ſchaffen — wenn die Religion z. E. bei Trauungen und Taufen und Gedächtnisreden und Krankenbeſuchen den Großen edel und groß und vernünftig, den Geſchmackvollen mit Geſchmack und Schönheit, dem zarten Geſchlecht zart und liebenswürdig, dem fühlbaren Menſchen fühlbar und ſtark, dem Unglücklichen und Sterbenden tröſtlich und hoffnungsvoll gemacht wird. Und hier iſt ein Feld beſonders für mich. Sich vor einer Gewohnheits- und Kanzelſprache in Acht nehmen, immer auf die Zuhörer ſehen, für die man redet, ſich immer in die Situation einpaſſen, in der man die Religion ſehen will, immer für den Geiſt und das Herz reden: das muß Gewalt über die Seelen geben! Oder nichts gibts! Hier iſt die vornehmſte Stelle, wo ſich ein Prediger würdig zeigt: hier ruhn die Stäbe ſeiner Macht.

Der Jugendbildner.

Hier brauchts keines Genies für Lehrer und Schüler: nur Treue, Fleiß und Aufmerkſamkeit! Hier kommen lebendige Sachen und Kupfer zu Hilfe: er kennt ſeine Welt; hier wird alles lebendig: er findet ſich, daß das eben dasſelbe iſt, was er wußte und nicht weiß, zu kennen glaubte und nicht kennt, ſpricht und nicht denkt. Welche Wetteiferungen! Welche Revolution in der Seele des Knaben! Welche Erregung von unten auf! Eifer, nicht bloß akademiſch toter Erklärungen, ſondern lebendiger, lebendiger Kenntniſſe; das erweckt die Seele. Das gibt Luſt zu lernen und zu leben: das hebt aus der Einſchläferung der Sprache; das läßt ſich den Eltern, zum Ruhm der Kinder, vorpredigen; das läßt ſich anwenden: das bildet auf Zeitlebens.

Die Stufen des Lernens.

Es gibt drei Stufen in der Natur der Sache: das Kind lernt nichts als ſich alles erklären, was um es iſt, und es ſonſt nur ſchwatzen würde, und legt durch Neugierde, Sinnlichkeit und Empfindung den Grund zu allem; der Knabe dehnt ſich in Ausſichten und Kenntniſſen der Einbildungskraft ſo weit aus, als er kann, und überfliegt das Reich der Wiſſenſchaften in hellen Bildern; der Jüngling ſteigt auf alles herunter und erforſcht mit Verſtand und Vernunft, was jener nur überſah. Sinn und Gefühl iſt alſo das Inſtrument des erſten, Phantaſie des andern und gleichſam Geſicht der Seele, Vernunft des dritten und gleichſam Betaſtung des Geiſtes! Der Materie nach teilte ſich jede Stufe wieder in drei Behältniſſe: Naturlehre, menſchliche Geſchichte und eigentliche abſtrakte Philoſophie. Das erſte iſt für den Sinn, das andere fürs Geſicht des Geiſtes und Einbildung, das dritte für Verſtand und Vernunft. So werden die Seelenkräfte in einem Kinde von Jugend auf gleichmäßig ausgebeſſert und mit Proportion erweitert. Das iſt das Kunſtſtück aller Erziehung und der Glückſeligkeit des Menſchen auf ſein ganzes Leben!

Der Redner Gottes.

Der Seelſorger der Zukunft.

Er ſtand mitten unter ſeinen Freunden und Kindern, wo jeder auf ihn merkte und ſeine Seele auf ſein Geſicht gerichtet hatte. „Denn der Mann ſprach mit ihm, der ihn getauft hatte, der ihn zum Abendmahl zubereitet hatte; der ſeinen Eltern, ſeinen Brüdern und Anverwandten, ſeinen Kindern, ihm ſelbſt wohl in kranken Tagen zugeſprochen, einigen darunter auf dem Todbette beigeſtanden; kurz, der bei allen Hauptveränderungen ſeines Lebens als eine wichtige Perſon mit zugegen geweſen iſt. Die Reden eines ſolchen Mannes haben ein Gewicht.“

Er ſtand mitten unter Freunden und Kindern, die ſich um das Wohl ihrer Seele bekümmert, der ſie kennt nach ihren Herzen und in ihren Häuſern kennt, der ihnen in den Bekümmerniſſen dieſes Lebens mit Troſt beiſteht und ihre Seele in die Ewigkeit gleichſam verſorgen ſoll: den ſie als einen frommen, rechtſchaffenen und verſtändigen Mann kennen: dem jedes Wort von Herzen geht, der ein Redner Gottes iſt!

Er ſprach — wie ſoll ich ſeine Sprache nennen? Predigt? Nein! Da war kein Predigtton, kein Predigtſtil, kein Predigteingang, kein Predigtthema, keine Predigtform! — War es eine Rede? Nein! Da war kein Anſtand des Redners, kein supercilium oratoris, kein Brüſten, kein rhetoriſcher Donner und Blitz, kein redneriſcher Schwung und Pracht und Pathos und Gebärdung! — So ein unterhaltendergeiſtlicher Diskurs? Nichts! Keine Einſchmeichelungen, Einfädelungen, Wendungen und Entwickelungen, keine Schraubengänge und überraſchenden Einfälle: nichts! So denn eine theologiſche Abhandlung? Auch nicht! Kein dogmatiſcher Artikel, keine akademiſchen Erklärungen und Einteilungen, kein Gerippe einer gründlichen Dispoſition, keine Demonſtrationen und Folgerungen und Lehr- und Lehnſätze und Zitationen! So denn eine Kanzelhomilie? Auch nicht recht! Kein ſteifer Anſtand wie in der Tonne jenes ſehr ehrwürdigen Dechanten, keine weitſchweifige hermeneutiſche Gelehrſamkeit, keine Konkordanzeinheit, keine fünffachen Nutzanwendungen, kein Donnern auf die Ketzer noch Schimpfen auf die Freigeiſter! Nichts von dieſem allen; du kannſt ſelbſt urteilen: höre mich an!

Mich dünkt, ich ſehe ſein Bild, das Bild eines Mannes, den, wenn die Natur durch ſein Aeußeres nicht hintergehen wollte, ich gleich zu meinem Freunde wählen, dem ich mich bald ohne Zwang anvertrauen würde. Ich dachte daran: „Kein Verſtümmelter ſoll vor den Herren treten.“

Er fing mit einem rührenden Segenswunſche an: nun hörte ich freilich nicht einen Anfang voll Ausrufungen und Beteuerungen an Gott, voll O und Ach, als wenn der Mann eben aus dem Himmel käme und denſelben wieder ſtürmen wollte; aber ich hörte einige Worte, die mir in die Seele gingen; ich fühlte es, daß ich zu einer großen Handlung eingeweiht wurde.

Er legte einige Erfahrungen, eine Beobachtung, einen Vorfall aus dem menſchlichen Leben zugrunde — das Phänomenon war mir nicht unbekannt; aber ich hatte es nicht genau genug, nicht auf einer ſolchen Seite erblickt; ich dankte dem Mann in meinem Sinn für dieſe Entdeckung, jeder ſeiner Zuhörer auch; denn die Erſcheinung war recht vor unſer aller Augen, und wir hatten ſie doch nicht geſehen! Dem müſſen wir zuhören; denn er ſieht mehr als wir!

Aber er ſchalt uns nicht, daß wir das nicht geſehen hätten oder hätten ſuchen wollen! Er machte es wie ein Lehrer, der ſeinem Schüler die Freude läßt, ſelbſt eine Entdeckung zu tun. Er führte uns bloß in unſere kleine Welt, in unſern Kreis von Handlungen und in unſer Herz, zeigte uns etwas, als wenn ers nicht gezeigt hätte: mit dem Mann wollen wir gehen; denn mit ihm ſind wir glücklich.

Nun zeigen wir uns einander unſer Gefundenes, es iſt koſtbar; das muß man nicht wegwerfen; es iſt merkwürdig, das muß man betrachten, von allen Seiten betrachten; ich finde viel Beſonderes dran, das ich mir nicht erklären kann; ich freue mich, daß ich den Mann zur Seite habe, der mir, was ich nicht weiß, auflöſt, mir allen Unterricht gibt, was es iſt, und wozu ichs brauchen kann. Dieſe guten Augenblicke will ich nutzen, die Geſellſchaft dieſer Stunde auskaufen. Wollt ihr dieſe Anlage Eingang, Einleitung, Vorrede, Vorbericht nennen; wie ihr wollt: das weiß ich, daß er mich gleichſam in die rechte Lage geſetzt, um zu hören; ich ſehe Neuheit, Wichtigkeit, Intereſſe, Vergnügen; ich empfinde alles dies; der iſt nicht mein Freund, der mich ſtören will, der kann lieber ſchlafen!

Nun hat er ſeine Situation angelegt, vertraulich, wichtig! Ich will ihn keinen Schritt verlieren; ich will ihm nicht nachdenken; mit ihm denken will ich! Er ſoll ſprechen, was ich eben jetzt und ſonſt nie gedacht habe und nie vergeſſen will. Jetzt bin ich mit ihm ganz allein; meine ganze Seele iſt Auge, um ſo viel ſchmerzhafter und widriger, wenn mir eine fremde Störung in dies ſtarre, betrachtende Auge entgegenfährt. Ich wollte ſagen: ſo wie ein Algebraiſt, wenn er auf den Flügeln ſeiner Ideen ſich ins Unendliche ſetzt, ganz Gedanke wird — aber das Gleichnis paßt überhaupt nicht; denn hier zieht ſich die Seele zuſammen, dort ſcheint ſie ſich auszudehnen. Hier fühlt ſich der Geiſt nervenſchwach, und daß ſeine Erweiterung wieder zurückſinken werde; wohl, hier ſtützt mein Seelſorger meine Aufmerkſamkeit: ſie wird Andacht. Ich bin mit ihm nicht ſo auf ein gutes Ungefähr zuſammen; wir ſind nicht allein zuſammen: Gott iſt um mich! Hier fühlt die Seele einen Tropfen von dem Schauder, der ſie durchſtrömt, wenn ſie als ein neugeſchaffener Engel einſt vor Gott tritt! Da dieſer höchſte Grad der Andacht nur ein Augenblick iſt, ſo wünſcht man ſich dieſen Augenblick, lieber nichts von der Religion gewußt zu haben, um jetzt mit einem Male aus einem Menſchen ein Chriſt zu werden; allein der Wunſch iſt unmöglich.

Die Andacht muß nicht höchſte Anſtrengung und Leidenſchaft, ſondern bloß ein Ton der Seele ſein, und dies iſt ſelbſt dem ſinnlichſten Menſchen in einem kleinen Grade möglich. Wenn zwei Brüder ſich nach einer langen Trennung vor den Augen des Vaters umarmen, ſo gibt ſeine Gegenwart ihrem ganzen Geſpräche Ton, wie wenn nicht zwei

oder drei, ſondern zehn, hundert, Tauſende wie Brüder vor den Herrn treten und ein Herz und eine Seele werden, ſich vereint hinknieen und beten — und er, der Allgegenwärtige, alles durchſtrömt und in die Seele ſchaut und wirkt — ſo öffnet ſich die Seele; und wenn eine myſtiſche Entzückung Schwärmerei, Selbſtbetrug und Schade wird: ſo iſt dieſer ſtille Ton der Seele, da ſie ſich untadelhaft vor dem Auge der ſchauenden Gottheit erhält, gleich einem ſtillen See, der auf einen belebenden, ſanften Hauch des Abendzephyrs wartet. Jetzt wecke ich den, dem ich zu ſchlafen befahl, auf und kann mein voriges Wort bei mir ſelbſt kaum verantworten.

Der Mann, an deſſen Munde ich hange, was zeichnet er nun auf die offene Tafel meiner Seele, wo ich alles verwiſcht, und wo das Andenken an Gott die Oberfläche zubereitet und weich gemacht? Keine trockenen Sittenlehren und geraubten Lebensregeln, die haften nicht; er ſchreibt keine Worte auf ſie, ſondern gräbt in ſie ein Bild, ein Gemälde mit allen ſeinen Zügen, das nie völlig verlöſchen kann; wenigſtens bleiben Spuren auf dem Grunde, und einzelne Striche bringen uns das Ganze wieder vor. Die Idee des Bildes iſt Moral, die Zuſammenſetzung eine Situation der Menſchheit und des Lebens, die Farbe des Bildes iſt Religion; ſo iſt alſo ſeine Predigt ein vollſtändiges Ganze.

Ich kann keines dieſer Stücke allein betrachten; denn er trägt mir keines allein vor: nicht erſt Moral, dann Charaktere, dann ein leichtes Teint der Religion darüber, wie die heidniſchen Sittenlehrer auf chriſtlichen Kanzeln. Nein, die bedeutungsvolle Idee des Bildes, die Moral, wird durch die Züge ſichtbar, die er aus dem menſchlichen Herzen und bürgerlichen Leben hernimmt, und jeder Zug erſcheint in dem ſtrahlenden Glanze der Religion. Eigenſinn iſt es alſo nicht, wenn ich ſage: „Wenn er mir eines raubte, ſo hätte ich nichts.“

Wie ſoll ich nun müde werden, ein Bild zu ſehen, in dem alles voll Bedeutung iſt: das Anſchauen gebiert Wolluſt; denn ich fühle es, daß ich die Großheit und Würde und Einfalt faſſe, die die ſchöne Natur iſt. Und jedes Anſchauen gebiert neue Wolluſt, ſolange ich neue Züge entdecke, wodurch ich mich der ganzen Idee nähere, die der Künſtler dachte. Dieſe Idee Gottes iſt die Moral; hätte ich ſie von Ewigkeit her geſehen, daß kein Schattenzug mir fehlte, ſo könnte ich ſagen: „Die ewige Moral!“ Aber nun iſt jeder Augenblick, da ich eine Pflicht anſchauend erkenne, ein ſüßes Gefühl, das ſich von weitem der Empfindung nähert, dieſe Pflicht zu tun. Du, der nie Süßigkeit darin geſchmeckt, eine gute Handlung zu denken, du kannſt ſie nie wollen, unmoraliſch Geſchöpf! Entweder liegt es an dir oder an dem, der dir die Idee vorbildet. Ja freilich, wenn ich ſtatt des Bildes tote Buchſtaben ſehe, ich meine trockne allgemeine Sittenlehren: ja, ſo fühle ich freilich nichts von der Wolluſt der Anſchauung; denn das trockene Allgemeine gibt kein Bild. Hier lebt alles! Laßt mich, ich habe nicht Zeit, darauf zu denken, was mir ſonſt die Predigten langweilig, alt und trocken gemacht; jetzt wird es mir ſchwer zu denken, etwas anſchauend zu ſehen, das an ſich unerſchöpflich an Reizen iſt, und doch zu ſchlummern. Man muß mir ſtatt eines Gemäldes von Raffael ein nürnbergſches Stück gezeigt haben. Der Mann zeigt mir nicht, daß er ſtudiert hat; aber nie habe ich es gemißt, daß ers nicht hat, der Mann ſpricht mir keine Philoſophie vor; aber er muß der größte Philoſoph ſein, daß ſie niemand bei ihm gewahr wird und niemand ſie wünſcht.

Wie ſoll mir ferner Intereſſe fehlen, da jeder Zug, durch den die Idee ſichtbar wird, mich ſchildert! Die ganze Moral wird Situation, die ich nicht verkennen kann. Hier iſt mein Herz getroffen: es ſchlägt, der Vorfall iſt aus meiner Lebensbahn gehoben; ich bin vertraut mit ihm und muß es bis an mein Ziel des Lebens bleiben; in dieſen Abdruck paßt niemand als ich. Ich eile meinem Bilde entgegen; ihm pocht mein Herz entgegen, es zu umarmen — kann hier Intereſſe fehlen?

Kann Würde fehlen, wo der Glanz des Ganzen, nicht der Ueberſtrich, Religion iſt? Ich bin mit großen Befehlen Gottes, allen ſeinen Handlungen und Wohltaten umringt. Dieſer Mann ſpricht nicht die Sprache der Bibel; aber er führt mich in ihren Inhalt wie in ein Heiligtum ein: mit allen großen Männern der Religion bin ich vertraut; ich wandle unter ihnen, ſcheine zu ihrem Geſchlecht zu gehören; denn mein Redner zieht aus der Bibel Saft und Kraft, nicht bloß Schmuck oder Beweiſe; ohne Religion wäre ſein Bild ein Schattenriß.

Was ſoll ich ſagen? Habe ich Moral gehört? Schlecht, wenn das allein wäre! Hat er über Worte geſprochen? Nein, über Vorfälle! So iſt er ein Weltredner? Nein, er betrachtet ſeine Vorfälle im Licht der Religion! Trennſt du eines, ſo iſt alles zerriſſen; aber eines im andern betrachtet, was wird dieſer Homilet? Ein Mann, der ein Sohn der Weisheit, in der Kenntnis des menſchlichen Lebens erzogen und von der Religion mächtig umgebildet worden, ein großer und ſeltener Mann! Bei dem man Tugend, Situationen und Religion kennen lernt — wer wollte ihm nicht folgen?

Aber noch wäre alles leblos und bloß ein anſchauender Unterricht, der für die Gegenwart vielleicht hinreichte, und doch keine ſtarken Eindrücke nachließe; und ſehet, ſein Bild bekommt Leben und Bewegung. Die Situation verwickelt ſich, ich komme in Verlegenheit; die Tugend, die ich anſchauend erkenne, werde ich ſie auch ausführen? Die Situation, in der ich mich ſehe, werde ich ſie gebrauchen oder mißbrauchen? Die Religion, die ich verehre, werde ich ſie auch ausüben? Er fragt mich; was ſoll ich antworten? Antworten muß ich mir ſelbſt und ihm! Denn es iſt, als ſpräche er mit mir allein. Dieſer

Augenblick ſoll ein Feſt von Entſchlüſſen ſein; ich fühle mich verpflichtet, ich ſehe mich genötigt, ich ſehe mich bewogen, mich zu der Denkart zu gewöhnen. Gewöhnen? Entſchlüſſe? Und entſchließt du dich zum erſtenmal jetzt? Die Situation wird verwickelter, das Blut wärmer, die Bruſt enger! So oft war aller Entſchluß und Verſuch vergeblich! Es wird auch nun ſein! Ich will mich loswinden! Ich kann nicht! Schwierigkeiten! Noch Zeit! Der Seelſorger ſchließt den Kreis zu und zieht den Knoten unvermutet zuſammen. Es muß entſchloſſen ſein; ich ſehe hier von ſelbſt den Abgrund und dort die reizenden Bilder, allen Reichtum der Beweggründe von allen Seiten: ich entſchließe mich — deſto ſtärker, von mir ſelbſt, vor Gott! Er zwang mich nicht, und ich bin entſchloſſen! Nun ſchmecke ich den zweiten Grad von Wolluſt der Seele, nicht, eine gute Handlung zu denken, ſondern ſie als die ſeine zu denken: — ſie zu wollen!

Was ſoll er mehr tun? Auf mich ſtürmen, daß ich den Durchbruch der Gnade erkämpfe, daß ich mich in einem Müßiggang voll ſchwärmender Erfahrungen daher ſchleppe, lebend-tot und albern bei gutem Herzen? Nein! Er zeigt mir wieder ſeine Sphäre, meine Welt, Beruf und mein Herz! Ich ſehe genau, wozu ich mich entſchloſſen, wann und wie und warum ichs tun muß. Ich entſchließe mich nochmals, und nun tritt er mit mir vor Gott, damit mein dargebrachtes Opfer des Herzens die Glut des Himmels trinke; er gibt mir ſeinen Segen und ſeinen Rat: was er mir geben kann!

Ideen zur Geſchichte der Menſchheit.

Der Menſch als Abſicht der Natur.

26 Ein ſanftes Gewicht knüpfte die Natur an unſern Fuß, um uns dieſe Einheit und Stetigkeit zu geben: es heißt in der Körperwelt Schwere, in der Geiſterwelt Trägheit. Wie alles zum Mittelpunkt drängt und nichts von der Erde hinwegkann, ohne daß es je von unſerm Willen abhange, ob wir darauf leben und ſterben wollen: ſo zieht die Natur auch unſern Geiſt von Kindheit auf mit ſtarken Feſſeln, jeden an ſein Eigentum, d. i. an ſeine Erde; denn was hätten wir endlich anderes zum Eigentum als dieſe? Jeder liebt ſein Land, ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſein Weib, ſeine Kinder, nicht weil ſie die beſten auf der Welt, ſondern weil ſie die bewährten Seinigen ſind und er in ihnen ſich und ſeine Mühe ſelbſt liebt. So gewöhnt ſich jeder auch an die ſchlechteſte Speiſe, an die härteſte Lebensart, an die roheſte Sitte des rauheſten Klimas und findet zuletzt in ihm Behaglichkeit und Ruhe. Selbſt die Zugvögel niſten, wo ſie geboren ſind; und das ſchlechteſte, rauheſte Vaterland hat oft für den Menſchenſtamm, der ſich daran gewöhnte, die ziehendſten Feſſeln.

Fragen wir alſo: „Wo iſt das Vaterland der Menſchen? Wo iſt der Mittelpunkt der Erde?“ ſo wird überall die Antwort ſein können: „Hier, wo du ſtehſt — es ſei nahe dem beeiſten Pol oder gerade unter der brennenden Mittagsſonne.“ Ueberall, wo Menſchen leben können, leben Menſchen; und ſie können faſt überall leben. Da die große Mutter auf unſerer Erde kein ewiges Einerlei hervorbringen konnte noch mochte, ſo war kein anderes Mittel, als daß ſie das ungeheuerſte Vielerlei hervortrieb und den Menſchen aus einem Stoff webte, dies große Vielerlei zu ertragen. Späterhin werden wir eine ſchöne Stufenleiter finden, wie ſich, nachdem die Kunſt der Organiſation in einem Geſchöpf zunimmt, auch die Fähigkeit desſelben vermehrt, mancherlei Zuſtände auszudauern und ſich nach jedem derſelben zu bilden. Unter allen dieſen veränderlichen, ziehbaren, empfänglichen Geſchöpfen iſt der Menſch das empfänglichſte: die ganze Erde iſt für ihn gemacht, er für die ganze Erde.

Laßt uns alſo, wenn wir über die Geſchichte unſeres Geſchlechts philoſophieren wollen, ſoviel wie möglich alle engen Gedankenformen, die aus der Bildung eines Erdſtrichs, wohl gar nur einer Schule genommen ſind, verleugnen. Nicht, was der Menſch bei uns iſt, oder gar, was er nach den Begriffen irgend eines Träumers ſein ſoll, ſondern was er überall auf der Erde, und doch zugleich in jeglichem Strich beſonders iſt, d. i. wozu ihn irgend nur die reiche Mannigfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden konnte: das laßt uns auch als Abſicht der Natur betrachten.

Der Menſch als Pflanze.

Es fällt in die Augen, daß das menſchliche 27
Leben, ſofern es Vegetation iſt, auch das Schickſal der Pflanzen habe. Wie ſie wird Menſch und Tier aus einem Samen geboren, der auch als Keim eines künftigen Baumes eine Mutterhülle fordert. Sein erſtes Gebilde entwickelt ſich pflanzenartig im Mutterleibe; ja, auch außer demſelben, iſt unſer Fiberngebäude in ſeinen erſten Sproſſen und Kräften nicht faſt der Senſitiva ähnlich? Unſere Lebensalter ſind die Lebensalter der Pflanze: wir gehen auf, wachſen, blühen, blühen ab und ſterben. Ohne unſern Willen werden wir hervorgerufen, und niemand wird gefragt, welches Geſchlechts er ſein, von welchen Eltern er entſprießen, auf welchem Boden er dürftig oder üppig fortkommen, durch welchen Zufall endlich von innen oder von außen er untergehen wolle. In alle dieſem muß der Menſch höheren Geſetzen folgen, über die er ſo wenig als die Pflanze Aufſchluß erhält, ja, denen er beinahe wider Willen mit ſeinen ſtärkſten Trieben dient. Solange der Menſch wächſt und der Saft in ihm grünt: wie weit und fröhlich dünkt ihm die Welt! Er ſtreckt ſeine Aeſte umher und glaubt zum Himmel zu wachſen. So lockt die Natur ihn ins Leben

hinein, bis er ſich mit raſchen Kräften, mit unermüdeter Tätigkeit alle die Fertigkeiten erwarb, die ſie auf dem Felde oder Gartenbeet, auf die ſie ihn geſetzt hat, diesmal an ihm ausbilden wollte. Nachdem er ihre Zwecke erreicht hat, verläßt ſie ihn allmählich. In der Blütenzeit des Frühlings und unſerer Jugend, mit welchen Reichtümern iſt allenthalben die Natur beladen! Man glaubt, ſie wolle mit dieſer Blumenwelt eine neue Schöpfung beſamen. Einige Monate nachher, wie iſt alles ſo anders! Die meiſten Blüten ſind abgefallen; wenige dürre Früchte gedeihen. Mit Mühe und Arbeit des Baumes reifen ſie, und ſogleich gehen die Blätter ans Verwelken. Der Baum ſchüttet ſein mattes Haar den geliebten Kindern, die ihn verlaſſen haben, nach; entblättert ſteht er da; der Sturm raubt ihm ſeine dürren Aeſte, bis er endlich ganz zu Boden ſinkt und ſich das wenige Brennbare in ihm zur Seele der Natur auflöſt. Iſts mit dem Menſchen, als Pflanze betrachtet, anders? Welche Unermeßlichkeit von Hoffnungen, Ausſichten, Wirkungstrieben füllt dunkel oder lebhaft ſeine jugendliche Seele! Alles traut er ſich zu, und eben weil ers ſich zutraut, gelingts ihm; denn das Glück iſt die Braut der Jugend. Wenige Jahre weiter, und es verändert ſich alles um ihn, bloß weil er ſich verändert. Das wenigſte hat er ausgerichtet, was er ausrichten wollte, und glücklich, wenn er es nicht mehr und jetzt zu unrechter Zeit ausrichten will, ſondern ſich friedlich ſelbſt verlebt! Im Auge eines höheren Weſens mögen unſere Wirkungen auf der Erde ſo wichtig, wenigſtens gewiß ſo beſtimmt und umſchrieben ſein als die Taten und Unternehmungen eines Baumes. Er entwickelt, was er entwickeln kann, und macht ſich, deſſen er habhaft werden mag, Meiſter. Er treibt Sproſſen und Keime, gebiert Früchte und ſäet junge Bäume; niemals aber kommt er von der Stelle, auf die ihn die Natur geſtellt hat, und er kann ſich keine einzige der Kräfte, die nicht in ihn gelegt ſind, nehmen.

Der Menſch als Tier.

28 Der Menſch ſcheint unter den Erdtieren das feine Mittelgeſchöpf zu ſein, in dem ſich, ſoviel es die Einzelheit ſeiner Beſtimmung zuließ, die meiſten und feinſten Strahlen ihm ähnlicher Geſtalten ſammeln. Alles in gleichem Maß konnte er nicht in ſich faſſen: er mußte alſo dieſem Geſchöpf an Feinheit eines Sinnes, jenem an Muskelkraft, einem dritten an Elaſtizität der Fibern nachſtehen; ſoviel ſich aber vereinigen ließ, ward in ihm vereinigt. Mit allen Landtieren hat er Teile, Triebe, Sinne, Fähigkeiten, Künſte gemein: wo nicht ererbt, ſo doch erlernt; wo nicht ausgebildet, ſo doch in der Anlage. Man könnte, wenn man die ihm nahen Tierarten mit ihm vergleicht, beinahe kühn werden zu ſagen, ſie ſeien gebrochene und durch katoptriſche Spiegel auseinandergeworfene Strahlen ſeines Bildes.

Der Menſch als Kunſtgeſchöpf.

Mit dem aufgerichteten Gange wurde der 29
Menſch ein Kunſtgeſchöpf; denn durch ihn, die erſte und ſchwerſte Kunſt, die ein Menſch lernt, wird er eingeweiht, alle zu lernen und gleichſam eine lebendige Kunſt zu werden. Siehe das Tier. Es hat zum Teil ſchon Finger wie der Menſch; nur ſind ſie hier in einen Huf, dort in eine Klaue oder in ein anderes Gebilde eingeſchloſſen und durch Schwielen verderbt. Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Menſch freie und künſtliche Hände, Werkzeuge der feinſten Hantierungen und eines immerwährenden Taſtens nach neuen klaren Ideen.

Welche Tiefen von Kunſtgefühl liegen in einem jeden Menſchenſinn verborgen, die hier und da meiſtens nur Not, Mangel, Krankheit, das Fehlen eines andern Sinnes, Mißgeburt oder ein Zufall entdeckt, und die uns ahnen laſſen, was für andere, für dieſe Welt unaufgeſchloſſene Sinne in uns liegen mögen. Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtnis bis zu einem Grade erheben konnten, der Menſchen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft dünkt, ſo mögen unentdeckte Welten der Mannigfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, die wir in unſerer vielorganiſierten Maſchine nur nicht entwickeln. Das Auge, das Ohr — zu welchen Feinheiten iſt der Menſch ſchon durch ſie gelangt und wird in einem höhern Zuſtande gewiß weiter gelangen, da das Licht eine Sprache Gottes iſt, die unſer feinſter Sinn in tauſend Geſtalten und Farben unabläſſig nur buchſtabiert! Der Wohllaut, den das menſchliche Ohr empfindet und den die Kunſt nur entwickelt, iſt die feinſte Meßkunſt, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübt, ſowie ſie durchs Auge, indem der Lichtſtrahl auf ihm ſpielt, die feinſte Geometrie beweiſt. Unendlich werden wir uns wundern, wenn wir, in unſerm Daſein einen Schritt weiter, alles das mit klarem Blick ſehen, was wir in unſerer vielorganiſierten göttlichen Maſchine mit Sinnen und Kräften dunkel übten, und in welchem ſich ſeiner Organiſation gemäß das Tier ſchon vorzuüben ſcheint. Indeſſen wären alle dieſe Kunſtwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand, auch in der aufrechten Geſtalt unwirkſam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die ſie alle in Bewegung ſetzte: es war das göttliche Geſchenk der Rede. Nur durch die Rede wird die ſchlummernde Vernunft erweckt; oder vielmehr die nackte Fähigkeit, die durch ſich ſelbſt ewig tot geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja, das Gefühl aller Sinne eins und vereinigt ſich durch ſie zum ſchaffenden Gedanken, dem das Kunſtwerk der Hände und anderer Glieder nur gehorcht.

Der Menſch, wie ein Baum des Himmels aufrecht gepflanzt, wächſt langſam. Er bleibt gleich dem Elefanten am längſten im Mutterleibe; die

Jahre ſeiner Jugend dauern lange, unvergleichbar länger als irgend eines Tieres. Die glückliche Zeit alſo, zu lernen, zu wachſen, ſich ſeines Lebens zu freuen und es auf die unſchuldigſte Weiſe zu genießen, zog die Natur ſo lange, als ſie ſie ziehen konnte. Manche Tiere ſind in wenigen Jahren, Tagen, ja, beinahe ſchon im Augenblick der Geburt ausgebildet: ſie ſind aber auch deſto unvollkommener und ſterben deſto früher. Der Menſch muß am längſten lernen, weil er am meiſten zu lernen hat, da bei ihm alles auf eigen erlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunſt ankommt. Würde nachher auch durch das unnennbare Heer der Zufälle und Gefahren ſein Leben abgekürzt, ſo hat er doch ſeine ſorgenfreie lange Jugend genoſſen, da mit ſeinem Körper und Geiſt auch die Welt um ihn her wuchs, da mit ſeinem langſam heraufſteigenden, immer erweiterten Geſichtskreiſe auch der Kreis ſeiner Hoffnungen ſich weitete und ſein jugendlich edles Herz in raſcher Neugier, in ungeduldiger Schwärmerei für alles Große, Gute und Schöne immer heftiger ſchlagen lernte. Die Blüte des Geſchlechtstriebes entwickelt ſich bei einem geſunden, ungereizten Menſchen ſpäter als bei irgend einem Tier; denn er ſoll lange leben und den edelſten Saft ſeiner Seelen- und Leibeskräfte nicht zu früh verſchwenden. Das Inſekt, das der Liebe früh dient, ſtirbt auch früh; alle keuſchen, einpaarigen Tiergeſchlechter leben länger, als die ohne Ehe leben. Der lüſterne Hahn ſtirbt bald; die treue Waldtaube kann fünfzig Jahre leben. Für den Liebling der Natur hienieden iſt alſo auch die Ehe geordnet; und die erſten, friſchſten Jahre ſeines Lebens ſoll er gar als eine eingehüllte Knoſpe der Unſchuld ſich ſelbſt leben. Es folgen darauf lange Jahre der männlichen und heiterſten Kräfte, in denen ſeine Vernunft reift, die bei dem Menſchen, ſogar mit den Zeugungskräften, in ein den Tieren unbekanntes hohes Alter hinauf grünt; bis endlich der ſanfte Tod kommt und den fallenden Staub ſowohl als den eingeſchloſſenen Geiſt von der ihnen ſelbſt fremden Zuſammenfügung erlöſt. Die Natur hat alſo an die brechliche Hütte des menſchlichen Leibes alle Kunſt verwandt, die ein Gebilde der Erde faſſen konnte; und ſelbſt in dem, was das Leben kürzt und ſchwächt, hat ſie wenigſtens den kürzeren mit dem empfindlicheren Genuß, die aufreibende mit der inniger gefühlten Kraft vergolten.

Bildung zur Humanität.

Ich wünſchte, daß ich in das Wort „Humanität" alles faſſen könnte, was ich über des Menſchen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feinern Sinnen und Trieben, zur zarteſten und ſtärkſten Geſundheit, zur Erfüllung und Beherrſchung der Erde geſagt habe; denn der Menſch hat kein edleres Wort für ſeine Beſtimmung, als er ſelbſt iſt, in dem das Bild des Schöpfers unſerer Erde, wie es hier ſichtbar werden konnte, abgedruckt lebt. Um ſeine edelſten Pflichten zu entwickeln, dürfen wir nur ſeine Geſtalt zeichnen.

Der Zweck unſeres Daſeins iſt auf Bildung der Humanität gerichtet, der alle niedrigen Bedürfniſſe der Erde nur dienen und ſelbſt zu ihr führen ſollen. Unſere Vernunftfähigkeit ſoll zur Vernunft, unſere feineren Sinne zur Kunſt, unſere Triebe zur echten Freiheit und Schöne, unſere Bewegungskräfte zur Menſchenliebe gebildet werden. Entweder wiſſen wir nichts von unſerer Beſtimmung, und die Gottheit täuſchte uns mit allen ihren Anlagen von innen und außen (welche Läſterung auch nicht einmal einen Sinn hat) — oder wir können dieſes Zweckes ſo ſicher ſein als Gottes und unſeres Daſeins.

Und wie ſelten wird dieſer ewige, dieſer unendliche Zweck hier erreicht! Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Tierheit gefangen; das Wahre wird auf den irreſten Wegen geſucht, und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erſchuf, durch Vernachläſſigung und Ruchloſigkeit verderbt. Bei wenigen Menſchen iſt die gottähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Wortes eigentliches Studium des Lebens; die meiſten fangen nur ſpät an daran zu denken, und auch bei den beſten ziehen niedrige Triebe den erhabenen Menſchen zum Tier hinunter. Wer unter den Sterblichen kann ſagen, daß er das reine Bild der Menſchheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?

Entweder irrte ſich alſo der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorſteckte, und mit der Organiſation, die er zu Erreichung desſelben ſo künſtlich zuſammengeleitet hat, oder dieſer Zweck geht über unſer Daſein hinaus, und die Erde iſt nur ein Uebungsplatz, eine Vorbereitungsſtätte. Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabenſten zugeſellt werden, und der Menſch im ganzen iſt nur eine kleine Stufe über das Tier erhoben. Ja, auch unter den Menſchen ſelbſt mußte die größte Verſchiedenheit ſtattfinden, da alles auf der Erde ſo vielartig iſt und in manchen Gegenden und Zuſtänden unſer Geſchlecht ſo tief unter dem Joch des Klimas und der Notdurft liegt. Der Entwurf der bildenden Vorſehung mußte alſo alle dieſe Stufen, dieſe Zonen, dieſe Abartungen mit einem Blick umfaßt haben und den Menſchen in ihnen allen weiter zu führen wiſſen, wie er die niedrigen Kräfte allmählich und ihnen unbewußt höher führt. Es iſt befremdend und doch unleugbar, daß unter allen Erdbewohnern das menſchliche Geſchlecht dem Ziel ſeiner Beſtimmung am meiſten fern bleibt. Jedes Tier erreicht, was es in ſeiner Organiſation erreichen ſoll; der einzige Menſch erreichts nicht, eben weil ſein Ziel ſo hoch, ſo weit, ſo unendlich iſt und er auf unſerer Erde ſo tief, ſo ſpät, mit ſo viel Hinderniſſen von außen und innen anfängt. Dem Tier iſt die Muttergabe der Natur, ſein Inſtinkt, der ſichere Führer; es iſt noch als Knecht im Hauſe des oberſten Vaters und muß gehorchen. Der Menſch iſt ſchon als Kind in demſelben und ſoll außer einigen notdürftigen Trieben alles, was zur Vernunft und Humanität

gehört, erſt lernen. Er lernts alſo unvollkommen, weil er mit dem Samen des Verſtandes und der Tugend auch Vorurteile und üble Sitten erbt und in ſeinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beſchwert iſt, die vom Anfang ſeines Geſchlechts herreichen. Die Fußſtapfen, die göttliche Menſchen vor und um ihn gezeichnet, ſind mit ſo viel andern verwirrt und zuſammengetreten, in denen Tiere und Räuber wandelten und leider oft wirkſamer waren als jene wenigen erwählten großen und guten Menſchen. Man würde alſo — wie es auch viele getan haben — die Vorſehung anklagen müſſen, daß ſie den Menſchen ſo nahe ans Tier grenzen laſſen und ihm, da er dennoch nicht Tier ſein ſollte, den Grad von Licht, Feſtigkeit und Sicherheit verſagt habe, der ſeiner Vernunft ſtatt des Inſtinkts hätte dienen können; oder dieſer dürftige Anfang iſt eben ſeines unendlichen Fortgangs Zeuge. Der Menſch ſoll ſich nämlich dieſen Grad des Lichts und der Sicherheit durch Uebung ſelbſt erwerben, damit er unter der Leitung ſeines Vaters ein edler Freier durch eigene Bemühung werde — und er wirds werden. Auch der Menſchenähnliche wird Menſch ſein; auch die durch Kälte und Sonnenbrand erſtarrte und verdorrte Knoſpe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Geſtalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit.

Und ſo können wir auch leicht ahnen, was aus unſerer Menſchheit allein in jene Welt übergehen kann: es iſt eben dieſe gottähnliche Humanität, die verſchloſſene Knoſpe der wahren Geſtalt der Menſchheit. Alles Notdürftige dieſer Erde iſt nur für ſie; wir laſſen den Kalk unſerer Gebeine den Steinen und geben den Elementen das Ihrige wieder. Alle ſinnlichen Triebe, in denen wir wie die Tiere der irdiſchen Haushaltung dienten, haben ihr Werk vollbracht; ſie ſollten bei dem Menſchen die Veranlaſſung edlerer Geſinnungen und Bemühungen werden, und damit iſt ihr Werk vollendet. Das Bedürfnis der Nahrung ſollte ihn zur Arbeit, zur Geſellſchaft, zum Gehorſam gegen Geſetze und Einrichtungen erwecken und ihn unter ein heilſames, der Erde unentbehrliches Joch feſſeln. Der Trieb der Geſchlechter ſollte Geſelligkeit, väterliche, eheliche, kindliche Liebe auch in die harte Bruſt des Unmenſchen pflanzen und ſchwere, langwierige Bemühungen für ſein Geſchlecht ihm angenehm machen, weil er ſie ja für die Seinen, für ſein Fleiſch und Blut übernehme. Solche Abſicht hat die Natur bei allen Bedürfniſſen der Erde; jedes derſelben ſollte eine Mutterhülle ſein, in der ein Keim der Humanität ſproßte. Glücklich, wenn er geſproßt iſt! Er wird unter dem Strahl einer ſchöneren Sonne Blüte werden. Wahrheit, Schönheit und Liebe waren das Ziel, nach dem der Menſch in jeder ſeiner Bemühungen, auch ihm ſelbſt unbewußt und oft auf ſo unrechten Wegen, ſtrebte. Das Labyrinth wird ſich entwirren; die verführenden Zaubergeſtalten werden ſchwinden, und ein jeder wird, fern oder nahe, nicht nur den Mittelpunkt ſehen, zu dem ſein Weg geht, ſondern du wirſt ihn auch, mütterliche Vorſehung, unter der Geſtalt des Genius und Freundes, deſſen er bedarf, mit verzeihender ſanfter Hand ſelbſt zu ihm leiten.

Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Es gibt eine Erziehung des Menſchengeſchlechts; 31
eben weil jeder Menſch nur durch Erziehung ein Menſch wird und das ganze Geſchlecht nicht anders als in dieſer Kette von Individuen lebt. Freilich, wenn jemand ſagte, daß nicht der einzelne Menſch, ſondern das Geſchlecht erzogen werde, ſo ſpräche er für mich unverſtändlich, da Geſchlecht und Gattung nur allgemeine Begriffe ſind, außer ſofern ſie in einzelnen Weſen exiſtieren. Gäbe ich dieſem allgemeinen Begriff nun auch alle Vollkommenheiten der Humanität, Kultur und höchſten Aufklärung, die ein idealiſcher Begriff geſtattet, ſo hätte ich zur wahren Geſchichte unſeres Geſchlechts ebenſo viel geſagt, als wenn ich von der Tierheit, der Steinheit, der Metallheit im allgemeinen ſpräche und ſie mit den herrlichſten, aber in einzelnen Individuen einander widerſprechenden Attributen auszierte. Auf dieſem Wege der Averrhoiſchen Philoſophie, nach der das ganze Menſchengeſchlecht nur eine, und zwar eine ſehr niedrige Seele beſitzt, die ſich dem einzelnen Menſchen nur teilweiſe mitteilt, auf ihm ſoll unſere Philoſophie der Geſchichte nicht wandern. Schränkte ich aber gegenſeits beim Menſchen alles auf Individuen ein und leugnete die Kette ihres Zuſammenhangs ſowohl untereinander als mit dem Ganzen, ſo wäre mir abermals die Natur des Menſchen und ſeine helle Geſchichte entgegen; denn kein einzelner von uns iſt durch ſich ſelbſt Menſch geworden. Das ganze Gebilde der Humanität in ihm hängt durch eine geiſtige Geneſis, die Erziehung, mit ſeinen Eltern, Lehrern, Freunden, mit allen Umſtänden im Lauf ſeines Lebens, alſo mit ſeinem Volk und den Vätern desſelben, ja, endlich mit der ganzen Kette des Geſchlechts zuſammen, das irgend in einem Glied eine ſeiner Seelenkräfte berührte. So werden Völker zuletzt Familien; Familien gehen zu Stammvätern hinauf; der Strom der Geſchichte engt ſich bis zu ſeinem Quell, und der ganze Wohnplatz unſerer Erde verwandelt ſich endlich in ein Erziehungshaus unſerer Familie, zwar mit vielen Abteilungen, Klaſſen und Kammern, aber doch nach einem Typus der Lektionen, der ſich mit mancherlei Zuſätzen und Veränderungen durch alle Geſchlechter vom Urvater heraberbte. Trauen wirs nun dem eingeſchränkten Verſtande eines Lehrers zu, daß er die Abteilungen ſeiner Schüler nicht ohne Grund machte, und finden, daß das Menſchengeſchlecht auf der Erde allenthalben, und zwar den Bedürfniſſen ſeiner Zeit und Wohnung gemäß, eine Art künſtlicher Erziehung finde: welcher Verſtändige, der den Bau unſerer Erde und das Verhältnis der Menſchen

zu ihm betrachtet, wird nicht vermuten, daß der Vater unſeres Geſchlechts, der beſtimmt hat, wie lange und weit Nationen wohnen ſollen, dieſe Beſtimmung auch als Lehrer unſeres Geſchlechts gemacht habe? Wird, wer ein Schiff betrachtet, eine Abſicht des Werkmeiſters in ihm leugnen? Und wer das künſtliche Gebilde unſerer Natur mit jedem Klima der bewohnbaren Erde vergleicht, wird er dem Gedanken entfliehen können, daß nicht auch in Abſicht der geiſtigen Erziehung die klimatiſche Diverſität der vielartigen Menſchen ein Zweck der Erdeſchöpfung geweſen? Da aber der Wohnplatz allein noch nicht alles ausmacht, indem lebendige, uns ähnliche Weſen dazu gehören, uns zu unterrichten, zu gewöhnen, zu bilden: mich dünkt, ſo gibt es eine Erziehung des Menſchengeſchlechts und eine Philoſophie ſeiner Geſchichte ſo gewiß, ſo wahr es eine Menſchheit, d. i. eine Zuſammenwirkung der Individuen gibt, die uns allein zu Menſchen machte.

Die Kette der Kultur.

32 Die Menſchheit iſt ein ſo reicher Entwurf von Anlagen und Kräften, daß, weil alles in der Natur auf der beſtimmteſten Individualität ruht, auch ihre großen und vielen Anlagen nicht anders als unter Millionen verteilt auf unſerm Planeten erſcheinen konnten. Alles wird geboren, was auf ihm geboren werden kann, und erhält ſich, wenn es nach Geſetzen der Natur ſeinen Beharrungszuſtand findet. Jeder einzelne Menſch trägt alſo, wie in der Geſtalt ſeines Körpers ſo auch in den Anlagen ſeiner Seele, das Ebenmaß, zu welchem er gebildet iſt und ſich ſelbſt ausbilden ſoll, in ſich; es geht durch alle Arten und Formen menſchlicher Exiſtenz, von der kränklichſten Unförmigkeit, die ſich kaum lebend erhalten konnte, bis zur ſchönſten Geſtalt eines griechiſchen Gottmenſchen, von der leidenſchaftlichſten Hitze eines Negergehirns bis zur Anlage der ſchönſten Weisheit. Durch Fehler und Verirrungen, durch Erziehung, Not und Uebung ſucht jeder Sterbliche dies Ebenmaß ſeiner Kräfte, weil in ſolchem allein der vollſte Genuß ſeines Daſeins liegt; nur wenige Glückliche aber erreichen es auf die reinſte, ſchönſte Weiſe.

Da der einzelne Menſch für ſich ſehr unvollkommen beſtehen kann, ſo bildet ſich mit jeder Geſellſchaft ein höheres Maximum zuſammenwirkender Kräfte. In wilder Verwirrung laufen dieſe ſo lange gegeneinander, bis nach unfehlbaren Geſetzen der Natur die widrigen Regeln einander einſchränken und eine Art Gleichgewicht und Harmonie der Bewegung werde. So modifizieren ſich die Nationen nach Ort, Zeit und ihrem innern Charakter; jede trägt das Ebenmaß ihrer Vollkommenheit, unvergleichbar mit andern, in ſich. Je reiner und ſchöner nun das Maximum war, auf welches ein Volk traf, auf je nützlichere Gegenſtände es ſeine Uebung ſchönerer Kräfte anlegte, je genauer und feſter endlich das Band der Vereinigung war, das alle Glieder des Staats in ihrem Innerſten verknüpfte und ſie auf dieſe guten Zwecke lenkte: deſto beſtehender war die Nation in ſich, deſto edler glänzt ihr Bild in der Menſchengeſchichte. Der Gang, den wir durch einige Völker nehmen, zeigt, wie verſchieden nach Ort, Zeit und Umſtänden das Ziel iſt, auf welches ſie ihre Beſtrebungen richteten. Bei den Chineſen wars eine feine politiſche Moral; bei den Indiern eine Art abgezogener Reinheit, ſtiller Arbeitſamkeit und Duldung; bei den Phöniziern der Geiſt der Schiffahrt und des handelnden Fleißes. Die Kultur der Griechen, inſonderheit Athens, ging auf ein Maximum des Sinnlichſchönen ſowohl in der Kunſt als den Sitten, in Wiſſenſchaften und in der politiſchen Einrichtung. In Sparta und Rom ſtrebte man nach der Tugend eines vaterländiſchen oder Heldenpatriotismus, in beiden auf eine ſehr verſchiedene Weiſe. Da in dieſem allen das meiſte von Ort und Zeit abhängt, ſo ſind in den auszeichnendſten Zügen des Nationalruhms die alten Völker einander beinahe unvergleichbar.

Indeſſen ſehen wir bei allen ein Prinzipium wirken, nämlich eine Menſchenvernunft, die aus vielem eins, aus der Unordnung Ordnung, aus einer Mannigfaltigkeit von Kräften und Abſichten ein Ganzes mit Ebenmaß und dauernder Schönheit hervorzubringen ſich beſtrebt. Von jenen unförmlichen Kunſtfelſen, womit der Chineſe ſeine Gärten verſchönt, bis zur ägyptiſchen Pyramide oder zum griechiſchen Ideal iſt allenthalben Plan und Abſicht eines nachſinnenden Verſtandes, obwohl in ſehr verſchiedenen Graden, merkbar. Je feiner nun dieſer Verſtand überlegte, je näher er dem Punkt kam, der ein Höchſtes ſeiner Art enthält und keine Abweichung zur Rechten oder zur Linken verſtattet: deſto mehr wurden ſeine Werke Muſter; denn ſie enthalten ewige Regeln für den Menſchenverſtand aller Zeiten. So läßt ſich z. B. über eine ägyptiſche Pyramide oder über mehrere griechiſche und römiſche Kunſtwerke nichts Höheres denken. Sie ſind rein aufgelöſte Probleme des menſchlichen Verſtandes in dieſer Art, bei welchen keine willkürliche Dichtung, daß das Problem etwa auch nicht aufgelöſt ſei oder beſſer aufgelöſt werden könne, ſtattfindet; denn der reine Begriff deſſen, was ſie ſein ſollten, iſt in ihnen auf die leichteſte, reinſte, ſchönſte Art erſchöpft. Jede Verirrung von ihnen wäre Fehler; und wenn dieſer auf tauſendfache Art wiederholt und vervielfältigt würde, ſo müßte man immer doch zu jenem Ziel zurückkehren, das ein Höchſtes ſeiner Art und nur ein Punkt iſt.

Es zieht ſich demnach eine Kette der Kultur in ſehr abſpringenden krummen Linien durch alle gebildeten Nationen. In jeder derſelben bezeichnet ſie zu- und abnehmende Größen und hat Maxima allerlei Art. Manche von dieſen ſchließen einander aus oder ſchränken einander ein, bis zuletzt dennoch ein Ebenmaß im Ganzen ſtattfindet, ſo daß

es der trüglichſte Schluß wäre, wenn man von einer Vollkommenheit einer Nation auf jede andere ſchließen wollte. Weil Athen z. B. ſchöne Redner hatte, durfte es deshalb nicht auch die beſte Regierungsform haben; und weil China ſo vortrefflich moraliſiert, iſt ſein Staat noch kein Muſter der Staaten. Die Regierungsform bezieht ſich auf ein ganz anderes Maximum als ein ſchöner Sittenſpruch oder eine pathetiſche Rede; obwohl zuletzt alle Dinge bei einer Nation, wenn auch nur ausſchließend und einſchränkend, ſich in einen Zuſammenhang finden. Kein anderes Maximum als das vollkommenſte Band der Verbindung macht die glücklichſten Staaten, geſetzt, das Volk müßte auch mancherlei blendende Eigenſchaften dabei entbehren.

Auch bei einer und derſelben Nation darf und kann nicht jedes Maximum ihrer ſchönen Mühe ewig dauern; denn es iſt nur ein Punkt in der Linie der Zeiten. Unabläſſig rückt dieſe weiter, und von je mehreren Umſtänden die ſchöne Wirkung abhing, deſto mehr iſt ſie dem Hingange und der Vergänglichkeit unterworfen. Glücklich, wenn ihre Muſter alsdann zur Regel anderer Zeitalter bleiben; denn die nächſtfolgenden ſtehen ihnen gemeiniglich zu nahe und ſanken vielleicht ſogar eben deshalb, weil ſie ſolche übertreffen wollten. Eben bei dem regſamſten Volk geht es oft in der ſchnellſten Abnahme vom Siede- bis zum Gefrierpunkt hinunter.

Vergänglichkeit.

33 Vorübergehend iſt alles in der Geſchichte; die Aufſchrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verweſung. Wir treten den Staub unſerer Vorfahren und wandeln auf dem eingeſunkenen Schutt zerſtörter Menſchenverfaſſungen und Königreiche.

Die Urſache dieſer Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge liegt in ihrem Weſen, in dem Ort, den ſie bewohnen, in dem ganzen Geſetz, das unſere Natur bindet. Der Leib der Menſchen iſt eine zerbrechliche, immer erneute Hülle, die endlich ſich nicht mehr erneuen kann; ihr Geiſt aber wirkt auf Erden nur in und mit dem Leibe. Wir dünken uns ſelbſtändig und hängen von allem in der Natur ab; in eine Kette wandelbarer Dinge verflochten, müſſen auch wir den Geſetzen ihres Kreislaufs folgen, die keine andern ſind als Entſtehen, Sein und Verſchwinden. Das Geſchlecht der Menſchen knüpft ein loſer Faden, der jeden Augenblick reißt, um von neuem geknüpft zu werden. Der klug gewordene Greis geht unter die Erde, damit ſein Nachfolger ebenfalls wie ein Kind beginne, die Werke ſeines Vorgängers vielleicht als ein Tor zerſtöre und dem Nachfolger dieſelbe nichtige Mühe überlaſſe, mit der auch er ſein Leben verzehrt. So ketten ſich Tage, ſo ketten Geſchlechter und Reiche ſich aneinander. Die Sonne geht unter, damit Nacht werde und Menſchen ſich über eine neue Morgenröte freuen mögen.

Und wenn bei dieſem allen nur noch einiger Fortgang merklich wäre! Wo zeigt dieſer ſich aber in der Geſchichte? Allenthalben ſieht man in ihr Zerſtörung, ohne wahrzunehmen, daß das Erneute beſſer als das Zerſtörte werde. Die Nationen blühen auf und ab; in eine abgeblühte Nation kommt keine junge, geſchweige eine ſchönere Blume wieder. Die Kultur rückt fort, ſie wird aber damit nicht vollkommener: am neuen Ort werden neue Fähigkeiten entwickelt; die alten des alten Ortes gingen unwiederbringlich unter. Waren die Römer weiſer und glücklicher, als es die Griechen waren? Und ſind wirs mehr als beide?

Die Natur des Menſchen bleibt immer dieſelbe; im zehntauſendſten Jahr der Welt wird er mit Leidenſchaften geboren, wie er im zweiten derſelben mit Leidenſchaften geboren ward, und durchläuft den Gang ſeiner Torheiten zu einer ſpäten, unvollkommenen, nutzloſen Weisheit. Wir gehen in einem Labyrinth umher, in welchem unſer Leben nur eine Spanne abſchneidet; daher es uns faſt gleichgültig ſein kann, ob der Irrweg Entwurf und Ausgang habe.

Trauriges Schickſal des Menſchengeſchlechts, das mit allen ſeinen Bemühungen an Ixions Rad, an des Siſyphus Stein gefeſſelt und zu einem tantaliſchen Sehnen verdammt iſt! Wir müſſen wollen, wir müſſen ſtreben, ohne daß wir je die Frucht unſerer Mühe vollendet ſähen oder aus der ganzen Geſchichte ein Reſultat menſchlicher Beſtrebungen lernten. Steht ein Volk allein da, ſo nutzt ſich ſein Gepräge unter der Hand der Zeit ab; kommt es mit andern ins Gedränge, ſo wird es in den ſchmelzenden Tiegel geworfen, in welchem ſich die Geſtalt desſelben gleichfalls verliert. So bauen wir aufs Eis, ſo ſchreiben wir in die Welle des Meeres; die Welle verrauſcht, das Eis zerſchmilzt, und hin iſt unſer Palaſt wie unſere Gedanken.

Wozu alſo die unſelige Mühe, die Gott dem Menſchengeſchlecht in ſeinem kurzen Leben zum Tagwerk gab? Wozu die Laſt, unter der ſich jeder zum Grabe hinarbeitet? Und niemand wurde gefragt, ob er ſie über ſich nehmen, ob er auf dieſer Stelle, zu dieſer Zeit, in dieſem Kreiſe geboren ſein wollte. Ja, da das meiſte Uebel der Menſchen von ihnen ſelbſt, von ihrer ſchlechten Verfaſſung und Regierung, vom Trotz der Unterdrücker und von einer beinahe unvermeidlichen Schwachheit der Beherrſcher und der Beherrſchten herrührt: welch ein Schickſal wars, das den Menſchen unter das Joch ſeines eigenen Geſchlechts, unter die ſchwache oder tolle Willkür ſeiner Brüder verkaufte? Man rechne die Zeitalter des Glücks und des Unglücks der Völker, ihrer guten und böſen Regenten, ja, auch bei den beſten derſelben die Summe ihrer Weisheit und Torheit, ihrer Vernunft und Leidenſchaft zuſammen: welche ungeheure Negative wird man zuſammenzählen! Betrachte die Deſpoten Aſiens,

Afrikas, ja beinahe der ganzen Erdrunde; siehe jene Ungeheuer auf dem römischen Thron, unter denen Jahrhunderte hin eine Welt litt; zähle die Verwirrungen und Kriege, die Unterdrückungen und leidenschaftlichen Tumulte zusammen und bemerke überall den Ausgang. Ein Brutus sinkt, und Antonius triumphiert; Germanicus geht unter; und Tiberius, Caligula, Nero herrschen; Aristides wird verbannt, Confucius flieht umher; Sokrates, Phocion, Seneca sterben. Freilich ist hier allenthalben der Satz kenntlich: „Was ist, das ist; was werden kann, wird; was untergehen kann, geht unter"; aber ein trauriges Anerkenntnis, das uns allenthalben nichts als den zweiten Satz predigt, daß auf unserer Erde wilde Macht und ihre Schwester, die boshafte List, siege.

So zweifelt und verzweifelt der Mensch, allerdings nach vielen scheinbaren Erfahrungen der Geschichte, ja, gewissermaßen hat diese traurige Klage die ganze Oberfläche der Weltbegebenheiten für sich; daher mir mehrere bekannt sind, die auf dem wüsten Ozean der Menschengeschichte den Gott zu verlieren glaubten, den sie auf dem festen Lande der Naturforschung in jedem Grashalm und Staubkorn mit Geistesaugen sahen und mit vollem Herzen verehrten. Im Tempel der Weltschöpfung erschien ihnen alles voll Allmacht und gütiger Weisheit; auf dem Markt menschlicher Handlungen hingegen, zu welchem doch auch unsere Lebenszeit berechnet worden, sahen sie nichts als einen Kampfplatz sinnloser Leidenschaften, wilder Kräfte, zerstörender Künste ohne eine fortgehende gütige Absicht. Die Geschichte ward ihnen wie ein Spinnengewebe im Winkel des Weltbaues, das in seinen verschlungenen Fäden zwar des verdorrten Raubes genug, nirgends aber einmal seinen traurigen Mittelpunkt, die webende Spinne selbst, zeigt.

Ist indessen ein Gott in der Natur, so ist er auch in der Geschichte; denn auch der Mensch ist ein Teil der Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortrefflich sind als jene, nach welchen sich alle Himmels- und Erdkörper bewegen. Da ich nun überzeugt bin, daß, was der Mensch wissen muß, er auch wissen könne und dürfe, so gehe ich aus dem Gewühl der Szenen, die wir bisher durchwandert haben, zuversichtlich und frei den hohen und schönen Naturgesetzen entgegen, denen auch sie folgen.

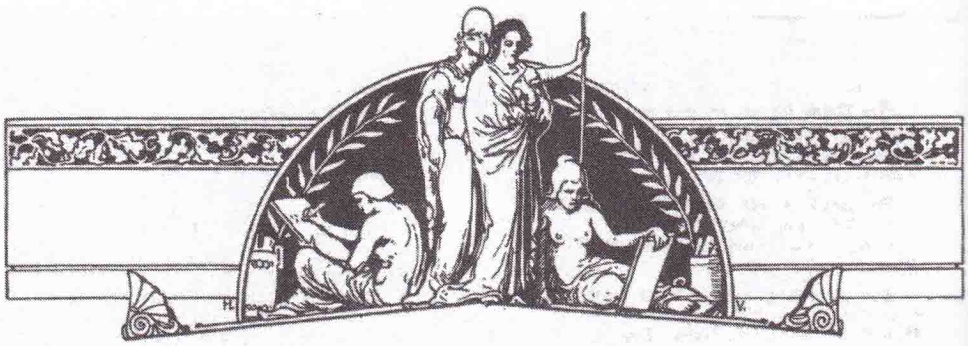
Das Germanenweib.

34 Der alte Deutsche, auch in seinen rauhen Wäldern, erkannte das Edle im Weibe und genoß an ihm die schönsten Eigenschaften seines Geschlechts: Klugheit, Treue, Mut und Keuschheit; allerdings aber kam ihm auch sein Klima, sein genetischer Charakter, seine ganze Lebensweise hierin zu Hilfe. Er und sein Weib wuchsen, wie die Eichen, langsam, unverwüstlich und kräftig; die Reize der Verführung fehlten seinem Lande; Triebe zu Tugenden dagegen gab beiden Geschlechtern sowohl die gewohnte Verfassung als die Not. Tochter Germaniens, fühle den Ruhm deiner Urmütter und eifre ihm nach! Unter wenigen Völkern rühmt die Geschichte, was sie von ihnen rühmt; unter wenigen Völkern hat auch der Mann die Tugend des Weibes wie im ältesten Germanien geehrt. Sklavinnen sind die Weiber der meisten Nationen, die in solcher Verfassung leben; ratgebende Freundinnen waren deine Mütter, und jede Edle unter ihnen ists noch.

Die Liebe des Weibes.

Glücklich, daß die Natur das weibliche Herz mit einem unnennbar zarten und starken Gefühl für den persönlichen Wert des Mannes ausgerüstet und geschmückt hat! Durch dies Gefühl erträgt sie auch seine Härtigkeiten; sie schwingt sich in einer süßen Begeisterung so gern zu allem auf, was ihr an ihm edel, groß, tapfer, ungewöhnlich dünkt; mit erhebender Teilnehmung hört sie männliche Taten, die ihr, wenn der Abend kommt, die Last des beschwerlichen Tages versüßen und es zum Stolz ihr machen, daß sie, da sie doch einmal zugehören muß, einem solchen Mann gehöre. Die Liebe des Romantischen im weiblichen Charakter ist also eine wohltätige Gabe der Natur, Balsam für sie und belohnende Aufmunterung des Mannes; denn der schönste Kranz des Jünglings war immer die Liebe der Jungfrau. Endlich die süße Mutterliebe, mit der die Natur dies Geschlecht ausstattete; fast unabhängig ist sie von kalter Vernunft und weit entfernt von eigennütziger Lohnbegierde. Nicht, weil es liebenswürdig ist, liebt die Mutter das Kind, sondern weil es ein lebendiger Teil ihres Selbst, das Kind ihres Herzens, der Abdruck ihrer Natur ist. Darum regen sich ihre Eingeweide über seinem Jammer; ihr Herz klopft stärker bei seinem Glück; ihr Blut fließt sanfter, wenn die Mutterbrust, die es trinkt, es gleichsam noch an sie knüpft. Durch alle unverdorbenen Nationen der Erde geht dieses Muttergefühl; kein Klima, das sonst alles ändert, konnte dies ändern; nur die verderbtesten Verfassungen der Gesellschaft vermochten etwa mit der Zeit das weiche Laster süßer zu machen als jene zarte Qual mütterlicher Liebe.

HOLKER 1905
JOH·WOLFGANG V. GOETHE, NACH BENEDIKT ENGELHARD EINES BILDES VON J.K. SCHMELLER



Goethe.

Rastlose Liebe.

1 Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Gefunden.

2 Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt es brechen,
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
Am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Heidenröslein.

Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sahs mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich wills nicht leiden."
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
s Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden. * 105.

Geistesgruß.

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Sehne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt;

Mein halbes Leben stürmt ich fort,
Verdehnt die Hälft in Ruh —
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immer zu!"

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr —
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und, ach, mein ſchnell verrauſchend Bild,
Stellt ſich dirs nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmut und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch

Und Freud und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd, o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb, o Liebe!
So golden ſchön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibſt.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebſt!

Auf dem See.

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!
Die Welle wieget unſern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unſerm Lauf.

Aug, mein Aug, was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, ſo gold du biſt!
Hier auch Lieb und Leben iſt.

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beſchattete Bucht,
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung füllеſt —
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt? —
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Bruſt! * 1.

Ein Gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh;
In allen Wipfeln
Spürеſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch. * 2.

An den Mond.

Füllеſt wieder Buſch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd ich froh!
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Raſt und Ruh,
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wütend überſchwillſt
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht. * 3.

Mignon.

11 Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt,
Iſt in der Weite!
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Harfenſpieler.

12 Wer ſich der Einſamkeit ergibt,
Ach, der iſt bald allein!
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja! Laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſein,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht,
Ob ſeine Freundin allein:
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach, werd ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſein,
Da läßt ſie mich allein! * 4.

Derſelbe.

13 An die Türen will ich ſchleichen,
Still und ſittſam will ich ſtehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weitergehn.

Jeder wird ſich glücklich ſcheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erſcheint;
Eine Träne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint. * 5.

Derſelbe.

14 Wer nie ſein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Ihm färbt der Morgenſonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen;
Und über ſeinem ſchuldigen Haupte bricht
Das ſchöne Bild der ganzen Welt zuſammen.
* 6.

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind? 15
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar ſchöne Spiele ſpiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen ſind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh es genau,
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
Und biſt du nicht willig, ſo brauch ich Gewalt!"
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan! —

Dem Vater grauſets, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not —
In ſeinen Armen das Kind war tot. * 106.

Mahomets Geſang.

Seht den Felſenquell, 16
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Drunten werden in dem Tal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie umſchlingen,
Ihm mit Liebesaugen ſchmeicheln:
Nach der Ebne dringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: „Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ewgen Ozean,
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer wartet,
Die ſich, ach, vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu faſſen.
Denn uns frißt in öder Wüſte
Gierger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!“

Kommt ihr alle!
Und nun ſchwillt er
Herrlicher; ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen; Städte
Werden unter ſeinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Cedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern; ſauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz. * 13.

Ganymed.

Wie im Morgenglanze 17
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich faſſen möcht
In dieſen Arm!

Ach, an deinem Buſen
Lieg ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens,
Lieblicher Morgenwind;
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.
Ich komm, ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebts.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts; die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Allliebender Vater! * 10.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.

Des Menſchen Seele 18
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels;
Und leicht empfangen,

Wallt er verſchleiernd,
Leisrauſchend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind! * 7.

Harzreiſe im Winter.

19 Dem Geier gleich,
Der, auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittich ruhend,
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied!

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt;
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löſt.

In Dickichts-Schauer
Drängt ſich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Leicht iſts, folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits, wer iſts?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad;
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen;
Das Gras ſteht wieder auf;
Die Oede verſchlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward,
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ungnügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte!

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermut
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen;
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnisvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt. * 14.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und ſchnitt
Der rechten Schwinge Sehnkraft ab.
Er ſtürzt herab in einen Myrtenhain,
Fraß ſeinen Schmerz drei Tage lang
Und zuckt an Qual
Drei lange, lange Nächte lang.
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärtger Balſam
Allheilender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten —
Hebt ſich mühſam kaum
Am Boden weg
Unwürdgem Raubbedürfnis nach
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Träne füllt ſein hohes Aug.

Da kommt mutwillig durch die Myrtenäſte
Dahergerauſcht ein Taubenpaar,
Läßt ſich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach
Und ruckt einander an;
Ihr rötlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber ſchwingt neugiergeſellig ſich
Zum nahen Buſch und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
„Du trauerſt," liebelt er,
„Sei guten Mutes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
Nicht alles hier?
Kannſt du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Glut dich ſchützt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegenheben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Tau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüſches dir
Gelegne Speiſe, letzeſt
Den leichten Durſt am Silberquell.
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug." —
„O Weiſe!" ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
„O Weisheit! Du redſt wie eine Taube!" * 8.

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn!
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Glut
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermers
Unter der Sonn als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Tränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier ſitz ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich
Und dein nicht zu achten
Wie ich! * 9.

22 Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſät,
Küſſ ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die
Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

28 Edel ſei der Menſch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Menſch;
Sein Beiſpiel lehr uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſ und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Beſten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Grenzen der Menſchheit.

Steht er mit feſten,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde:
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeins
Unendliche Kette. * 12.

Das Göttliche.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeins
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche;
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Dem Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schwei-
Nützlich verbinden. ſende

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Täten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Menſch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet ſchaff er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Weſen!
* 11.

Selbſtüberwindung.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben, 24
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Ton zu ſolcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und ſagen: Das iſt er, das iſt ſein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort;
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.

Natur und Kunſt.

Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehen 25
Und haben ſich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille iſt auch mir verſchwunden,
Und beide ſcheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt in abgemeſſnen Stunden
Mit Geiſt und Fleiß uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So iſts mit aller Bildung auch beſchaffen:
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.

Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen!
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

Hoffnung.

Schaff das Tagwerk meiner Hände, 26
Hohes Glück, daß ichs vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es ſind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen, dieſe Bäume
Geben einſt noch Frucht und Schatten.

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen? 27
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen;
Denn das Glück iſt immer da.

Beherzigung.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen? 28
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?

Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle!
Sehe jeder, wie ers treibe;
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Selige Sehnſucht.

Sagt es niemand, nur den Weiſen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebendge will ich preiſen,
Das nach Flammentod ſich ſehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugteſt,
Ueberfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die ſtille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibeſt du umfangen
In der Finſternis Beſchattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich ſchwierig,
Kommſt geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Biſt du Schmetterling verbrannt.

Und ſolang du das nicht haſt,
Dieſes: ſtirb und werde!
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Einlaß.

Huri:

Heute ſteh ich meine Wache
Vor des Paradieſes Tor,
Weiß nicht grade, wie ichs mache,
Kommſt mir ſo verdächtig vor!

Ob du unſern Mosleminen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob dein Kämpfen, dein Verdienen
Dich ans Paradies geſandt?

Zählſt du dich zu jenen Helden?
Zeige deine Wunden an,
Die mir Rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran.

Dichter:

Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein!

Schärfe deine kräftgen Blicke!
Hier durchſchaue dieſe Bruſt:
Sieh der Lebenswunden Tücke,
Sieh der Liebeswunden Luſt!

Und doch ſang ich gläubigerweiſe:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie ſie auch kreiſe,
Liebevoll und dankbar ſei.

Mit den Trefflichſten zuſammen
Wirkt ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam in Liebesflammen
Von den ſchönſten Herzen prangt.

Nein, du wählſt nicht den Geringern!
Gib die Hand, daß Tag für Tag
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde, 31
Kommt herab zum ſechſten Mal,
Daß er unſersgleichen werde,
Mitzufühlen Freud und Qual.
Er bequemt ſich, hier zu wohnen,
Läßt ſich alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er mit gemalten Wangen
Ein verlornes ſchönes Kind.
Grüß dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart, ich komme gleich hinaus. —
Und wer biſt du? — Bajadere,
Und dies iſt der Liebe Haus.
Sie rührt ſich, die Cymbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſein.
Biſt du müd, ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sklavendienſte;
Immer heitrer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Blüte
Bald und bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüte,
Wird nicht fern die Liebe ſein.
Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſten Mal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! Und die gelenken Glieder,
Sie verſagen allen Dienſt.
Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden, das ſchöne Geſpinſt.

Spät entſchlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Raſt,
Findet ſie an ihrem Herzen
Tot den vielgeliebten Gaſt.
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Prieſter, die Totengeſänge,
Sie raſet und rennet und teilet die Menge.
Wer biſt du? Was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! Er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine ſüße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: Wir tragen die Alten
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh ſies gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Totenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter, die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn Erbarmen
Mehret ihres Herzens Not;
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Procmion.

Im Namen deſſen, der ſich ſelbſt erſchuf, 82
Von Ewigkeit in ſchaffendem Beruf;
In ſeinem Namen, der den Glauben ſchafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft;
In jenes Namen, der, ſo oft genannt,
Dem Weſen nach blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, ſo weit das Auge reicht,
Du findeſt nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geiſtes höchſter Feuerflug
Hat ſchon am Gleichnis, hat am Bild genug;
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelſt, ſchmückt ſich Weg und Ort;
Du zählſt nicht mehr, berechneſt keine Zeit,
Und jeder Schritt iſt Unermeßlichkeit.

Was wär ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.

Im Innern iſt ein Univerſum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beſte, was er kennt,
Er Gott, ja, ſeinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergibt,
Ihn fürchtet und womöglich liebt. * 15.

Eins und Alles.

Im Grenzenloſen ſich zu finden, 83
Wird gern der einzelne verſchwinden,
Da löſt ſich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſtigem Fordern, ſtrengem Sollen
Sich aufzugeben, iſt Genuß.

Weltſeele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen,
Wird unſrer Kräfte Hochberuf.
Teilnehmend führen gute Geiſter,
Gelinde leitend, höchſte Meiſter,
Zu dem, der alles ſchafft und ſchuf.

Und umzuſchaffen das Geſchaffne,
Damit ſichs nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farbgen Erden;
In keinem Falle darf es ruhn.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln;
Nur ſcheinbar ſtehts Momente ſtill.
Das Ewge regt ſich fort in allen;
Denn alles muß in nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will. * 16.

Vermächtnis.

34 Kein Weſen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt ſich fort in allen;
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein iſt ewig; denn Geſetze
Bewahren die lebendgen Schätze,
Aus welchen ſich das All geſchmückt.

Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden;
Das alte Wahre, faß es an!
Verdank es, Erdenſohn, dem Weiſen,
Der ihr, die Sonne zu umkreiſen,
Und dem Geſchwiſter wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen:
Das Zentrum findeſt du dadrinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirſt keine Regel da vermiſſen;
Denn das ſelbſtändige Gewiſſen
Iſt Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen haſt du dann zu trauen;
Kein Falſches laſſen ſie dich ſchauen,
Wenn dein Verſtand dich wach erhält.
Mit friſchem Blick bemerke freudig
Und wandle ſicher wie geſchmeidig
Durch Auen reichbegabter Welt.

Genieße mäßig Füll und Segen;
Vernunft ſei überall zugegen,
Wo Leben ſich des Lebens freut.
Dann iſt Vergangenheit beſtändig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick iſt Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und biſt du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar iſt, allein iſt wahr;
Du prüfſt das allgemeine Walten,
Es wird nach ſeiner Weiſe ſchalten,
Geſelle dich zur kleinſten Schar.

Und wie von alters her im Stillen
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philoſoph, der Dichter ſchuf,
So wirſt du ſchönſte Gunſt erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen,
Iſt wünſchenswerteſter Beruf. * 17.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

35 Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Rätſel. O, könnt ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüten und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schoß hold in das Leben entläßt
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt:
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten getürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſts, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Teile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſein.
Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
An und lenket ſie ſanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt, entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer ſtaunſt du aufs neue, ſobald ſich am Stengel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beiſammen;
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte gewaltig
Strömen ſüßen Geruch, alles belebend, umher.

Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchoß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge
Und das Ganze belebt ſo wie das Einzelne ſei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ewgen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe; der Schmetterling eile geſchäftig;
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt!
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

* 18.

Metamorphoſe der Tiere.

Wagt ihr, alſo bereitet, die letzte Stufe zu ſteigen
Dieſes Gipfels, ſo reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick ins weite Feld der Natur. Sie ſpendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin; aber empfindet
Keine Sorge wie ſterbliche Frau um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht: denn zwiefach beſtimmte
Sie das höchſte Geſetz, beſchränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemeßnes Bedürfnis, und ungemeſſene Gaben,
Leicht zu finden, ſtreute ſie aus, und ruhig begünſtigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen ſchwärmen ſie fort nach ihrer Beſtimmung.

Zweck ſein ſelbſt iſt jegliches Tier, vollkommen entſpringt es
Aus dem Schoß der Natur und zeugt vollkommene Kinder;
Alle Glieder bilden ſich aus nach ewgen Geſetzen,
Und die ſeltenſte Form bewahrt im geheimen das Urbild.
So iſt jeglicher Mund geſchickt, die Speiſe zu faſſen,
Welche dem Körper gebührt; es ſei nun ſchwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt; in jeglichem Falle
Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Tiers und ſeinem Bedürfnis.
So iſt jedem der Kinder die volle, reine Geſundheit
Von der Mutter beſtimmt; denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.
Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Tieres,
Und die Weiſe zu leben, ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeigt ſich feſt die geordnete Bildung,
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Grenzen erweitert kein Gott; es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.
Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu ſchaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig ſie aus; jedoch ſchon darben dagegen
Andere Glieder; die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehſt du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug
Irgend gegönnt, ſo frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und ſuche mit forſchendem Geiſte!
Finden wirſt du ſogleich zu aller Bildung den Schlüſſel.
Denn ſo hat kein Tier, dem ſämtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf ſeiner Stirne getragen,
Und daher iſt den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden, und böte ſie alle Gewalt auf;
Denn ſie hat nicht Maſſe genug, die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.
Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch! Die heilige Muſe
Bringt harmoniſch ihn dir, mit ſanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der ſittliche Denker,
Keinen der tätige Mann, der dichtende Künſtler; der Herrſcher,
Der verdient es zu ſein, erfreut nur durch ihn ſich der Krone.
Freue dich, höchſtes Geſchöpf, der Natur! Du fühleſt dich fähig,
Ihr den höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang,
Nachzudenken. Hier ſtehe nun ſtill und wende die Blicke
Rückwärts; prüfe, vergleiche und nimm vom Munde der Muſe,
Daß du ſchaueſt, nicht ſchwärmſt, die liebliche, volle Gewißheit.

* 20.

Fauſt. Zueignung.

Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten,
Die früh ſich einſt dem trüben Blick gezeigt.
Verſuch ich wohl, euch diesmal feſtzuhalten?
Fühl ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! Nun gut, ſo mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunſt und Nebel um mich ſteigt;
Mein Buſen fühlt ſich jugendlich erſchüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten ſteigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage
Kommt erſte Lieb und Freundſchaft mit herauf.
Der Schmerz wird neu; es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor mir hinweggeſchwunden.

Sie hören nicht die folgenden Geſänge,
Die Seelen, denen ich die erſten ſang;
Zerſtoben iſt das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach, der erſte Wiederklang!
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge;
Ihr Beifall ſelbſt macht meinem Herzen bang;
Und was ſich ſonſt an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerſtreuet.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen, ernſten Geiſterreich;
Es ſchwebet nun in unbeſtimmten Tönen
Mein liſpelnd Lied, der Aeolsharfe gleich;
Ein Schauer faßt mich, Träne folgt den Tränen,
Das ſtrenge Herz, es fühlt ſich mild und weich;
Was ich beſitze, ſeh ich wie im Weiten,
Und was verſchwand, wird mir zu Wirklichkeiten. * 24.

Gottes hohe Werke.

Raphael:

38 Die Sonne tönt nach alter Weiſe
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchriebne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am erſten Tag.

Gabriel:

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſeshelle
Mit tiefer ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael:

Und Stürme brauſen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drei:

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich, wie am erſten Tag.

Genie und Pedant.

Wagner:

Verzeiht, ich hör euch deklamieren; 39
Ihr laſt gewiß ein griechiſch Trauerſpiel?
In dieſer Kunſt möcht ich was profitieren,
Denn heutzutage wirkt das viel.
Ich hab es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren.

Fauſt:

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant iſt;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner:

Ach! Wenn man ſo in ſein Muſeum gebannt iſt
Und ſieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie ſoll man ſie durch Ueberredung leiten?

Fauſt:

Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus
Und blaſt die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufchen raus!
Bewundrung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner:

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl es wohl, noch bin ich weit zurück.

Fauſt:

Such er den redlichen Gewinn!
Sei er kein ſchellenlauter Tor!
Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor.
Und wenns euch Ernſt iſt, was zu ſagen,
Iſts nötig, Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt!

Wagner:

Ach Gott! Die Kunſt iſt lang,
Und kurz iſt unſer Leben.

Mir wird bei meinem kritiſchen Beſtreben
Doch oft um Kopf und Buſen bang.
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!
Und eh man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

Fauſt:

Das Pergament, iſt das der heilge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?
Erquickung haſt du nicht gewonnen,
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner:

Verzeiht! Es iſt ein groß Ergötzen,
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen,
Zu ſchauen, wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wirs dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.

Fauſt:

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln;
Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
Da iſts dann wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem erſten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer
Und höchſtens eine Haupt- und Staatsaktion
Mit trefflichen pragmatiſchen Maximen,
Wie ſie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner:

Allein die Welt! Des Menſchen Herz und Geiſt!
Möcht jeglicher doch was davon erkennen!

Fauſt:

Ja, was man ſo erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Oſterſonntag.

Fauſt:

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Tale grünet Hoffnungsglück!
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zog ſich in rauhe Berge zurück.
Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes
In Streifen über die grünende Flur.
Aber die Sonne duldet kein Weißes:
Ueberall regt ſich Bildung und Streben —
Alles will ſie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlts im Revier:
Sie nimmt geputzte Menſchen dafür.
Kehre dich um, von dieſen Höhen
Nach der Stadt zurück zu ſehen.
Aus dem hohlen finſtern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder ſonnt ſich heute ſo gern;
Sie feiern die Auferſtehung des Herrn:
Denn ſie ſind ſelber auferſtanden!
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind ſie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, ſieh! Wie behend ſich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerſchlägt,
Wie der Fluß in Breit und Länge
So manchen luſtigen Nachen bewegt;
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt ſich dieſer letzte Kahn.
Selbſt von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre ſchon des Dorfs Getümmel;
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ichs ſein. * 25.

Unbegrenztes Sehnen.

Fauſt:

O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus dieſem Meer des Irrtums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieſer Stunde ſchönes Gut
Durch ſolchen Trübſinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendſonneglut
Die grünumgebnen Hütten ſchimmern.
Sie rückt und weicht — der Tag iſt überlebt —
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon tut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken.
Allein der neue Trieb erwacht:
Ich eile fort, ihr ewges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht.
Ach, zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen!
Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt,
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen

Der Adler ausgebreitet ſchwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat ſtrebt.

Wagner:

Ich hatte ſelbſt oft grillenhafte Stunden;
Doch ſolchen Trieb hab ich noch nie empfunden.
Man ſieht ſich leicht an Wald und Feldern ſatt;
Des Vogels Fittich werd ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geiſtesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und ſchön,
Ein ſelig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach, entrollſt du gar ein würdig Pergamen,
So ſteigt der ganze Himmel zu dir nieder!

Fauſt:

Du biſt dir nur des einen Triebs bewußt —
O, lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt:
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O, gibt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd und Himmel herrſchend weben,
So ſteiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg er mich in fremde Länder,
Mir ſollt er um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſein! * 26.

Liebe, Hoffnung.

Fauſt;

42 Verlaſſen hab ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem heilgem Grauen
In uns die beſſre Seele weckt.
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe
Mit jedem ungeſtümen Tun;
Es reget ſich die Menſchenliebe;
Die Liebe Gottes regt ſich nun.

Ach, wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wirds in unſerm Buſen helle,
In Herzen, das ſich ſelber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu ſprechen
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen,
Ach, nach des Lebens Quelle hin. * 27.

Im Tempel der Natur.

Fauſt:

43 Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt du nur,
Vergönneſt mir, in ihre tiefe Bruſt
Wie in den Buſen eines Freunds zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſt und knarrt,
Die Rieſenfichte ſtürzend Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme quetſchend niederſtreift
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich.
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber, ſchweben mir
Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt. * 28.

Gott.

Fauſt:

Mein Liebchen, wer darf ſagen: 44
Ich glaub an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſein.

Margarete:

So glaubſt du nicht?

Fauſt:

Mißhör mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn?
Wer empfinden
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich nicht Aug in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimnis
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn es dann, wie du willſt,
Nenns Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut. * 29.

Ins neue Leben!

Ariel:

Wenn der Blüten Frühlingsregen
Ueber alle ſchwebend ſinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt:
Kleiner Elfen Geiſtergröße
Eilet, wo ſie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böſe,
Jammert ſie der Unglücksmann.

Die ihr dies Haupt umſchwebt im luftgen Kreiſe,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weiſe!
Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus!
Vier ſind die Pauſen nächtiger Weile;
Nun ohne Säumen füllt ſie freundlich aus:
Erſt ſenkt ſein Haupt aufs kühle Polſter nieder,
Dann badet ihn im Tau aus Lethes Flut;
Gelenk ſind bald die krampferſtarrten Glieder,
Wenn er geſtärkt dem Tag entgegen ruht.
Vollbringt der Elfen ſchönſte Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht!

Chor:

Wenn ſich lau die Lüfte füllen
Um den grünumſchränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran:
Liſpelt leiſe ſüßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieſes Müden
Schließt des Tages Pforte zu!

Nacht iſt ſchon hereingeſunken,
Schließt ſich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See ſich ſpiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefſten Ruhens Glück beſiegelnd,
Herrſcht des Mondes volle Pracht.

Schon verloſchen ſind die Stunden,
Hingeſchwunden Schmerz und Glück;
Fühl es vor! Du wirſt geſunden;
Traue neuem Tagesblick!
Täler grünen, Hügel ſchwellen,
Buſchen ſich zu Schattenruh;
Und in ſchwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunſch um Wünſche zu erlangen,
Schaue nach dem Glanze dort!
Leiſe biſt du nur umfangen,
Schlaf iſt Schale, wirf ſie fort!
Säume nicht, dich zu erdreiſten,
Wenn die Menge zaudernd ſchweift:
Alles kann der Edle leiſten,
Der verſteht und raſch ergreift.

Ariel:

Horchet! Horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geiſtesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſentore knarren raſſelnd;
Phöbus Räder rollen praſſelnd —
Welch Getöſe bringt das Licht!
Es trommetet, es poſaunet,
Auge blinzt und Ohr erſtaunet,
Unerhörtes hört ſich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer, tiefer, ſtill zu wohnen,
In die Felſen, unters Laub;
Trifft es euch, ſo ſeid ihr taub.

Fauſt:

Des Lebens Pulſe ſchlagen friſch lebendig,
Aetheriſche Dämmrung milde zu begrüßen;
Du, Erde, warſt auch dieſe Nacht beſtändig
Und atmeſt neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginneſt ſchon mit Luſt mich zu umgeben,
Du regſt und rührſt ein kräftiges Beſchließen,
Zum höchſten Daſein immerfort zu ſtreben.
In Dämmerſchein liegt ſchon die Welt erſchloſſen,
Der Wald ertönt von tauſendſtimmigem Leben,
Talaus, talein iſt Nebelſtreif ergoſſen;
Doch ſenkt ſich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeſte, friſch erquickt, entſproſſen
Dem duftgen Abgrund, wo verſenkt ſie ſchliefen;
Auch Farb an Farbe klärt ſich los vom Grunde,
Wo Blum und Blatt von Zitterperle triefen;
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeſchaut! Der Berge Gipfelrieſen
Verkünden ſchon die feierlichſte Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das ſpäter ſich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngeſenkten Wieſen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit geſpendet,
Und ſtufenweis herab iſt es gelungen:
Sie tritt hervor! Und leider — ſchon geblendet,
Kehr ich mich weg, vom Augenſchmerz durchdrungen.

So iſt es alſo, wenn ein ſehnend Hoffen
Dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammenübermaß; wir ſtehn betroffen:
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch ein Feuer!
Iſts Lieb? Iſts Haß? Die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Waſſerſturz, das Felſenriff durchbrauſend,
Ihn ſchau ich an mit wachſendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er, jetzt in tauſend,
Dann abertauſend Strömen ſich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume ſauſend.

Allein wie herrlich: dieſem Sturm erſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſeldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihm ſinne nach, und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. * 30.

Sorge: Die Sorge.

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Geſtalt
Ueb ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängſtlicher Geſelle:
Stets gefunden, nie geſucht,
So geſchmeichelt wie verflucht. —
Haſt du die Sorge nie gekannt?

Fauſt:

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed Gelüſt ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwiſchte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünſcht und ſo mit Macht
Mein Leben durchgeſtürmt; erſt groß und mächtig,
Nun aber geht es weiſe, geht bedächtig.
Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt,
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken ſeinesgleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um!
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt, läßt ſich ergreifen.
Er wandle ſo den Erdentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken, geh er ſeinen Gang;
Im Weiterſchreiten find er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

Sorge:

Wen ich einmal mir beſitze,
Dem iſt alle Welt nichts nütze:
Ewiges Düſtre ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter;
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen;
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sei es Wonne, ſei es Plage,
Schiebt ers zu dem andern Tage,
Iſt der Zukunft nur gewärtig,
Und ſo wird er niemals fertig.

Fauſt:

Hör auf! So kommſt du mir nicht bei!
Ich mag nicht ſolchen Unſinn hören.
Fahr hin! Die ſchlechte Litanei,
Sie könnte ſelbſt den klügſten Mann betören.

Sorge:

Soll er gehen? Soll er kommen?
Der Entſchluß iſt ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er taſtend halbe Schritte;
Er verliert ſich immer tiefer,
Siehet alle Dinge ſchiefer,
Sich und andre läſtig drückend,
Atem holend und erſtickend;
Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam Rollen,
Schmerzlich Laſſen, widrig Sollen,
Bald Befreiten, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und ſchlecht Erquicken
Heftet ihn an ſeine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Fauſt:

Unſelige Geſpenſter! So behandelt ihr
Das menſchliche Geſchlecht zu tauſend Malen;
Gleichgültige Tage ſelbſt verwandelt ihr
In garſtigen Wirrwarr netzumſtrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man ſchwerlich los —
Das geiſtig-ſtrenge Band iſt nicht zu trennen:
Doch deine Macht, o Sorge, ſchleichend groß,
Ich werde ſie nicht anerkennen!

Sorge:

Erfahre ſie, wie ich geſchwind
Mich mit Verwünſchung von dir wende!
Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauſte, werde dus am Ende!

Erlöſung.

Heilige Anachoreten:

Waldung, ſie ſchwankt heran, 47
Felſen, ſie laſten dran,
Wurzeln, ſie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge ſpritzt,
Höhle, die tiefſte, ſchützt;
Löwen, ſie ſchleichen ſtumm·
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort,
Heiligen Liebeshort.

Pater ecstaticus:

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Bruſt,
Schäumende Gottesluſt!
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerſchmettert mich,
Blitze, durchwettert mich,
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerſtern,
Ewiger Liebe Kern!

Pater profundus:

Wie Felſenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund laſtend ruht,
Wie tauſend Bäche ſtrahlend fließen
Zum grauſen Sturz des Schaums der Flut,
Wie ſtrack, mit eignem kräftigem Triebe,
Der Stamm ſich in die Lüfte trägt:
So iſt es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.

Iſt um mich her ein wildes Brauſen,
Als wogte Wald und Felſengrund!
Und doch ſtürzt, liebevoll im Sauſen,
Die Waſſerfülle ſich zum Schlund,
Berufen, gleich das Tal zu wäſſern;
Der Blitz, der flammend niederſchlug,
Die Atmoſphäre zu verbeſſern,
Die Gift und Dunſt im Buſen trug:
Sind Liebesboten; ſie verkünden,
Was ewig ſchaffend uns umwallt.
Mein Innres mög es auch entzünden,
Wo ſich der Geiſt, verworren, kalt,
Verquält in ſtumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeſchloſſnem Kettenſchmerz.
O Gott! Beſchwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz!

Pater Seraphicus:

Welch ein Morgenwölkchen ſchwebet
Durch der Tannen ſchwankend Haar!
Ahn ich, was im Innern lebet?
Es iſt junge Geiſterſchar.

Chor ſeliger Knaben:

Sag uns, Vater, wo wir wallen,
Sag uns, Guter, wer wir ſind.
Glücklich ſind wir; allen, allen
Iſt das Daſein ſo gelind.

Pater Seraphicus:

Knaben, Mitternachts-Geborne,
Halb erſchloſſen Geiſt und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn!
Daß ein Liebender zugegen,
Fühlt ihr wohl; ſo naht euch nur!
Doch von ſchroffen Erdewegen,
Glückliche, habt ihr keine Spur!
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ!
Könnt ſie als die euren brauchen!
Schaut euch dieſe Gegend an!
Das ſind Bäume, das ſind Felſen,
Waſſerſtrom, der abeſtürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den ſteilen Weg verkürzt.

Selige Knaben:

Das iſt mächtig anzuſchauen;
Doch zu düſter iſt der Ort.
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen —
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus:

Steigt hinan zu höhrem Kreiſe,
Wachſet immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weiſe,
Gottes Gegenwart verſtärkt!
Denn das iſt der Geiſter Nahrung,
Die im freiſten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor ſeliger Knaben:

Hände verſchlinget
Freudig zum Ringverein;
Regt euch und ſinget
Heilge Gefühle drein!
Göttlich belehret,
Dürft ihr vertraun;
Den ihr verehret,
Werdet ihr ſchaun.

Engel:

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen!
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die ſelige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Chorus mysticus.

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wirds Ereignis;
Das Unbeſchreibliche,
Hier iſt es getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan. * 34.

Iphigenie auf Tauris.

Ahnenreihe.

Iphigenie:

Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und ſtill ſich freuend
Ans Ende dieſer ſchönen Reihe ſich
Geſchloſſen ſieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erſt eine Reihe Böſer oder Guter
Bringt endlich das Entſetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. * 35.

Iphigenie: Götterliebe.

Du haſt Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unſchuldig Verfolgte
Und auf Winden dem ehrnen Geſchick ſie
Aus den Armen über das Meer,
Ueber der Erde weiteſte Strecken
Und, wohin es dir gut dünkt, zu tragen.

Weiſe biſt du und ſieheſt das Künftige;
Nicht vorüber iſt dir das Vergangne,
Und dein Blick ruht über den Deinen,
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.
O, enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunden lauern — und ſchrecken.
Denn die Unſterblichen lieben der Menſchen
Weitverbreitete gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anſchaun
Eine Weile gönnen und laſſen. * 36.

Die erſte, letzte Luſt.

Phlades:

51 Bin ich nicht immer noch voll Mut und Luſt?
Und Luſt und Liebe ſind die Fittiche
Zu großen Taten.

Oreſt:

Große Taten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir ſie vor uns ſahn!
Wenn wir zuſammen oft dem Wilde nach
Durch Berg und Täler rannten und dereinſt,
An Bruſt und Fauſt dem hohen Ahnherrn gleich,
Mit Keul und Schwert dem Ungeheuer ſo,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir abends an der weiten See
Uns aneinander lehnend ruhig ſaßen,
Die Wellen bis zu unſern Füßen ſpielten,
Die Welt ſo weit, ſo offen vor uns lag:
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künftge Taten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Phlades:

Unendlich iſt das Werk, das zu vollführen
Die Seele bringt. Wir möchten jede Tat
So groß gleich tun, als wie ſie wächſt und wird,
Wenn jahrelang durch Länder und Geſchlechter
Der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt.
Es klingt ſo ſchön, was unſre Väter taten,
Wenn es in ſtillen Abendſchatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe ſchlürft;
Und was wir tun, iſt, wie es ihnen war,
Voll Müh und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges, den wir treten,
Und ſehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von ſich denkt,
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß ſie ſo früh durch dich ſo viel getan!

Oreſt:

Wenn ſie dem Menſchen frohe Tat beſcheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er ſein Reich vermehrt, die Grenzen ſichert
Und alte Feinde fallen oder fliehn:
Dann mag er danken! Denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erſte, letzte Luſt gegönnt. * 37.

Erfüllung.

Iphigenie:

So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter 52
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die,
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt — denn ihm muß wenig ſcheinen,
Was Tauſenden ſchon Reichtum iſt — ſo kennt
Man euch, ihr Götter, an geſparten, lang
Und weiſe zubereiteten Geſchenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und ſchaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Ausſicht uns verdeckt. Gelaſſen hört
Ihr unſer Flehn, das um Beſchleunigung
Euch kindiſch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der, ungeduldig ſie
Ertrotzend, ſaure Speiſe ſich zum Tod
Genießt. O, laßt das lang erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeſchiednen Freundes, eitel mir
Und dreifach ſchmerzlicher vorübergehn! * 38.

Die Lüge.

Iphigenie:

O weh der Lüge! Sie befreiet nicht, 53
Wie jedes andre wahrgeſprochne Wort,
Die Bruſt; ſie macht uns nicht getroſt, ſie ängſtet
Den, der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und verſagend, ſich zurück
Und trifft den Schützen.

Das Parzenlied.

Iphigenie:

„Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen
Und können ſie brauchen,
Wies ihnen gefällt.
Der fürchte ſie doppelt,
Den je ſie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tiſche.

Erheben ein Zwiſt ſich, 54
So ſtürzen die Gäſte,
Geſchmäht und geſchändet,
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens,
Im Finſtern gebunden,
Gerechten Gerichtes.
Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge

Zu Bergen hinüber;
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erſtickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn."

So ſangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und ſchüttelt das Haupt.

Iphigenie: Größe.

55 Hat denn zur unerhörten Tat der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur er an die gewaltge Heldenbruſt?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele
Dem immer wiederholenden Erzähler, [ſchaudernd
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolg
Der Mutigſte begann? Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überſchleicht,
Wie unverſehen eine Flamme wütend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt, gedrängt von den Ermunterten,
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein geprieſen? Der allein,
Der, einen ſichern Weg verachtend, kühn
Gebirg und Wälder durchzuſtreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend ſäubre?
Iſt uns nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde ſein, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Bruſt ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn
Noch ſchwerem Uebel, wenn es mir mißlingt;
Allein euch leg ichs auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft ſeid, wie ihr geprieſen werdet,
So zeigts durch euren Beiſtand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit!

Torquato Taſſo. Edler Wettſtreit.

Leonore:

56 Groß iſt Florenz und herrlich; doch der Wert
Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferraras Edelſteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht;
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

Prinzeſſin:

Mehr durch die guten Menſchen, die ſich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore:

Sehr leicht zerſtreut der Zufall, was er ſammelt.
Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an
Und weiß ſie feſtzuhalten, wie ihr tut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüter ſich, die euer würdig ſind,
Und ihr ſeid eurer großen Väter wert.
Hier zündete ſich froh das ſchöne Licht
Der Wiſſenſchaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit ſchwerer Dämmrung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Herkules von Eſte ſchon,
Schon Hippolyt von Eſte voll ins Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel geprieſen! Oft
Hab ich mich hingeſehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirtet, hier gepflegt,
Und Arioſt fand ſeine Muſter hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.
Und es iſt vorteilhaft, den Genius
Bewirten; gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine Tat dem Enkel wieder.

Prinzeſſin:

Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt wie du;
Gar oft beneid ich dich um dieſes Glück.

Leonore:

Das du, wie wenig andre, ſtill und rein
Genießeſt. Drängt mich doch das volle Herz,
Sogleich zu ſagen, was ich lebhaft fühle;
Du fühlſt es beſſer, fühlſt es tief und — ſchweigſt.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz beſticht dich nicht, die Schmeichelei
Schmiegt ſich vergebens künſtlich an dein Ohr;
Feſt bleibt dein Sinn und richtig dein Geſchmack,
Dein Urteil grad; ſtets iſt dein Anteil groß
Am Großen, das du wie dich ſelbſt erkennſt.

Prinzeſſin:

Du ſollteſt dieſer höchſten Schmeichelei
Nicht das Gewand vertrauter Freundſchaft leihen.

Leonore:

Die Freundſchaft iſt gerecht; ſie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werts erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ſeinen Teil an deiner Bildung geben;
Du haſt ſie doch und biſts am Ende doch,
Und dich mit deiner Schweſter ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.

Prinzeſſin:

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke, wie man wenig iſt;
Und was man iſt, das blieb man andern ſchuldig.
Die Kenntnis alter Sprachen und des Beſten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank ich der Mutter;
Doch war an Wiſſenſchaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
Auch, kann ich dir verſichern, hab ich nie
Als Rang und als Beſitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.

Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen.
Es ſei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Taten Wert;
Es ſei von einer Wiſſenſchaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nützt, indem ſie ihn erhebt:
Wohin ſich das Geſpräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern; denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt;
Gern, wenn die fürſtliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Beſitzes Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

Leonore:

Und dann, nach dieſer ernſten Unterhaltung,
Ruht unſer Ohr und unſer innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten, lieblichſten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geiſt umfaßt ein weites Reich!
Ich halte mich am liebſten auf der Inſel
Der Poeſie in Lorbeerhainen auf. * 39.

Talent — Charakter.

Prinzeſſin:

57 Ich lobe die Beſcheidenheit, die Sorge,
Womit er (Taſſo) Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunſt der Muſen ſchließen ſich
So viele Reime feſt in eins zuſammen;
Und ſeine Seele hegt nur dieſen Trieb:
Es ſoll ſich ſein Gedicht zum Ganzen ründen.
Er will nicht Märchen über Märchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie loſe Worte nur verklingend täuſchen.
Laß ihn, mein Bruder! Denn es iſt die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß,
Und wenn die Nachwelt mitgenießen ſoll,
So muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen.

Alphons:

Laß uns zuſammen, liebe Schweſter, wirken,
Wie wir zu beider Vorteil oft getan!
Wenn ich zu eifrig bin, ſo lindre du;
Und biſt du zu gelind, ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang gewünſcht zu ſehn.
Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Erſtaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Teil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken: Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht ſchonen!
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt, was er iſt, und fühlt ſich bald ein Mann.

Leonore:

So wirſt du, Herr, für ihn noch alles tun,
Wie du bisher für ihn ſchon viel getan.
Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt. * 39.

Die goldne Zeit.

Taſſo:

O, welches Wort ſpricht meine Fürſtin aus! 58
Die goldne Zeit, wohin iſt ſie geflohn,
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt?
Da auf der freien Erde Menſchen ſich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang;
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;
Wo in dem Graſe die geſcheuchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun,
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft, entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft
Und jedes Tier, durch Berg und Täler ſchweifend,
Zum Menſchen ſprach: „Erlaubt iſt, was gefällt.“

Prinzeſſin:

Mein Freund, die goldne Zeit iſt wohl vorbei;
Allein die Guten bringen ſie zurück.
Und ſoll ich dir geſtehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu ſchmeicheln pflegt, die ſchöne Zeit, ſie war,
So ſcheint es mir, ſo wenig, als ſie iſt;
Und war ſie je, ſo war ſie nur gewiß,
Wie ſie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und teilen den Genuß der ſchönen Welt.
Nur iſt dem Wahlſpruch ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: „Erlaubt iſt, was ſich ziemt!“

Taſſo:

O, wenn aus guten, edlen Menſchen nur
Ein allgemein Gericht beſtellt entſchiede,
Was ſich denn ziemt! Anſtatt daß jeder glaubt,
Es ſei auch ſchicklich, was ihm nützlich iſt.
Wir ſehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt ſich alles.

Prinzeſſin:

Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme, was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts.

Und wirft du die Geſchlechter beide fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo:

Du nenneſt uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzeſſin:

Nicht das! Allein ihr ſtrebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltſam ſein.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beſchränktes Gut
Auf dieſer Erde nur beſitzen möchten
Und wünſchen, daß es uns beſtändig bliebe.
Wir ſind von keinem Menſchenherzen ſicher,
Das noch ſo warm ſich einmal uns ergab.
Die Schönheit iſt vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren ſcheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, iſt tot.
Wenns Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtnis einzig ſchöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüſtern machte:
Dann wär uns wohl ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feierten dann unſre goldne Zeit! * 40.

Gott in uns.

Prinzeſſin:

59 Ach, daß wir doch dem reinen, ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn. * 42.

Der Menſch und das Glück.

Prinzeſſin:

60 Wohl iſt ſie ſchön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien,
So ſelten, daß ſie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab;
Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennens nicht:
Wir kennens wohl, und wiſſens nicht zu ſchätzen.

Leonore: **Im rechten Licht.**

61 Ein jedes Gut nach ſeinem Wert zu ſchätzen,
Brauch ich dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es ſcheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Weiſe,
So ſehr wie andre, daß man ihm die Güter,
Die er beſitzt, im rechten Lichte zeige. * 43.

Die wahre Freundſchaft.

Antonio:

Die wahre Freundſchaft zeigt ſich im Verſagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein ſchädlich Gut, wenn ſie den Willen
Des Fordernden mehr als ſein Glück bedenkt.
Du ſcheineſt mir in dieſem Augenblick
Für gut zu halten, was du eifrig wünſcheſt,
Und willſt im Augenblick, was du begehrſt.
Durch Heftigkeit erſetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, ſo viel ich kann,
Die Haſt zu mäßgen, die dich übel treibt.

Taſſo:

Schon lange kenn ich dieſe Tyrannei
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt
Nur anders, und du glaubſt deswegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn ich an,
Du willſt mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf deinem Weg es finden ſoll!

Taſſo: **Des Herzens Abgrund.**

Mir läßt die Ruh
Am mindſten Ruhe. Dies Gemüt iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fühl es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
Ins weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons:

Dich führet alles, was du ſinnſt und treibſt,
Tief in dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es, ſich hinab zu ſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo:

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerten Wurms,
Im neuen Sonnental die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten! * 44.

Taſſo: **Dichtergabe.**

Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, wie ich leide.

Fels und Welle.

Taſſo:

O edler Mann! Du ſteheſt feſt und ſtill,
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.
Allein bedenk, und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm; die Welle flieht
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich, als ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe.
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr
Und ſchäme mich nicht mehr, es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten; berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Hermann und Dorothea.

Das Kind.

66 Wir können die Kinder nach unſerem Sinne nicht formen;
So wie Gott ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beſte und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe
Gut und glücklich. * 103.

Jüngling und Mann.

67 Ich tadle nicht gern, was immer dem Menſchen
Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ er wohl je, wie ſchön ſich die weltlichen Dinge
Gegeneinander verhalten? Denn erſt verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilſam geſchwinde die Spuren
Tilget des ſchmerzlichen Uebels, ſobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück ſich eifrig und tätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und erſetzet den Schaden.

Das Weib.

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Beſtimmung; 68
Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehöret.
Dienet die Schweſter dem Bruder doch früh; ſie dienet den Eltern,
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Gehen und Kommen
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr ſind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß ſie ſich ganz vergißt und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf ſie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranken de weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen und ſo zu Schmerzen Sorgen ſich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde,
Und ſie ſollen es nicht; doch ſollen ſie dankbar es einſehn. * 104.

Der Weltbürger.

Der Menſch ſoll 69
Immer ſtreben zum Beſſern, und, wie wir ſehen, er ſtrebt auch
Immer dem Höheren nach; zum wenigſten ſucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Luſt, zu verharren im Alten
Und ſich deſſen zu freun, was jeder lange gewohnt iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig.
Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemals tadl ich den Mann, der immer, tätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und um die Seinen herumhäuft;
Aber jener iſt auch mir wert, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.

Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüten gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Tiere nur verſteht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüt gab!
Er ernähret uns alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.

Werthers Leiden.

Werdet zu Kindern!

70 Meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ihnen zuſehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nötig brauchen werden; wenn ich in dem Eigenſinne künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblicke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: „Wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen!“ Und nun ſie, die unſeresgleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten, behandeln wir als Untertanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheiter! — Guter Gott von deinem Himmel! Alte Kinder ſiehſt du und junge Kinder und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn, und hören ihn nicht — das iſt auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach ſich!

Dichterſehnſucht.

71 Wenn das liebe Tal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligtum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält — wenns dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen wie die Geſtalt einer Geliebten, dann ſehne ich mich oft und denke: Ach, könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! * 45.

Des Menſchen Leidenſchaft.

Daß ihr Menſchen, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt: „Das iſt töricht, das iſt klug, das iſt gut, das iſt bös!“ Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältniſſe einer Handlung erforſcht? Wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwickeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht ſo eilfertig mit euren Urteilen ſein. Es iſt wahr, der Diebſtahl iſt ein Laſter: aber der Menſch, der, um ſich und die Seinigen vom ſchmählichen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den erſten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne ſein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? Gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verliert? Unſere Geſetze ſelbſt, dieſe kaltblütigen Pedanten, laſſen ſich rühren und halten ihre Strafe zurück.

Ach, ihr vernünftigen Leute! Leidenſchaft! Trunkenheit! Wahnſinn! Ihr ſteht ſo gelaſſen, ſo ohne Teilnehmung da, ihr ſittlichen Menſchen! Scheltet den Trinker, verabſcheut den Unſinnigen, geht vorbei wie der Prieſter, und dankt Gott wie der Phariſäer, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von dieſen! Ich bin mehr als einmal trunken geweſen; meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinn, und beides reut mich nicht; denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menſchen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreien mußte.

Aber auch im gemeinen Leben iſts unerträglich, faſt einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten Tat nachrufen zu hören: „Der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch!“ Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weiſen!

Die menſchliche Natur hat ihre Grenzen; ſie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewiſſen Grad ertragen und geht zugrunde, ſobald der überſtiegen iſt. Hier iſt alſo nicht die Frage,

ob einer ſchwach oder ſtark iſt, ſondern ob er das Maß ſeines Leidens ausdauern kann, es mag nun moraliſch oder körperlich ſein; und ich finde es ebenſo wunderbar zu ſagen: „Der Menſch iſt feige, der ſich das Leben nimmt," als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt. — Sieh den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen ſich bei ihm feſtſetzen, bis endlich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zugrunde richtet! Vergebens, daß der gelaſſene, vernünftige Menſch den Zuſtand des Unglücklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet! Ebenſo wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das Geringſte einflößen kann. Der Menſch iſt Menſch, und das bißchen Verſtand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wütet und die Grenzen der Menſchheit einen drängen!

Unendlichkeitsdrang.

73 Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo vieler Wonne überſtrömte, das ringsumher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſt, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Felſen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überſchaute und alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerkſam machte, und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunterwächſt, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allbelebend in meiner Seele! Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter; die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich ſah ſie wirken und ſchaffen ineinander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der mannigfaltigen Geſchöpfe, alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten; und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammenſichern und ſich anniſten und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Tor, der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geiſt des Ewigſchaffenden und freut ſich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt!

Geburt und Grab: ein ewiges Meer.

Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang 74
weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannſt du ſagen: „Das iſt!" da alles vorübergeht? Da alles mit der Wetterſchnelle vorüberrollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeins ausdauert? Ach, in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht und an Felſen zerſchmettert wird? Da iſt kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerſtörer biſt, ſein mußt: der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend armen Würmchen das Leben; es zerrüttet ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha, nicht die große, ſeltene Not der Welt, dieſe Fluten, die eure Dörfer wegſpülen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich ſehe nichts als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Der Kelch des Leidens.

Was iſt es anderes als Menſchenſchickſal, ſein 75
Maß auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken? Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groß tun und mich ſtellen, als ſchmeckte er mir ſüß? Und warum ſollte ich mich ſchämen, in dem ſchrecklichen Augenblick, da mein ganzes Weſen zwiſchen Sein und Nichtſein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finſtern Abgrunde der Zukunft leuchtet und alles um mich her verſinkt und mit mir die Welt untergeht — iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt

ermangelnden und unaufhaltſam hinabſtürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirſchen: „Mein Gott! Mein Gott! Warum haſt du mich verlaſſen?“ Und ſollt ich mich des Ausdrucks ſchämen, ſollte mir es vor dem Augenblicke bange ſein, da ihm der nicht entging, der die Himmel zuſammenrollt wie ein Tuch?

Die Wahlverwandtſchaften.

Der Menſch und das Seine.

76 Wie am Handwerker, ſo am bildenden Künſtler kann man auf das deutlichſte gewahr werden, daß der Menſch ſich das am wenigſten zuzueignen vermag, was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlaſſen ihn ſowie die Vögel das Neſt, worin ſie ausgebrütet worden.

Der Baukünſtler vor allen hat hierin das wunderlichſte Schickſal. Wie oft wendet er ſeinen ganzen Geiſt, ſeine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er ſich ſelbſt ausſchließen muß! Die königlichen Säle ſind ihm ihre Pracht ſchuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Grenze zwiſchen ſich und dem Allerheiligſten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feierlichkeit gründete, ſowie der Goldſchmied die Monſtranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelſteine er zuſammengeordnet hat. Dem Reichen übergibt der Baumeiſter mit dem Schlüſſel des Palaſtes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß ſich nicht allgemach auf dieſe Weiſe die Kunſt von dem Künſtler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgeſtattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? Und wie ſehr mußte die Kunſt ſich ſelbſt befördern, als ſie faſt allein mit dem Oeffentlichen, mit dem, was allen und alſo auch dem Künſtler gehörte, ſich zu beſchäftigen beſtimmt war! * 46.

Weib und Mann.

77 Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter: immer ſteht ſie iſoliert; immer iſt ſie allein und will allein ſein. Ja, die Eitle ſelbſt iſt in dem Falle. Jede Frau ſchließt die andere aus, ihrer Natur nach; denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geſchlechte zu leiſten obliegt. Nicht ſo verhält es ſich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde ſich einen zweiten erſchaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, ſich ihresgleichen hervorzubringen. * 48.

Wert der Briefe.

78 Einen guten Gedanken, den wir geleſen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wohl in unſer Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unſerer Freunde eigentümliche Bemerkungen, originelle Anſichten, flüchtige geiſtreiche Worte auszuzeichnen, ſo würden wir ſehr reich werden. Briefe hebt man auf, um ſie nie wieder zu leſen; man zerſtört ſie zuletzt einmal aus Diskretion; und ſo verſchwindet der ſchönſte, unmittelbarſte Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andere. * 50.

Unveränderlichkeit.

79 Was einem jeden Menſchen gewöhnlich begegnet, wiederholt ſich mehr, als man glaubt, weil ſeine Natur hierzu die nächſte Beſtimmung gibt. Charakter, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zuſammen ein Ganzes, in welchem jeder Menſch wie in einem Elemente in einer Atmoſphäre ſchwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich iſt. Und ſo finden wir die Menſchen, über deren Veränderlichkeit ſo viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unſerm Erſtaunen unverändert, und nach äußeren und inneren unendlichen Anregungen unveränderlich. * 54.

Ab, und doch auf.

80 Auch auf dem feſten Lande gibt es wohl Schiffbruch; ſich davon auf das ſchnellſte zu erholen und herzuſtellen, iſt ſchön und preiswürdig. Iſt doch das Leben nur auf Gewinn und Verluſt berechnet! Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin geſtört! Wie oft ſchlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem ſcharf ins Auge gefaßten Ziele abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reiſende bricht unterwegs zu ſeinem höchſten Verdruß ein Rad und gelangt durch dieſen unangenehmen Zufall zu den erfreulichſten Bekanntſchaften und Verbindungen, die auf ſein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schickſal gewährt uns unſere Wünſche, aber auf ſeine Weiſe, um uns etwas über unſere Wünſche geben zu können. * 51.

Fatum.

81 Es ſind gewiſſe Dinge, die ſich das Schickſal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige ſich ihm in den Weg ſtellen; es ſoll etwas geſchehen, was ihm recht iſt, was uns nicht recht ſcheint, und ſo greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen. * 52.

Wahrer Unterricht.

82 Nur der Naturforſcher iſt verehrungswert, der uns das Fremdeſte, Seltſamſte mit ſeiner Lokalität, mit aller Nachbarſchaft, jedesmal in dem eigenſten Elemente zu ſchildern und darzuſtellen weiß.

Ein Naturalienkabinet kann uns vorkommen wie eine ägyptiſche Grabſtätte, wo die verſchiedenen Tier- und Pflanzengötzen balſamiert umherſtehen. Einer Prieſterkaſte geziemt es wohl, ſich damit in

geheimnisvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht ſollte dergleichen nicht einfließen, umſoweniger, als etwas Näheres und Würdigeres ſich dadurch leicht verdrängt ſieht.

Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten Tat, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leiſtet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Geſtalt und dem Namen nach überliefert; denn das ganze Reſultat davon iſt, was wir ohnedies wiſſen können, daß das Menſchengebild am vorzüglichſten und einzigſten das Gleichnis der Gottheit an ſich trägt.

Dem einzelnen bleibe die Freiheit, ſich mit dem zu beſchäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich deucht; aber das eigentliche Studium der Menſchheit iſt der Menſch. * 49.

Die rechten Erzieher.

Die Einſamkeit macht nicht die Freiſtatt. Die ſchätzenswerteſte Freiſtatt iſt da zu ſuchen, wo wir tätig ſein können. Alle Büßungen, alle Entbehrungen ſind keineswegs geeignet, uns einem ahnungsvollen Geſchick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entſchieden iſt. Nur wenn ich im müßigen Zuſtande der Welt zur Schau dienen ſoll, dann iſt ſie mir widerwärtig und ängſtigt mich. Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu ſcheuen brauche.

Ich denke es mir als eine glückliche Beſtimmung, andere auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem ſonderbarſten erzogen worden. Und ſehen wir nicht in der Geſchichte, daß Menſchen, die wegen großer ſittlicher Unfälle ſich in die Wüſten zurückzogen, dort keineswegs, wie ſie hofften, verborgen und gedeckt waren? Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es beſſer als die in den Irrgängen des Lebens ſchon Eingeweihten! Sie wurden berufen, den Unglücklichen beizuſtehen; und wer vermochte das eher als ſie, denen kein irdiſches Unheil mehr begegnen konnte!

Der Glückliche iſt nicht geeignet, Glücklichen vorzuſtehen; es liegt in der menſchlichen Natur, immer mehr von ſich und von andern zu fordern, je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der ſich erholt, weiß für ſich und andere das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genoſſen werden ſoll. * 53.

Die zehn Gebote.

Wie verdrießlich iſt mirs oft mit anzuhören, wie man die zehn Gebote in der Kinderlehre wiederholen läßt! Das vierte iſt noch ein ganz hübſches, vernünftiges gebietendes Gebot: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren!“ Wenn ſich das die Kinder recht in den Sinn ſchreiben, ſo haben ſie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte — was ſoll man dazu ſagen! „Du ſollſt nicht töten!“ Als wenn irgend ein Menſch im mindeſten Luſt hätte, den andern totzuſchlagen! Man haßt einen, man erzürnt ſich, man übereilt ſich, und in Gefolg von dem und manchem andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen totſchlägt. Aber iſt es nicht eine barbariſche Art, den Kindern Mord und Totſchlag zu verbieten? Wenn es hieße: „Sorge für des andern Leben; entferne, was ihm ſchädlich ſein kann; rette ihn mit deiner eigenen Gefahr! Wenn du ihn beſchädigſt, denke, daß du dich ſelbſt beſchädigſt!“ Das ſind Gebote, wie ſie unter gebildeten, vernünftigen Völkern ſtatthaben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem „Was iſt das?“ nachſchleppt.

Und nun gar das ſechſte! Das finde ich ganz abſcheulich! Was? Die Neugierde vorahnender Kinder auf gefährliche Myſterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorſtellungen aufregen, die gerade das, was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen! Weit beſſer wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich beſtraft würde, als daß man vor Kirche und Gemeinde davon plappern läßt. * 55.

Gute Sitten.

Man nimmt in der Welt jeden, wofür er ſich gibt; aber er muß ſich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet.

Wir lernen die Menſchen nicht kennen, wenn ſie zu uns kommen; wir müſſen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen ſteht.

Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, ſoll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen iſt.

Der Umgang mit Frauen iſt das Element guter Sitten.

Wenn wir mit Menſchen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, ſo wird es uns Angſt um ihretwillen, wenn etwas Ungeſchicktes begegnet.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Das Betragen iſt ein Siegel, in welchem jeder ſein Bild zeigt.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens.

Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe!

Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe. * 47.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Notwendigkeit.

86 Es iſt hier die Rede nicht von meinem Glauben noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich ſind, einigermaßen denkbar zu machen ſuche: hier iſt nur die Frage, welche Vorſtellungsart zu unſerm Beſten gereicht. Das Gewebe dieſer Welt iſt aus Notwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menſchen ſtellt ſich zwiſchen beide und weiß ſie zu beherrſchen; ſie behandelt das Notwendige als den Grund ihres Daſeins; das Zufällige weiß ſie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem ſie feſt und unerſchütterlich ſteht, verdient der Menſch, ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der ſich von Jugend auf gewöhnt, in dem Notwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuſchreiben möchte, welcher zu folgen ſogar eine Religion ſei! Heißt das etwas weiter, als ſeinem eigenen Verſtande entſagen und ſeinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu ſein, indem wir ohne Ueberlegung hinſchlendern, uns durch angenehme Zufälle determinieren laſſen und endlich dem Reſultate eines ſolchen ſchwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben.

Ich kann mich nur über den Menſchen freuen, der weiß, was ihm und andern nütze iſt, und ſeine Willkür zu beſchränken arbeitet. Jeder hat ſein eigen Glück unter den Händen, wie der Künſtler eine rohe Materie, die er zu einer Geſtalt umbilden will. Aber es iſt mit dieſer Kunſt wie mit allen: nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, ſie will gelernt und ſorgfältig ausgeübt ſein.

Selbſterziehung.

87 Der Menſch iſt ſo geneigt, ſich mit dem Gemeinſten abzugeben; Geiſt und Sinne ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei ſich auf alle Weiſe erhalten ſollte. Denn einen ſolchen Genuß kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit, etwas Gutes zu genießen, iſt Urſache, daß viele Menſchen ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden. Man ſollte alle Tage wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemälde ſehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte ſprechen. * 59.

Die nötige Bildung.

88 Sobald der Menſch an mannigfaltige Tätigkeit oder mannigfaltigen Genuß Anſpruch macht, ſo muß er auch fähig ſein, mannigfaltige Organe an ſich, gleichſam unabhängig voneinander, auszubilden. Wer alles und jedes in ſeiner ganzen Menſchheit tun oder genießen will, wer alles außer ſich zu einer ſolchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird ſeine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie ſchwer iſt es, was ſo natürlich ſcheint, eine gute Statue, ein treffliches Gemälde an und für ſich zu beſchauen, den Geſang um des Geſanges willen zu vernehmen, den Schauſpieler im Schauſpieler zu bewundern, ſich eines Gebäudes um ſeiner eigenen Harmonie und ſeiner Dauer willen zu erfreuen! Nun ſieht man aber meiſt die Menſchen entſchiedene Werke der Kunſt geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Ton wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen ſoll ſich der gebildete Marmor ſogleich wieder ummodeln, das feſtgemauerte Gebäude ſich ausdehnen oder zuſammenziehen; ein Gemälde ſoll lehren, ein Schauſpiel beſſern, und alles ſoll alles werden. Eigentlich aber, weil die meiſten Menſchen ſelbſt formlos ſind, weil ſie ſich und ihrem Weſen ſelbſt keine Geſtalt geben können, ſo arbeiten ſie, den Gegenſtänden ihre Geſtalt zu nehmen, damit ja alles loſer und lockerer Stoff werde, wozu ſie auch gehören. Alles reduzieren ſie zuletzt auf den ſogenannten Effekt; alles iſt relativ: und ſo wird auch alles relativ, außer dem Unſinn und der Abgeſchmacktheit, die denn auch ganz abſolut regiert.

Ich kenne ihrer genug, die ſich bei den größten Werken der Kunſt und der Natur ſogleich ihres armſeligſten Bedürfniſſes erinnern, ihr Gewiſſen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen und das Beſte und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorſtellungsart erſt möglichſt verkleinern müſſen, um es mit ihrem kümmerlichen Weſen nur einigermaßen verbinden zu können.

Vornehmer Anſtand.

Der vornehme Anſtand iſt ſchwer nachzuahmen, 89
weil er eigentlich negativ iſt und eine lange anhaltende Uebung vorausſetzt. Denn man ſoll nicht etwa in ſeinem Benehmen etwas darſtellen, das Würde anzeigt — denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches, ſtolzes Weſen — man ſoll vielmehr nur alles vermeiden, was unwürdig, was gemein iſt; man ſoll ſich nie vergeſſen, immer auf ſich und andere acht haben, ſich nichts vergeben, andern nicht zu viel, nicht zu wenig tun, durch nichts gerührt ſcheinen, durch nichts bewegt werden, ſich niemals übereilen, ſich in jedem Momente zu faſſen wiſſen und ſo ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es ſtürmen, wie es will. Der edle Menſch kann ſich in Momenten vernachläſſigen, der vornehme nie. Dieſer iſt wie ein ſehr wohlgekleideter Mann: er wird ſich nirgends anlehnen, und jedermann wird ſich hüten, an ihn zu ſtreichen; er unterſcheidet ſich vor andern, und doch darf er nicht allein ſtehen bleiben. Denn wie in jeder Kunſt, alſo auch in dieſer, ſoll zuletzt das Schwerſte mit Leichtigkeit ausgeführt werden. So ſoll der Vornehme,

ungeachtet aller Absonderung, immer mit andern verbunden scheinen, nirgends steif, überall gewandt sein, immer als der erste erscheinen und sich nie als ein solcher aufdringen. Man sieht also, daß man, um vornehm zu scheinen, wirklich vornehm sein müsse; man sieht, warum Frauen im Durchschnitt sich eher dieses Ansehen geben können als Männer, warum Hofleute und Soldaten am schnellsten zu diesem Anstande gelangen.

Verkehrte und rechte Erziehung.

90 So viel ich überall, wo ich herumgeschwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen, selten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt alles in der Welt gehen, bis es schädlich wird; dann zürnt man und schlägt drein.

Niemand glaube, die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen; haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das übrige leichter zu begreifen; hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht; wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen: so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres und glücklicheres Leben führen als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrtum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen, aber großen Begriff, der alles andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können. Denn jeder Mensch ist beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen daher, deren sich das Schicksal annimmt, das jeden nach seiner Weise erzieht! * 57/58.

Pflicht des Menschenerziehers.

91 Nicht vor Irrtum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten; ja, ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit Haus: er freuet sich dessen als eines seltenen Glücks; aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist. * 61.

Lehrbrief der Freimaurer.

92 Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urteil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer; nach dem Gedachten handeln, unbequem. Aller Anfang ist heiter; die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn; er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren; das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltener geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge, wandeln wir gern auf der Ebene. Nur ein Teil der Kunst kann gelehrt werden; der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur tun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brot, schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er tut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des echten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die Tat. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister. * 66.

Volkserzieher.

Unglaublich ist es, was ein gebildeter Mensch 93
für sich und andere tun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüt hat, Vormund von vielen zu sein, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu tun, was sie doch alle gern tun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben und nur die Wege dazu verfehlen! * 64.

Das Nächste.

Alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück; 94
alles trägt unmerklich zu unserer Bildung bei. Doch es ist gefährlich, sich davon Rechenschaft geben zu wollen. Wir werden dabei entweder stolz und lässig oder niedergeschlagen und kleinmütig, und eins ist für die Folge so hinderlich als das andere. Das Sicherste bleibt immer, nur das Nächste zu tun, was vor uns liegt. * 60.

Vorbilder.

Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an 95
sich und andern mit einer gewissen Roheit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt, und vergißt, was er andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe! Und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein. Dennoch sind die

Menſchen dieſer Art außer uns, was die Ideale im Innern ſind: Vorbilder, nicht zum Nachahmen, ſondern zum Nachſtreben. * 62.

Rechte Art.

96 Wenn wir die Menſchen nur nehmen, wie ſie ſind, ſo machen wir ſie ſchlechter; wenn wir ſie behandeln, als wären ſie, was ſie ſein ſollten, ſo bringen wir ſie dahin, wohin ſie zu bringen ſind. * 63.

Alle — Einer!

97 Nur alle Menſchen machen die Menſchheit aus, nur alle Kräfte zuſammengenommen die Welt. Dieſe ſind unter ſich oft im Widerſtreit, und indem ſie ſich zu zerſtören ſuchen, hält ſie die Natur zuſammen und bringt ſie wieder hervor. Von dem geringſten tieriſchen Handwerkstriebe bis zur höchſten Ausübung der geiſtigen Kunſt, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichſten Aeußerung des Redners und Sängers, vom erſten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuren Anſtalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichteſten Wohlwollen und der flüchtigſten Liebe bis zur heftigſten Leidenſchaft und zum ernſteſten Bunde, von dem reinſten Gefühl der ſinnlichen Gegenwart bis zu den leiſeſten Ahnungen und Hoffnungen der entfernteſten geiſtigen Zukunft: alles das und weit mehr liegt im Menſchen und muß ausgebildet werden; aber nicht in einem, ſondern in vielen. Jede Anlage iſt wichtig, und ſie muß entwickelt werden. Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, ſo machen beide zuſammen erſt einen Menſchen aus. Das Nützliche befördert ſich ſelbſt; denn die Menge bringt es hervor, und alle könnens nicht entbehren: das Schöne muß befördert werden; denn wenige ſtellens dar, und viele bedürfens.

Eine Kraft beherrſcht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft, ſich zu vollenden; das verſtehen ſo wenig Menſchen, die doch lehren und wirken wollen.

Ruhig und vernünftig zu betrachten, iſt zu keiner Zeit ſchädlich; und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge anderer zu denken, ſtellen ſich die unſern unvermerkt ſelbſt an ihren Platz, und jede falſche Tätigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. * 68.

Freundeshilfe.

98 Der Menſch kommt manchmal, indem er ſich einer Entwicklung ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte: er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Waſſer fällt: griffe jemand ſogleich zu, riſſe ihn ans Land, ſo wäre es um einmal Naßwerden getan, anſtatt daß er ſich auch wohl ſelbſt, aber am jenſeitigen Ufer, heraushilft und einen beſchwerlichen weiten Umweg nach ſeinem beſtimmten Ziele zu machen hat.

Augenblickliche Tat.

Wer nicht im Augenblick hilft, ſcheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblick Rat gibt, nie zu raten. Ebenſo nötig ſcheint es mir, gewiſſe Geſetze auszuſprechen und den Kindern einzuſchärfen, die dem Leben einen gewiſſen Halt geben. Ja, ich möchte beinahe behaupten, es ſei beſſer, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unſerer Natur hin und her treibt; und wie ich die Menſchen ſehe, ſcheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entſchieden ausgeſprochenes Geſetz ausgefüllt werden kann.

Des Dichters Daſein.

Wie ſehr irrſt du, wenn du glaubſt, daß ein Werk, deſſen erſte Vorſtellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zuſammengeeigten Stunden könne hervorgebracht werden! Nein, der Dichter muß ganz ſich, ganz in ſeinen geliebten Gegenſtänden leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köſtlichſte begabt iſt, der einen ſich immer ſelbſt vermehrenden Schatz im Buſen bewahrt, er muß auch von außen ungeſtört mit ſeinen Schätzen in der ſtillen Glückſeligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um ſich hervorzubringen ſucht. Sieh die Menſchen an, wie ſie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünſche, ihre Mühe, ihr Geld jagen raſtlos. Und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat: nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl ſeiner ſelbſt in andern, nach einem harmoniſchen Zuſammenſein mit vielen, oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menſchen, als daß ſie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß ſich ihnen unter den Händen wegſtiehlt, daß das Gewünſchte zu ſpät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung tut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt? Gleichſam wie einen Gott hat das Schickſal den Dichter über dieſes alles hinübergeſetzt. Er ſieht das Gewirre der Leidenſchaften, Familien und Reiche ſich zwecklos bewegen; er ſieht die unauflöslichen Rätſel der Mißverſtändniſſe, denen oft nur ein einſilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unſäglich verderbliche Verwirrungen verurſachen; er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menſchenſchickſals mit. Wenn der Weltmenſch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verluſt ſeine Tage hinſchleicht oder in ausgelaſſener Freude ſeinem Schickſal entgegengeht, ſo ſchreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leiſen Uebergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund

ſeines Herzens, wächſt die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuren Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtigt werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und ſo iſt der Dichter zugleich Lehrer, Wahrſager, Freund der Götter und der Menſchen. Wie, willſt du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunterſteige? Er, der wie ein Vogel gebaut iſt, um die Welt zu überſchweben, auf hohen Gipfeln zu niſten und ſeine Nahrung von Knoſpen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechſelnd, zu nehmen: er ſollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen oder vielleicht gar, an die Kette geſchloſſen, einen Meierhof durch ſein Bellen ſichern?

Genugſam in ihrem Innerſten ausgeſtattet, bedurften die Dichter wenig von außen; die Gabe, ſchöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menſchen in ſüßen, ſich an jeden Gegenſtand anſchmiegenden Worten und Melodien mitzuteilen, bezauberte von jeher die Welt und war für den Begabten ein reichliches Erbteil. An der Könige Höfen, an den Tiſchen der Reichen, vor den Türen der Verliebten horchte man auf ſie, indem ſich das Ohr und die Seele für alles andere verſchloß: wie man ſich ſelig preiſt und entzückt ſtille ſteht, wenn aus den Gebüſchen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt!

Sie fanden eine gaſtfreie Welt, und ihr niedrig ſcheinender Stand erhöhte ſie nur deſto mehr. Der Held lauſchte ihren Geſängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne dieſen ſein ungeheures Daſein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünſchte, ſein Verlangen und ſeinen Genuß ſo tauſendfach und ſo harmoniſch zu fühlen, als ihn die beſeelte Lippe zu ſchildern verſtand; und ſelbſt der Reiche konnte ſeine Beſitztümer, ſeine Abgötter nicht mit eigenen Augen ſo koſtbar ſehen, als ſie ihm, vom Glanz des allen Wert fühlenden und erhöhenden Geiſtes beleuchtet, erſchienen. Ja, wer hat, wenn du willſt, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, ſie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

* 56.

Angeboren.

101 Wenn man es genau betrachtet, ſo wird jede, auch nur die geringſte Fähigkeit uns angeboren, und es gibt keine unbeſtimmte Fähigkeit. Nur unſere zweideutige, zerſtreute Erziehung macht die Menſchen ungewiß; ſie erregt Wünſche, ſtatt Triebe zu beleben; und anſtatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet ſie das Streben nach Gegenſtänden, die ſo oft mit der Natur, die ſich nach ihnen bemüht, nicht übereinſtimmen. Ein Kind, ein junger Menſch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, ſind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden jene, entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anleitung, den rechten Weg, das iſt den, der ihrer Natur gemäß iſt, ſo werden ſie ihn nie verlaſſen, anſtatt daß dieſe jeden Augenblick in Gefahr ſind, ein fremdes Joch abzuſchütteln und ſich einer unbedingten Freiheit zu übergeben. * 67.

Frau und Mann.

Es iſt ſonderbar, daß man es dem Manne 102
verargt, der eine Frau an die höchſte Stelle ſetzen will, die ſie einzunehmen fähig iſt: und welche iſt höher als das Regiment des Hauſes? Wenn der Mann ſich mit äußeren Verhältniſſen quält, wenn er die Beſitztümer herbeiſchaffen und beſchützen muß, wenn er ſogar an der Staatsverwaltung Anteil nimmt, überall von Umſtänden abhängt und, ich möchte ſagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politiſch ſein muß, wo er gern vernünftig wäre, verſteckt, wo er offen, falſch, wo er redlich zu ſein wünſchte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das ſchönſte Ziel, die Harmonie mit ſich ſelbſt, in jedem Augenblick aufgeben muß: indeſſen herrſcht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich und macht einer ganzen Familie jede Tätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einſehen? Daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſern Zwecken ſind? Und wo ſollen, wo können unſere nächſten Zwecke liegen als innerhalb des Hauſes? Alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfniſſe, wo erwarten wir, wo fordern wir ſie als da, wo wir aufſtehen und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrat für uns und die Unſrigen immer bereit ſein ſoll? Welche regelmäßige Tätigkeit wird erfordert, um dieſe immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern iſt es gegeben, gleichſam als ein Geſtirn regelmäßig wiederzukehren und dem Tage ſowie der Nacht vorzuſtehen, ſich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuſpenden und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal dieſe innere Herrſchaft ergriffen, ſo macht ſie den Mann, den ſie liebt, erſt allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerkſamkeit erwirbt alle Kenntniſſe, und ihre Tätigkeit weiß ſie alle zu benutzen. So iſt ſie von niemand abhängig und verſchafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit: die häusliche, die innere. Das, was er beſitzt, ſieht er geſichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und ſo kann er ſein Gemüt nach großen Gegenſtänden wenden und, wenn das Glück gut iſt, das dem Staate ſein, was ſeiner Gattin zu Hauſe ſo wohl anſteht. * 65.

Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Ehrfurcht.

103 Wohlgeborene, gesunde Kinder bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht; öfters entwickelt sichs besser von selbst. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei: Ehrfurcht!

Wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Jene Geberde, die ihr gesehen, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel: das ist, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugnis von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das zweite: Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie gibt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnismäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk er wohl: denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Zögling baldmöglichst, sogleich, wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grades genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn; nicht etwa selbstisch vereinzelt: nur in Verbindung mit seinesgleichen macht er Front gegen die Welt.

Keine Religion, die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, seine Ehre behalten; er ist nicht mit sich selbst veruneint. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht. Alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische: denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich heraus ziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältnis zu seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältnis zu allen übrigen irdischen Umgebungen, notwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. — Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja, Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hiervon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.

Diese Religionen zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht: die Ehrfurcht vor sich selbst; und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist: daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.

Im Credo wird dieses Bekenntnis schon von einem großen Teil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt. Denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern, der zweite christlich für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grade Guten und Weisen. * 69—70.

Die altisraelitische Religion.

Unter allen heidnischen Religionen — denn eine solche ist die israelitische gleichfalls — hat diese große Vorzüge. Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur, ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker; aber an Selbständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und, wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit sucht es seinesgleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde; es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen.

Ein Hauptvorteil ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganze entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen, hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Büchern, an diesem Buche zu rühmen!

Noch ein Vorteil der israelitischen Religion ist zu erwähnen: daß sie ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterei durch Tier- und Untiergestalten zu bezeichnen.

Christus.

105 Das Leben dieses göttlichen Mannes steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung; es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten; was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen; eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, solange er auf der Erde umherging.

Ihr seht hier weder Taten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Gleichnisse. Es ist hier eine neue Welt, ein neues Aeußere, anders als das vorige, und ein Inneres, das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt aufgetan: jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein. Sie haben einen natürlichen Sinn, obgleich einen tiefen. Beispiele werden ihn am geschwindesten aufschließen. Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher als Essen und Trinken; außerordentlich dagegen, einen Trank zu veredeln, eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine Unzahl hinreiche. Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geistige oder geistigen ähnliche Mittel aufheben, lindern ist, außerordentlich; und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und das Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche eins werden. Bei dem Gleichnisse, bei der Parabel ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff, das Hohe, das Außerordentliche, das Unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig, wirklich entgegentritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unsersgleichen umgehen können, das ist denn auch eine zweite Art von Wunder und wird billig zu jenen ersten gesellt, ja, vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst.

Im Leben erscheint Christus als ein wahrer Philosoph, als ein Weiser im höchsten Sinne. Er steht auf seinem Punkte fest; er wandelt seine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichtums, seiner Kraft teilhaftig werden läßt und sich deshalb ihnen gleichzustellen scheint, so verleugnet er nicht von der andern Seite seinen göttlichen Ursprung; er wagt, sich Gott gleich zu stellen, ja, sich für Gott zu erklären. Auf diese Weise setzt er von Jugend auf seine Umgebung in Erstaunen, gewinnt einen Teil derselben für sich, regt den andern gegen sich auf und zeigt allen, denen es um eine gewisse Höhe im Lehren und Leben zu tun ist, was sie von der Welt zu erwarten haben. Und so ist sein Wandel für den edlen Teil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod; denn zu jenen Prüfungen ist jeder, zu diesem sind nur wenige berufen. Und damit wir alles übergehen, was aus dieser Betrachtung folgt, so betrachtet die rührende Szene des Abendmahls! Hier läßt der Weise, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaist zurück, und indem er für die Guten besorgt ist, füttert er zugleich mit ihnen einen Verräter, der ihn und die Bessern zugrunde richten wird.

Auch sein Leiden, sein Tod ist als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben. Wir machen hieraus kein Geheimnis; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang; mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint.

Der Mensch vor dem Unendlichen.

Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche 106
stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: „Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervortut? Und selbst wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohltätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugnis gibt.“ Wer soll, wer kann aber auf sein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewissermaßen irre zu werden, da er meistens

finden wird, daß ſein Wollen richtig, ſein Tun falſch, ſein Begehren tadelhaft und ſein Erlangen dennoch erwünſcht geweſen? Wie oft haſt du dieſe Geſtirne leuchten geſehen, und haben ſie dich nicht jederzeit anders gefunden? Sie aber ſind immer dieſelbigen und ſagen immer dasſelbige. Wir bezeichnen, wiederholen ſie, durch unſern geſetzmäßigen Gang Tag und Stunde; frage dich auch, wie verhältſt du dich zu Tag und Stunde? Und ſo kann ich denn diesmal antworten: „Des gegenwärtigen Verhältniſſes hab ich mich nicht zu ſchämen; meine Abſicht iſt, einen edlen Familienkreis in allen ſeinen Gliedern erwünſcht verbunden herzuſtellen; der Weg iſt bezeichnet. Ich ſoll erforſchen, was edle Seelen auseinander hält, ſoll Hinderniſſe wegräumen, von welcher Art ſie auch ſeien. Dies darfſt du vor dieſen himmliſchen Heerſcharen bekennen; achteten ſie deiner, ſie würden zwar über deine Beſchränktheit lächeln; aber ſie ehrten gewiß deinen Vorſatz und begünſtigten deſſen Erfüllung."

Unſere Ueberzeugungen.

107 Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebſte — und das ſind doch unſere Ueberzeugungen — muß jeder im tiefſten Ernſt bei ſich ſelbſt bewahren: jeder weiß nur für ſich, was er weiß, und das muß er geheim halten. Wie er es ausſpricht, ſogleich iſt der Widerſpruch rege, und wie er ſich in Streit einläßt, kommt er in ſich ſelbſt aus dem Gleichgewicht, und ſein Beſtes wird, wo nicht vernichtet, doch geſtört. Wenn man einmal weiß, worauf alles ankommt, hört man auf, geſprächig zu ſein.

Denken und Tun, Tun und Denken, das iſt die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingeſehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einatmen ſich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort ſollte eins ohne das andere nicht ſtattfinden. Wer ſich zum Geſetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menſchenverſtandes heimlich ins Ohr flüſtert, das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen, der kann nicht irren; und irrt er, ſo wird er ſich bald auf den rechten Weg zurückfinden. * 71.

Die richtige Stellung.

108 Jeder Menſch findet ſich von den früheſten Momenten ſeines Lebens an, erſt unbewußt, dann halb, endlich ganz bewußt: immerfort findet er ſich bedingt, begrenzt in ſeiner Stellung; weil aber niemand Zweck und Ziel ſeines Daſeins kennt, vielmehr das Geheimnis desſelben von höchſter Hand verborgen wird, ſo taſtet er nur, greift zu, läßt fahren, ſteht ſtille, bewegt ſich, zaudert und übereilt ſich, und auf wie mancherlei Weiſe denn alle Irrtümer entſtehen, die uns verwirren.

Sogar der Beſonnenſte iſt im täglichen Weltleben genötigt, klug für den Augenblick zu ſein, und gelangt deswegen im allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er ſicher, wohin er ſich in der Folge zu wenden und was er eigentlich zu tun und zu laſſen habe.

Glücklicherweiſe ſind alle dieſe und noch hundert andere wunderſame Fragen durch euren unaufhaltſam tätigen Lebensgang beantwortet. Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages, und prüft dabei die Reinheit eures Herzens und die Sicherheit eures Geiſtes! Wenn ihr ſodann in freier Stunde aufatmet und euch zu erheben Raum findet, ſo gewinnt ihr euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weiſe verehrend hinzugeben, jedes Ereignis mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben. * 74.

Gegen des erkannten Irrtums.

109 Der Uebergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirklichen iſt im Kontraſt immer ſchmerzlich; und ſollte Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte haben wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn ſich eins vom andern losreißt, entſteht in der Seele eine ungeheure Kluft, in der ſchon manches Herz zugrunde ging. Ja, der Wahn hat, ſolange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche, tüchtige Geiſter werden durch Erkennen eines Irrtums erhöht und geſtärkt. Eine ſolche Entdeckung hebt ſie über ſich ſelbſt; ſie ſtehen über ſich erhoben und blicken, indem der alte Weg verſperrt iſt, ſchnell umher nach einem neuen, um ihn alſofort friſch und mutig anzutreten. Unzählig ſind die Verlegenheiten, in welche ſich der Menſch in ſolchen Augenblicken verſetzt ſieht, unzählig die Mittel, welche eine erfinderiſche Natur innerhalb ihrer eigenen Kräfte zu entdecken, ſodann aber auch, wenn dieſe nicht auslangen, außerhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiß. * 79.

Aller Anfang iſt leicht.

110 Jede Art von Tätigkeit möchte das Kind ergreifen, weil alles leicht ausſieht, was vortrefflich ausgeübt wird. „Aller Anfang iſt ſchwer!" das mag in einem gewiſſen Sinne wahr ſein. Allgemeiner aber kann man ſagen: „Aller Anfang iſt leicht, und die letzten Stufen werden am ſchwerſten und ſeltenſten erſtiegen." * 76.

Lehrer und Schüler.

111 Es iſt nichts ſchrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wiſſen ſollen. Wer andere lehren will, kann wohl oft das Beſte verſchweigen, was er weiß; aber er darf nicht halbwiſſend ſein.

Den beſten Unterricht zieht man aus vollſtändiger Umgebung. Lernſt du nicht fremde Sprachen in den Ländern am beſten, wo ſie zu Hauſe ſind? Wo nur dieſe und keine andere weiter dein Ohr berührt? * 76.

Berufszuchtwahl.

112 Die Fähigkeiten, die in dem Menſchen liegen, laſſen ſich einteilen in allgemeine und beſondere; die allgemeinen ſind anzuſehen als gleichgültig ruhende Tätigkeiten, die nach Umſtänden geweckt und zufällig zu dieſem oder jenem Zweck beſtimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menſchen iſt allgemein; er will nachmachen, nachbilden, was er ſieht, auch ohne die mindeſten innern und äußern Mittel zum Zwecke. Natürlich iſt es daher immer, daß er leiſten will, was er leiſten ſieht; das Natürlichſte jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beſchäftigung ergriffe. Hier iſt alles beiſammen: eine vielleicht im beſonderen ſchon angeborene, in urſprünglicher Richtung entſchiedene Tätigkeit, ſodann eine folgerecht ſtufenweis fortſchreitende Uebung und ein entwickeltes Talent, das uns nötigte, auch alsdann auf dem eingeſchlagenen Wege fortzuſchreiten, wenn andere Triebe ſich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geſchäft führen dürfte, zu dem uns die Natur weder Anlage noch Beharrlichkeit verliehen. Im Durchſchnitt ſind daher die Menſchen am glücklichſten, die ein angeborenes, ein Familientalent im häuslichen Kreiſe auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben ſolche Malerſtammbäume geſehen; darunter waren freilich ſchwache Talente, indeſſen lieferten ſie doch etwas Brauchbares und vielleicht Beſſeres als ſie, bei mäßigen Naturkräften aus eigener Wahl in irgend einem andern Fache geleiſtet hätten. * 80.

Nicht vielerlei, ſondern viel!

113 Vielſeitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einſeitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben iſt. Ja, es iſt jetzt die Zeit der Einſeitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für ſich und andere in dieſem Sinne wirkt! Bei gewiſſen Dingen verſteht ſichs durchaus und ſogleich. Uebe dich zum tüchtigen Violiniſten, und ſei verſichert, der Kapellmeiſter wird dir deinen Platz im Orcheſter mit Gunſt anweiſen. Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menſchheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugeſtehen werde. Laß uns abbrechen! Wer es nicht glauben will, der gehe ſeinen Weg; auch der gelingt zumeilen; ich aber ſage: „Von unten hinauf zu dienen, iſt überall nötig. Sich auf ein Handwerk zu beſchränken, iſt das beſte. Für den geringſten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den beſſern eine Kunſt, und der beſte, wenn er eins tut, tut er alles, oder, um weniger paradox zu ſein, in dem einen, was er recht tut, ſieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird.“ * 75.

Eines ganz!

114 Allem Leben, allem Tun, aller Kunſt muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beſchränkung erworben wird. Eines recht wiſſen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen. Weiſe Männer laſſen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß iſt; ſie verkürzen die Umwege, durch welche der Menſch von ſeiner Beſtimmung nur allzugefällig abirren mag. * 78.

Wo ich nütze, da iſt mein Vaterland.

Betrachten wir des feſten Landes bewohnteſte 115
Provinzen und Reiche, ſo finden wir überall, wo ſich nutzbarer Boden hervortut, denſelben bebaut, bepflanzt, geregelt, verſchönt und in gleichem Verhältnis gewünſcht, in Beſitz genommen, befeſtigt und verteidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Wert des Grundbeſitzes und ſind genötigt, ihn als das Erſte, das Beſte anzuſehen, was dem Menſchen werden könne. Finden wir nun bei näherer Anſicht Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenoſſen, ſomit auch das allgemeine patriotiſche Gefühl unmittelbar auf den Boden gegründet, dann erſcheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raumes im großen und kleinen immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, ſo hat es die Natur gewollt! Ein Menſch, auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig; beide verwachſen miteinander, und zugleich knüpfen ſich die ſchönſten Bande. Wer möchte denn wohl die Grundveſte alles Daſeins widerwärtig berühren, Wert und Würde ſo ſchöner, einziger Himmelsgabe verkennen?

Und doch darf man ſagen: wenn das, was der Menſch beſitzt, von großem Wert iſt, ſo muß man demjenigen, was er tut und leiſtet, noch einen größeren zuſchreiben. Wir mögen daher bei völligem Ueberſchauen den Grundbeſitz als einen kleineren Teil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meiſten und höchſten derſelben beſtehen aber eigentlich im Beweglichen und in demjenigen, was durchs bewegte Leben gewonnen wird.

Hiernach uns umzuſehen, werden wir Jüngeren beſonders genötigt: denn hätten wir auch die Luſt, zu bleiben und zu verharren, von unſern Vätern geerbt, ſo finden wir uns doch tauſendfältig aufgefordert, die Augen vor weiterer Aus- und Umſicht keineswegs zu verſchließen. Eilen wir deshalb ſchnell ans Meeresufer, und überzeugen uns mit einem Blick, welch unermeßliche Räume der Tätigkeit offen ſtehen, und bekennen wir ſchon bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt!

Man hat geſagt und wiederholt: „Wo mirs wohlgeht, iſt mein Vaterland!“ Doch wäre dieſer tröſtliche Spruch noch beſſer ausgedrückt, wenn es hieße: „Wo ich nütze, iſt mein Vaterland!“ Zu Hauſe kann einer unnütz ſein, ohne daß es eben ſogleich bemerkt wird; außen in der Welt iſt der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun ſage: „Trachte jeder überall, ſich und andern zu nützen,“ ſo iſt dies nicht etwa Lehre noch Rat, ſondern der Ausſpruch des Lebens ſelbſt. * 73.

Güte und Leidenſchaft.

116 Sei gut gegen Arme! Wer die Bitte bekümmerter Unſchuld verachtet, wird einſt ſelbſt bitten, und nicht erhört werden. Wer ſich kein Bedenken macht, das Bedenken eines ſchutzloſen Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man um ſie wirbt, der verdient, ſie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Abſichten, gegen den Plan ſeiner Familie zu Gunſten ſeiner Leidenſchaften Entwürfe ſchmiedet, verdient, die Früchte ſeiner Leidenſchaft zu entbehren und der Achtung ſeiner Familie zu ermangeln. * 77.

Vom Nackten.

117 Der Menſch ohne Hülle iſt eigentlich der Menſch; der Bildhauer ſteht unmittelbar an der Seite der Elohim, als ſie den unförmlichen widerwärtigen Ton zu dem herrlichſten Gebilde umzuſchaffen wußten; ſolche göttlichen Gedanken muß er hegen. Dem Reinen iſt alles rein; warum nicht die unmittelbare Abſicht Gottes in der Natur? Aber vom Jahrhundert kann man dies nicht verlangen; ohne Feigenblätter und Tierfelle kommt es nicht aus: und das iſt noch viel zu wenig.

Aufwärts!

118 Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Tal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt ſichs wie Geſang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat;
Und dein Streben, ſeis in Liebe,
Und dein Leben ſei die Tat!

Bleibe nicht am Boden heften —
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß. * 72.

Dichtung und Wahrheit.

Vom Kinde.

119 Wer wäre imſtande, von der Fülle der Kindheit würdig zu ſprechen! Wir können die kleinen Geſchöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja, mit Bewunderung anſehen: denn meiſt verſprechen ſie mehr, als ſie halten, und es ſcheint, als wenn die Natur unter andern ſchelmiſchen Streichen, die ſie uns ſpielt, auch hier ſich ganz beſonders vorgeſetzt, uns zum Beſten zu haben. Die erſten Organe, die ſie Kindern mit auf die Welt gibt, ſind dem nächſten, unmittelbaren Zuſtande des Geſchöpfs gemäß; es bedient ſich derſelben kunſt- und anſpruchslos auf die geſchickteſte Weiſe zu den nächſten Zwecken. Das Kind, an und für ſich betrachtet, mit ſeinesgleichen und in Beziehungen, die ſeinen Kräften angemeſſen ſind, ſcheint ſo verſtändig, ſo vernünftig, daß nichts darüber geht, und zugleich ſo bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasſelbe wünſchen möchte. Wüchſen die Kinder in der Art fort, wie ſie ſich andeuten, ſo hätten wir lauter Genies. Aber das Wachstum iſt nicht bloß Entwicklung; die verſchiedenen organiſchen Syſteme, die den einen Menſchen ausmachen, entſpringen auseinander, folgen einander, verwandeln ſich ineinander, verdrängen einander, ja, zehren einander auf, ſo daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewiſſen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden iſt. Wenn auch die menſchlichen Anlagen im ganzen eine entſchiedene Richtung haben, ſo wird es doch dem größten und erfahrenſten Kenner ſchwer ſein, ſie mit Zuverläſſigkeit voraus zu verkünden; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat.

Wünſche als Vorahnungen von Fähigkeiten.

Ich weiß recht gut, daß gegen das brave und 120
hoffnungsreiche altdeutſche Wort: „Was einer in der Jugend wünſcht, hat er im Alter genug!“ manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, manches daran zu deuteln ſein möchte; aber auch viel Günſtiges ſpricht dafür, und ich erkläre, was ich dabei denke.

Unſere Wünſche ſind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leiſten imſtande ſein werden. Was wir können und möchten, ſtellt ſich unſerer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnſucht nach dem, was wir ſchon im Stillen beſitzen. So verwandelt ein leidenſchaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine ſolche Richtung entſchieden in unſerer Natur, ſo wird mit jedem Schritt unſerer Entwicklung ein Teil des erſten Wunſches erfüllt, bei günſtigen Umſtänden auf dem geraden Wege, bei ungünſtigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So ſieht man Menſchen durch Beharrlichkeit zu irdiſchen Gütern gelangen; ſie umgeben ſich mit Reichtum, Glanz und äußerer Ehre. Andere ſtreben noch ſicherer nach geiſtigen Vorteilen, erwerben ſich eine klare Ueberſicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüts und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun gibt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemiſcht iſt, und deren Erfolg am ſicherſten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menſchen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerſtören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine ſolche Epoche fordre und verſpreche, ſo wird er,

durch äußere Anläſſe zu tätiger Teilnahme gedrängt, bald da-, bald dorthin greifen, und der Wunſch, nach vielen Seiten wirkſam zu ſein, wird in ihm lebendig werden. Nun geſellen ſich aber zur menſchlichen Beſchränktheit noch ſo viele zufällige Hinderniſſe, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt und ein Wunſch nach dem andern ſich verzettelt. Waren aber dieſe Wünſche, aus einem reinen Herzen entſprungen, dem Bedürfnis der Zeit gemäß, ſo darf man ruhig rechts und links liegen und fallen laſſen und kann verſichert ſein, daß nicht allein dieſes wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, ſondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja, woran man nie gedacht hat, zum Vorſchein kommen werde. Sehen wir nun während unſeres Lebensganges dasjenige von andern geleiſtet, wozu wir ſelbſt früher einen Beruf fühlten, ihn aber mit manchem andern aufgeben mußten, dann tritt das ſchöne Gefühl ein, daß die Menſchheit zuſammen erſt der wahre Menſch iſt, und daß der einzelne nur froh und glücklich ſein kann, wenn er den Mut hat, ſich im Ganzen zu fühlen.

Dank und Undank.

121 Dank und Undank gehören zu den in der moraliſchen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereigniſſen, worüber die Menſchen ſich untereinander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterſchied zu machen zwiſchen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erſte iſt dem Menſchen angeboren, ja, anerſchaffen; denn ſie entſpringt aus einer glücklichen, leichtſinnigen Vergeſſenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortſetzung des Lebens möglich wird. Der Menſch bedarf ſo unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daſein, daß, wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Eltern, Freunden und Geſellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohltaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Menſch jenen Leichtſinn in und über ſich walten, ſo nimmt eine kalte Gleichgiltigkeit immer mehr überhand, und man ſieht den Wohltäter zuletzt als einen Fremden an, zu deſſen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dies allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Roheit entſpringt, worin die ungebildete Natur ſich am Ende notwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiderung einer Wohltat durch unmutiges und verdrießliches Weſen, iſt ſehr ſelten und kommt nur bei vorzüglichen Menſchen vor, ſolchen, die, mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derſelben in einem niedern Stande oder in einer hilfloſen Lage geboren, ſich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hilfe und Beiſtand annehmen müſſen, die ihnen dann manchmal durch Plumpheit der Wohltäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was ſie empfangen, irdiſch, und das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt, ſo daß eine eigentliche Kompenſation nicht gedacht werden kann.

Dieſe Forderung kann man gar wohl an ſich machen; denn der Bildungsfähigkeit eines Menſchen kommt das Licht der Natur, welches immer tätig iſt, ihn über ſeine Zuſtände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu ſtatten; und überhaupt ſollte man in manchen ſittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu ſchwer nehmen und ſich nicht nach allzuernſten, weitliegenden Mitteln umſehen, da ſich gewiſſe Fehler ſehr leicht, ja, ſpielend abtun laſſen. So können wir zum Beiſpiel die Dankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja, zum Bedürfnis machen.

Von Brevieren.

Was man auch gegen ſolche Sammlungen ſagen 122
kann, welche die Autoren zerſtückelt mitteilen, ſie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer ſo gefaßt und ſo geiſtreich, daß wir ein ganzes Werk nach ſeinem Wert in uns aufzunehmen vermöchten! Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die ſich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute beſonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt.

Glauben und Wiſſen.

Beim Glauben kommt alles darauf an, daß 123
man glaube; was man glaubt, iſt völlig gleichgiltig. Der Glaube iſt ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und dieſe Sicherheit entſpringt aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforſchliches Weſen. Auf die Unerſchütterlichkeit dieſes Zutrauens kommt alles an; wie wir uns aber dieſes Weſen denken, dies hängt von unſern übrigen Fähigkeiten, ja, von den Umſtänden ab und iſt ganz gleichgiltig. Der Glaube iſt ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder ſein Gefühl, ſeinen Verſtand, ſeine Einbildungskraft, ſo gut als er vermag, zu opfern bereit ſteht. Mit dem Wiſſen iſt es gerade das Gegenteil; es kommt gar nicht darauf an, daß man weiß, ſondern was man weiß, wie gut und wie viel man weiß. Daher kann man über das Wiſſen ſtreiten, weil es ſich berichtigen, ſich erweitern und verengern läßt. Das Wiſſen fängt vom Einzelnen an, iſt endlos und geſtaltlos und kann niemals, höchſtens nur träumeriſch, zuſammengefaßt werden und bleibt alſo dem Glauben geradezu entgegengeſetzt.

Der Menſch im Leben.

Unſer phyſiſches ſowohl als geſelliges Leben, 124
Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philoſophie, Religion, ja, ſo manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu, daß wir entſagen ſollen. So manches,

was uns innerlich eigenſt angehört, ſollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unſeres Weſens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber ſo vieles aufgedrungen, das uns ſo fremd als läſtig iſt. Man beraubt uns des mühſam Erworbenen, des freundlich Geſtatteten, und ehe wir hierüber recht im klaren ſind, finden wir uns genötigt, unſere Perſönlichkeit erſt ſtückweiſe und dann völlig aufzugeben. Dabei iſt es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der ſich deshalb ungeberdig ſtellt; vielmehr ſoll man, je bitterer der Kelch iſt, eine deſto ſüßere Miene machen, damit ja der gelaſſene Zuſchauer nicht durch irgend eine Grimaſſe beleidigt werde.

Dieſe ſchwere Aufgabe jedoch zu löſen, hat die Natur den Menſchen mit reichlicher Kraft, Tätigkeit und Zähigkeit ausgeſtattet. Beſonders aber kommt ihm der Leichtſinn zu Hilfe, der ihm unzerſtörlich verliehen iſt. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entſagen, wenn er nur im nächſten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und ſo ſtellen wir uns unbewußt unſer ganzes Leben immer wieder her. Wir ſetzen eine Leidenſchaft an die Stelle der andern; Beſchäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probieren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel ſei. Niemand entſetzt ſich vor dieſem falſchen, ja, gotteslästerlichen Spruch; ja, man glaubt, etwas Weiſes und Unwiderlegliches geſagt zu haben. Nur wenige Menſchen gibt es, die ſolche unerträgliche Empfindung vorausahnen und, um allen partiellen Reſignationen auszuweichen, ſich ein für allemal im Ganzen reſignieren. Dieſe überzeugen ſich von dem Ewigen, Notwendigen, Geſetzlichen und ſuchen ſich ſolche Begriffe zu bilden, welche unverwüſtlich ſind, ja, durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, ſondern vielmehr beſtätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenſchliches liegt, ſo werden ſolche Perſonen gewöhnlich für Unmenſchen gehalten, für gott- und weltloſe; ja, man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten ſoll.

Die Vernunft in der Natur.

Die Natur wirkt nach ewigen, notwendigen, dergeſtalt göttlichen Geſetzen, daß die Gottheit ſelbſt daran nichts ändern könnte. Alle Menſchen ſind hierin unbewußt vollkommen einig. Man bedenke, wie eine Naturerſcheinung, die auf Verſtand, Vernunft, ja, auch nur auf Willkür deutet, uns Erſtaunen ja, Entſetzen bringt!

Wenn ſich in Tieren etwas Vernunftähnliches hervortut, ſo können wir uns von unſerer Verwunderung nicht erholen; denn ob ſie uns gleich ſo nahe ſtehen, ſo ſcheinen ſie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Notwendigkeit verwieſen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übel nehmen, welche die unendlich kunſtreiche, aber doch genau beſchränkte Technik jener Geſchöpfe für ganz maſchinenmäßig erklärten.

Wenden wir uns zu den Pflanzen, ſo wird unſere Behauptung noch auffallender beſtätigt. Man gebe ſich Rechenſchaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berührte Mimoſa ihre gefiederten Blätter paarweiſe zuſammenfaltet und endlich das Stielchen wie an einem Gewebe niederklappt. Noch höher ſteigt jene Empfindung, der ich keinen Namen geben will, bei Betrachtung des Hedysarum gyrans, das ſeine Blättchen, ohne ſichtlich äußere Veranlaſſung, auf und nieder ſenkt und mit ſich ſelbſt wie mit unſern Begriffen zu ſpielen ſcheint. Denke man ſich einen Piſang, dem dieſe Gabe zugeteilt wäre, ſo daß er die ungeheuren Blätterſchirme für ſich ſelbſt wechſelsweiſe niederſenkte und aufhübe: jedermann, der es zum erſten Male ſähe, würde vor Entſetzen zurücktreten. So eingewurzelt iſt bei uns der Begriff unſerer eigenen Vorzüge, daß wir ein für alle mal der Außenwelt keinen Teil daran gönnen mögen, ja, daß wir dieſelben, wenn es nur anginge, ſogar unſeresgleichen gerne verkümmerten.

Ein ähnliches Entſetzen überfällt uns dagegen, wenn wir den Menſchen unvernünftig gegen allgemein anerkannte ſittliche Geſetze, unverſtändig gegen ſeinen eigenen und fremden Vorteil handeln ſehen. Um das Grauen loszuwerden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir es ſogleich in Tadel, in Abſcheu, und wir ſuchen uns von einem ſolchen Menſchen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien.

Zur Naturwiſſenſchaft im allgemeinen.

Die Natur.

Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in ſie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arme entfallen.

Sie ſchafft ewig neue Geſtalten; was da iſt, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — alles iſt neu, und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und ſind ihr fremd. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie und haben doch keine Gewalt über ſie.

Sie ſcheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht ſich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo iſt ſie? Sie iſt die einzige Künſtlerin: aus dem ſimpelſten Stoff zu den größten Kontraſten; ohne Schein der Anſtrengung zu der größten Vollendung — zur genaueſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat

ein eigenes Weſen, jede ihrer Erſcheinungen den iſolierteſten Begriff, und doch macht alles eins aus.

Sie ſpielt ein Schauſpiel: ob ſie es ſelbſt ſieht, wiſſen wir nicht, und doch ſpielt ſie es für uns, die wir in der Ecke ſtehen.

Es iſt ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Sie verwandelt ſich ewig und iſt kein Moment Stilleſtehen in ihr. Fürs Bleiben hat ſie keinen Begriff, und ihren Fluch hat ſie ans Stilleſtehen gehängt. Sie iſt feſt. Ihr Tritt iſt gemeſſen, ihre Ausnahmen ſelten, ihre Geſetze unwandelbar.

Gedacht hat ſie und ſinnt beſtändig; aber nicht als ein Menſch, ſondern als Natur. Sie hat ſich einen eigenen allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menſchen ſind alle in ihr und ſie in allen. Mit allen treibt ſie ein freundliches Spiel und freut ſich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibts mit vielen ſo im Verborgenen, daß ſies zu Ende ſpielt, ehe ſies merken.

Auch das Unnatürlichſte iſt Natur; auch die plumpſte Philiſterei hat etwas von ihrem Genie. Wer ſie nicht allenthalben ſieht, ſieht ſie nirgendwo recht.

Sie liebt ſich ſelber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an ſich ſelbſt. Sie hat ſich auseinandergeſetzt, um ſich ſelbſt zu genießen. Immer läßt ſie neue Genießer erwachſen, unerſättlich, ſich mitzuteilen.

Sie freut ſich an der Illuſion. Wer dieſe in ſich und andern zerſtört, den ſtraft ſie als der ſtrengſte Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt ſie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder ſind ohne Zahl. Keinem iſt ſie überall karg; aber ſie hat Lieblinge, an die ſie viel verſchwendet, und denen ſie viel aufopfert. Ans Große hat ſie ihren Schutz geknüpft.

Sie ſpritzt ihre Geſchöpfe aus dem Nichts hervor und ſagt ihnen nicht, woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Sie ſollen nur laufen; die Bahn kennt ſie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirkſam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauſpiel iſt immer neu, weil ſie immer neue Zuſchauer ſchafft. Leben iſt ihre ſchönſte Erfindung, und der Tod iſt ihr Kunſtgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menſchen in Dumpfheit ein und ſpornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und ſchwer und ſchüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfniſſe, weil ſie Bewegung liebt. Wunder, daß ſie alle dieſe Bewegung mit ſo wenigem erreicht! Jedes Bedürfnis iſt Wohltat, ſchnell befriedigt, ſchnell wieder erwachſend. Gibt ſie eins mehr, ſo iſts ein neuer Quell der Luſt; aber ſie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie ſetzt alle Augenblicke zum längſten Lauf an und iſt alle Augenblicke am Ziele.

Sie iſt die Eitelkeit ſelbſt, aber nicht für uns, denen ſie ſich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an ihr künſteln, jeden Toren über ſie richten, Tauſende ſtumpf über ſie hingehen und nichts ſehen und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Geſetzen, auch wenn man ihnen widerſtrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen ſie wirken will.

Sie macht alles, was ſie gibt, zur Wohltat; denn ſie macht es erſt unentbehrlich. Sie ſäumt, daß man ſie verlange; ſie eilt, daß man ſie nicht ſatt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht.

Ihre Krone iſt die Liebe. Nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und alles will ſie verſchlingen. Sie hat alles iſoliert, um alles zuſammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos.

Sie iſt alles. Sie belohnt ſich ſelbſt und beſtraft ſich ſelbſt, erfreut und quält ſich ſelbſt. Sie iſt rauh und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihre Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig gibt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziele, und am beſten iſts, ihre Liſt nicht zu merken.

Sie iſt ganz und doch immer unvollendet. So wie ſies treibt, kann ſies immer treiben.

Jedem erſcheint ſie in einer eigenen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hereingeſtellt; ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr iſt und was falſch iſt, alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld; alles iſt ihr Verdienſt. * 95.

Subjekt und Objekt.

Sobald der Menſch die Gegenſtände um ſich 127
her gewahr wird, betrachtet er ſie in Bezug auf ſich ſelbſt; und mit Recht: denn es hängt ſein ganzes Schickſal davon ab, ob ſie ihm gefallen oder mißfallen, ob ſie ihn anziehen oder abſtoßen, ob ſie ihm nützen oder ſchaden. Dieſe ganz natürliche Art, die Sachen anzuſehen und zu beurteilen, ſcheint ſo leicht zu ſein, als ſie notwendig iſt. Und doch iſt der Menſch dabei tauſend Irrtümern ausgeſetzt, die ihn oft beſchämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit ſchwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntnis die Gegenſtände der Natur an ſich ſelbſt und in ihren

Verhältniſſen untereinander zu beobachten ſtrebt. Denn ſie vermiſſen bald den Maßſtab, der ihnen zu Hilfe kam, wenn ſie als Menſchen die Dinge in Bezug auf ſich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßſtab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abſtoßens, des Nutzens und Schadens. Dieſem ſollen ſie ganz entſagen; ſie ſollen als gleichgiltige und gleichſam göttliche Weſen ſuchen und unterſuchen, was iſt, und nicht, was behagt.

Sobald wir einen Gegenſtand in Beziehung auf ſich ſelbſt und in Verhältnis mit andern betrachten und denſelben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabſcheuen, ſo werden wir mit einer ruhigen Aufmerkſamkeit uns bald von ihm, ſeinen Teilen, ſeinen Verhältniſſen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir dieſe Betrachtungen fortſetzen, je mehr wir Gegenſtände miteinander verknüpfen, deſto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns iſt.

Künſtler und Forſcher.

128 Sobald Menſchen von ſcharfen friſchen Sinnen auf Gegenſtände aufmerkſam gemacht werden, findet man ſie zu Beobachtungen ſo geneigt als geſchickt. Ich habe dies oft bemerken können, ſeitdem ich die Lehre des Lichtes und der Farben mit Eifer behandle und, wie es zu geſchehen pflegt, mich auch mit Perſonen, denen ſolche Betrachtungen ſonſt fremd ſind, von dem, was mich ſoeben ſehr intereſſiert, unterhalte. Sobald ihre Aufmerkſamkeit nur rege war, bemerkten ſie Phänomene, die ich teils nicht gekannt, teils überſehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja, gaben mir Anlaß, ſchnellere Schritte zu tun und aus der Einſchränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühſame Unterſuchung oft gefangen hält.

Es gilt alſo auch hier, was bei ſo vielen anderen menſchlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Intereſſe mehrerer, auf einen Punkt gerichtet, etwas Vorzügliches hervorzubringen imſtande ſei. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher andere ſo gern von der Ehre einer Entdeckung ausſchließen möchte, daß die unmäßige Begierde, etwas Entdecktes nur nach ſeiner Art zu behandeln und auszuarbeiten, dem Forſcher ſelbſt das größte Hindernis ſei.

Sind uns bloß natürliche, aufmerkſame Menſchen ſo viel zu nützen imſtande, wie allgemeiner muß der Nutzen ſein, wenn unterrichtete Menſchen einander in die Hände arbeiten! Schon iſt eine Wiſſenſchaft an und für ſich ſelbſt eine ſo große Maſſe, daß ſie viele Menſchen trägt, wenn ſie gleich kein Menſch tragen kann. Es läßt ſich bemerken, daß die Kenntniſſe, gleichſam wie ein eingeſchloſſenes, aber lebendiges Waſſer, ſich nach und nach zu einem gewiſſen Niveau erheben, daß die ſchönſten Entdeckungen nicht ſowohl durch Menſchen als durch die Zeit gemacht worden; wie denn eben ſehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweien oder wohl gar mehreren geübten Denkern gemacht worden. Wenn alſo wir in jenem erſten Fall der Geſellſchaft und den Freunden ſo vieles ſchuldig ſind, ſo werden wir in dieſem der Welt und dem Jahrhundert noch mehr ſchuldig, und wir können in beiden Fällen nicht genug anerkennen, wie nötig Mitteilung, Beihülfe, Erinnerung und Widerſpruch ſei, um uns auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwärts zu bringen.

Man hat daher in wiſſenſchaftlichen Dingen gerade das Gegenteil von dem zu tun, was der Künſtler rätlich findet: denn er tut wohl, ſein Kunſtwerk nicht öffentlich ſehen zu laſſen, bis es vollendet iſt, weil ihm nicht leicht jemand raten noch Beiſtand leiſten kann; iſt es hingegen vollendet, ſo hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, ſolches mit ſeiner Erfahrung zu vereinigen und ſich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten. In wiſſenſchaftlichen Dingen hingegen iſt es ſchon nützlich, jede einzelne Erfahrung, ja Vermutung öffentlich mitzuteilen, und es iſt höchſt rätlich, ein wiſſenſchaftliches Gebäude nicht eher aufzuführen, bis der Plan dazu und die Materialien allgemein bekannt, beurteilt und ausgewählt ſind.
* 96.

Der Menſch als Geſetzgeber.

Der Menſch, wo er bedeutend auftritt, verhält ſich geſetzgebend, vorerſt im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht, ferner im Religiöſen, ſich zu einer beſonderen inneren Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend, ſodann auf derſelben analoge, beſtimmte äußere Zeremonien beſchränkend. Im Regiment, es ſei friedlich oder kriegeriſch, geſchieht das gleiche: Handlung und Tat ſind nur von Bedeutung, wenn er ſie ſich ſelbſt und andern vorſchrieb. In Künſten iſt es dasſelbe: wie der Menſchengeiſt ſich die Muſik unterwarf, ſagt Vorſtehendes; wie er auf die bildende Kunſt in den höchſten Epochen, durch die größten Talente wirkend, ſeinen Einfluß betätigte, iſt zu unſerer Zeit ein offenbares Geheimnis. In der Wiſſenſchaft deuten die unzähligen Verſuche, zu ſyſtematiſieren, zu ſchematiſieren, dahin. Unſere ganze Aufmerkſamkeit muß aber darauf gerichtet ſein, der Natur ihr Verfahren abzulauſchen, damit wir ſie durch zwängende Vorſchriften nicht widerſpenſtig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkür nicht vom Zweck entfernen laſſen.
* 98.

Die Art.

Die Natur hat kein Syſtem: ſie hat, ſie iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. Allein, was ſie im ganzen verſagt, geſtattet ſie deſto williger im einzelnen. Jedes beſondere Naturweſen beſchreibt außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es teilhat, noch eine engere, ihm eigentümliche Bahn, und das Charakteriſtiſche derſelben, welches ſich aller Abweichungen ungeachtet in einem Umlaufe

wie in dem andern durch die fortgesetzte Reihe der Geschlechter ausspricht, dies beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen bezeichnet die Art. Aus innigster Ueberzeugung behaupte ich fest: gleicher Art ist, was gleiches Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der andern hervorgehe; denn nichts unterbricht den Zusammenhang des nacheinander Folgenden in der Natur. Gesondert besteht allein das ursprünglich nebeneinander Gestellte. * 99.

Bedenken und Ergebung.

131 Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Teilbarkeit uns der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zum Grunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen; wir bescheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen sein möchten.

Hier treffen wir nun auf die eigene Schwierigkeit, die nicht immer klar ins Bewußtsein tritt: daß zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. Demungeachtet bleibt unser ewiges Bestreben, diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden.

Endlich finden wir bei redlich fortgesetzten Bemühungen, daß der Philosoph wohl möchte recht haben, welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völlig kongruiere, aber wohl zugibt, daß Idee und Erfahrung analog sein können, ja müssen.

Die Schwierigkeit, Idee und Erfahrung miteinander zu verbinden, erscheint sehr hinderlich bei aller Naturforschung: die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit; die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt; daher ist in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwirkung die wir der Idee gemäß als simultan und successiv zugleich denken sollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken, was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte, und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgefaßtem und Ideeiertem immerfort unaufgelöst.

Deshalb wir uns denn billig zu einer Befriedigung in die Sphäre der Dichtkunst flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechslung erneuern:

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Das hat sie nicht zusammengebettelt:
Sie hats von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Gestrost den Einschlag werfen kann. * 97.

Zur Farbenlehre.

Der ewige Ring.

Nichts ist stillstehend. Bei allen scheinbaren Rückschritten müssen Menschheit und Wissenschaft immer vorschreiten, und wenn beide sich zuletzt auch wieder in sich selbst abschließen sollten. Vorzügliche Geister haben sich immer gefunden, die sich mitteilen mochten. Viel Schätzenswertes hiervon ist auf uns gekommen, woraus wir uns überzeugen können, daß es unsern Vorfahren an treffenden Ansichten der Natur nie gefehlt habe. 132

Der Kreis, den die Menschheit auszulaufen hat, ist bestimmt genug, und ungeachtet des großen Stillstandes, den die Barbarei machte, hat sie ihre Laufbahn schon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuschreiben, so kehrt sie doch immer wieder in jene Gegend, wo sie schon einmal durchgegangen. Auf diesem Wege wiederholen sich alle wahren Ansichten und alle Irrtümer. * 84.

Bedeutende Individualität.

Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und voneinander abgesondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen: aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Ueberlieferte, das, was andere geleistet, in sich aufzunehmen genötigt. Tut er es nicht mit Bewußtsein, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, so wird jederzeit für alle ein großer Vorteil daraus entstehen. Und wie dies nun gleichzeitig schnell und heftig geschieht, so muß eine Uebereinstimmung daraus entspringen, das, was man in der Kunst Stil zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr begünstigt werden, als wenn sie sich durch seltsame Eigentümlichkeiten karikaturmäßig voneinander zu entfernen streben. 133

Wem die Bemühungen der Deutschen in diesem Sinne seit mehreren Jahren vor Augen sind, wird sich Beispiele genug zu dem, was wir im allgemeinen aussprechen, vergegenwärtigen können, und wir sagen getrost in Gefolg unserer Ueberzeugung: an Tiefe sowie an Fleiß hat es dem Deutschen nie

gefehlt. Nähert er ſich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft ſie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, ſo wird man ihm früher oder ſpäter die erſte Stelle in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht ſtreitig machen.

Die Stimme der Zeiten und Völker.

134 Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wiſſen, Zuſtände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges, aber höchſt Merkwürdiges bekannt iſt. Hier treten außerordentliche Individuen hervor; es ereignen ſich ſeltſame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entſchiedenen Eindruck; ſie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die hiſtoriſchen Zeiten erſcheinen uns im vollen Tag. Man ſieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menſchheit nicht vor Menſchen; aber es ſieht aus, als wenn jedermann und allem Recht geſchähe, und ſo iſt jedermann zufrieden.

Die Exiſtenz irgend eines Weſens erſcheint uns ja nur, inſofern wir uns desſelben bewußt werden. Daher ſind wir ungerecht gegen die ſtillen, dunklen Zeiten, in denen der Menſch, unbekannt mit ſich ſelbſt, aus innerem ſtarkem Antrieb tätig war, trefflich vor ſich hin wirkte und kein anderes Dokument ſeines Daſeins zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu ſchätzen wäre als alle Nachrichten.

Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortſchaften, ſo kommen uns aus der dunklen Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menſchen, tapfere, ſchöne, gute, in herrlicher Geſtalt entgegen. Der Lobgeſang der Menſchheit, dem die Gottheit ſo gerne zuhören mag, iſt niemals verſtummt, und wir ſelbſt fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden verteilten harmoniſchen Ausſtrömungen bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweiſe, bald in einem herrlichen Vollgeſang vernehmen.

Freilich müßte man mit reinem friſchem Ohre hinlauſchen und jedem Vorurteil ſelbſtſüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht, als dem Menſchen möglich iſt, entſagen. * 86.

Zwei Momente der Weltgeſchichte.

135 Es gibt zwei Momente der Weltgeſchichte, die bald aufeinander folgen, bald gleichzeitig, teils einzeln und abgeſondert, teils höchſt verſchränkt, ſich an Individuen und Völkern zeigen.

Der erſte iſt derjenige, in welchem ſich die einzelnen nebeneinander frei ausbilden; dies iſt die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Gemütlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen und ſtrebt in den beſten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löſt ſich dieſer Zuſtand zuletzt in Parteiſucht und Anarchie auf.

Die zweite Epoche iſt die des Benutzens, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik, des Wiſſens, des Verſtandes. Die Wirkungen ſind nach außen gerichtet; im ſchönſten und höchſten Sinne gewährt dieſer Zeitpunkt Dauer und Genuß unter gewiſſen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein ſolcher Zuſtand in Selbſtſucht und Tyrannei aus, wo man ſich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Perſon zu denken nötig hat; es gibt eine Tyrannei ganzer Maſſen, die höchſt gewaltſam und unwiderſtehlich iſt.

Die führenden Individuen.

Der ſchwache Faden, der ſich aus dem manchmal ſo breiten Gewebe des Wiſſens und der Wiſſenſchaften durch alle Zeiten, ſelbſt die dunkelſten und verworrenſten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Dieſe werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der beſten Art geboren und verhalten ſich immer auf dieſelbe Weiſe gegen jedes Jahrhundert, in welchem ſie vorkommen. Sie ſtehen nämlich mit der Menge im Gegenſatz, ja, im Widerſtreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbariſchen: denn Tugenden ſind zu jeder Zeit ſelten, Mängel gemein. Und ſtellt ſich denn nicht ſogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

Gewiſſe Tugenden gehören der Zeit an, und ſo auch gewiſſe Mängel, die einen Bezug auf ſie haben. * 87.

Ueberlieferung und Individuum.

Die ineinander greifenden Menſchen- und Zeitalter nötigen uns, eine mehr oder weniger unterſuchte Ueberlieferung gelten zu laſſen, um ſo mehr, als auf der Möglichkeit dieſer Ueberlieferung die Vorzüge des menſchlichen Geſchlechts beruhen.

Ueberlieferung fremder Erfahrung, fremden Urteils ſind bei ſo großen Bedürfniſſen der eingeſchränkten Menſchheit höchſt willkommen, beſonders wenn von hohen Dingen, von allgemeinen Anſtalten die Rede iſt.

Ein ausgeſprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, notwendig wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um ſo lebhafter, als in dem engen Raume, in welchem die Menſchheit ſich ergeht, die nämlichen Bedürfniſſe, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren.

Und doch iſt jede Wortüberlieferung ſo bedenklich. Man ſoll ſich, heißt es, nicht an das Wort, ſondern an den Geiſt halten. Gewöhnlich aber vernichtet

der Geist das Wort oder verwandelt es doch dergestalt, daß ihm von seiner frühern Art und Bedeutung wenig übrig bleibt.

Wir stehen mit der Ueberlieferung beständig im Kampfe, und jene Forderung, daß wir die Erfahrung des Gegenwärtigen auf eigene Autorität machen sollten, ruft uns gleichfalls zu einem bedenklichen Streit auf. Und doch fühlt ein Mensch, dem eine originelle Wirksamkeit zu teil geworden, den Beruf, diesen doppelten Kampf persönlich zu bestehen, der durch den Fortschritt der Wissenschaften nicht erleichtert, sondern erschwert wird. Denn es ist am Ende doch nur immer das Individuum, das einer breiteren Natur und breiteren Ueberlieferung Brust und Stirn bieten soll.

Der Konflikt des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Ueberlieferung ist eigentlich die Geschichte der Wissenschaften: denn was in und von ganzen Massen geschieht, bezieht sich doch nur zuletzt auf ein tüchtigeres Individuum, das alles sammeln, sondern, redigieren und vereinigen soll; wobei es wirklich ganz einerlei ist, ob die Zeitgenossen ein solch Bemühen begünstigen oder ihm widerstreben. Denn was heißt begünstigen, als das Vorhandene vermehren und allgemein machen? Dadurch wird wohl genutzt, aber die Hauptsache nicht gefördert.

Autorität.

Indem wir von Ueberlieferung sprechen,
138 sind wir unmittelbar aufgefordert, zugleich von Autorität zu reden; denn, genau betrachtet, ist jede Autorität eine Art Ueberlieferung. Wir lassen die Existenz, die Würde, die Gewalt von irgend einem Dinge gelten, ohne daß wir seinen Ursprung, sein Herkommen, seinen Wert deutlich einsehen und erkennen. So schätzen und ehren wir z. B. die edlen Metalle beim Gebrauch des gemeinen Lebens; doch ihre großen physischen und chemischen Verdienste sind uns dabei selten gegenwärtig. So hat die Vernunft und das ihr verwandte Gewissen eine ungeheure Autorität, weil sie unergründlich sind; ingleichen das, was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verstand gar keine Autorität zuschreiben: denn er bringt nur immer seinesgleichen hervor, sowie denn offenbar aller Verstandesunterricht zur Anarchie führt.

Gegen die Autorität verhält sich der Mensch sowie gegen vieles andere beständig schwankend. Er fühlt in seiner Dürftigkeit, daß er, ohne sich auf etwas Drittes zu stützen, mit seinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl seiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, stößt er das Hülfreiche von sich und glaubt, für sich selbst und andere hinzureichen.

Das Kind bequemt sich meist mit Ergebung unter die Autorität der Eltern; der Knabe sträubt sich dagegen, der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weniger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung anderer doch nur wenig ausrichte.

Ebenso schwankt die Menschheit im ganzen. Bald sehen wir um einen vorzüglichen Mann sich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwohnende, Mitstreitende versammeln. Bald fällt eine solche Gesellschaft, ein solches Reich wieder in vielerlei Einzelheiten auseinander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Dokumente früherer Gesinnungen göttlich verehrt, buchstäblich aufgenommen; jedermann gibt seine Sinne, seinen Verstand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare solcher Ueberreste darzutun, sie bekannt zu machen, zu kommentieren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderstürmende, so hier eine schriftstürmende Wut ein; es täte Not, man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher so großen Wertes geachtet wurde. Kein ehemals ausgesprochenes Wort soll gelten; alles, was weise war, soll als närrisch erkannt werden, was heilsam war, als schädlich, was sich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hindernis. * 92.

Die Bibel.

Jene große Verehrung, welche der Bibel von 139
vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem innern Wert. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen, notwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt.

Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der einzelnen kennt, wird nicht in Abrede stellen, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heranbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tschudis schweizerische oder Aventins bayrische Chronik. Wieviel mehr muß also die Bibel zu diesem Zwecke genügen, da sie das Musterbuch zu jenen Erstgenannten gewesen, da das Volk, als dessen Chronik sie sich darstellt, auf die Weltbegebenheiten so großen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt!

Es ist uns nicht erlaubt, hier ins Einzelne zu gehen; doch liegt einem jeden vor Augen, wie in beiden Abteilungen dieses wichtigen Werkes der geschichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergestalt innig verknüpft ist, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche. Und was den Inhalt betrifft, so wäre nur

wenig hinzuzufügen, um ihn bis auf den heutigen Tag durchaus vollſtändig zu machen. Wenn man dem alten Teſtamente einen Auszug aus Joſephus beifügte, um die jüdiſche Geſchichte bis zur Zerſtörung Jeruſalems fortzuführen; wenn man nach der Apoſtelgeſchichte eine gedrängte Darſtellung der Ausbreitung des Chriſtentums und der Zerſtreuung des Judentums durch die Welt bis auf die letzten treuen Miſſionsbemühungen apoſtelähnlicher Männer, bis auf den neueſten Schacher- und Wucherbetrieb der Nachkommen Abrahams einſchaltete; wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine chriſtliche Lehre, im Sinn des neuen Teſtamentes zuſammengefaßt, aufſtellte, um die verworrene Lehrart der Epiſteln zu entwirren und aufzuhellen: ſo verdiente dieſes Werk gleich gegenwärtig wieder in ſeinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, ſondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung ſteigen, immer mehr zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naſeweiſen, ſondern von wahrhaft weiſen Menſchen genutzt werden können.

Die Bibel an ſich ſelbſt, und dies bedenken wir nicht genug, hat in der älteren Zeit faſt gar keine Wirkung gehabt. Die Bücher des alten Teſtamentes fanden ſich kaum geſammelt, ſo war die Nation, aus der ſie entſprungen, völlig zerſtreut; nur der Buchſtabe war es, um den die Zerſtreuten ſich ſammelten und noch ſammeln. Kaum hatte man die Bücher des neuen Teſtaments vereinigt, als die Chriſtenheit ſich in unendliche Meinungen ſpaltete. Und ſo finden wir, daß ſich die Menſchen nicht ſowohl mit dem Werke als an dem Werke beſchäftigten und ſich über die verſchiedenen Auslegungsarten entzweiten, die man auf den Text anwenden, die man dem Text unterſchieben, mit denen man ihn zudecken konnte.

Neue Weltanſichten.

140 Daß die Weltgeſchichte von Zeit zu Zeit umgeſchrieben werden müſſe, darüber iſt in unſern Tagen wohl kein Zweifel übrig geblieben. Eine ſolche Notwendigkeit entſteht aber nicht etwa daher, weil viel Geſchehenes nachentdeckt worden, ſondern weil neue Anſichten gegeben werden, weil der Genoſſe einer fortſchreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen ſich das Vergangene auf eine neue Weiſe überſchauen und beurteilen läßt. Ebenſo iſt es in den Wiſſenſchaften. Nicht allein die Entdeckung von bisher unbekannten Naturverhältniſſen und Gegenſtänden, ſondern auch die abwechſelnden, vorſchreitenden Geſinnungen und Meinungen verändern ſehr vieles und ſind wert, von Zeit zu Zeit beachtet zu werden. Beſonders würde ſichs nötig machen, das vergangene achtzehnte Jahrhundert in dieſem Sinne zu kontrolleren. Bei ſeinen großen Verdienſten hegte und pflegte es manche Mängel und tat den vorhergehenden Jahrhunderten, beſonders den weniger ausgebildeten, gar mannigfaltiges Unrecht. Man kann es in dieſem Sinne wohl das ſelbſtkluge nennen, indem es ſich auf eine gewiſſe klare Verſtändigkeit ſehr viel einbildete und alles nach einem einmal gegebenen Maßſtabe abzumeſſen ſich gewöhnte. Zweifelſucht und entſcheidendes Abſprechen wechſelten miteinander ab, um eine und dieſelbe Wirkung hervorzubringen: eine dünkelhafte Selbſtgenügſamkeit und ein Ablehnen alles deſſen, was ſich nicht ſogleich erreichen noch überſchauen ließ.

Charakter.

Jedes Weſen, das ſich als eine Einheit fühlt, 141
will ſich in ſeinem eigenen Zuſtand ungetrennt und unverrückt erhalten. Dies iſt eine ewige notwendige Gabe der Natur, und ſo kann man ſagen, jedes einzelne habe Charakter bis zum Wurm hinunter, der ſich krümmt, wenn er getreten wird. In dieſem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja, dem Feigen ſelbſt Charakter zuſchreiben: denn er gibt auf, was andere Menſchen über alles ſchätzen, was aber nicht zu ſeiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er ſeine Perſönlichkeit erhalte. Doch bedient man ſich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höheren Sinne, wenn nämlich eine Perſönlichkeit von bedeutenden Eigenſchaften auf ihrer Weiſe verharrt und ſich durch nichts davon abwendig machen läßt.

Einen ſtarken Charakter nennt man, wenn er ſich allen äußerlichen Hinderniſſen mächtig entgegengeſetzt und ſeine Eigentümlichkeit, ſelbſt mit Gefahr, ſeine Perſönlichkeit zu verlieren, durchzuſetzen ſucht. Einen großen Charakter nennt man, wenn die Stärke desſelben zugleich mit großen, unüberſehlichen, unendlichen Eigenſchaften, Fähigkeiten verbunden iſt und durch ihn ganz originelle, unerwartete Abſichten, Pläne und Taten zum Vorſchein kommen.

Ob nun gleich jeder wohl einſieht, daß hier eigentlich das Ueberſchwengliche, wie überhaupt, die Größe macht, ſo muß man ſich doch ja nicht irren und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede ſei. Das Hauptfundament des Sittlichen iſt der gute Wille, der ſeiner Natur nach nur aufs Rechte gerichtet ſein kann; das Hauptfundament des Charakters iſt das entſchiedene Wollen ohne Rückſicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böſe, auf Wahrheit oder Irrtum; es iſt das, was jede Partei an den Ihrigen ſo höchlich ſchätzt. Der Wille gehört der Freiheit; er bezieht ſich auf den inneren Menſchen, auf den Zweck; das Wollen gehört der Natur und bezieht ſich auf die äußere Welt, auf die Tat; und weil das irdiſche Wollen nur immer ein beſchränktes ſein kann, ſo läßt ſich beinahe vorausſetzen, daß in der Ausübung das höhere Recht niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann. * 93.

Winckelmann. Briefe.

142 Briefe gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mitteilen; und ſo iſt auch ein Brief eine Art Selbſtgeſpräch. Denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, löſt ſich von dem Herzen los; und als dauernde Spuren eines Daſeins, eines Zuſtandes ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. * 100.

Die innere und äußere Welt.

143 Wenn die Natur gewöhnlichen Menſchen die köſtliche Mitgift nicht verſagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Luſt zu ergreifen, ſie kennen zu lernen, ſich mit ihr in Verhältnis zu ſetzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, ſo haben vorzügliche Geiſter öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, in ſich ſelbſt eine eigene Welt zu erſchaffen und auf dieſe Weiſe das Vortrefflichſte nach innen bezüglich zu leiſten.

Findet ſich hingegen in beſonders begabten Menſchen jenes gemeinſame Bedürfnis, eifrig zu allem, was die Natur in ſie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu ſuchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewiſſen zu ſteigern, ſo kann man verſichert ſein, daß auch ſo ein für Welt und Nachwelt höchſt erfreuliches Daſein ſich ausbilden werde. * 101

Der Gipfel des Weltwerdens.

144 Der Menſch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte; er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leiſtet er nur, wenn ſich die ſämtlichen Eigenſchaften gleichmäßig in ihm vereinigen.

Wenn die geſunde Natur des Menſchen als ein Ganzes wirkt, wenn er ſich in der Welt als in einem großen, ſchönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmoniſche Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es ſich ſelbſt empfinden könnte, als an ſein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eignen Werdens und Weſens bewundern. Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchſtraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn ſich nicht zuletzt ein glücklicher Menſch unbewußt ſeines Daſeins erfreut?

Eckermann: Geſpräche mit Goethe.

Der Eigene und Große.

Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und 145
wollte mich immer anders als es Gott gefallen hatte, mich zu machen. Auch war man ſelten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zuliebe zu tun, ſo verlangte ſie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken ſollte, daß ſie es nur erträglich fand. Lobte man mich, ſo ſollte ich das nicht in freudigem Selbſtgefühl als einen ſchuldigen Tribut hinnehmen, ſondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende, beſcheidene Phraſe, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Perſon und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerſtrebte meiner Natur, und ich hätte müſſen ein elender Lump ſein, wenn ich ſo hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber ſtark genug war, mich in ganzer Wahrheit ſo zu zeigen, wie ich fühlte, ſo galt ich für ſtolz und gelte noch ſo bis auf den heutigen Tag. * 137.

Innere Fürſtlichkeit.

Ich will nun juſt eben nicht damit prahlen; 146
aber es war ſo und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürſtlichkeit als ſolcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menſchennatur und ein tüchtiger Menſchenwert dahinterſteckte, nie viel Reſpekt. Ja, es war mir ſelber ſo wohl in meiner Haut, und ich fühlte mich ſelber ſo vornehm, daß, wenn man mich zum Fürſten gemacht hätte, ich es nicht eben ſonderlich merkwürdig gefunden haben würde. * 144.

Produktivität.

Man braucht nicht bloß Gedichte und Schau- 147
ſpiele zu machen, um produktiv zu ſein, es gibt auch eine Produktivität der Taten, die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher ſteht. Selbſt der Arzt muß produktiv ſein, wenn er wahrhaft heilen will; iſt er es nicht, ſo wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Pfuſcherei machen.

Produktivität und Genie ſind ſehr nahe liegende Dinge. Denn was iſt Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Taten entſtehen, die vor Gott und in der Natur ſich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer ſind? Alle Werke Mozarts ſind dieſer Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwirkt und ſo bald nicht erſchöpft und verzehrt ſein dürfte. Von andern großen Komponiſten und Künſtlern gilt dasſelbe. Wie haben nicht Phidias und Raffael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! Derjenige, der zuerſt die Formen und Verhältniſſe der altdeutſchen Baukunſt erfand, ſo daß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münſter und ein Kölner Dom

möglich wurde, war auch ein Genie; denn ſeine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie ſehr bedeutender Art! Er wirkt nun ſchon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu ſein, iſt nicht abzuſehen. Leſſing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, allein ſeine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn ſelber. Dagegen haben wir in der Literatur andere und zwar bedeutende Namen, die, als ſie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die alſo weniger waren, als ſie und andere dachten. Denn, wie geſagt, es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft, und ferner, es kommt dabei gar nicht auf das Geſchäft, die Kunſt und das Metier an, das einer treibt: es iſt alles dasſelbige. Ob einer ſich in der Wiſſenſchaft genial erweiſt, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich II., Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Béranger: es iſt alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig ſei und fortzuleben vermöge.

Und dann muß ich noch ſagen: nicht die Maſſe der Erzeugniſſe und Taten, die von jemand ausgehen, deutet auf einen produktiven Menſchen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für ſehr produktiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erſchienen iſt. Nach meinem Begriffe aber ſind dieſe Leute durchaus unproduktiv zu nennen, denn was ſie machten, iſt ohne Leben und Dauer.

Jede Produktivität höchſter Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, ſteht in niemandes Gewalt und iſt über aller irdiſchen Macht erhaben. Dergleichen hat der Menſch als unverhoffte Geſchenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es iſt dem Dämoniſchen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er ſich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In ſolchen Fällen iſt der Menſch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einfluſſes. Ich ſage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Geſtalt gab, und wie einzelne Menſchen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geſchlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte. * 146.

Des Dichters Vaterland.

148 Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben; aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an keine beſondere Provinz und an kein beſonderes Land gebunden iſt, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er iſt darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern ſchwebt, und dem es gleichviel iſt, ob der Haſe, auf den er herabſchießt, in Preußen oder in Sachſen läuft.

Und was heißt denn: ſein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln: was ſoll er denn da Beſſeres tun? Und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken? An einen Dichter ſo ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenſo, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſein, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläſſigen. * 135.

Dichtung und Mitmenſchen.

Könnten Geiſt und höhere Bildung ein Ge- 149
meingut werden, ſo hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr ſein und brauchte ſich nicht zu ſcheuen, das Beſte zu ſagen. So aber muß er ſich immer in einem gewiſſen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß ſeine Werke in die Hände einer gemiſchten Welt kommen, und er hat daher Urſache, ſich in acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menſchen durch eine zu große Offenheit kein Aergernis gebe. Und dann iſt die Zeit ein wunderlich Ding. Sie iſt ein Tyrann, der ſeine Launen hat und der zu dem, was einer ſagt und tut, in jedem Jahrhundert ein ander Geſicht macht. Was den alten Griechen zu ſagen erlaubt war, will uns zu ſagen nicht mehr anſtehen, und was Shakeſpeares kräftige Mitmenſchen durchaus anmutete, kann der heutige Engländer nicht mehr ertragen, ſo daß in der neueſten Zeit ein Familien-Shakeſpeare ein gefühltes Bedürfnis wird. * 107.

Deutſche Schriftſteller.

Den Deutſchen iſt im ganzen die philoſophiſche 150
Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unſinnliches, unfaßliches, breites und aufdröſelndes Weſen hineinbringt. Je näher ſie ſich gewiſſen philoſophiſchen Schulen hingegeben, deſto ſchlechter ſchreiben ſie. Diejenigen Deutſchen aber, die als Geſchäfts- und Lebensmenſchen bloß aufs Praktiſche gehen, ſchreiben am beſten.

Im ganzen iſt der Stil eines Schriftſtellers ein treuer Abdruck ſeines Innern: will jemand einen klaren Stil ſchreiben, ſo ſei es ihm zuvor klar in ſeiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil ſchreiben, ſo habe er einen großartigen Charakter. * 111.

Wir Deutſchen.

151 Wir Deutſchen ſind von geſtern. Wir haben zwar ſeit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unſern Landsleuten ſo viel Geiſt und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß ſie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß ſie ſich für ein hübſches Lied begeiſtern, und daß man von ihnen wird ſagen können, es ſei lange her, daß ſie Barbaren geweſen.

Die Deutſchen ſind übrigens wunderliche Leute! Sie machen ſich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die ſie überall ſuchen und überall hineinlegen, das Leben ſchwerer als billig. Ei, ſo habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu laſſen, euch rühren zu laſſen, euch erheben zu laſſen, ja, euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu laſſen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abſtrakter Gedanke und Idee wäre! * 143.

Unſere Aufgabe.

152 Der Menſch iſt nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem angeht, und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Univerſums zu meſſen, reichen ſeine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, iſt bei ſeinem kleinen Standpunkte ein ſehr vergebliches Beſtreben. Die Vernunft des Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge.

Sobald wir dem Menſchen die Freiheit zugeſtehen, iſt es um die Allwiſſenheit Gottes getan; denn ſobald die Gottheit weiß, was ich tun werde, bin ich gezwungen zu handeln, wie ſie es weiß.

Dieſes führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wiſſen, und daß an göttlichen Geheimniſſen nicht gut zu rühren iſt.

Auch ſollen wir höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zugute kommen. Andere ſollen wir bei uns behalten; aber ſie mögen und werden auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. * 118.

Natur und Menſch.

153 Die Natur verſteht keinen Spaß: ſie iſt immer wahr, immer ernſt, immer ſtrenge; ſie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer ſind immer des Menſchen. Den Unzulänglichen verſchmäht ſie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt ſie ſich und offenbart ihm ihre Geheimniſſe.

Der Verſtand reicht zu ihr nicht hinauf; der Menſch muß fähig ſein, ſich zur höchſten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die ſich in Urphänomenen, phyſiſchen wie ſittlichen, offenbart, hinter denen ſie ſich hält, und die von ihr ausgehen.

Die Gottheit iſt wirkſam im Lebendigen, aber nicht im Toten; ſie iſt im Werdenden und ſich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erſtarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun; der Verſtand mit dem Gewordenen, Erſtarrten, daß er es nutze. * 127.

Scheinbare Widerſprüche.

Das Schwierige bei der Natur iſt: das Geſetz 154
auch da zu ſehen, wo es ſich uns verbirgt, und ſich nicht durch Erſcheinungen irre machen zu laſſen, die unſern Sinnen widerſprechen. Denn es widerſpricht in der Natur manches den Sinnen, und iſt doch wahr. Daß die Sonne ſtillſtehe, daß ſie nicht auf- und untergehe, ſondern daß die Erde ſich täglich in undenkbarer Geſchwindigkeit herumwälze, widerſpricht den Sinnen ſo ſtark wie etwas; aber doch zweifelt kein Unterrichteter, daß es ſo ſei. Und ſo kommen auch widerſprechende Erſcheinungen im Pflanzenreiche vor, wobei man ſehr auf ſeiner Hut ſein muß, ſich dadurch nicht auf falſche Wege leiten zu laſſen. * 132.

Geheimniſſe.

Wir wandeln alle in Geheimniſſen. Wir ſind 155
von einer Atmoſphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wiſſen, was ſich alles in ihr regt, und wie es mit unſerm Geiſte in Verbindung ſteht. So viel iſt wohl gewiß, daß in beſonderen Zuſtänden die Fühlfäden unſerer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja, auch ein wirklicher Blick in die nächſte Zukunft geſtattet iſt.

Wir haben alle etwas von elektriſchen und magnetiſchen Kräften in uns und üben wie der Magnet ſelber eine anziehende und abſtoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. * 145.

Irrtum obenauf.

Die Welt iſt jetzt ſo alt, und es haben ſeit 156
Jahrtauſenden ſo viele bedeutende Menſchen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu ſagen iſt. Aber man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, ſondern von der Maſſe. In Zeitungen und Enzyklopädien, auf Schulen und Univerſitäten: überall iſt der Irrtum obenauf, und es iſt ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf ſeiner Seite iſt. * 123.

Das Seltene.

Alles Große und Geſcheite exiſtiert in der 157
Minorität. Es hat Miniſter gegeben, die Volk und König gegen ſich hatten, und die ihre großen Pläne einſam durchführten. Es iſt nie daran zu denken,

daß die Vernunft populär werde. Leidenſchaften und Gefühle mögen populär werden; aber die Vernunft wird immer nur im Beſitz einzelner Vorzüglicher ſein. * 126.

Wachſende Uebel.

158 Es geht uns alten Europäern mehr oder weniger allen herzlich ſchlecht; unſere Zuſtände ſind viel zu künſtlich und kompliziert, unſere Nahrung und Lebensweiſe iſt ohne die rechte Natur und unſer geſelliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann iſt fein und höflich; aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu ſein, ſo daß ein redlicher Menſch mit natürlicher Neigung und Geſinnung einen recht böſen Stand hat. Man ſollte oft wünſchen, auf einer der Südſeeinſeln als ſogenannter Wilder geboren zu ſein, um nur einmal das menſchliche Daſein ohne falſchen Beigeſchmack, durchaus rein zu genießen.

Denkt man ſich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unſerer Zeit hinein, ſo kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngſten Tage reif. Und das Uebel häuft ſich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unſerer Väter zu leiden haben, ſondern wir überliefern auch dieſe geerbten Gebrechen, mit unſern eigenen vermehrt, unſern Nachkommen.

Unſer Landvolk hat ſich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imſtande ſein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, ſondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu ſichern. Es iſt als ein Depot zu betrachten, aus dem ſich die Kräfte der ſinkenden Menſchheit immer wieder ergänzen und anfriſchen. Aber gehe man einmal in unſere großen Städte, und es wird einem anders zu Mute werden! * 148.

Die retardierenden Dämonen.

159 Die Welt ſoll nicht ſo raſch zum Ziele, als wir denken und wünſchen. Immer ſind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwiſchen- und überall entgegentreten, ſo daß es zwar im ganzen vorwärts geht, aber ſehr langſam. Die Entwicklung der Menſchheit ſcheint auf Jahrtauſende angelegt, vielleicht auf -millionen! Aber laß die Menſchheit dauern, ſolange ſie will: es wird ihr nie an Hinderniſſen fehlen, die ihr zu ſchaffen machen, und nie an allerlei Not, damit ſie ihre Kräfte entwickle. Klüger und einſichtiger wird ſie werden, aber beſſer, glücklicher und tatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich ſehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zuſammenſchlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es iſt alles danach angelegt, und es ſteht in der fernen Zukunft ſchon Zeit und Stunde feſt, wann dieſe Verjüngungsepoche eintritt. Aber bis dahin hat es ſicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtauſende und aber Jahrtauſende auf dieſer lieben alten Fläche, wie ſie iſt, allerlei Spaß haben. * 150.

Schwanken der Weltwage.

Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden: 160
den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt ſtattfinde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmählicher Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtande ſich begnüge. Könnte man die Menſchheit vollkommen machen, ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig herüber- und hinüberſchwanken; der eine Teil wird leiden, während der andere ſich wohlbefindet; Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben. * 108.

Der Fortſchritt.

Wenn das Beſtehende alles vortrefflich, gut 161
und gerecht wäre, ſo hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes beſteht, ſo heißt ein Freund des Beſtehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit iſt in ewigem Fortſchreiten begriffen, und die menſchlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Geſtalt, ſo daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, ſchon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen iſt.

Und wiederum iſt für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volk auf einer gewiſſen Altersſtufe eine wohltätige Nahrung ſein kann, erweiſt ſich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Verſuche, irgend eine ausländiſche Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, ſind daher töricht und alle beabſichtigten Revolutionen ſolcher Art ohne Erfolg; denn ſie ſind ohne Gott, der ſich von ſolchen Pfuſchereien zurückhält. Iſt aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, ſo iſt Gott mit ihm, und ſie gelingt. Er war ſichtbar mit Chriſtus und ſeinen erſten Anhängern; denn die Erſcheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis. Er war ebenſo ſichtbar mit Luther; denn die Reinigung jener durch Pfaffenweſen verunſtalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Beſtehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müſſe, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften ſo fortgehen und bleiben könne. * 139.

Evolution, nicht Revolution!

Es iſt wunderlich, gar wunderlich, wie leicht 162
man zu der öffentlichen Meinung in eine falſche Stellung gerät! Ich wüßte nicht, daß ich je etwas

gegen das Volk geſündigt; aber ich ſoll nun ein für allemal kein Freund des Volkes ſein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falſchen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinſten egoiſtiſchen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund ſolcher Leute, ebenſo wenig als ich ein Freund eines Ludwig des Fünfzehnten bin. Ich haſſe jeden gewaltſamen Umſturz, weil dabei ebenſo viel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich haſſe die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Urſache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich geſinnte Mann etwa anders?

Wie ſehr freue ich mich über jede Verbeſſerung, welche die Zukunft uns etwa in Ausſicht ſtellt! Aber, wie geſagt: jedes Gewaltſame, Sprunghafte iſt mir in der Seele zuwider; denn es iſt nicht naturgemäß.

Ich bin ein Freund der Pflanze; ich liebe die Roſe als das Vollkommenſte, was unſere deutſche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Tor genug, um zu verlangen, daß mein Garten ſie mir ſchon jetzt, Ende April, gewähren ſoll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die erſten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich ſehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knoſpe ſehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Roſe ſelbſt in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende ſich an die Treibhäuſer. * 141.

Aufbauen!

163 Alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative iſt nichts. Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne, was iſt da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute ſchlecht, ſo iſt viel geſchadet. Wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, ſondern nur immer das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingeriſſen, ſondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit reine Freude empfinde. * 115.

Mehr Praktiker!

164 Käme ein zweiter Erlöſer, man würde ihn zum zweiten Male kreuzigen. Doch wir brauchten keineswegs ein ſo Großes. Könnte man nur den Deutſchen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philoſophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, ſo würde uns ſchon ein gutes Stück Erlöſung zuteil werden, ohne daß wir auf das Erſcheinen der perſönlichen Hoheit eines zweiten Chriſtus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geſchehen von unten: vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, ſehr viel von oben durch die Herrſcher und ihre Nächſten.

So kann ich nicht billigen, daß man von den ſtudierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretiſch gelehrte Kenntniſſe verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geiſtig wie körperlich ruiniert werden. Treten ſie nun hierauf in den praktiſchen Dienſt, ſo beſitzen ſie zwar einen ungeheuren Vorrat an philoſophiſchen und gelehrten Dingen; allein er kann in dem beſchränkten Kreiſe ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergeſſen werden. Dagegen aber, was ſie am meiſten bedurften, haben ſie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geiſtige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktiſchen Verkehr ganz unerläßlich iſt.

Und dann, bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners in Behandlung der Menſchen nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie ſoll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm ſelber nicht wohl iſt? Es iſt aber den Leuten allen herzlich ſchlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtiſch gefeſſelten Gelehrten und Staatsdiener iſt körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigſtens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu ſchützen. * 149.

Die Hauptlehre.

Ich dächte, jeder müſſe bei ſich ſelber anfangen 165
und zunächſt ſein eigenes Glück machen, woraus denn zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entſtehen wird. Wenn jeder nur als einzelner ſeine Pflicht tut und jeder nur in dem Kreiſe ſeines nächſten Berufs brav und tüchtig iſt, ſo wird es um das Wohl des Ganzen gut ſtehen. Ich habe in meinem Berufe als Schriftſteller nie gefragt: „Was will die große Maſſe, und wie nütze ich dem Ganzen?“ ſondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich ſelbſt einſichtiger und beſſer zu machen, den Gehalt meiner eigenen Perſönlichkeit zu ſteigern und dann immer nur auszuſprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieſes hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreiſe gewirkt und genützt; aber dieſes war nicht Zweck, ſondern ganz notwendige Folge, wie ſie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte ſtattfindet. Hätte ich als Schriftſteller die Wünſche des großen Haufens mir zum Ziele machen und dieſe zu befriedigen trachten wollen, ſo hätte ich ihnen Hiſtörchen erzählen und ſie zum beſten haben müſſen.

Meine Hauptlehre aber iſt vorläufig dieſe: „Der Vater ſorge für ſein Haus, der Handwerker für ſeine Kunden, der Geiſtliche für gegenſeitige Liebe, und die Polizei ſtöre die Freude nicht!“ * 155.

Immer wieder von vorn.

166 Wenn auch die Welt im ganzen vorſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. Mich irritiert das nicht mehr, und ich habe längſt einen Vers darauf gemacht, der ſo lautet:

Johannisfeuer ſei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenſter hinauszuſehen, um in ſtraßenkehrenden Beſen und herumlaufenden Kindern die Symbole der ſich ewig abnutzenden und immer ſich verjüngenden Welt beſtändig vor Augen zu haben. Kinderſpiele und Jugendvergnügungen erhalten ſich daher und pflanzen ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn ſo abſurd ſie auch einem reiferen Alter erſcheinen mögen: Kinder bleiben doch immer Kinder und ſind ſich zu allen Zeiten ähnlich. * 121.

Falſche Tendenzen.

167 Das Schlimmſte iſt, daß man im Leben ſo viel durch falſche Tendenzen iſt gehindert worden, und daß man nie eine ſolche Tendenz erkannt, als bis man ſich bereits davon freigemacht. Die falſche Tendenz iſt nicht produktiv, und wenn ſie es iſt, ſo iſt das Hervorgebrachte von keinem Wert. Dieſes an andern gewahr zu werden, iſt nicht ſo gar ſchwer, aber an ſich ſelber, iſt ein eigenes Ding und will eine große Freiheit des Geiſtes. Und ſelbſt das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann ſich nicht entſchließen, ſo wie es ſchwer hält, ſich von einem geliebten Mädchen loszumachen, von deren Untreue man längſt wiederholte Beweiſe hat.

Einſicht und Lebenstätigkeit.

168 Gewiß iſt es, daß, wenn jeder früh genug zum Bewußtſein zu bringen wäre, wie die Welt von dem Vortrefflichſten ſo voll iſt, und was dazu gehört, dieſen Werken etwas Gleiches an die Seite zu ſetzen, daß ſodann von jetzigen hundert dichtenden Jünglingen kaum ein einziger Beharren und Talent und Mut genug in ſich fühlen würde, zu Erreichung einer ähnlichen Meiſterſchaft ruhig fortzugehen.

Viele junge Maler würden nie einen Pinſel in die Hand genommen haben, wenn ſie früh genug gewußt und begriffen hätten, was denn eigentlich ein Meiſter wie Raffael gemacht hat.

Man ſagt mit Recht, daß die gemeinſame Ausbildung menſchlicher Kräfte zu wünſchen und auch das Vorzüglichſte ſei. Der Menſch aber iſt dazu nicht geboren; jeder muß ſich eigentlich als ein beſonderes Weſen bilden, aber den Begriff zu erlangen ſuchen, was alle zuſammen ſind.

Nun aber fragt es ſich, was jemand für ein Handwerk habe, damit er die Grenzen nicht überſchreite, aber auch nicht zu wenig tue.

Weſſen Sache es ſein wird, viele Fächer zu überſehen, zu beurteilen, zu leiten, der ſoll auch eine möglichſte Einſicht in viele Fächer zu erlangen ſuchen. So kann ein Fürſt, ein künftiger Staatsmann ſich nicht vielſeitig genug ausbilden; denn die Vielſeitigkeit gehört zu ſeinem Handwerk.

Gleicherweiſe ſoll der Poet nach mannigfaltiger Kenntnis ſtreben; denn die ganze Welt iſt ſein Stoff, den er zu handhaben und auszuſprechen verſtehen muß.

Aber der Dichter ſoll kein Maler ſein wollen, ſondern ſich begnügen, die Welt durch das Wort wiederzugeben; ſo wie er dem Schauſpieler überläßt, ſie durch perſönliche Darſtellung uns vor die Augen zu bringen.

Denn Einſicht und Lebenstätigkeit ſollen wohl unterſchieden werden, und man ſoll bedenken, daß jede Kunſt, ſobald es auf die Ausübung ankommt, etwas ſehr Schwieriges und Großes iſt, worin es zur Meiſterſchaft zu bringen ein eigenes Leben verlangt wird. * 116.

Die Stufen.

169 Der Menſch hat verſchiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre beſonderen Tugenden und Fehler mit ſich, die in der Epoche, wo ſie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewiſſermaßen recht ſind. Auf der folgenden Stufe iſt er wieder ein anderer; von den früheren Tugenden und Fehlern iſt keine Spur mehr; aber andere Arten und Unarten ſind an deren Stelle getreten. Und ſo geht es fort bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wiſſen, wie wir ſein werden. * 133.

Verſchiedene Lebensſtufen.

170 Man meint immer, man müſſe alt werden, um geſcheit zu ſein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu tun, ſich ſo klug zu erhalten, als man geweſen iſt. Der Menſch wird in ſeinen verſchiedenen Lebensſtufen wohl ein anderer; aber er kann nicht ſagen, daß er ein beſſerer werde, und er kann in gewiſſen Dingen ſo gut in ſeinem zwanzigſten Jahre recht haben als in ſeinem ſechzigſten.

Man ſieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirges und anders auf den Gletſchern des Urgebirges. Man ſieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt

mehr als auf dem andern; aber das iſt auch alles, und man kann nicht ſagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftſteller aus verſchiedenen Stufen ſeines Lebens Denkmale zurückläßt, ſo kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen beſitze, daß er auf jeder Stufe rein geſehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke gerade und treu geſagt habe, wie er gedacht. Dann wird ſein Geſchriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entſtanden, auch ferner recht bleiben; der Autor mag ſich ſpäter entwickeln und verändern, wie er wolle. * 130.

Der Menſch als Sammelweſen.

171 Im Grunde ſind wir alle kollektive Weſen, wir mögen uns ſtellen, wie wir wollen. Denn wie weniges haben und ſind wir, das wir im reinſten Sinne unſer Eigentum nennen! Wir müſſen alle empfangen und lernen, ſowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns ſind. Selbſt das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles ſeinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele ſehr gute Menſchen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln.

Was iſt denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung iſt, die Mittel der äußeren Welt an uns heranzuziehen und unſern höheren Zwecken dienſtbar zu machen? Ich darf wohl von mir ſelber reden und beſcheiden ſagen, wie ich fühle. Es iſt wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zuſtande gebracht, deſſen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich ſein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu ſehen und zu hören, zu unterſcheiden und zu wählen und das Geſehene und Gehörte mit einigem Geiſt zu beleben und mit einiger Geſchicklichkeit wiederzugeben! Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, ſondern Tauſenden von Dingen und Perſonen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weiſe, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter; alle ſagten mir, wie es ihnen zu Sinne ſei, was ſie dachten, wie ſie lebten und wirkten und welche Erfahrungen ſie ſich geſammelt, und ich hatte weiter nichts zu tun als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich geſäet hatten.

Es iſt im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus ſich habe, oder ob er es von andern habe; ob einer durch ſich wirke, oder ob er durch andere wirke. Die Hauptſache iſt, daß man ein großes Wollen habe und Geſchick und Beharrlichkeit beſitze, es auszuführen; alles übrige iſt gleichgültig. * 157.

Stellung zu andern.

Was wäre alle Bildung, wenn wir unſere 172
natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden ſuchen! Es iſt eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menſchen zu uns harmonieren ſollen. Ich habe es nie getan. Ich habe einen Menſchen immer nur als ein für ſich beſtehendes Individuum angeſehen, das ich zu erforſchen und das ich in ſeiner Eigentümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menſchen umgehen zu können, und dadurch allein entſteht die Kenntnis mannigfaltiger Charaktere ſowie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerſtrebenden Naturen muß man ſich zuſammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verſchiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwicklung und Ausbildung gebracht, ſo daß man ſich denn bald jedem vis-à-vis gewachſen fühlt. * 112.

Das alte „Erkenne dich ſelbſt".

Man hat zu allen Zeiten geſagt und wiederholt, 173
man ſolle trachten, ſich ſelber zu kennen. Dies iſt eine ſeltſame Forderung, der bis jetzt niemand genügt hat, und der eigentlich auch niemand genügen ſoll. Der Menſch iſt mit allem ſeinem Sinnen und Trachten aufs Aeußere angewieſen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu tun, dieſe inſoweit zu kennen und ſich inſoweit dienſtbar zu machen, als er es zu ſeinen Zwecken bedarf. Von ſich ſelber weiß er bloß, wenn er genießt oder leidet, und ſo wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über ſich belehrt, was er zu ſuchen oder zu meiden hat. Uebrigens aber iſt der Menſch ein dunkles Weſen; er weiß nicht, woher er kommt, noch, wohin er geht; er weiß wenig von der Welt und am wenigſten von ſich ſelber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott ſoll mich auch davor behüten.

Vom Ratgeben.

Es iſt mit dem Ratgeben ein eigenes Ding, 174
und wenn man eine Weile in der Welt geſehen hat, wie die geſcheiteſten Dinge mißlingen und das Abſurdeſte oft zu einem glücklichen Ziele führt, ſo kommt man wohl davon zurück, jemand einen Rat erteilen zu wollen. Im Grunde iſt es auch von dem, der einen Rat verlangt, eine Beſchränktheit und von dem, der ihn gibt, eine Anmaßung. Man ſollte nur Rat geben in Dingen, in denen man ſelber mitwirken will. Bittet mich ein anderer um guten Rat, ſo ſage ich wohl, daß ich bereit ſei, ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er verſprechen wolle, nicht danach zu handeln. * 129.

Zweierlei Redeweiſe.

175 Eine Oppoſition, die keine Grenzen hat, wird platt. Eine Einſchränkung aber nötigt, geiſtreich zu ſein, und dies iſt ein ſehr großer Vorteil. Direkt und grob ſeine Meinung herauszuſagen, mag nur entſchuldigt werden können und gut ſein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil ſie Partei iſt, und ihr ſteht daher die indirekte Weiſe wohl, worin die Franzoſen von je große Muſter waren. Zu meinem Diener ſage ich geradezu: „Hans, zieh mir die Stiefel aus!“ Das verſteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünſche von ihm dieſen Dienſt, ſo kann ich mich nicht ſo direkt ausdrücken, ſondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung ſinnen, wodurch ich ihn zu dieſem Liebesdienſt bewege. Die Nötigung regt den Geiſt auf. Die Franzoſen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geiſtreichſte Nation zu ſein, und ſie verdienen es zu bleiben. Wir Deutſchen fallen mit unſerer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirekten noch nicht ſehr weit gebracht.

Beſcheidenheit und Dünkel.

176 Wir finden, daß alle geiſtig wie körperlich durchaus naturkräftig ausgeſtatteten Menſchen in der Regel die beſcheidenſten ſind, dagegen alle beſonders geiſtig verfehlten weit eher einbildneriſcher Art. Es ſcheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höherer Hinſicht zu kurz gekommen ſind, die Einbildung und den Dünkel als verſöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeben hat.

Uebrigens ſind Beſcheidenheit und Dünkel ſittliche Dinge ſo geiſtiger Art, daß ſie wenig mit dem Körper zu ſchaffen haben. Bei Bornierten und geiſtig Dunkeln findet ſich der Dünkel; bei geiſtig Klaren und Hochbegabten aber findet er ſich nie. Bei ſolchen findet ſich höchſtens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber dieſe Kraft wirklich iſt, ſo iſt dieſes Gefühl alles andere, aber kein Dünkel.

* 154.

Wille und Furcht.

177 Ich kann aus meinem Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Anſteckung unvermeidlich ausgeſetzt war, und wo ich bloß durch einen entſchiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es iſt unglaublich, was in ſolchen Fällen der moraliſche Wille vermag. Er durchdringt gleichſam den Körper und ſetzt ihn in einen aktiven Zuſtand, der alle ſchädlichen Einflüſſe zurückſchlägt. Die Furcht dagegen iſt ein Zuſtand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Beſitz zu nehmen.

Das Sittliche.

Das Sittliche iſt durch Gott ſelber in die Welt 178
gekommen wie alles andere Gute. Es iſt kein Produkt menſchlicher Reflexion, ſondern es iſt angeſchaffene und angeborene ſchöne Natur. Es iſt mehr oder weniger den Menſchen im allgemeinen angeſchaffen, im hohen Grade aber einzelnen, ganz vorzüglich begabten Gemütern. Dieſe haben durch große Taten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches ſodann durch die Schönheit ſeiner Erſcheinung die Liebe der Menſchen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

Der Wert des ſittlich Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtſein gelangen, indem das Schlechte ſich in ſeinen Folgen als ein ſolches erwies, welches das Glück des einzelnen wie des Ganzen zerſtörte, dagegen das Edle und Rechte als ein ſolches, welches das beſondere und allgemeine Glück herbeiführte und befeſtigte. So konnte das ſittlich Schöne zur Lehre werden und ſich als ein Ausgeſprochenes über ganze Völkerſchaften verbreiten. * 142.

Beſtimmung.

Im mittleren Leben eines Menſchen tritt häufig 179
eine Wendung ein, daß, wie ihn in ſeiner Jugend alles begünſtigte und alles ihm glückte, nun mit einem Mal alles ganz anders wird und ein Unfall und ein Mißgeſchick ſich auf das andere häuft.

Ich denke es mir ſo: der Menſch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Menſch hat eine gewiſſe Sendung, die er zu vollführen berufen iſt. Hat er ſie vollbracht, ſo iſt er auf Erden in dieſer Geſtalt nicht weiter vonnöten, und die Vorſehung verwendet ihn wieder zu etwas anderm. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geſchieht, ſo ſtellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. * 147.

Der Tod.

Der Tod iſt doch etwas ſo Seltſames, daß man 180
ihn, unerachtet aller Erfahrung, bei einem uns teuren Gegenſtande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er iſt gewiſſermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieſer Uebergang aus einer uns bekannten Exiſtenz in eine andere, von der wir auch gar nichts wiſſen, iſt etwas ſo Gewaltſames, daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefſte Erſchütterung abgeht. * 152.

Tod und Weiterleben.

Wenn einer fünfundſiebzig Jahre alt iſt, kann 181
es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieſer Gedanke in völliger Ruhe; denn

ich habe die feſte Ueberzeugung, daß unſer Geiſt ein Weſen iſt ganz unzerſtörbarer Natur; es iſt ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit; es iſt der Sonne ähnlich, die bloß unſern irdiſchen Augen unterzugehen ſcheint, die aber eigentlich nie untergeht, ſondern unaufhörlich fortleuchtet. * 113.

Von der Unſterblichkeit.

182 Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja, ich möchte mit Lorenzo von Medici ſagen, daß alle diejenigen auch für dieſes Leben tot ſind, die kein anderes hoffen. Allein ſolche unbegreiflichen Dinge liegen zu fern, um ein Gegenſtand täglicher Betrachtung und gedankenzerſtörender Spekulation zu ſein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der ſei glücklich im ſtillen; aber er hat nicht Urſache, ſich darauf etwas einzubilden.

Die Beſchäftigung mit Unſterblichkeitsideen iſt für vornehme Stände und beſonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Menſch aber, der ſchon hier etwas Ordentliches zu ſein gedenkt, und der daher täglich zu ſtreben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf ſich beruhen und iſt tätig und nützlich in dieſer. Ferner ſind Unſterblichkeitsgedanken für ſolche, die in Hinſicht auf Glück hier nicht zum beſten weggekommen ſind. * 109.

Fortdauer.

183 Die chriſtliche Religion iſt ein mächtiges Weſen für ſich, woran die geſunkene und leidende Menſchheit von Zeit zu Zeit ſich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr dieſe Wirkung zugeſteht, iſt ſie über aller Philoſophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philoſoph nicht das Anſehen der Religion, um gewiſſe Lehren zu beweiſen, wie z. B. die einer ewigen Fortdauer.

Der Menſch ſoll an Unſterblichkeit glauben; er hat dazu ein Recht; es iſt ſeiner Natur gemäß, und er darf auf religiöſe Zuſagen bauen; wenn aber der Philoſoph den Beweis für die Unſterblichkeit unſerer Seele aus einer Legende hernehmen will, ſo iſt das ſehr ſchwach und will nicht viel heißen. Die Ueberzeugung unſerer Fortdauer entſpringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende raſtlos wirke, ſo iſt die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daſeins anzuweiſen, wenn die jetzige meinem Geiſte nicht ferner auszuhalten vermag. * 124.

Von der Wiſſenſchaft.

184 Sobald man in der Wiſſenſchaft einer gewiſſen beſchränkten Konfeſſion angehört, iſt ſogleich jede unbefangene treue Auffaſſung dahin. Der entſchiedene Vulkaniſt wird immer nur durch die Brille des Vulkaniſten ſehen, ſowie der Neptuniſt und der Bekenner der neueſten Hebungstheorie durch die ſeinige. Die Weltanſchauung aller ſolchen, in einer einzigen ausſchließenden Richtung befangenen Theoretiker hat ihre Unſchuld verloren, und die Objekte erſcheinen nicht mehr in ihrer natürlichen Reinheit. Geben ſodann dieſe Gelehrten von ihren Wahrnehmungen Rechenſchaft, ſo erhalten wir ungeachtet der höchſten perſönlichen Wahrheitsliebe des einzelnen dennoch keineswegs die Wahrheit der Objekte; ſondern wir empfangen die Gegenſtände immer nur mit dem Geſchmack einer ſehr ſtarken ſubjektiven Beimiſchung.

Weit entfernt aber bin ich, zu behaupten, daß ein unbefangenes rechtes Wiſſen der Beobachtung hinderlich wäre; vielmehr behält die alte Wahrheit ihr Recht, daß wir eigentlich nur Augen und Ohren für das haben, was wir kennen. Der Muſiker vom Fach hört beim Zuſammenſpiel des Orcheſters jedes Inſtrument und jeden einzelnen Ton heraus, während der Nichtkenner in der maſſenhaften Wirkung des Ganzen befangen iſt. So ſieht ferner der bloß genießende Menſch nur die anmutige Fläche einer grünen oder blumigen Wieſe, während dem beobachtenden Botaniker ein unendliches Detail der verſchiedenartigſten einzelnen Pflänzchen und Gräſer in die Augen fällt.

Doch hat alles ſein Maß und Ziel, und wie es ſchon in meinem „Götz“ heißt, daß das Söhnlein vor lauter Gelehrſamkeit ſeinen eigenen Vater nicht erkennt, ſo ſtoßen wir auch in der Wiſſenſchaft auf Leute, die vor lauter Gelehrſamkeit und Hypotheſen nicht mehr zum Sehen und Hören kommen. Es geht bei ſolchen Leuten alles raſch nach innen; ſie ſind von dem, was ſie in ſich herumwälzen, ſo okkupiert, daß es ihnen geht wie einem Menſchen in Leidenſchaft, der in der Straße ſeinen liebſten Freunden vorbeirennt, ohne ſie zu ſehen. Es gehört zur Naturbeobachtung eine gewiſſe ruhige Reinheit des Innern, das von gar nichts geſtört und präokkupiert iſt. Dem Kinde entgeht der Käfer an der Blume nicht; es hat alle ſeine Sinne für ein einziges einfaches Intereſſe beiſammen, und es fällt ihm durchaus nicht ein, daß zu gleicher Zeit etwa auch in der Bildung der Wolken ſich etwas Merkwürdiges ereignen könne, um ſeine Blicke zugleich auch dorthin zu wenden. * 140.

Zweierlei Gottesanſicht.

Es iſt dem Menſchen natürlich, ſich als das Ziel 185
der Schöpfung zu betrachten und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf ſich, und inſofern ſie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt ſich der vegetabiliſchen und animaliſchen Welt, und indem er andere Geſchöpfe als paſſende Nahrung verſchlingt, erkennt er

ſeinen Gott und preiſt deſſen Güte, die ſo väterlich für ihn geſorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck gibt, glaubt er auch, daß ſie dazu ſind geſchaffen worden. Ja, er kann ſich nicht denken, daß nicht auch das kleinſte Kraut für ihn da ſei, und wenn er deſſen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, ſo glaubt er doch, daß ſolches ſich künftig ihm gewiß entdecken werde.

Und wie der Menſch nun im allgemeinen denkt, ſo denkt er auch im beſonderen, und er unterläßt nicht, ſeine gewohnte Anſicht aus dem Leben auch in die Wiſſenſchaft zu tragen und auch bei den einzelnen Teilen eines organiſchen Weſens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen.

Dies mag eine Weile gehen, und er mag auch in der Wiſſenſchaft eine Weile damit durchkommen; allein gar bald wird er auf Erſcheinungen ſtoßen, wo er mit einer ſo kleinen Anſicht nicht ausreicht, und wo er ohne höheren Halt ſich in lauter Widerſprüchen verwickelt.

Solche Nützlichkeitslehrer ſagen wohl, der Ochſe habe Hörner, um ſich damit zu wehren. Nun frage ich aber: „Warum hat das Schaf keine? Und wenn es welche hat, warum ſind ſie ihm um die Ohren gewickelt, ſo daß ſie ihm zu nichts dienen?“ Etwas anderes aber iſt es, wenn ich ſage: „Der Ochſe wehrt ſich mit ſeinen Hörnern, weil er ſie hat.“

Die Frage nach dem Zweck, die Frage „Warum?“ iſt durchaus nicht wiſſenſchaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage „Wie?“ Denn wenn ich frage: „Wie hat der Ochſe Hörner?“ ſo führt mich das auf die Betrachtung ſeiner Organiſation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann.

So hat der Menſch in ſeinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage „Warum?“ würde hier nicht weit reichen; wogegen aber die Frage „Wie?“ mich belehrt, daß dieſe Höhlen Reſte des tieriſchen Schädels ſind, die ſich bei ſolchen geringeren Organiſationen in ſtärkerem Maße befinden, und die ſich beim Menſchen trotz ſeiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn ſie nicht den anbeten ſollen, der dem Ochſen die Hörner gab, damit er ſich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichtum ſeiner Schöpfung ſo groß war, nach tauſendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tauſendfältigen Tieren ein Weſen, das ſie alle enthält: den Menſchen.

Man verehre ferner den, der dem Vieh ſein Futter gibt und dem Menſchen Speiſe und Trank, ſoviel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine ſolche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionſte Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geſchöpfen wimmelt, ſo daß Krieg, Peſt, Waſſer und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das iſt mein Gott! * 131.

Die Evangelien.
Katholiſche und proteſtantiſche Kirche.

Es gibt zwei Standpunkte, von welchen aus 186
die bibliſchen Dinge zu betrachten ſind. Es gibt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieſer wird ewig derſelbige bleiben und wird dauern und gelten, ſolange gottbegabte Weſen vorhanden. Doch iſt er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menſchlicher Art. Er iſt gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, ſolange ſchwache menſchliche Weſen ſein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung iſt viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar ſchwachen Menſchen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohltätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde. Dadurch, daß der chriſtlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß ſie als Nachfolgerin Chriſti von der Laſt menſchlicher Sünde befreien könne, iſt ſie eine ſehr große Macht. Und ſich in dieſer Macht und dieſem Anſehen zu erhalten und ſo das kirchliche Gebäude zu ſichern, iſt der chriſtlichen Prieſterſchaft vorzügliches Augenmerk.

Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieſes oder jenes bibliſche Buch eine große Aufklärung des Geiſtes bewirke, und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menſchennatur enthalte, als daß ſie vielmehr in den Büchern Moſe auf die Geſchichte des Sündenfalls und die Entſtehung des Bedürfniſſes nach dem Erlöſer Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweiſung auf Ihn, den Erwarteten, ſowie in den Evangelien ſein wirkliches irdiſches Erſcheinen und ſeinen Tod am Kreuze als unſerer menſchlichen Sünden Sühnung im Auge zu halten hat. Für ſolche Zwecke und Richtungen und auf ſolcher Wage gewogen, können ſowenig der edle Tobias als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirachs einiges bedeutende Gewicht haben.

Echt oder unecht ſind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was iſt echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinſten Natur und Vernunft in Harmonie ſteht und noch heute unſerer höchſten Entwicklung dient! Und was iſt unecht als das Abſurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigſtens keine gute! Sollte die Echtheit einer bibliſchen Schrift durch die Frage entſchieden

werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Markus und Lukas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Ueberlieferung geschrieben, und das letzte von dem Jünger Johannes erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: „Durchaus!“ Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: „Durchaus!“ Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petrus oder Paulus zu bücken, so sage ich: „Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!“

„Den Geist dämpfet nicht!“ sagt der Apostel. Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reich dotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, solange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reich dotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbraust!

Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben! Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit; wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen; und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen. * 158.

Gott ewig wirksam.

Wenn man die Leute reden hört, so sollte man 187
fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu; allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte.

Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, daß den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raffael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse! Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt wie jene.

Und überall, was ist es und was soll es? Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben; vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus, jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen. * 158.

Aus den Briefen.

Glauben.

188 Ob die Menſchen an Chriſt glauben oder Götz oder Hamlet, das iſt eins; nur an was laßt ſie glauben! Wer an nichts glaubt, verzweifelt an ſich ſelber.

Menſchenwort: Gotteswort.

189 Du redeſt mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewieſen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all dem iſt gerade das Gegenteil in meinem Herzen. Bin ich nicht reſignierter im Begreifen und Beweiſen als ihr? Hab ich nicht ebendas erfahren als ihr? Ich bin vielleicht ein Tor, daß ich euch nicht den Gefallen tue, mich mit euren Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Pſychologie meines Innerſten euch darlege, daß ich ein Menſch bin und daher nichts anderes ſentieren kann als andere Menſchen; daß das alles, was unter uns Widerſpruch ſcheint, nur Wortſtreit iſt, der daraus entſteht, weil ich die Sachen unter andern Kombinationen ſentiere und drum, ihre Relativität ausdrückend, ſie anders benennen muß. Welches aller Kontroverſien Quelle ewig war und bleiben wird.

Und daß du mich immer mit Zeugniſſen packen willſt! Wozu die? Brauch ich Zeugnis, daß ich bin? Zeugnis, daß ich fühle? Nur ſo ſchätz, lieb, bet ich die Zeugniſſe an, die mir darlegen, wie Tauſende oder einer vor mir ebendas gefühlt haben, das mich kräftigt und ſtärkt.

Und ſo iſt das Wort der Menſchen mir Wort Gottes, es mögens Pfaffen oder Huren geſammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingeſtreut haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals: „Moſes! Prophet! Evangeliſt! Apoſtel! Spinoza oder Machiavell!“ Darf aber auch zu jedem ſagen: „Lieber Freund, geht dirs doch wie mir! Im einzelnen ſenkerſt du kräftig und herrlich; das Ganze ging in euren Kopf ſo wenig als in meinen!“

Evangelium.

190 Du hältſt das Evangelium, wie es ſteht, für die göttlichſte Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Waſſer brennt und das Feuer löſcht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Toter auferſteht; vielmehr halte ich dieſes für Läſterungen gegen den großen Gott und ſeine Offenbarung in der Natur.

Du findeſt nichts ſchöner als das Evangelium; ich finde tauſend geſchriebene Blätter alter und neuer, von Gott begnadigter Menſchen ebenſo ſchön und der Menſchheit nützlich und unentbehrlich. Und ſo weiter!

Nimm nun, daß es mir in meinem Glauben ſo heftig Ernſt iſt wie dir in dem deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingeſetzte Ariſtokratie mit ebendem Eifer ſprechen und ſchreiben würde, als du für das Einreich Chriſti ſchreibſt.

Ausſchließliche Intoleranz! Verzeih mir dieſe harten Worte. Es iſt hier nicht die Rede vom Ausſchließen, als wenn das andere nicht oder nichts wäre; es iſt die Rede vom Hinausſchließen, hinaus, wo die Hündlein ſind, die von des Herrn Tiſche mit Broſamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaumes, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labſal ſind.

Die Religionen.

Großen Dank verdient die Natur, daß ſie in 191
die Exiſtenz eines jeden lebendigen Weſens auch ſo viel Heilungskraft gelegt hat, daß es ſich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerriſſen wird, ſelbſt wieder zuſammenflicken kann. Und was ſind die tauſendfältigen Religionen anderes als tauſendfache Aeußerungen dieſer Heilungskraft? Mein Pflaſter ſchlägt bei dir nicht an, deins nicht bei mir; in unſeres Vaters Apotheke ſind viel Rezepte.

Das Buch der Natur.

Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, 192
kann ich nicht ausdrücken; mein langes Buchſtabieren hat mir geholfen; jetzt rückts auf einmal, und meine ſtille Freude iſt unausſprechlich. So viel Neues ich finde, ſind ich doch nichts Unerwartetes; es paßt alles und ſchließt ſich an, weil ich kein Syſtem habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen.

Die Naturwiſſenſchaft.

Die Naturwiſſenſchaft, hoffe ich, ſoll von großem 193
Nutzen ſein; ſie iſt ſicher, wahr, mannigfaltig, lebendig. Man mag viel oder wenig in ihr tun, ſich an einen Teil halten oder aufs Ganze ausgehen, leicht oder tief, zum Scherz oder Ernſt ſie treiben: immer iſt ſie befriedigend und bleibt doch immer unendlich; der Beobachter und Denker, der Ruhige und Strebende, jeder findet ſeine Nahrung. Im Anfange kommt ſie fremd vor, nach und nach aber wird der Sinn aufgeſchloſſen, mit dem man die alte Mutter verehren muß.

Die Doppelingredienzien des Univerſums.

Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geiſt und 194
Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung oder Wille und Bewegung die notwendigen Doppelingredienzien des Univerſums waren, ſind und ſein werden, die beide gleiche Rechte für ſich fordern und deswegen beide zuſammen wohl als Stellvertreter Gottes angeſehen werden können — wer zu dieſer Vorſtellung ſich nicht erheben kann, der hätte das Denken längſt aufgeben und auf gemeinen Weltklatſch ſeine Tage verwenden ſollen.

Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehen, daß wir Menschen einseitig verfahren und verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren bloß dahin gerichtet sein soll, von unserer Seite her in die andere Seite einzudringen, ja, womöglich sie zu durchdringen und selbst bei unsern Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße gestellt zu Tage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider gerade die Folge von jener Beschränktheit.

Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur so viel: wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns selbst bekannt sind; Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu tun; und so ist es denn ebenso viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja, wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sei.

Gesinnungen und Meinungen.

195 Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich aufs erste; an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigene Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja, der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher sein und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meinung zersplittert hat.

Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.

Duldsamkeit.

196 Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, steht wohl die Duldsamkeit obenan, die ich mehr als jemals für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu tun hat, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten und zu fördern. Man kann niemanden meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll; denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot, als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umstände brachten. Und so hab ich niemanden in seiner Lebensweise irre gemacht. Ueberzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion: alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten; und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden.

Jeder sucht und wünscht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der wills aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speise. Und so hab ich mir denn auch bei dieser Gelegenheit meine Töpfe und Näpfchen, Flaschen und Krüglein gar sorgsam gefüllt, ja, mein Geschirr mit manchen Gerätschaften vermehrt. Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.

Gelten lassen.

Ein bedeutendes Individuum weiß uns immer 197
für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen; ja, was uns an Gesinnungen und Meinungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider. Denn jeder einzelne muß ja in seiner Eigentümlichkeit betrachtet werden, und man hat neben seinem Naturell auch noch seine früheren Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen, auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen. Ueberhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, so muß man die jungen Leute gelten lassen für das, was sie sind, und muß es wenigstens mit einigen halten, damit man erfahre, was die übrigen treiben.

Erhaltung der Freundschaft.

Wenn wir immer vorsichtig genug wären und 198
uns mit Freunden nur von einer Seite verbänden, von der sie wirklich mit uns harmonieren, und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freundschaften weit dauerhafter und ununterbrochener sein. Gewöhnlich aber ist es ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen, der Freund solle gleichsam ein anderes Ich sein, solle mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns denn eine Zeit lang täuschen, was aber nicht lange dauern kann.

Das sicherste Mittel, ein freundschaftliches Verhältnis zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man sich wechselsweise mitteile, was man tut. Denn die Menschen treffen viel mehr zusammen in dem, was sie tun, als in dem, was sie denken.

Forderung einer höheren Bildung.

199 Diejenigen Menſchen, die nichts weiter verlangen als dasjenige, was Welt und Natur gleichſam von ſelbſt geben, ſind am beſten dran und gewinnen meiſtens den Vorſprung vor denen, welche Forderungen einer höheren Bildung an ſich und andere machen, und welchen der Vorſchmack höherer Genüſſe in ihr Inneres eingepflanzt iſt. Dergleichen Anlagen völlig fertig auszubilden, zu wiſſen, was wir ſelbſt ſollen und vermögen, und was wir von unſern Umgebungen erwarten können, darüber geht meiſtenteils das Leben hin, und man darf wohl ſagen, daß der iſolierte Menſch hier niemals zum Ziele gelangt. Ja, ſogar wenn er auch ſo glücklich wäre, mit Gleichgeſinnten zu wirken, ſo wird er ſich doch nur dem Unerreichbaren immer mehr und mehr anzunähern ſcheinen.

Das Land der Einzelnen.

200 Mich hat die Erfahrung gelehrt, daß man, beſonders in Deutſchland, vergebens mehrere zu einer Abſicht zuſammenruft. Soviel Köpfe, ſoviel Sinne, iſt eigentlich die Deviſe unſerer Nation.

Dieſer Fehler der Deutſchen, ſich einander im Wege zu ſtehen, darf man es anders einen Fehler nennen, dieſe Eigenheit iſt um ſo weniger abzulegen, als ſie auf einem Vorzug beruht, den die Nation beſitzt, und deſſen ſie ſich wohl ohne Uebermut rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern ſoviel vorzügliche Individuen geboren werden und nebeneinander exiſtieren.

Jeremiaden.

201 In der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob ſie gleich von großen Uebeln veranlaßt werden, doch, wie man ſie in der Geſellſchaft hört, nur als hohle Phraſen erſcheinen. Wenn jemand ſich über das beklagt, was er und ſeine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör ich mit Teilnahme und ſpreche gern darüber und tröſte gern. Wenn aber die Menſchen über ein Ganzes jammern, das verloren ſein ſoll, das denn doch in Deutſchland kein Menſch ſein Lebtag geſehen, noch viel weniger ſich darum bekümmert hat, ſo muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoiſt zu erſcheinen. Wie geſagt, wenn jemand ſeine verlorenen Pfründen, ſeine geſtörte Karriere ſchmerzlich empfindet, ſo wäre es unmenſchlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindeſten etwas dadurch verloren geht, ſo kann ich unmöglich miteinſtimmen.

Entgegengeſetzte Wirkung.

202 Der böſe Wille, der den Ruf eines bedeutenden Menſchen gern vernichten möchte, bringt ſehr oft das Entgegengeſetzte ſeiner Abſicht hervor. Er macht die Welt aufmerkſam auf eine Perſönlichkeit; und da die Welt, wo nicht gerecht, doch wenigſtens gleichgültig iſt, ſo läßt ſie ſichs gefallen, nach und nach die guten Eigenſchaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das ſchlimmſte zu zeigen Luſt hatte. Ja, es iſt ſogar im Publikum ein Geiſt des Widerſpruchs, der ſich dem Tadel wie dem Lobe entgegenſetzt, und im ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu ſein, um gelegentlich zu ſeinem Vorteil zu erſcheinen. Wobei es denn freilich hauptſächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritiſch werden und der böſe Wille nicht die Oberhand habe zur Zeit, wo er vernichten kann.

Wahre Schätzung.

Der Anblick einer von Hauſe aus vornehmen 203
Natur, die an ſich ſelbſt glaubt und alſo auch an das Beſte glauben muß, deſſen der Menſch auf ſeinen höchſten Stufen ſich fähig halten darf, iſt immer wohltätig und wird entzückend, wenn wir Freundſchaft und Liebe gegen uns in ihr zugleich mit ihren Vorzügen mitempfinden.

Seit der Zeit wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vorteile geiſtiger Bildung genoſſen. Sonſt machte mich mein entſchiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menſchen, das ſich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber wie über manches andere belehrt uns die Zeit, und man lernt: daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung ſein kann.

Nötige Anteilnahme.

Der Schauſpieler fühlt nicht lebhafter, daß er 204
eines wohlwollenden Zuſchauers bedarf, als wenn er eben abtreten will, der Dichter, wenn das Stück zu Ende geht. Und ſo will ich gern bekennen, daß es mich ſehr freut, einen wohlwollend Teilnehmenden zu wiſſen und zu hinterlaſſen. Die Welt tut ihr Möglichſtes, uns gegen Lob und Tadel gleichgültig zu machen. Aber es gelingt ihr denn doch nicht; und wir kehren, wenn wir günſtig und zugleich im ganzen mit unſern Ueberzeugungen zuſammentreffende Urteile vernehmen, immer gar zu gern aus unſerer Reſignation zum Genuß zurück.

Aufmunterung.

Wie gewiß, wie leuchtend wahr iſt mir der 205
ſeltſame, faſt unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkſtatt des großen Künſtlers mehr den keimenden Philoſophen, den keimenden Dichter entwickelt als der Hörſaal des Weltweiſen und des Kritikers. Lehre tut viel, aber Aufmunterung tut alles. Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten ſo ſehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel iſt Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen.

Selbſtkenntnis.

Das, was der Menſch an ſich bemerkt und 206
fühlt, ſcheint mir der geringſte Teil ſeines Daſeins. Es fällt ihm mehr auf, was ihm fehlt, als das, was er beſitzt; er bemerkt mehr, was ihn ängſtigt,

als das, was ihn ergötzt und ſeine Seele erweitert. Denn in allen angenehmen und guten Zuſtänden verliert die Seele das Bewußtſein ihrer ſelbſt, wie der Körper auch, und wird nur durch unangenehme Empfindungen wieder an ſich erinnert. Und ſo wird meiſtenteils, der über ſich ſelbſt und ſeinen vergangenen Zuſtand ſchreibt, das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Perſon, wenn ich ſo ſagen darf, zuſammenſchrumpft.

Vom Selbſtmorde.

197 Wenn der Ekel am Leben den Menſchen ergreift, ſo iſt er nur zu bedauern, nicht zu ſchelten. Daß alle Symptome dieſer wunderlichen, ſo natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerſtes durchkraft haben, daran läßt „Werther“ wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entſchlüſſe und Anſtrengungen koſtete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, ſowie ich mich aus manchem ſpätern Schiffbruch auch mühſam rettete und mühſelig erholte. Und ſo ſind nun alle die Schiffer- und Fiſchergeſchichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnetzte trocknet ſich; und den andern Morgen, wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, hat das Meer ſchon wieder Appetit zu Feigen.

Wenn man ſieht, wie die Welt überhaupt, und beſonders die junge, nicht allein ihren Lüſten und Leidenſchaften hingegeben iſt, ſondern wie zugleich das Höhere und Beſſere an ihnen durch die ernſten Torheiten der Zeit verſchoben und verſtatzt wird, ſo daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen ſollte, zur Verdammnis wird, unſäglichen äußeren Drang nicht gerechnet, ſo wundert man ſich nicht über Untaten, durch welche der Menſch gegen ſich ſelbſt und andere wütet. Ich getraute mir, einen neuen „Werther“ zu ſchreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge ſtehen ſollten als über den erſten.

Die meiſten jungen Leute, die ein Verdienſt in ſich fühlen, fordern mehr von ſich als billig. Dazu werden ſie aber durch die gigantiſche Umgebung gedrängt und genötigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zugrunde gehen und denen nicht zu helfen wäre, ſelbſt wenn man ſie über ihren wahren Vorteil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben ſind, damit wir uns nicht allein vom Böſen, ſondern auch vom Uebermaß des Guten zurückhalten.

Götterlieblinge.

198 Ob ich glücklich bin? Ja, ich bins. Und wenn ichs nicht bin, ſo wohnt wenigſtens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir.

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen — ganz.

Xenien, Sprüche in Reimen und Proſa.

Der berufene Leſer.

Welchen Leſer ich wünſche? Den unbefangenſten, der mich, 209
Sich und die Welt vergißt und in dem Buche nur lebt.

Das Motto.

Wahrheit ſag ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit; verſteht ſich: 210
Meine Wahrheit; denn ſonſt iſt mir auch keine bekannt.

Zur Wahrheit.

Irrtum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfnis 211
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

Schädliches Irren.

Schadet ein Irrtum wohl? Nicht immer; aber das Irren — 212
Immer ſchadets; wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.

Nützlicher Irrtum?

Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor dem nützlichen Irrtum! 213
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

Die Möglichkeit.

Liegt der Irrtum nur erſt wie ein Grundſtein unten im Boden, 214
Immer baut man darauf; nimmermehr kommt er an Tag.

Wiederholung.

Hundertmal werd ichs euch ſagen und tauſendmal: Irrtum iſt Irrtum, 215
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinſte beging.

Glaubwürdigkeit.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund? Das kann ich dir ſagen: 216
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch!

Mit Ernſt und Liebe.

Freunde, treibet nur alles mit Ernſt und Liebe! Die beiden 217
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den, ach, ſo vieles entſtellt.

Deutſcher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutſche, vergebens. 218
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen euch aus!

Parteigeiſt.

Wo Parteien entſtehn, hält jeder ſich hüben und drüben; 219
Viele Jahre vergehn, eh ſie die Mitte vereint.

Der Widerſtand.

220 Ariſtokratiſch geſinnt iſt mancher Gelehrte; denn gleich iſts,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

Verſchiedene Dreſſuren.

221 Ariſtokratiſche Hunde, ſie knurren auf Bettler; ein echter
Demokratiſcher Spitz klafft nach dem ſeidenen Strumpf.

Der Patriot.

222 Daß Verfaſſung ſich überall bilde, wie ſehr iſts zu wünſchen;
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfaſſungen nicht!

Vernünftige Betrachtung.

223 Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet,
Und es verſammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.

Schonender Tadel.

224 Was heißt ſchonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert?
Zudeckt? Nein, der dich ſelbſt über den Fehler erhebt.

Religion.

225 Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht beſitzt,
Der habe Religion.

Gottähnlichkeit.

226 Halte dich im Stillen rein
Und laß es um dich wettern;
Je mehr du fühlſt, ein Menſch zu ſein,
Deſto ähnlicher biſt du den Göttern.

Des Menſchen Wachstum.

227 Wie die Pflanzen zu wachſen belieben,
Darin wird jeder Gärtner ſich üben;
Wo aber des Menſchen Wachstum ruht,
Dazu jeder ſelbſt das Beſte tut.

Wert.

228 Willſt du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.

Lerne ſchnell beſorgen!

229 Zwiſchen heut und morgen
Liegt eine lange Friſt;
Lerne ſchnell beſorgen,
Da du noch munter biſt.

Klar und kräftig!

230 Liegt dir Geſtern klar und offen,
Wirkſt du heute kräftig frei,
Kannſt auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich ſei.

Des Glückes ſchönſte Palme.

231 Wem wohl das Glück die ſchönſte Palme beut?
Wer freudig tut, ſich des Getanen freut.

Das Ganze im Kleinſten.

Willſt du dich am Ganzen erquicken, 232
So mußt du das Ganze im Kleinſten erblicken.

Uebereilung und Verſäumnis.

Suche nicht vergebne Heilung! 233
Unſrer Krankheit ſchwer Geheimnis
Schwankt zwiſchen Uebereilung
Und zwiſchen Verſäumnis.

Ungeduld und Reue.

Nichts taugt Ungeduld, 234
Noch weniger Reue:
Jene vermehrt die Schuld,
Dieſe ſchafft neue.

Egoiſten.

Sie ſchelten einander Egoiſten; 235
Will jeder doch nur ſein Leben friſten.
Wenn der und der ein Egoiſt,
So denke, daß du es ſelber biſt.
Du willſt nach deiner Art beſtehn,
Mußt ſelbſt auf deinen Nutzen ſehn!
Dann werdet ihr das Geheimnis beſitzen,
Euch ſämtlich untereinander zu nützen;
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der andern ſchadet, um etwas zu ſein.

Unbrauchbar.

„Wer iſt ein unbrauchbarer Mann?“ 236
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

Halb-Tümer.

„Irr-Tümer ſollen uns plagen? 237
Iſt nicht an unſer Heil gedacht?“
Halb-Tümer ſolltet ihr ſagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.

Habe mehr recht!

„Du haſt nicht recht!“ Das mag wohl ſein; 238
Doch das zu ſagen, iſt klein;
Habe mehr recht als ich! Das wird was ſein.

Erzogen.

Man könnt erzogene Kinder gebären, 239
Wenn die Eltern erzogen wären.

Wahre Selbſtkenntnis.

Wie kann man ſich ſelbſt kennen lernen? Durch 240
Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln.
Verſuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich,
was an dir iſt.

Was aber iſt deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Kontrolle durch die Vernunft.

Jeder Menſch muß nach ſeiner Weiſe denken: 241
denn er findet auf ſeinem Wege immer ein Wahres
oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben
hilft. Nur darf er ſich nicht gehen laſſen; er muß
ſich kontrollieren: der bloße nackte Inſtinkt geziemt
nicht dem Menſchen.

Wollen und Tun.

342 Es iſt nicht genug, zu wiſſen: man muß auch anwenden; es iſt nicht genug, zu wollen: man muß auch tun.

Nötiges Ebenmaß.

343 Der geringſte Menſch kann komplet ſein, wenn er ſich innerhalb der Grenzen ſeiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber ſelbſt ſchöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieſes Unheil wird ſich in der neueren Zeit noch öfter hervortun: denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus geſteigerten Gegenwart, und zwar in ſchnellſter Bewegung, genugtun können?

Vollkommenheit und Menſch.

344 Vollkommenheit iſt die Norm des Himmels, Vollkommenes wollen, die Norm des Menſchen.

Der Menſch.

345 Nicht allein das Angeborene, ſondern auch das Erworbene iſt der Menſch.

Tägliches Reformieren und Proteſtieren.

346 Genau beſehen, haben wir uns noch alle Tage zu reformieren und gegen andere zu proteſtieren, wenn auch nicht in religiöſem Sinne.

Charakter im großen und kleinen.

347 Charakter im großen und kleinen iſt, daß der Menſch demjenigen eine ſtete Folge gibt, deſſen er ſich fähig fühlt.

Können und ſollen.

348 Kannſt du leſen, ſo ſollſt du verſtehen; kannſt du ſchreiben, ſo mußt du etwas wiſſen; kannſt du glauben, ſo ſollſt du begreifen; wenn du begehrſt, wirſt du ſollen; wenn du forderſt, wirſt du nicht erlangen; und wenn du erfahren biſt, ſollſt du nutzen.

Pflicht.

349 Pflicht: wo man liebt, was man ſich ſelbſt befiehlt.

Verderbliche Freiheit.

350 Alles, was unſern Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich.

Verſtehen = beſitzen.

351 Was man nicht verſteht, beſitzt man nicht.

Von der Vergänglichkeit.

352 Ich bedaure die Menſchen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Weſens machen und ſich in Betrachtung irdiſcher Nichtigkeit verlieren: ſind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen; das kann aber nur dadurch geſchehen, daß man beides zu ſchätzen weiß.

Weltdarſtellung der Widerſacher.

353 Wer ſich von jeher erlaubt hätte, die Welt ſo ſchlecht anzuſehen, wie uns die Widerſacher darſtellen, der müßte ein miſerables Subjekt geworden ſein.

Haß und Liebe.

Mißgunſt und Haß beſchränken den Beobachter 354
auf die Oberfläche, ſelbſt wenn Scharfſinn ſich zu ihnen geſellt; verſchwiſtert ſich dieſer hingegen mit Wohlwollen und Liebe, ſo durchdringt er die Welt und den Menſchen, ja, er kann hoffen, zum Allerhöchſten zu gelangen.

Verſchiedene Menſchen.

Es gibt Menſchen, die ihr Gleiches lieben und 355
auffuchen, und wieder ſolche, die ihr Gegenteil lieben und dieſem nachgehen.

Das Eigene jeder Natur.

Jeder hat etwas in ſeiner Natur, das, wenn 356
er es öffentlich ausſpräche, Mißfallen erregen müßte.

Entäußerung ſeiner ſelbſt.

Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir 357
unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtieren.

Das Menſchliche.

Es iſt ganz einerlei, vornehm oder gering ſein: 358
das Menſchliche muß man immer ausbaden.

Der Menſch und ſeine Mängel.

Man läßt ſich ſeine Mängel vorhalten, man 359
läßt ſich ſtrafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man ſie ablegen ſoll.

Fehler und Tugenden.

An den Fehlern erkennt man den Menſchen, 360
an den Vorzügen den einzelnen; Mängel und Schickſale haben wir alle gemein: die Tugenden gehören jedem beſonders.

Milde des Alters.

Man darf nur alt werden, um milder zu ſein; 361
ich ſehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Von den Prüfungen.

Mit den Jahren ſteigern ſich die Prüfungen. 362

Produktive Freundſchaft.

Freundſchaft kann ſich bloß praktiſch erzeugen, 363
praktiſch Dauer gewinnen. Neigung, ja, ſogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundſchaft. Die wahre, die tätige, produktive beſteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die ſeinigen, und daß wir ſo unverrückt zuſammen fortgehen, wie auch ſonſt die Differenz unſerer Denk- und Lebensweiſe ſein möge.

Die vorzüglichſte Frau.

Für die vorzüglichſte Frau wird diejenige ge- 364
halten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu erſetzen imſtande iſt.

Urteil über Abgeſchiedene.

265 Ueber Abgeſchiedene eigentlich Gericht halten wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß ſein. Wir leiden alle am Leben: wer will uns außer Gott zur Rechenſchaft ziehen! Nicht, was ſie gefehlt und gelitten, ſondern was ſie geleiſtet und getan, beſchäftige die Hinterbliebenen.

Fremder, ungerechter Tadel.

266 Man ſagt: „Eitles Eigenlob ſtinkt;" das mag ſein. Was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Naſe.

Vom Gegner.

267 Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn ſie ihre Meinung wiederholen und auf die unſrige nicht achten.

Vom Widerſprechen.

268 Diejenigen, welche widerſprechen und ſtreiten, ſollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache jedem verſtändlich ſei.

Gegenüber der Kritik.

269 Gegen die Kritik kann man ſich weder ſchützen noch wehren; man muß ihr zum Trotz handeln, und das läßt ſie ſich nach und nach gefallen.

Die Menge und die Tüchtigen.

270 Die Menge kann tüchtige Menſchen nicht entbehren, und die Tüchtigen ſind ihnen jederzeit zur Laſt.

Löhnung.

271 Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugeſtehen will, muß man ſie gut bezahlen.

Aufrichtig — unparteiiſch.

272 Aufrichtig zu ſein, kann ich verſprechen, unparteiiſch zu ſein aber nicht.

Wahrheitsliebe.

273 Wahrheitsliebe zeigt ſich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu ſchätzen weiß.

Vom Wahren.

274 Das Wahre iſt eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen ſuchen wir alle nur blinzend ſo daran vorbei zu kommen, in Furcht ſogar, uns zu verbrennen.

Das Wahre iſt gottähnlich: es erſcheint nicht unmittelbar; wir müſſen es aus ſeinen Manifeſtationen erraten.

Wahrheit und Irrtum aus einer Quelle.

275 Es iſt ſo gewiß als wunderbar, daß Wahrheit und Irrtum aus einer Quelle entſtehen; deswegen man oft dem Irrtum nicht ſchaden darf, weil man zugleich der Wahrheit ſchadet.

Vom Irrtum.

Der Irrtum wiederholt ſich immerfort in der 276
Tat; deswegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Der Irrtum iſt recht gut, ſolange wir jung ſind; man muß ihn nur nicht mit ins Alter ſchleppen.

Törichter Irrtum.

Der törichtſte von allen Irrtümern iſt, wenn 277
junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem ſie das Wahre anerkennen, was von andern ſchon anerkannt worden.

Von den Halbnarren und Halbweiſen.

Toren und geſcheite Leute ſind gleich unſchädlich. 278
Nur die Halbnarren und Halbweiſen, das ſind die gefährlichſten.

Zeitungsweſen.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht 279
geleſen hat und man lieſt ſie alsdann zuſammen, ſo zeigt ſich erſt, wie viel Zeit man mit dieſen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien geteilt, beſonders iſt ſie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zuſtandes kirrt der Zeitungsſchreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entſcheidung eintritt und das Geſchehene wie eine Gottheit angeſtaunt wird.

Große Ideen.

Jede große Idee, die als ein Evangelium in 280
die Welt tritt, wird dem ſtockenden, pedantiſchen Volke ein Aergernis und einem Viel-, aber Leichtgebildeten eine Torheit.

Das Beſte der Geſchichte.

Das Beſte, was wir von der Geſchichte haben, 281
iſt der Enthuſiasmus, den ſie erregt.

Das Alte im Kampf mit der Gegenwart.

Der Kampf des Alten, Beſtehenden, Beharrenden 282
mit Entwicklung, Aus- und Umbildung iſt immer derſelbe. Aus aller Ordnung entſteht zuletzt Pedanterie; um dieſe los zu werden, zerſtört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müſſe. Klaſſizismus und Romantizismus, Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Feſthalten und Zerſplittern des Grundbodens, es iſt immer derſelbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verſtand des Regierenden wäre daher, dieſen Kampf ſo zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite ſich ins gleiche ſtellte; dies iſt aber den Menſchen nicht gegeben, und Gott ſcheint es auch nicht zu wollen.

Die beſte Regierung.

Welche Regierung die beſte ſei? Diejenige, die 283
uns lehrt, uns ſelbſt zu regieren.

Von der Todesstrafe.

284 Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesstrafen abzuschaffen, wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.

Wenn sich die Sozietät des Rechtes begibt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthilfe unmittelbar wieder hervor: die Blutrache klopft an die Türe.

Von liberalen Ideen.

285 Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal sein. Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal sein; denn der hat einen ganz andern Auftrag. Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen, und diese sind das lebendige Gemüt. Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht.

Weiter schreiben wir nicht; an diesem Maßstab halte man, was man tagtäglich hört.

Wahre Liberalität.

286 Die wahre Liberalität ist Anerkennung.

Selbsturteil der Nation.

287 Keine Nation gewinnt ein Urteil, als wenn sie über sich selbst urteilen kann. Zu diesem großen Vorteil gelangt sie aber sehr spät.

Volkheit und Volk.

288 Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.

Von der deutschen Nation.

Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als 289
sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln; deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

Arbeit fürs Vergangene und Zukünftige.

Die gegenwärtige Welt ist nicht wert, daß wir 290
etwas für sie tun: denn die bestehende kann in dem Augenblick abscheiden. Für die vergangene und künftige müssen wir arbeiten: für jene, daß wir ihr Verdienst anerkennen, für diese, daß wir ihren Wert zu erhöhen suchen.

Vom Reifwerdenkönnen einer Nation.

Ob eine Nation reif werden könne, ist eine 291
wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.

Nur zwei wahre Religionen.

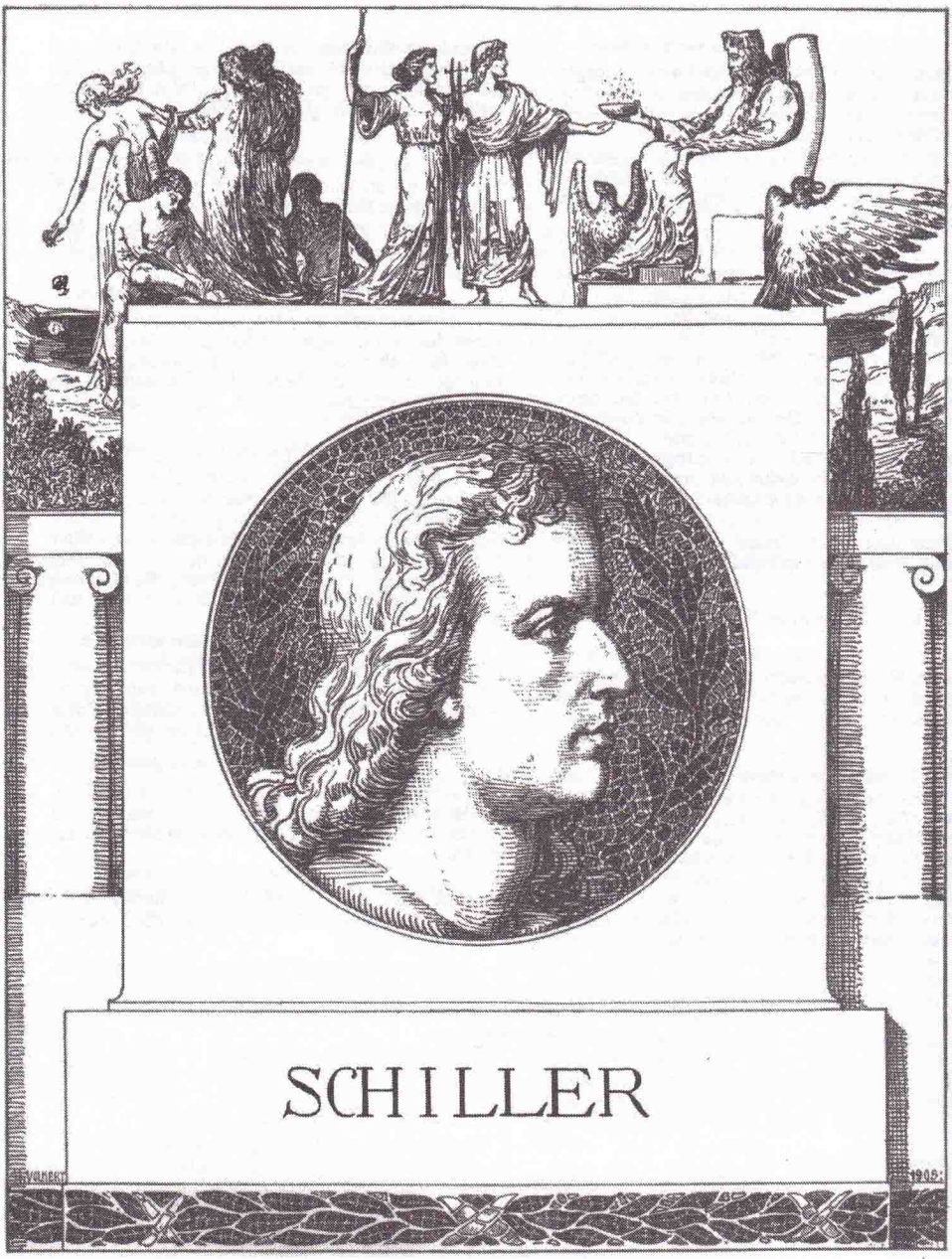
Es gibt nur zwei wahre Religionen: die eine, 292
die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst.

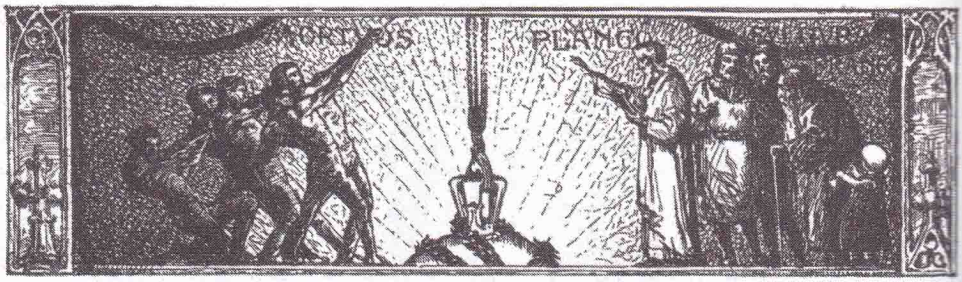
Gott anerkennen.

„Ich glaube einen Gott!" Dies ist ein schönes, 293
löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Von der Weisheit der Welt.

Es wäre nicht der Mühe wert, siebzig Jahre 294
alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott.


SCHILLER



Schiller.

Die Größe der Welt.

Die der ſchaffende Geiſt einſt aus dem Chaos ſchlug,
Durch die ſchwebende Welt flieg ich des Windes
Bis am Strande [Flug,
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht.

Sterne ſah ich bereits jugendlich auferſtehn,
Tauſendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah ſie ſpielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend ſuchte mein Blick umher,
Sah die Räume ſchon — ſternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltſyſteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Sieh, den einſamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Raſch entgegen — „Halt an! Waller, was ſuchſt
„„Zum Geſtade [du hier?“
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht!““

„Steh! Du ſegelſt umſonſt — vor dir Unendlichkeit!“
„„Steh! Du ſegelſt umſonſt — Pilger, auch hinter
Senke nieder, [mir! —
Adlergedank, dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantaſie,
Wirf ein mutloſes Anker hie.““ * 1.

Die Sehnſucht.

Ach, aus dieſes Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt ich mich beglückt!
Dort erblick ich ſchöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin.

Harmonien hör ich klingen,
Töne ſüßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balſam zu.
Goldne Früchte ſeh ich glühen,
Winkend zwiſchen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie ſchön muß ſichs ergehen
Dort im ewgen Sonnenſchein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß ſie ſein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwiſchen brauſt;
Seine Wellen ſind gehoben,
Daß die Seele mir ergrauſt.

Einen Nachen ſeh ich ſchwanken,
Aber, ach, der Fährmann fehlt;
Friſch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel ſind beſeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen;
Denn die Götter leihn kein Pfand:
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das ſchöne Wunderland. * 5.

An die Freude.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng geteilt;
Alle Menſchen werden Brüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Chor:

Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wers nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund.

Chor:

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur;
Alle Guten, alle Böſen
Folgen ihrer Roſenſpur.
Küſſe gab ſie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wolluſt ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub ſteht vor Gott.

Chor:

Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahneſt du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor:

Froh, wie ſeine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächtgen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an.
Zu der Tugend ſteilem Hügel
Leitet ſie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß geſprengter Särge
Sie im Chor der Engel ſtehn.

Chor:

Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die beſſre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön iſts, ihnen gleich zu ſein.
Gram und Armut ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.
Groll und Rache ſei vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſei verziehn.
Keine Träne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn.

Chor:

Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreiſt;
Laßt den Schaum zum Himmel ſpritzen:
Dieſes Glas dem guten Geiſt!

Chor:

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preiſt,
Dieſes Glas dem guten Geiſt
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Feſten Mut in ſchwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält es Gut und Blut:
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor:

Schließt den heilgen Zirkel dichter!
Schwört bei dieſem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu ſein!
Schwört es bei dem Sternenrichter!

* 3

Die Ideale.

So willſt du treulos von mir ſcheiden
Mit deinen holden Phantaſien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunkne Herz geſchwellt;
Er iſt dahin, der ſüße Glaube
An Weſen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war.

Wie einſt mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umſchloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend ſich ergoß:
So ſchlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendluſt,
Bis ſie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbruſt,

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verſtand.
Da lebte mir der Baum, die Roſe,
Mir ſang der Quellen Silberfall,
Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe
Von meines Lebens Widerhall.

Es dehnte mit allmächtgem Streben
Die enge Bruſt ein kreißend All,
Herauszutreten in das Leben,
In Tat und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war dieſe Welt geſtaltet,
Solang die Knoſpe ſie noch barg;
Wie wenig, ach, hat ſich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

Wie ſprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen;
Was war dem Glücklichen zu ſchwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem ſüßen Lohne,
Das Glück mit ſeinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch, ach, ſchon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter ſich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen;
Des Wiſſens Durſt blieb ungeſtillt;
Des Zweifels finſtre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich ſah des Ruhmes heilge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach, allzuſchnell, nach kurzem Lenze
Entfloh die ſchöne Liebeszeit!
Und immer ſtiller wards und immer
Verlaſſner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finſtern Weg.

Von all dem rauſchenden Geleite —
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer ſteht mir tröſtend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finſtern Haus?
Du, die du alle Wunden heileſt,
Der Freundſchaft leiſe, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teileſt,
Du, die ich frühe ſucht und fand.

Und du, die gern ſich mit ihr gattet,
Wie ſie der Seele Sturm beſchwört,
Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht.

Das Ideal und das Leben.

Ewigklar und ſpiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechſeln, und Geſchlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Roſen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwiſchen Stimmenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr ſchon auf Erden Göttern gleichen,
Frei ſein in des Todes Reichen:
Brechet nicht von ſeines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick ſich weiden;
Des Genuſſes wandelbare Freuden
Rächet ſchleunig der Begierde Flucht.
Selbſt der Styx, der neunfach ſie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift ſie, und es bindet
Ewig ſie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,

Die Geſpielin ſeliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Fittigeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menſchheit Götterbild,
Wie des Lebens ſchweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem ſtygſchen Strome,
Wie ſie ſtand im himmliſchen Gefild,
Ehe noch zum traurgen Sarkophage
Die Unſterbliche herunter ſtieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erſcheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entſtricken,
Den Erſchöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duftger Kranz.
Mächtig, ſelbſt wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in ſeine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber ſinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrſchen und zu ſchirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer ſtürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn:
Da mag Kühnheit ſich an Kraft zerſchlagen
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf beſtäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schickſal zwingen,
Wenn der Schwächling unterſinkt.

Aber der, von Klippen eingeſchloſſen,
Wild und ſchäumend ſich ergoſſen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
Und auf ſeiner Wellen Silberrande
Malt Aurora ſich und Heſperus.
Aufgelöſt in zarter Wechſelliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe,
Und verſchwunden iſt der Feind.

Wenn, das Tote bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Tatenvoll der Genius entbrennt:
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element.
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born;
Nur des Meißels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück.
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menſchheit traurger Blöße
Steht vor des Geſetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld ſich naht,
Da erblaſſe vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beſchämte Tat.
Kein Erſchaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt entflohn,
Und der ewge Abgrund wird ſich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht;
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Wenn der Menſchheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenloſem Schmerz:
Da empöre ſich der Menſch! Es ſchlage
An des Himmels Wölbung ſeine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme ſiege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heilgen Sympathie erliege
Das Unſterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden;
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duftgem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düſtern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenſchiffers Kahn.

Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die willgen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt —

Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal. * 9.

Die Künſtler.

Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts Neige
In edler ſtolzer Männlichkeit,
Mit aufgeſchloſſnem Sinn, mit Geiſtesfülle,
Voll milden Ernſts, in tatenreicher Stille,
Der reifſte Sohn der Zeit;
Frei durch Vernunft, ſtark durch Geſetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Buſen dir verſchwieg,
Herr der Natur, die deine Feſſeln liebet,
Die deine Kraft in tauſend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwildrung ſtieg!

Berauſcht von dem errungnen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preiſen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaſſnen Waiſen,
Des wilden Zufalls Beute, fand;
Die frühe ſchon der künftgen Geiſterwürde
Dein junges Herz im ſtillen zugekehrt
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Buſen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten ſpielend unterwies
Und das Geheimnis der erhabnen Tugend
In leichten Rätſeln dich erraten ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab;
O, falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſein;
Dein Wiſſen teileſt du mit vorgezognen Geiſtern;
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.

Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.
Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindiſchen Verſtand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laſter ſich geſträubt,
Eh noch ein Solon das Geſetz geſchrieben,
Das matte Blüten langſam treibt.
Eh vor des Denkers Geiſt der kühne
Begriff des ewgen Raumes ſtand,
Wer ſah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend ſchon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegengehn.

Als der Erſchaffende von ſeinem Angeſichte
Den Menſchen in die Sterblichkeit verwies
Und eine ſpäte Wiederkehr zum Lichte
Auf ſchwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmliſchen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß ſie, die Menſchliche, allein
Mit dem verlaſſenen Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit ſich ein.
Hier ſchwebt ſie mit geſenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elyſium auf ſeine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieſer Amme
Die zarte Menſchheit noch geruht,
Da ſchürte heilge Mordſucht keine Flamme,
Da rauchte kein unſchuldig Blut.
Das Herz, das ſie an ſanften Banden lenket,
Verſchmäht der Pflichten knechtiſches Geleit;
Ihr Lichtpfad, ſchöner nur geſchlungen, ſenket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuſchen Dienſte leben,
Verſucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geſchick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen ſie das reine Geiſterleben,
Der Freiheit ſüßes Recht, zurück.

Glückſelige, die ſie — aus Millionen
Die Reinſten — ihrem Dienſt geweiht,
In deren Bruſt ſie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die ſie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heilge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug allein ſie hüllenlos erſcheint,
Die ſie in ſanftem Bund um ſich vereint!

Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch geſtellt:
In die erhabne Geiſterwelt
Wart ihr der Menſchheit erſte Stufe!

Eh ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Weſen freudig dienen —
Ein unermeſſner Bau im ſchwarzen Flor der Nacht,
Nächſt um ihn her, mit mattem Strahl beſchienen,
Ein ſtreitendes Geſtaltenheer,
Die ſeinen Sinn in Sklavenbanden hielten
Und, ungeſellig, rauh wie er,
Mit tauſend Kräften auf ihn zielten —
So ſtand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Feſſel nur
An die Erſcheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenoſſen, unempfunden,
Die ſchöne Seele der Natur.

Und wie ſie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit ſtiller Hand
Und lerntet in harmonſchem Band
Geſellig ſie zuſammen gatten.
Leichtſchwebend fühlte ſich der Blick
Vom ſchlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig ſtrahlte der Kriſtall der Wogen
Die hüpfende Geſtalt zurück.
Wie konntet ihr des ſchönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hilfreich entgegenkam?
Die Kunſt, den Schatten ihr nachahmend abzuſtehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge ſchwamm;
Von ihrem Weſen abgeſchieden,
Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf ſie ſich in den Silberſtrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die ſchöne Bildkraft ward in eurem Buſen wach.
Zu edel ſchon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Ton den holden Schatten
Im Umriß ward ſein Daſein aufgefangen. [nach,
Lebendig regte ſich des Wirkens ſüße Luſt —
Die erſte Schöpfung trat aus eurer Bruſt.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug umſtrickt,
Verrieten die vertraulichen Geſtalten
Den Talisman, wodurch ſie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Geſetze,
Des Reizes ausgeforſchte Schätze,
Verknüpfte der erfindende Verſtand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obeliske ſtieg, die Pyramide,
Die Herme ſtand, die Säule ſprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegestaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiſer Wahl in einen Strauß gebunden —
So trat die erſte Kunſt aus der Natur;
Jetzt wurden Sträuße ſchon in einen Kranz ge-
Und eine zweite, höhre Kunſt erſtand [wunden,
Aus Schöpfungen der Menſchenhand.
Das Kind der Schönheit, ſich allein genug,
Vollendet ſchon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß untertan,
An ihre Schweſtern nachbarlich ſich ſchließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen.
Des Mäoniden Harfe ſtimmt voran.

Bald drängten ſich die ſtaunenden Barbaren
Zu dieſen neuen Schöpfungen heran.
„Seht," riefen die erfreuten Scharen,
„Seht an, das hat der Menſch getan!"
In luſtigen, geſelligeren Paaren
Riß ſie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen ſang und Rieſenſchlachten
Und Löwentötern, die, ſolang der Sänger ſprach,
Aus ſeinen Hörern Helden machten.
Zum erſtenmal genießt der Geiſt,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die ſeine Gier nicht in ſein Weſen reißt,
Die im Genuſſe nicht verſcheiden.

Jetzt wand ſich von dem Sinnenſchlafe
Die freie ſchöne Seele los;
Durch euch entfeſſelt, ſprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoß.
Jetzt fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
Und Menſchheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhabne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem ſtaunenden Gehirn.
Jetzt ſtand der Menſch und wies den Sternen
Das königliche Angeſicht;
Schon dankte nach erhabnen Fernen
Sein ſprechend Aug dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme ſeelenvolles Spiel
Entfaltete ſich zum Geſange;
Im feuchten Auge ſchwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmutsvollem Bunde
Entquollen dem beſeelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umſchlungen von des Sinnes Luſt,
Erkanntet ihr in ſeiner Bruſt
Den edeln Keim der Geiſterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beſſrer Keim ſich ſchied,
Dankt er dem erſten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde,
Floß die verſchämtere Begierde
Melodiſch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die betauten Wangen;
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weiſen Weiſeſtes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie
Vermähltet ihr in einem Bilde

Und ſtelltet es in eine Glorie.
Der Menſch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte ſeinen Widerſchein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Weſen gleich zu ſein.
Den erſten Klang vom Urbild alles Schönen —
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenſchaften wilden Drang,
Des Glückes regelloſe Spiele,
Der Pflichten und Inſtinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit ſtrengem Richtſcheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Geſange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geſchrecket,
Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied.
Lang, eh die Weiſen ihren Ausſpruch wagen,
Löſt eine Ilias des Schickſals Rätſelfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Theſpis Wagen
Die Vorſicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geſchickes dunkle Hand,
Was ſie vor eurem Auge ſchnürte,
Vor eurem Aug nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe ſchwand,
Eh es den ſchönen Kreis vollführte:
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da ſtürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus ſchwarzen Ozean
Und trafet das entflohne Leben
Jenſeits der Urne wieder an;
Da zeigte ſich mit umgeſtürztem Lichte,
An Kaſtor angelehnt, ein blühend Pollurbild;
Der Schatten in des Mondes Angeſichte,
Eh ſich der ſchöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher ſtets, zu immer höhern Höhen
Schwang ſich das ſchaffende Genie.
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen
Aus Harmonien Harmonie. [erſtehen,
Was hier allein das trunkne Aug entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der dieſe Nymphe ſchmückt,
Schmilzt ſanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muskel ſchwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen,
Das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia ſich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menſchenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die ſich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis. [Schwingen
Der fortgeſchrittne Menſch trägt auf erhobnen
Dankbar die Kunſt mit ſich empor,
Und neue Schönheitswelten ſpringen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wiſſens Schranken gehen auf;
Der Geiſt, in euren leichten Siegen
Geübt, mit ſchnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künſtlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet ſie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er ſie mit menſchlichen Gewichten,
Mißt ſie mit Maßen, die ſie ihm geliehn;
Verſtändlicher in ſeiner Schönheit Pflichten,
Muß ſie an ſeinem Aug vorüberziehn.
In ſelbſtgefälliger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären ſeine Harmonie,
Und preiſet er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in ſeine Lebensbahn;
Die ſelige Vollendung ſchwebet
In euren Werken ſiegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der ſtille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Tränen ſieht,
Wo tauſend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen ſpielen
Und ringt in ſtill verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien ſich winden,
Wie die Erſcheinungen um ihn
In weichem Umriß ineinander ſchwinden,
Flieht ſeines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geiſt zerrinnt im Harmonienmeere,
Das ſeine Sinne wolluſtreich umfließt,
Und der hinſchmelzende Gedanke ſchließt
Sich ſtill an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geſchick in hoher Einigkeit,
Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Buſen
Vom ſanften Bogen der Notwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der ſelgen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelſte, das Teuerſte, was ſie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Menſch jetzt ſeine Pflichten denkt,
Die Feſſel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit ehrnem Szepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit
Und ein erhabner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter luſtig ſcherzen,
Der holde Traum ſich lieblich ſpinnt,
Dafür ſeid liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geiſt,
Der die Notwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der ſeinen Aether, ſeinen Sternenbogen
Mit Anmut uns bedienen heißt,
Der, wo er ſchreckt, noch durch Erhabenheit entzücket
Und zum Verheeren ſelbſt ſich ſchmücket:
Dem großen Künſtler ahmt ihr nach.
Wie auf dem ſpiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend ſchweben,
Das Abendrot, das Blütenfeld,
So ſchimmert auf dem dürftgen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberſcheine
Der Sorgen ſchauervollen Chor.
Jahrtauſende hab ich durcheilet,
Der Vorwelt unabſehlich Reich:
Wie lacht die Menſchheit, wo ihr weilet!
Wie traurig liegt ſie hinter euch!

Die einſt mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden ſtieg,
In eurem Arm fand ſie ſich wieder,
Als durch der Zeiten ſtillen Sieg
Des Lebens Blüte von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig mit entnervtem Gange
Der Greis an ſeinem Stabe ſchlich.
Da reichtet ihr aus friſcher Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal verjüngte ſich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgeſtreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entriſſet ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da ſtieg der ſchöne Flüchtling aus dem Oſten,
Der junge Tag, im Weſten neu empor,
Und auf Heſperiens Gefilden ſproßten
Verjüngte Blüten Joniens hervor.
Die ſchönere Natur warf in die Seelen
Sanft ſpiegelnd einen ſchönen Widerſchein,
Und prangend zog in die geſchmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da ſah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven ſprach jetzt Menſchenrecht;
Wie Brüder friedlich miteinander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geſchlecht.
Mit innrer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegebne Glück
Und tretet in der Demut Hülle
Mit ſchweigendem Verdienſt zurück.

Wenn auf des Denkens freigegebnen Bahnen
Der Forſcher jetzt mit kühnem Blicke ſchweift
Und, trunken von ſiegrufenden Päanen,
Mit raſcher Hand ſchon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edeln Führer zu entlaſſen glaubt
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt:
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erſter Pflanze,
Begann die ſeelenbildende Natur;
Mit euch, dem freudgen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Ton, dem Stein beſcheiden
aufgeſtiegen,
Die ſchöpferiſche Kunſt umſchließt mit ſtillen Siegen
Des Geiſtes unermeſſnes Reich.
Was in des Wiſſens Land Entdecker nur erſiegen,
Entdecken ſie, erſiegen ſie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erſt ſich freun,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſein —
Wenn er auf einen Hügel mit euch ſteiget
Und ſeinem Auge ſich in mildem Abendſchein
Das maleriſche Tal — auf einmal zeiget.

Je reicher ihr den ſchnellen Blick vergnüget,
Je höhre, ſchönre Ordnungen der Geiſt
In einem Zauberbund durchfliget,
In einem ſchwelgenden Genuß umkreiſt;
Je weiter ſich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienſpiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgetan —
Je ſchönre Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verſtümmelt ſeine Schöpfung ſchänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je ſchönre Rätſel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umſchließet,
Je breiter ſtrömt das Meer, mit dem er fließet,
Je ſchwächer wird des Schickſals blinde Macht,
Je höher ſtreben ſeine Triebe,
Je kleiner wird er ſelbſt, je größer ſeine Liebe.
So führt ihn in verborgnem Lauf
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,
Durch immer höhre Höhn und immer ſchönre Schöne
Der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeiſterung,
Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie ſelbſt, die ſanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem mündgen Sohne
Entſchleiert — als Urania;
So ſchneller nur von ihm erhaſchet,
Je ſchöner er von ihr geſlohn!
So ſüß, ſo ſelig überraſchet
Stand einſt Ulyſſens edler Sohn,
Da ſeiner Jugend himmliſcher Gefährte
Zu Jovis Tochter ſich verklärte.

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane;
Still lenke ſie zum Ozeane
Der großen Harmonie!
Von ihrer Zeit verſtoßen, flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erſtehe ſie in dem Geſange
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.
Der freiſten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit feſtem Angeſicht
Zum Strahlenſitz der höchſten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schweſter, die euch hier verſchwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was ſchöne Seelen ſchön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen ſein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämmre ſchon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tauſendfach verſchlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie ſich in ſieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie ſieben Regenbogenſtrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So ſpielt in tauſendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück! * 4.

Die vier Weltalter.

7 Wohl perlet im Glaſe der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäſte;
Es zeigt ſich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beſte;
Denn ohne die Leier im himmliſchen Saal
Iſt die Freude gemein auch beim Nektarmahl.
Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt;
Er hat alles geſehn, was auf Erden geſchieht
Und was uns die Zukunft verſiegelt;
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rat
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.
Er brettet es luſtig und glänzend aus,
Das zuſammengefaltete Leben;
Zum Tempel ſchmückt er das irdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſe gegeben;
Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker ſich jugendlich freuten;
Er hat ſich, ein fröhlicher Wandrer, geſellt
Zu allen Geſchlechtern und Zeiten.
Vier Menſchenalter hat er geſehn
Und läßt ſie am fünften vorübergehn.

Erſt regierte Saturnus ſchlicht und gerecht:
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geſchlecht,
Und brauchten für gar nichts zu ſorgen;
Sie liebten und taten weiter nichts mehr:
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit: der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrſcher an,
Und den Mächtigen ſuchten die Schwachen.
Und der Streit zog in des Skamanders Feld;
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da ſangen die Muſen im himmliſchen Chor,
Da erhuben ſich Göttergebilde —
Das Alter der göttlichen Phantaſie,
Es iſt verſchwunden, es kehret nie.

Die Götter ſanken vom Himmelsthron,
Es ſtürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Luſt,
Und der Menſch griff denkend in ſeine Bruſt.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergeißelten ſich,
Und der eiſerne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finſter und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen, keuſchen Altar
Bewahrten ſich ſtille die Muſen;
Es lebte, was edel und ſittlich war,
In der Frauen züchtigem Buſen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der ſchönen Minne und Liebestreu.

Drum ſoll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Geſang und Liebe im ſchönen Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendſchein.

An die Freunde.

Lieben Freunde, es gab ſchönre Zeiten
Als die unſern, das iſt nicht zu ſtreiten!
Und ein edler Volk hat einſt gelebt.
Könnte die Geſchichte davon ſchweigen,
Tauſend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es iſt dahin, es iſt verſchwunden,
Dieſes hochbegünſtigte Geſchlecht.
Wir, wir leben! Unſer ſind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiſte Wandrer ſpricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunſt uns freundlich doch gewogen,
Unſer Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier ſich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unſers Winters Raub;
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub!

Wohl von größerm Leben mag es rauſchen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauſchen,
An der Themſe, auf dem Markt der Welt.
Tauſend Schiffe landen an und gehen;
Da iſt jedes Köſtliche zu ſehen,
Und es herrſcht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüſſen ſchwillt:
Auf des ſtillen Baches ebner Fläche
Spiegelt ſich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unſerm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten;
Denn er ſieht das ewig einzge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem ſeinem Glanze
Iſt ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die friſche Pflanze,
Die die grüne Stunde ſtreut.

Größres mag ſich anderswo begeben
Als bei uns in unſerm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie geſehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll ſtill an uns vorübergehn.
Alles wiederholt ſich nur im Leben,
Ewig jung iſt nur die Phantaſie;
Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie! * 7.

Die Teilung der Erde.

„Nehmt hin die Welt!“ rief Zeus von ſeinen Höhen
Den Menſchen zu; „nehmt, ſie ſoll euer ſein!
Euch ſchenk ich ſie zum Erb und ewgen Lehen;
Doch teilt euch brüderlich darein!“

Da eilt, was Hände hat, ſich einzurichten;
Es regte ſich geſchäftig jung und alt.
Der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten;
Der Junker birſchte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was ſeine Speicher faſſen;
Der Abt wählt ſich den edeln Firnewein;
Der König ſperrt die Brücken und die Straßen
Und ſprach: „Der Zehente iſt mein!“

Ganz ſpät, nachdem die Teilung längſt geſchehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern;
Ach, da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und alles hatte ſeinen Herrn.

„Weh mir! So ſoll denn ich allein von allen
Vergeſſen ſein, ich, dein getreuſter Sohn?“
So ließ er laut der Klage Ruf erſchallen
Und warf ſich hin vor Jovis Thron.

„Wenn du im Land der Träume dich verweilet,“
Verſetzt der Gott, „ſo hadre nicht mit mir.
Wo warſt du denn, als man die Welt geteilet?“
„Ich war,“ ſprach der Poet, „bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angeſichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiſte, der, von deinem Lichte
Berauſcht, das Irdiſche verlor!“

„Was tun?“ ſpricht Zeus, — „die Welt iſt weggegeben,
Der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein.
Willſt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein.“
* 8.

Das verſchleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wiſſens heißer Durſt
Nach Sais in Aegypten trieb, der Prieſter
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit ſchnellem Geiſt durcheilt;
Stets riß ihn ſeine Forſchbegierde weiter,
Und kaum beſänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab ich,
Wenn ich nicht alles habe?“ ſprach der Jüngling;
„Gibts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Iſt deine Wahrheit wie der Sinne Glück
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Beſitzen kann und immer doch beſitzt?
Iſt ſie nicht eine einzge, ungeteilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles, was dir bleibt, iſt nichts, ſolang
Das ſchöne All der Töne fehlt und Farben.“

Indem ſie einſt ſo ſprachen, ſtanden ſie
In einer einſamen Rotunde ſtill,
Wo ein verſchleiert Bild von Rieſengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und ſpricht: „Was iſts,
Das hinter dieſem Schleier ſich verbirgt?“
„Die Wahrheit!“ iſt die Antwort. „Wie?“ ruft jener,

„Nach Wahrheit ſtreb ich ja allein, und dieſe
Gerade iſt es, die man mir verhüllt?“

„Das mache mit der Gottheit aus,“ verſetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, ſagt ſie,
Rückt dieſen Schleier, bis ich ſelbſt ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, ſchuldger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,
Der, ſpricht die Gottheit“ — „Nun?“ — „Der ſieht die Wahrheit.“
„Ein ſeltſamer Orakelſpruch! Du ſelbſt,
Du hätteſt alſo niemals ihn gehoben?“
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Verſucht.“ — „Das faſſ ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur dieſe dünne Scheidewand mich trennte“ —
„Und ein Geſetz,“ fällt ihm ſein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinſt,
Iſt dieſer dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerſchwer für dein Gewiſſen.“

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hauſe;
Ihm raubt des Wiſſens brennende Begier
Den Schlaf; er wälzt ſich glühend auf dem Lager
Und rafft ſich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der ſcheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu erſteigen,
Und mitten in das Innre der Rotunde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier ſteht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einſamen die lebenloſe Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen, ſilberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärtger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finſterniſſe
In ihrem langen Schleier die Geſtalt.

Er tritt hinan mit ungewiſſem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch ſein Gebein
Und ſtößt ihn weg mit unſichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willſt du tun? ſo ruft
In ſeinem Innern eine treue Stimme.
Verſuchen den Allheiligen willſt du?
Kein Sterblicher, ſprach des Orakels Mund,
Rückt dieſen Schleier, bis ich ſelbſt ihn hebe.
Doch ſetzte nicht derſelbe Mund hinzu:
Wer dieſen Schleier hebt, ſoll Wahrheit ſchauen?
„Sei hinter ihm, was will! Ich heb ihn auf.“
Er rufts mit lauter Stimm: „Ich will ſie ſchauen.“ Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo ſpottend nach.

Er ſprichts und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun,“ fragt ihr, „und was zeigte ſich ihm hier?“
Ich weiß es nicht. Beſinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Prieſter
Am Fußgeſtell der Iſis ausgeſtreckt.
Was er allda geſehen und erfahren,
Hat ſeine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War ſeines Lebens Heiterkeit dahin;
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem,“ dies war ſein warnungsvolles Wort,
Wenn ungeſtüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld:
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich ſein.“

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menſchen viel 11
Von beſſern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man ſie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Menſch hofft immer Verbeſſerung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein:
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberſchein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beſchließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es iſt kein leerer, ſchmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren.
Im Herzen kündet es laut ſich an:
Zu was Beſſerm ſind wir geboren;
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht. * 13.

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn ich euch, inhaltſchwer, 12
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch ſtammen ſie nicht von außen her:
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben;
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde;
Und ſtammen ſie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Wert geraubt,
Solang er noch an die drei Worte glaubt.
* 15.

Die Worte des Wahns.

Drei Worte hört man, bedeutungſchwer,
Im Munde der Guten und Beſten.
Sie ſchallen vergeblich, ihr Klang iſt leer;
Sie können nicht helfen und tröſten.
Verſcherzt iſt dem Menſchen des Lebens Frucht,
Solang er die Schatten zu haſchen ſucht.

Solang er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird ſiegen —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen;
Und erſtickſt du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächſt ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde —
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehöret die Erde;
Er iſt ein Fremdling, er wandert aus
Und ſuchet ein unvergänglich Haus.

Solang er glaubt, daß dem irdſchen Verſtand
Die Wahrheit je wird erſcheinen —
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand;
Wir können nur raten und meinen.
Du kerkerſt den Geiſt in ein tönend Wort:
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſahn,
Es iſt dennoch: das Schöne, das Wahre!
Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Tor;
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor. * 16.

Sprüche des Confucius.

1.

Dreifach iſt der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilſchnell iſt das Jetzt entflogen,
Ewig ſtill ſteht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn ſie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn ſie enteilt.
Keine Reu, kein Zauberſegen
Kann die Stehende bewegen.

Möchteſt du beglückt und weiſe
Endigen des Lebens Reiſe;
Nimm die Zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner Tat.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

2.

Dreifach iſt des Raumes Maß:
Raſtlos fort ohn Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet ſich die Breite;
Grundlos ſenkt die Tiefe ſich.

Dir ein Bild ſind ſie gegeben:
Raſtlos vorwärts mußt du ſtreben,
Nie ermüdet ſtille ſtehn,
Willſt du die Vollendung ſehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll ſich dir die Welt geſtalten;
In die Tiefe mußt du ſteigen,
Soll ſich dir das Weſen zeigen.

Nur Beharrung führt zum Ziel;
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit. * 17.

Die Macht des Geſanges.

Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm;
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen,
Und Eichen ſtürzen unter ihm;
Erſtaunt, mit wolluſtvollem Grauſen
Hört ihn der Wanderer und lauſcht;
Er hört die Flut vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht:
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Weſen,
Die ſtill des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber löſen,
Wer ſeinen Tönen widerſtehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude mit Gigantenſchritt,
Geheimnisvoll, nach Geiſterweiſe
Ein ungeheures Schickſal tritt:
Da beugt ſich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt;
Des Jubels nichtiges Getöſe
Verſtummt, und jede Larve fällt;
Und vor der Wahrheit mächtgem Siege
Verſchwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;

Den hohen Göttern iſt er eigen,
Ihm darf nichts Irdiſches ſich nahn,
Und jede andre Macht muß ſchweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an;
Es ſchwinden jedes Kummers Falten,
Solang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungsloſem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz
Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz:
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
Zu ſeiner Unſchuld reinem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Geſang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen. * 11.

Das Lied von der Glocke.

17 Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Friſch, Geſellen, ſeid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meiſter loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort;
Wenn gute Reden ſie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt;
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das iſts ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenſtamme;
Doch recht trocken laßt es ſein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenſtube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wirds in ſpäten Tagen
Und rühren vieler Menſchen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und ſtimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das wechſelnde Verhängnis bringt,
Das ſchlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blaſen ſeh ich ſpringen;
Wohl, die Maſſen ſind im Fluß!
Laßts mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß!
Auch von Schaume rein
Muß die Miſchung ſein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme ſchalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenſchoße
Die ſchwarzen und die heitern Loſe;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen.
Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.
Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,
Er ſtürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe;
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſtehn!
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein;
Aus ſeinen Augen brechen Tränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und iſt von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönſte ſucht er auf den Fluren,
Womit er ſeine Liebe ſchmückt.
O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen!
Der erſten Liebe goldne Zeit!
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwegt das Herz in Seligkeit;
O, daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!

Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen!
Dieſes Stäbchen tauch ich ein:
Sehn wirs überglaſt erſcheinen,
Wirds zum Guſſe zeitig ſein.
Jetzt, Geſellen, friſch!
Prüft mir das Gemiſch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu iſt lang.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach, des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch den Lebensmai:
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei!
Die Leidenſchaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe;
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe;
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigten Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den
Und ruhet nimmer. [Schimmer

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauſes weitſchauendem Giebel
Ueberzählet ſein blühend Glück,
Siehet der Pfoſten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:
Feſt wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauſes Pracht!
Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ewger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

Wohl, nun kann der Guß beginnen:
Schön gezacket iſt der Bruch!
Doch bevor wirs laſſen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!

Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießts mit feuerbraunen Wogen.

Wohltätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er ſchafft,
Das dankt er dieſer Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn ſie der Feſſel ſich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn ſie losgelaſſen,
Wachſend ohne Widerſtand,
Durch die volkbelebten Gaſſen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente haſſen
Das Gebild der Menſchenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl.
Hört ihrs wimmern hoch vom Turm?
Das iſt Sturm!
Rot wie Blut
Iſt der Himmel;
Das iſt nicht des Tages Glut;
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule;
Durch der Straße lange Zeile
Wächſt es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte; Balken krachen,
Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren;
Kinder jammern, Mütter irren;
Tiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet;
Taghell iſt die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Waſſerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brauſend ſucht.
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume;
Und als wollte ſie im Wehen
Mit ſich fort der Erde Wucht
Reißen in gewaltger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Menſch der Götterſtärke;

Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Iſt die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben:
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh, ihm fehlt kein teures Haupt!

In die Erd iſts aufgenommen;
Glücklich iſt die Form gefüllt:
Wirds auch ſchön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunſt vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zerſprang?
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil ſchon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heilgen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat,
Vertraut der Sämann ſeine Saat
Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerm Los.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgeſang.
Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach, die Gattin iſts, die teure,
Ach, es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die ſie blühend ihm gebar,
Die ſie an der treuen Bruſt
Wachſen ſah mit Mutterluſt —
Ach, des Hauſes zarte Bande
Sind gelöſt auf immerdar;
Denn ſie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauſes Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaiſter Stätte ſchalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke ſich verkühlet,
Laßt die ſtrenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel ſpielet,
Mag ſich jeder gütlich tun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Burſch die Veſper ſchlagen;
Meiſter muß ſich immer plagen.

Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgeſtirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden ſtiller;
Um des Lichts geſellge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadttor ſchließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Geſetzes wacht.

Heilge Ordnung, ſegenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſellgen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten
Und das teuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tauſend fleißge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heilgem Schutz;
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis;
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt!
Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieſes ſtille Tal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande ſchrecklich ſtrahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Abſicht hats erfüllt,
Daß ſich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, ſchwingt,
Bis der Mantel ſpringt!
Wenn die Glock ſoll auferſtehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz ſich ſelbſt befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen
Zerſprengt es das geborſtne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn ſich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhilfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

„Freiheit und Gleichheit!“ hört man ſchallen;
Der ruhge Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſts, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! Wie ein goldner Stern,
Aus der Hülſe blank und eben
Schält ſich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielts wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! Herein!
Geſellen alle, ſchließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia ſoll ihr Name ſein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.

Und dies ſei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meiſter ſie erſchuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll ſie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, ſchweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme ſein von oben,
Wie der Geſtirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernſten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und ſtündlich mit den ſchnellen Schwingen
Berühr im Fluge ſie die Zeit.
Dem Schickſal leihe ſie die Zunge;
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entſchallt,
So lehre ſie, daß nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock mir aus der Gruft,
Daß ſie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt ſich, ſchwebt!
Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute!

Des Mädchens Klage.

18 Der Eichwald brauſet, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein ſitzet an Ufers Grün;
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet:

„Das Herz iſt geſtorben, die Welt iſt leer,
Und weiter gibt ſie dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück;
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Tränen vergeblicher Lauf;
Die Klage, ſie wecket die Toten nicht auf;
Doch nenne, was tröſtet und heilet die Bruſt
Nach der ſüßen Liebe verſchwundener Luſt,
Ich, die Himmliſche, wills nicht verſagen.

Laß rinnen der Tränen vergeblichen Lauf!
Es wecke die Klage den Toten nicht auf!
Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt
Nach der ſchönen Liebe verſchwundener Luſt
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Würde der Frauen.

19 Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unſtät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenſchaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird ſein Herz geſtillt;
Raſtlos durch entlegne Sterne
Jagt er ſeines Traumes Bild.

Aber mit zauberiſch feſſelndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter beſcheidener Hütte
Sind ſie geblieben mit ſchamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich iſt des Mannes Streben:
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Raſt und Aufenthalt.
Was er ſchuf, zerſtört er wieder,
Nimmer ruht der Wünſche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und ſich erneut.

Aber zufrieden mit ſtillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wiſſens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und ſtolz, ſich ſelbſt genügend,
Kennt des Mannes kalte Bruſt,
Herzlich an ein Herz ſich ſchmiegend,
Nicht der Liebe Götterluſt,
Kennet nicht den Tauſch der Seelen,
Nicht in Tränen ſchmilzt er hin;
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Härter ſeinen harten Sinn.

Aber wie leiſe, vom Zephyr erſchüttert,
Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
Alſo die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängſtigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Buſen; es ſtrahlen
Perlend die Augen von himmliſchem Tau.

In der Männer Herrſchgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweiſt der Scythe,
Und der Perſer wird zum Knecht.
Es befehden ſich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Szepter der Sitte,
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaſſen
Und vereinen, was ewig ſich flieht. * 12.

Macht des Weibes.

Mächtig ſeid ihr, ihr ſeids durch der Gegenwart ruhigen Zauber; 20
Was die ſtille nicht wirkt, wirket die rauſchende nie.
Kraft erwart ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt er;
Aber durch Anmut allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Taten;
Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet bloß, weil ſie ſich zeigt.

Die Geſchlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt:
Jungfrau und Jüngling; ſie deckt beide die Knoſpe noch zu.
Leiſe löſt ſich das Band; es entzweien ſich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet ſich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu ſpielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die geſättigte Kraft kehret zur Anmut zurück.
Aus der Knoſpe beginnt die doppelte Blume zu ſtreben;
Köſtlich iſt jede, doch ſtillt keine dein ſehnendes Herz.
Reizende Fülle ſchwellt der Jungfrau blühende Glieder;
Aber der Stolz bewacht ſtreng, wie der Gürtel, den Reiz.
Scheu wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht ſie im Mann nur den Feind, haſſet noch, weil ſie nicht liebt.
Trotzig ſchauet und kühn aus finſtern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf, ſpannet die Sehne ſich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die ſtäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brauſende Mut.
Jetzt beſchütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinſt, feindlich, was ewig ſich ſucht.
Aber da biſt du, du Mächtige, ſchon! Aus dem wildeſten Streite
Rufſt du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verſtummet die lärmende Jagd; des rauſchenden Tages
Toſen verhallet, und leis ſinken die Sterne herab.
Seufzend flüſtert das Rohr; ſanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodiſchem Lied füllt Philomela den Hain.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau ſteigenden Buſen?
Jüngling, was füllet den Blick ſchwellend mit Tränen dir an?
Ach, ſie ſuchet umſonſt, was ſie ſanft anſchmiegend umfaſſe,
Und die ſchwellende Frucht beuget zur Erde die Laſt.
Ruhelos ſtrebend verzehrt ſich in eigenen Flammen der Jüngling:
Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden ſie ſich; es führet ſie Amor zuſammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du biſts, die der Menſchheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich.

* 14.

Kolumbus.

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen 22
Und der Schiffer am Steur ſenken die läſſige Hand.
Immer, immer nach Weſt! Dort muß die Küſte ſich zeigen,
Liegt ſie doch deutlich und liegt ſchimmernd vor deinem Verſtand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem ſchweigenden Weltmeer!
Wär ſie noch nicht, ſie ſtieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß.

* 10.

Don Carlos.

Vater und Sohn.

Wie entzückend
Und ſüß iſt es, in einer ſchönen Seele 23
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wiſſen,
Daß unſre Freude fremde Wangen rötet,
Daß unſre Angſt in fremdem Buſen zittert,
Daß unſre Leiden fremde Augen wäſſern!
Wie ſchön iſt es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem teuern, vielgeliebten Sohn
Der Jugend Roſenbahn zurück zu eilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
Wie groß und ſüß, in ſeines Kindes Tugend
Unſterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohltätig für Jahrhunderte! — Wie ſchön,
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einſt erntet,
Zu ſammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnen,
Wo hoch ſein Dank einſt flammen wird!

Wahrheit und Schönheit.

Gehört die ſüße Harmonie, die in 24
Dem Saitenſpiele ſchlummert, ſeinem Käufer,
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmern es zu ſchlagen,
Doch nicht die Kunſt, dem Silberton zu rufen
Und in des Liedes Wonne zu zerſchmelzen.
Die Wahrheit iſt vorhanden für den Weiſen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören füreinander.

Wallenſtein. Dauerndes Gedenken.

Prolog.

Schnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meißels, der Geſang
Des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben.
Hier ſtirbt der Zauber mit dem Künſtler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauſcht des Augenblicks geſchwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer iſt die Kunſt, vergänglich iſt ihr Preis:
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze;
Drum muß er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der ſein iſt, ganz erfüllen,
Muß ſeiner Mitwelt mächtig ſich verſichern
Und im Gefühl der Würdigſten und Beſten
Ein lebend Denkmal ſich erbaun. So nimmt er
Sich ſeines Namens Ewigkeit voraus:
Denn wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten! * 18.

Die Piccolomini. Von alten Ordnungen.

Octavio:

Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſinds, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er iſt kein Umweg. Gradaus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächſten Wege langt er an,
Macht ſich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Die Straße, die der Menſch befährt,
Worauf der Segen wandelt, dieſe folgt
Der Flüſſe Lauf, der Täler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigentums gemeſſne Grenzen ehrend;
So führt ſie ſpäter, ſicher doch zum Ziel.

Vom Kriege.

Octavio:

Es gibt noch höhern Wert als kriegeriſchen;
Im Kriege ſelber iſt das letzte nicht der Krieg.
Die großen, ſchnellen Taten der Gewalt,
Des Augenblicks erſtaunenswerte Wunder,
Die ſind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen.
In Haſt und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand ſeine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brauſen und Bewegen;
Der Markt belebt ſich, Straßen, Flüſſe ſind
Bedeckt mit Fracht; es rührt ſich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich ſiehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgeſtorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerſtampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Ernte iſts getan.

Heimkehr.

Max:

O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen ſich entfalten,
Und heimwärts ſchlägt der ſanfte Friedensmarſch.
Wenn alle Hüte ſich und Helme ſchmücken
Mit grünen Maien, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Tore gehen auf, von ſelbſt,
Nicht die Petarde braucht ſie mehr zu ſprengen;
Von Menſchen ſind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Türmen das Geläut,
Des blutgen Tages frohe Veſper ſchlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd ſtrömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emſiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da ſchüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in ſein Eigentum,
Das längſt verlaſſne, ein; mit breiten Aeſten
Deckt ihn der Baum bei ſeiner Wiederkehr,
Der ſich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und ſchamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einſt an der Amme Bruſt verließ.
O, glücklich, wem dann auch ſich eine Tür,
Sich zarte Arme ſanft umſchlingend öffnen! * 19.

Nutze den Augenblick!

Illo:

O, nimm der Stunde wahr, eh ſie entſchlüpft!
So ſelten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig iſt und groß. Wo eine
Entſcheidung ſoll geſchehen, da muß vieles
Sich glücklich treffen und zuſammenfinden —
Und einzeln nur, zerſtreuet zeigen ſich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die, nur in einen Lebenspunkt zuſammen
Gedrängt, den ſchweren Früchteknoten bilden . . .
Die hohe Flut iſts, die das ſchwere Schiff
Vom Strande hebt — und jedem einzelnen
Wächſt das Gemüt im großen Strom der Menge.
Jetzt haſt du ſie, jetzt noch! Bald ſprengt der Krieg
Sie wieder auseinander, dahin, dorthin —
In eignen kleinen Sorgen und Intreſſen
Zerſtreut ſich der gemeine Geiſt. Wer heute,
Vom Strome fortgeriſſen, ſich vergißt,
Wird nüchtern werden, ſieht er ſich allein,
Nur ſeine Ohnmacht fühlen und geſchwind
Umlenken in die alte, breitgetretne
Fahrſtraße der gemeinen Pflicht, nur wohl-
Behalten unter Dach zu kommen ſuchen. * 20.

Sternenglaube.

Max:

O, nimmer will ich einen Glauben ſchelten
An der Geſtirne, an der Geiſter Macht.
Nicht bloß der Stolz des Menſchen füllt den Raum
Mit Geiſtern, mit geheimnisvollen Kräften,

Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitre Welt der Wunder iſts allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort gibt,
Die ihre ewgen Räume mir eröffnet,
Mir tauſend Zweige reich entgegenſtreckt,
Worauf der trunkne Geiſt ſich ſelig wiegt.
Die Fabel iſt der Liebe Heimatweltz;
Gern wohnt ſie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil ſie göttlich iſt.
Die alten Fabelweſen ſind nicht mehr:
Das reizende Geſchlecht iſt ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz; es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn ſie jetzt,
Die ſonſt im Leben freundlich mitgewandelt;
Dort winken ſie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch dieſen Tag und Venus jedes Schöne. * 21.

Fluch der böſen Tat.

Octavio:

31 Es iſt nicht immer möglich,
Im Leben ſich ſo kinderrein zu halten,
Wies uns die Stimme lehrt im Innerſten.
In ſteter Notwehr gegen arge Liſt
Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr —
Das eben iſt der Fluch der böſen Tat,
Daß ſie, fortzeugend, immer Böſes muß gebären.

Wallenſteins Tod. **Der innere Feind.**

Wallenſtein:

32 Mit jedem Gegner wag ichs,
Den ich kann ſehen und ins Auge faſſen,
Der, ſelbſt voll Mut, auch mir den Mut entflammt.
Ein unſichtbarer Feind iſts, den ich fürchte,
Der in der Menſchen Bruſt mir widerſteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht, was lebendig, kraftvoll ſich verkündigt,
Iſt das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine iſts, das ewig Geſtrige,
Was immer war und immer wiederkehrt
Und morgen gilt, weils heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.
Weh dem, der an den würdig alten Hausrat
Ihm rührt, das teure Erbſtück ſeiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau für Alter iſt, das iſt ihm göttlich.
Sei im Beſitze, und du wohnſt im Recht,
Und heilig wirds die Menge dir bewahren.
* 22.

Das Irdiſche.

Wallenſtein:

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort, 33
Das ſchwer ſich handhabt wie des Meſſers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt ſie keck
Der Dinge Maß, die nur ſich ſelber richten.
Gleich heißt ihr alles ſchändlich oder würdig,
Bös oder gut — und was die Einbildung
Phantaſtiſch ſchleppt in dieſen dunkeln Namen,
Das bürdet ſie den Sachen auf und Weſen.
Eng iſt die Welt, und das Gehirn iſt weit.
Leicht beieinander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.
Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken,
Wer nicht vertrieben ſein will, muß vertreiben;
Da herrſcht der Streit, und nur die Stärke ſiegt.
Ja, wer durchs Leben gehet ohne Wunſch,
Sich jeden Zweck verſagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander
Und hält ſich rein im reinen Element.
Mich ſchuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem böſen Geiſt gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns ſenden
Von oben, ſind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt ſich kein Beſitz.
Den Edelſtein, das allgeſchätzte Gold
Muß man den falſchen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage ſchlimmgeartet hauſen.
Nicht ohne Opfer macht man ſie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienſt
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Kein Zufall.

Wallenſtein:

Es gibt keinen Zufall; 34
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.
Des Menſchen Taten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, ſein Mikrokosmus, iſt
Der tiefe Schacht, aus dem ſie ewig quellen.
Sie ſind notwendig wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab ich des Menſchen Kern erſt unterſucht,
So weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln.
* 23.

Maria Stuart. **Lied der Sehnſucht.**

Maria:

Laß mich der neuen Freiheit genießen; 35
Laß mich ein Kind ſein, ſei es mit,
Und auf dem grünen Teppich der Wieſen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finſtern Gefängnis entſtiegen?
Hält ſie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durſtigen Zügen
Trinken die freie, die himmliſche Luft.

O Dank, Dank dieſen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen:
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsſchoß?
Die Blicke, frei und feſſellos,
Ergehen ſich in ungemeſſnen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Grenze an,
Und dieſe Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie ſuchen Frankreichs fernen Ozean.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab keinen andern Geſandten!
Frei in Lüften iſt eure Bahn,
Ihr ſeid nicht dieſer Königin untertan.
Hörſt du das Hifthorn? Hörſt dus klingen
Mächtigen Rufes durch Feld und Hain?
Ach, auf das mutige Roß mich zu ſchwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr! O, die bekannte Stimme,
Schmerzlich ſüßer Erinnerung voll!
Oft vernahm ſie mein Ohr mit Freuden
Auf des Hochlands bergigten Heiden,
Wenn die tobende Jagd erſcholl. * 24.

Königsſtolz vor dem Tode.

Maria:

36 Was klagt ihr? Warum weint ihr? Freuen ſolltet
Ihr euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel
Nun endlich naht, daß meine Bande fallen,
Mein Kerker aufgeht und die frohe Seele ſich
Auf Engelsflügeln ſchwingt zur ewgen Freiheit.
Da, als ich in die Macht der ſtolzen Feindin
Gegeben war, Unwürdiges erduldend,
Was einer freien, großen Königin
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
Wohltätig, heilend nahet mir der Tod,
Der ernſte Freund! Mit ſeinen ſchwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — den Menſchen adelt,
Den tiefgeſunkenen, das letzte Schickſal.
Die Krone fühl ich wieder auf dem Haupt,
Den würdgen Stolz in meiner edlen Seele! * 25.

Die Jungfrau von Orleans. **Sänger und König.**

König Karl:

37 Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von einem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Szepter blühn;
Sie flechten den unſterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone;
Sie ſtellen herrſchend ſich den Herrſchern gleich;
Aus leichten Wünſchen bauen ſie ſich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich;
Drum ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen! * 26.

Waffenruhe.

Johanna:

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen;
Auf blutge Schlachten folgt Geſang und Tanz;
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen;
Altar und Kirche prangt in Feſtes Glanz,
Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet ſich der Kranz;
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäſte,
Die wallend ſtrömen zu dem Völkerfeſte.

Und einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und ein Gedanke ſchlägt in jeder Bruſt;
Was ſich noch jüngſt in blutgem Haß getrennet,
Das teilt entzückt die allgemeine Luſt.
Wer nur zum Stamm der Franken ſich bekennet,
Der iſt des Namens ſtolzer ſich bewußt;
Erneuert iſt der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt ſeinem Königsſohne.

Doch mich, die all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück:
Mir iſt das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieſer Feſtlichkeit zurück,
Ins britſche Lager iſt es hingewendet;
Hinüber zu dem Feinde ſchweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.

Lied der Jungfrau.

Johanna:

Frommer Stab! O, hätt ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauſcht!
Hätt es nie in deinen Zweigen,
Heilge Eiche, mir gerauſcht!
Wärſt du nimmer mir erſchienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm ſie hin!

Ach, ich ſah den Himmel offen
Und der Selgen Angeſicht!
Doch auf Erden iſt mein Hoffen,
Und im Himmel iſt es nicht!
Mußteſt du ihn auf mich laden,
Dieſen furchtbaren Beruf!
Konnt ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf!

Willſt du deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frei von Sünden
Stehn in deinem ewgen Haus;
Deine Geiſter ſende aus,
Die Unſterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Los der Schlachten,
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh.

Doch du riſſeſt mich ins Leben,
In den ſtolzen Fürſtenſaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach, es war nicht meine Wahl!

Die Braut von Meſſina. Preis des niedern Standes.

Chor:

40 Ungleich verteilt ſind des Lebens Güter
Unter der Menſchen flüchtigem Geſchlecht;
Aber die Natur, ſie iſt ewig gerecht.
Uns verlieh ſie das Mark und die Fülle,
Die ſich immer erneuend erſchafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüſtet,
Führen ſie aus, was dem Herzen gelüſtet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.

Darum lob ich mir, niedrig zu ſtehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche.
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloſſen,
Aus den Wolkenbrüchen zuſammengefloſſen,
Kommen finſter gerauſcht und geſchoſſen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeſchwemme,
Nichts iſt, das die Gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat ſie geboren:
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerſtörung verkündigt ſie nur.
Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben ſtehen.

Die Krone der Welt.

Chor:

41 Schön iſt des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz;
Schön iſt der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwiſchen der Söhne feuriger Kraft;
Nicht auf der Erden
Iſt ihr Bild und ihr Gleichnis zu ſehn.

Hoch auf des Lebens
Gipfel geſtellt,
Schließt ſie blühend den Kreis des Schönen;
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt ſich die herrlich vollendete Welt.

Selber die Kirche, die göttliche, ſtellt nicht
Schöneres dar auf dem himmliſchen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunſt nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Freudig ſieht ſie aus ihrem Schoße
Einen blühenden Baum ſich erheben,
Der ſich ewig ſproſſend erneut.
Denn ſie hat ein Geſchlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne
Und den Namen geben der rollenden Zeit.
Völker verrauſchen,
Namen verklingen;
Finſtre Vergeſſenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geſchlechtern aus.
Aber der Fürſten
Einſame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt ſie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.

Das Glück.

Don Manuel:

Geflügelt iſt das Glück und ſchwer zu binden: 42
Nur in verſchloſſner Lade wirds bewahrt.
Das Schweigen iſt zum Hüter ihm geſetzt,
Und raſch entfliegt es, wenn Geſchwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben. * 27.

Antrieb.

Chor:

Etwas fürchten und hoffen und ſorgen 43
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage
Und mit erfriſchendem Windesweben
Kräuſelnd bewege das ſtockende Leben. * 28.

Friede und Krieg.

Chor:

Schön iſt der Friede! Ein lieblicher Knabe 44
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer graſen
Luſtig um ihn auf dem ſonnigten Raſen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach;
Oder im Schimmer der Abendröte
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach.
Aber der Krieg auch hat ſeine Ehre,
Der Beweger des Menſchengeſchicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der ſteigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Menſch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh iſt das Grab des Muts.
Das Geſetz iſt der Freund des Schwachen:
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen.
Aber der Krieg läßt die Kraft erſcheinen:
Alles erhebt er zum Ungemeinen;
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut. * 29.

Ewiger Wechſel.

Chor:

Wollen wir uns der blauen
Göttin, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schoß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein luſtig ſchwimmendes Schloß?
Wer das grüne, kriſtallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt ſich das Glück, dem gehört die Welt:
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
Denn das Meer iſt der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launiſch Reich:
Hier wird der Reiche ſchnell zum Armen
Und der Aermſte dem Fürſten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenſchnelle
Läuft um die ganze Windesroſe,
Wechſeln hier des Geſchickes Loſe,
Dreht das Glück ſeine Kugel um:
Auf den Wellen iſt alles Welle;
Auf dem Meer iſt kein Eigentum.
Aber nicht bloß im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresflut,
Auch auf der Erde, ſo feſt ſie ruht
Auf den ewigen, alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.

Vergänglichkeit.

Chor:

Schwer und tief iſt der Schlummer der Toten;
Nimmer erweckt ihn die Stimme der Braut,
Nimmer des Hifthorns fröhlicher Laut;
Starr und fühllos liegt er am Boden!
Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet ihr euch als Brüder,
Einig geſtimmt mit Herzen und Munde:
Dieſe Sonne, die jetzo nieder-
Geht, ſie leuchtete eurem Bunde!
Und jetzt liegſt du, dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entſeelt,
In dem Buſen die gräßliche Wunde!
Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Unvergänglichkeit.

Chor:

Leicht verſchwindet der Taten Spur
Von der ſonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde —
Aber nichts iſt verloren und verſchwunden,
Was die geheimnisvoll waltenden Stunden
In den dunkel ſchaffenden Schoß aufnahmen:
Die Zeit iſt eine blühende Flur;
Ein großes Lebendiges iſt die Natur,
Und alles iſt Frucht, und alles iſt Samen.

Das furchtbare Schickſal.

Chor:

Durch die Straßen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umſchleicht es
Die Häuſer der Menſchen;
Heute an dieſer
Pforte pocht es,
Morgen an jener;
Aber noch keinen hat es verſchont.
Die unerwünſchte
Schmerzliche Botſchaft,
Früher oder ſpäter,
Beſtellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.
Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreiſe,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greiſe:
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Geſetze,
Ihrem ewigen Brauch;
Da iſt nichts, was den Menſchen entſetze!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdiſchen Leben!
Mit gewaltſamer Hand
Löſet der Mord auch das heiligſte Band,
In ſein ſtygiſches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!
Wenn die Wolken getürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen:
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer beſitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück iſt, der lerne den Schmerz.

Wilhelm Tell. **Lied des Fiſcherknaben.**

Es lächelt der See, er ladet zum Bade;
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade.
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.
Und wie er erwachet in ſeliger Luſt,
Da ſpülen die Waſſer ihm um die Bruſt;
Und es ruft aus den Tiefen:
„Lieb Knabe, biſt mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh ihn herein.“

Lied des Hirten.

50 Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.

Wir fahren zu Berg; wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde ſich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.

Lied des Alpenjägers.

51 Es donnern die Höhen, es zittert der Steg;
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindlichtem Weg;
Er ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.

Ans Vaterland ſchließe dich!

Attinghauſen:

52 Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Tränen wirſt du dich dereinſt
Heimſehnen nach den väterlichen Bergen;
Und dieſes Herdenreihens Melodie,
Die du in ſtolzem Ueberdruß verſchmähſt,
Mit Schmerzensſehnſucht wird ſie dich ergreifen,
Wenn ſie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falſche Welt iſt nicht für dich;
Die Welt, ſie fordert andre Tugenden,
Als du in dieſen Tälern dir erworben.
Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd ein Fürſtenknecht,
Da du ein Selbſtherr ſein kannſt und ein Fürſt
Auf deinem eignen Erb und freien Boden . . . .

O, lerne fühlen, welches Stamms du biſt!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterſchein
Die echte Perle deines Wertes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur ſich herzlich weiht,
Das treulich zu dir ſteht in Kampf und Tod —
Das ſei dein Stolz, des Adels rühme dich!
Die angebornen Bande knüpfe feſt!
Ans Vaterland, ans teure, ſchließ dich an;
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

* 31.

Heimatpflicht.

Berta:

Was liegt 53
Dem guten Menſchen näher als die Seinen?
Gibts ſchönre Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Verteidiger der Unſchuld ſein,
Das Recht des Unterdrückten zu beſchirmen?
Wo wär die ſelge Inſel aufzufinden,
Wenn ſie nicht hier iſt, in der Unſchuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimiſch wohnt,
Wo ſich die Falſchheit noch nicht hingefunden?
Da trübt kein Neid die Quelle unſers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
Da ſeh ich dich im echten Männerwert,
Den Erſten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner, freier Huldigung verehrt,
Groß, wie ein König wirkt in ſeinen Reichen.

* 32.

Philoſophiſche Briefe.

Der Weg zur Wahrheit.

In einer Epoche wie die jetzige, wo Erleichterung und 54
Ausbreitung der Lektüre den denkenden Teil des Publikums ſo erſtaunlich vergrößert, wo die glückliche Reſignation der Unwiſſenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt und nur wenige mehr da ſtehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt ſie hingeworfen, ſcheint es nicht ſo ganz unwichtig zu ſein, auf gewiſſe Perioden der erwachenden und fortſchreitenden Vernunft aufmerkſam zu machen, gewiſſe Wahrheiten und Irrtümer zu berichtigen, welche ſich an die Moralität anſchließen und eine Quelle von Glückſeligkeit und Elend ſein können, und wenigſtens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die ſtolze Vernunft ſchon geſcheitert iſt. Wir gelangen nur ſelten anders als durch Extreme zur Wahrheit; wir müſſen den Irrtum — und oft den Unſinn — zuvor erſchöpfen, ehe wir uns zu dem ſchönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Skeptizismus und Freidenkerei ſind die Fieberparoxysmen des menſchlichen Geiſtes und müſſen durch eben die unnatürliche Erſchütterung, die ſie in gut organiſierten Seelen verurſachen, zuletzt die Geſundheit befeſtigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrtum, deſto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, deſto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und feſter Gewißheit.

Die Welt und das denkende Weſen.

55 Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte, iſt der Beruf aller denkenden Weſen, in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen und das Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriß zu übertragen. Alſo gibt es für mich nur eine einzige Erſcheinung in der Natur: das denkende Weſen. Die große Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzt nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannigfaltigen Aeußerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Chiffern, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſt und mit ſich ſelbſt unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil ſie mich in den tätigen Zuſtand ihres Erfinders, ihres Beſitzers verſetzen, weil ſie mir die Gegenwart eines vernünftigen empfindenden Weſens verraten und meine Verwandtſchaft mit dieſem Weſen mich ahnen laſſen. Eine neue Erfahrung in dieſem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus, heißen mir urſprünglich eben das, was eine Antike, in Herkulanum hervorgegraben — beides nur Widerſchein eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Weſen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Inſtrument der Natur, durch die Weltgeſchichte — ich leſe die Seele des Künſtlers in ſeinem Apollo.

Jeder Zuſtand der menſchlichen Seele hat irgend eine Parabel in der phyſiſchen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künſtler und Dichter, auch ſelbſt die abſtrakteſten Denker haben aus dieſem reichen Magazine geſchöpft. Lebhafte Tätigkeit nennen wir Feuer; die Zeit iſt ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit iſt ein Zirkel; ein Geheimnis hüllt ſich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß ſogar das künftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorherverkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schoße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Rätſel des Todes und widerlegt meine ängſtliche Beſorgnis eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erſtarrt finden und im Lenze wieder aufleben ſehen, die tote Raupe, die ſich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unſerer Unſterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun alles! Jetzt iſt alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geiſt. Wo ich Bewegung merke, da rate ich auf einen Gedanken.

„Wo kein Toter begraben liegt, wo kein Auferſtehen ſein wird," redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und ſo verſtehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes. * 33.

Ideen.

Alle Geiſter werden angezogen von Voll- 56
kommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle ſtreben nach dem Zuſtande der höchſten freien Aeußerung ihrer Kräfte; alle beſitzen den gemeinſchaftlichen Trieb, ihre Tätigkeit auszudehnen, alles an ſich zu ziehen, in ſich zu verſammeln, ſich zu eigen zu machen, was ſie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anſchauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen iſt augenblickliche Beſitznehmung dieſer Eigenſchaften. Welchen Zuſtand wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblicke, wo wir ſie uns denken, ſind wir Eigentümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückſeligkeit. Wir ſelber werden das empfundene Objekt. Dieſe Vorausſetzung iſt der Grund, worauf ich alles folgende gründe.

Etwas Aehnliches ſagt einem jeden ſchon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmut, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt ſich da nicht ein geheimes Bewußtſein in unſerem Herzen, daß wir fähig wären, ein gleiches zu tun? Verrät nicht ſchon die hohe Röte, die bei Anhörung einer ſolchen Geſchichte unſere Wangen färbt, daß unſere Beſcheidenheit vor der Bewunderung zittert? Daß wir über dem Lobe verlegen ſind, welches uns dieſe Veredlung unſeres Weſens erwerben muß? Ja, unſer Körper ſelbſt ſtimmt ſich in dieſem Augenblick in die Gebärden des handelnden Menſchen und zeigt offenbar, daß unſere Seele in dieſen Zuſtand übergegangen ſei. Wenn du zugegen warſt, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Verſammlung erzählt wurde, ſaheſt du es da dem Erzähler nicht an, wie er ſelbſt auf den Weihrauch wartete, er ſelbſt den Beifall aufzehrte, der ſeinem Helden geopfert wurde? Und wenn du der Erzähler warſt, überraſchteſt du dein Herz niemals auf dieſer glücklichen Täuſchung? Du haſt Beiſpiele, wie lebhaft ich ſogar mit meinem Herzensfreund um die Vorleſung einer ſchönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann; und mein Herz hat mirs leiſe geſtanden, daß es dir dann nur den Lorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleſer übergeht. Schnelles und inniges Kunſtgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend,

wie man im Gegenteil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntnis einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gebrechen ſich finde, daß ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortreffliche anwandle, ſelbſt den Schwachen zuweilen ein Enthuſiasmus hoher herkuliſcher Größe durchflamme. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künſtler, der Philoſoph und der Dichter die großen und guten Menſchen wirklich ſind, deren Bild ſie entwerfen. Aber dieſe Veredlung des Geiſtes iſt bei vielen nur ein unnatürlicher Zuſtand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raſcheren Schwung der Phantaſie gewaltſam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen ſo flüchtig wie jede andere Bezauberung dahin ſchwindet und das Herz der deſpotiſchen Willkür niedriger Leidenſchaften deſto ermatteter überliefert. Deſto ermatteter, ſage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wütendere iſt, daß die Renegaten der Tugend ſich von dem läſtigen Zwange der Reue in den Armen des Laſters nur deſto ſüßer erholen.

Ich wollte erweiſen, daß es unſer eigener Zuſtand iſt, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unſer wird, worin wir uns eine Vorſtellung von ihr erwecken, daß unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend ſich endlich in das Bewußtſein eigener Veredlung, eigener Bereicherung auflöſt, und ich glaube, ich habe es erwieſen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens, von ſeiner Güte, von ſeiner Gerechtigkeit — aber keinen von ſeiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der ſtückweiſen Vorſtellung dreier Sukzeſſionen: Nichts, ſein Wille und Etwas. Es iſt wüſte und finſter — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer wie er.

Jede Vollkommenheit alſo, die ich wahrnehme, wird mein eigen; ſie gibt mir Freude, weil ſie mein eigen iſt; ich begehre ſie, weil ich mich ſelbſt liebe. Vollkommenheit in der Natur iſt keine Eigenſchaft der Materie, ſondern der Geiſter. Alle Geiſter ſind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geiſter, weil ich mich ſelbſt liebe. Die Glückſeligkeit, die ich mir vorſtelle, wird meine Glückſeligkeit; alſo liegt mir daran, dieſe Vorſtellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — alſo liegt mir daran, Glückſeligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich mir hervor; welchen ich vernachläſſige, zerſtöre, zerſtöre ich mir, vernachläſſige ich mir. Ich begehre fremde Glückſeligkeit, weil ich meine eigene begehre. Begierde nach fremder Glückſeligkeit nennen wir Wohlwollen, Liebe.

* 33.

Liebe.

Jetzt laß mich herumſchauen! Die Höhe iſt erſtiegen, der Nebel iſt gefallen; wie in einer blühenden Landſchaft ſtehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert. 57

Liebe alſo — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechſelung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menſchenhaß ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armut eines erſchaffenen Weſens.

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen; aber mit feuriger Sehnſucht verſchlinge ich die höheren, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Träne willen, die ſie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume und jedes entlegene Geſtirn, jeden Wurm und jeden geahnten höheren Geiſt an den Buſen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unſerer Geliebten. Der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzuleſen und zu dieſer Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſerer Zeiten — ich fürchte es — widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſerer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſein laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinwegzuſpotten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen und dieſe Energie, dieſen edlen Enthuſiasmus im kalten tötenden Hauch einer kleinmütigen Indifferenz aufzulöſen. Im Knechtsgefühle ihrer eigenen Entwürdigung haben ſie ſich mit dem

gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen und ihre eigene Beſchränkung zum Maßſtab des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verſchreien. Swift, der den Tadel der Torheit bis zur Infamie der Menſchheit getrieben und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geſchlechte baute, zuerſt ſeinen eigenen Namen ſchrieb, Swift ſelbſt konnte der menſchlichen Natur keine ſo tödliche Wunde ſchlagen als dieſe gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfſinnes und des Genies den Eigennutz ausſchmücken und zu einem Syſteme veredeln.

Warum ſoll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werte verzagen?

Ich bekenne es freimütig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt; ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für dieſe Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſchwimmendes Atom im unermeßlichen leeren Raume. * 34.

Aufopferung.

58 Die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widerſprechen ſcheinen.

Es iſt denkbar, daß ich meine eigene Glückſeligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückſeligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieſes Opfer mein Leben iſt? Und die Geſchichte hat Beiſpiele ſolcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts koſten ſollte, für meines Freundes Rettung zu ſterben. Wie iſt es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unſerer Genüſſe zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daſeins ſich mit Bereicherung meines Weſens vertragen?

Die Vorausſetzung von einer Unſterblichkeit hebt dieſen Widerſpruch — aber ſie entſtellt auch auf immer die hohe Grazie dieſer Erſcheinung. Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unſterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt.

Zwar iſt es ſchon Veredelung einer menſchlichen Seele, den gegenwärtigen Vorteil dem ewigen aufzuopfern — es iſt die edelſte Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe ſcheiden die Menſchheit in zwei höchſt unähnliche Geſchlechter, deren Grenzen nie ineinander fließen. Egoismus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achſe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus iſt Einſamkeit. Liebe iſt die mitherrſchende Bürgerin eines blühenden Freiſtaats, Egoismus ein Deſpot in einer verwüſteten Schöpfung. Egoismus ſäet für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verſchenkt, Egoismus leiht — einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächſtfolgenden Augenblicks oder die Ausſicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinſen in dieſem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, die dem ganzen Menſchengeſchlecht auf entfernte Jahrhunderte wohltut — ſetze hinzu, dieſe Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, dieſe Wahrheit kann nur erwieſen werden, nur geglaubt werden, wenn er ſtirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfaſſenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrade der Begeiſterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in ſeiner Seele das vollſtändige Ideal jener großen Wirkung emporſteigen; laß in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glücklichen, die er ſchaffen ſoll; laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in ſeinem Geiſte ſich zuſammendrängen; und nun beantworte dir: Bedarf dieſer Menſch der Anweiſung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieſer Empfindungen wird ſich verwirren mit ſeiner Perſönlichkeit, wird mit ſeinem Ich in Eins zuſammenfließen. Das Menſchengeſchlecht, das er jetzt ſich denkt, iſt er ſelbſt. Es iſt ein Körper, in welchem ſein Leben, vergeſſen und entbehrlich, wie ein Blutstropfen ſchwimmt — wie ſchnell wird er ihn für ſeine Geſundheit verſpritzen! * 35.

Gott.

59 Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwei Größen, die ſich vollkommen gleich ſind.

Die ganze Summe von harmoniſcher Tätigkeit, die in der göttlichen Subſtanz beiſammen exiſtiert, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur iſt ein unendlich geteilter Gott.

Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weißer Lichtſtreif in ſieben dunklere Strahlen ſpaltet, hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammenſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas und alle Tätigkeiten der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel es der Allmacht dereinſt, dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein; alle Geiſter würden in einem Unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie ineinander fließen, alle Bäche in einem Ozean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zuſtande. Die Anziehung der Geiſter, ins Unendliche vervielfältigt und fortgeſetzt, müßte endlich zur Aufhebung jener Trennung führen oder — Gott hervorbringen. Eine ſolche Anziehung iſt die Liebe.

Alſo Liebe iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch und ſelbſt unbewußt zielen wir dahin.

Liebe iſt das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unſcheinbaren Kalke wieder herzuſtellen, das Ewige aus dem Vergänglichen und aus dem zerſtörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was iſt die Summe von allem Bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einſehen, ſo wird ſie unſer! Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealiſchen Einheit, ſo werden wir uns mit Bruderliebe anſchließen aneinander! Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, ſo ernten wir Schönheit und Freude! Laßt uns helle denken, ſo werden wir feurig lieben! „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt!“ ſagt der Stifter unſeres Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaßte bei dieſem Gebote, darum erklärte er ſich deutlicher: „Liebet euch untereinander!“

Hier haſt du das Glaubensbekenntnis meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findeſt, ging der Samen auf, den du ſelber in meine Seele ſtreuteſt. Dieſe Philoſophie hat mein Herz geadelt und die Perſpektive meines Lebens verſchönert. Möglich, daß das ganze Gerüſte meiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen. Die Welt, wie ich ſie hier malte, iſt vielleicht nirgends als in meinem Gehirne wirklich — vielleicht, daß nach Ablauf der tauſendtauſend Jahre jenes Richters, wo der verſprochene weiſere Mann auf dem Stuhle ſitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals meine ſchülerhafte Zeichnung ſchamrot in Stücken reiße — alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen. Sollten meine Ideen wohl ſchöner ſein als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß ſein erhabenes Kunſtwerk hinter den Erwartungen eines ſterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben iſt die Feuerprobe ſeiner großen Vollendung und der ſüßeſte Triumph für den höchſten Geiſt, daß auch Fehlſchlüſſe und Täuſchung ſeiner Anerkennung nicht ſchaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausſchweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einſchlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Welche Idee erweckt mir der Künſtler, der, in tauſend Kopien anders entſtellt, in allen Tauſenden dennoch ſich ähnlich bleibt, dem ſelbſt die verwüſtende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darſtellung durchaus verfehlt, durchaus unecht ſein — noch mehr, ich bin überzeugt, daß ſie es notwendig ſein muß, und dennoch iſt es möglich, daß alle Reſultate daraus eintreffen. Unſer ganzes Wiſſen läuft endlich, wie alle Weltweiſen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuſchung hinaus, mit welcher jedoch die ſtrengſte Wahrheit beſtehen kann. Unſere reinſten Begriffe ſind keineswegs Bilder der Dinge, ſondern bloß ihre notwendig beſtimmten und koexiſtierenden Zeichen. Weder Gott noch die menſchliche Seele noch die Welt ſind das wirklich, was wir davon halten. Unſere Gedanken von dieſen Dingen ſind nur die endemiſchen Formen, worin ſie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen. Unſer Gehirn gehört dieſem Planeten, folglich auch die Idiome unſerer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele iſt eigentümlich, notwendig und immer ſich ſelbſt gleich; das Willkürliche der Materialien, woran ſie ſich äußert, ändert nichts an den ewigen Geſetzen, wonach ſie ſich äußert, ſolange dieſes Willkürliche mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruch ſteht, ſolange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. Sowie die Denkkraft die Verhältniſſe der Idiome entwickelt, müſſen dieſe Verhältniſſe in den Sachen auch wirklich vorhanden ſein. Wahrheit alſo iſt keine Eigenſchaft der Idiome, ſondern der Schlüſſe; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenſtand, ſondern die Uebereinſtimmung dieſes Begriffs mit den Geſetzen der Denkkraft. Ebenſo bedient ſich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends als auf dem Papier vorhanden ſind, und findet damit, was vorhanden iſt in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchſtaben A und B, die Zeichen: und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden ſoll? Und doch ſteigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit ſeines Kalkuls geht der Weltentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemiſphäre, die große Inſel Atlantis zu ſuchen, welche die Lücke auf ſeiner geographiſchen Karte ausfüllen ſollte. Er fand ſie, dieſe Inſel ſeines Papiers, und ſeine Rechnung war richtig. Wäre ſie es etwa minder geweſen, wenn ein feindſeliger Sturm ſeine Schiffe zerſchmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte? Einen ähnlichen Kalkul macht die menſchliche Vernunft, wenn ſie das Unſinnliche mit Hilfe des Sinnlichen ausmißt und die Mathematik ihrer Schlüſſe auf die verborgene Phyſik des Uebermenſchlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen; denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurück, ſeine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eigenen Schranken hat die menſchliche Natur, ſeine eigenen jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechſelsweiſe tröſten; dieſe wirſt du meinem Knabenalter vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntniſſen, die man bei Unterſuchungen dieſer Art als unentbehrlich vorausſetzt. Ich habe keine philoſophiſche Schule gehört und wenig gedruckte Schriften geleſen. Es mag ſein, daß ich dort und da meine Phantaſien ſtrengern Vernunftſchlüſſen unterſchiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfniſſe meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das ſoll mich dennoch den verlorenen Augenblick nicht bereuen laſſen. Es iſt wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorherſehung des weiſeſten Geiſtes, daß die verirrende Vernunft auch ſelbſt das chaotiſche Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerſpruchs urbar machen ſollte. Nicht der mechaniſche Künſtler nur, der den rohen Demant zum Brillanten ſchleift — auch der andere iſt ſchätzbar, der gemeinere Steine bis zur ſcheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die maſſive Wahrheit des Stoffes vergeſſen laſſen. Iſt nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geiſtes eine kleine Stufe zu ſeiner Vollkommenheit? Und jede Vollkommenheit mußte Daſein erlangen in der vollſtändigen Welt! Die Wirklichkeit ſchränkt ſich nicht auf das abſolut Notwendige ein; ſie umfaßt auch das bedingungsweiſe Notwendige; jede Geburt des Gehirnes, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwiderſprechliches Bürgerrecht in dieſem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Riſſe der Natur durfte keine Tätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückſeligkeit kein Grad des Genuſſes fehlen. Derjenige große Haushalter ſeiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läßt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menſchen anfeindet, Nattern und Spinnen ſättigt, der in das tote Gebiet der Verweſung noch Pflanzungen ſendet, die kleine Blüte von Wolluſt, die im Wahnwitze ſproſſen kann, noch wirtſchaftlich ausſpendet, der Laſter und Torheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet und die große Idee des weltbeherrſchenden Roms aus der Liſternheit des Tarquinius Sextus zu ſpinnen wußte — dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrtum zu ſeinen großen Zwecken verbrauchen und dieſe weitläufige Weltſtrecke in der Seele des Menſchen verwildert und freudenleer liegen laſſen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrtum, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängnis der Wahrheit.

Laß mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das meinige tragen! Anders malt ſich das Sonnenbild in den Tautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erdumgürtenden Ozeans! Schande aber dem trüben wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorratskammer ſteht offen für alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die ſchöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, woraus alle Geiſter ſchöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſie millionenfach anders, geben ſie millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit iſt es, die, gleich einer feſten Achſe, gemeinſchaftlich durch alle Religionen und alle Syſteme geht: „Nähert euch dem Gott, den ihr meinet!“

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft.

Uebergang des Menſchen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Inſtinkts, woran ſie noch jetzt das vernunftloſe Tier leitet, mußte die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen und, da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfnis der Nahrung an; was er zur Befriedigung desſelben brauchte, hatte ſie in reichlichem Vorrat um ihn herumgelegt, und durch Geruch und Geſchmack leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Klima hatte ſie ſeine Nacktheit geſchont und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Gattung war durch den Geſchlechtstrieb geſorgt. Als Pflanze und Tier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von fern angefangen, ſich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte deſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten; ſeine Vernunft, noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge, der Sprache, bauen und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein frohes Gemüt faßte alle Erſcheinungen uneigennützig und rein auf und legte ſie rein und lauter in einem regen Gedächtnis nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang des Menſchen, und dies mußte ſein, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Setzen wir alſo, die Vorſehung hätte auf dieſer Stufe mit ihm ſtillgeſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glücklichſte und geiſtreichſte aller Tiere geworden; aber aus der Vormundſchaft des Naturtriebs wär er niemals getreten; frei und alſo moraliſch wären ſeine Handlungen niemals geworden, über die Grenze der Tierheit wär er niemals geſtiegen! In einer wollüſtigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem

er ſich bewegt hätte, wäre der kleinſtmögliche geweſen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas anderm beſtimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich übernehmen, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden, und nur der Anteil, den er daran hätte, ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den er jetzt verlor, wieder aufſuchen lernen durch ſeine Vernunft und als ein freier, vernünftiger Geiſt dahin zurückkommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Inſtinkts ausgegangen war; aus einem Paradieſe der Unwiſſenheit und Knechtſchaft ſollte er ſich, wäre es auch nach ſpäten Jahrtauſenden, zu einem Paradieſe der Erkenntnis und der Freiheit hinaufarbeiten, einem ſolchen nämlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt ebenſo unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Inſtinkte gedient hatte, als die Pflanzen und die Tiere dieſem noch dienen. Was war alſo unvermeidlich? Was mußte geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziel entgegenrücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprüft hatte, verſtieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder richtiger geſagt: er ſelbſt, von einem Triebe gereizt, den er ſelbſt noch nicht kannte, und unwiſſend, was er in dieſem Augenblicke Großes tat, er ſelbſt riß ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft, von dem Inſtinkte nur von ferne begleitet, warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, machte er ſich auf den gefährlichen Weg zur moraliſchen Freiheit. Wenn wir alſo jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntnis verbot, in eine Stimme ſeines Inſtinkts verwandeln, der ihn von dieſem Baume zurückzog, ſo iſt ſein vermeintlicher Ungehorſam gegen jenes göttliche Gebot nichts anderes als — ein Abfall von ſeinem Inſtinkte, alſo erſte Aeußerung ſeiner Selbſttätigkeit, erſtes Wageſtück ſeiner Vernunft, erſter Anfang ſeines moraliſchen Daſeins. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtinkte, der das moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur, um das moraliſche Gute darin möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und größte Begebenheit in der Menſchengeſchichte; von dieſem Augenblick her ſchreibt ſich ſeine Freiheit, hier wurde zu ſeiner Moralität der erſte entfernte Grundſtein gelegt. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er dieſe Begebenheit als einen Fall des erſten Menſchen behandelt und, wo es ſich tun läßt, nützliche moraliſche Lehren daraus zieht; aber der Philoſoph hat nicht weniger recht, der menſchlichen Natur im großen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünſchen. Der erſte hat recht, es einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler.

Der Philoſoph hat recht, es einen Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen; denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geſchöpf, aus einem Automaten ein ſittliches Weſen; und mit dieſem Schritt trat er zuerſt auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde folgen zu laſſen; jetzt aber mußte er ſchon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Befriedigung einſchalten. Der Friede war aufgehoben zwiſchen ihm und den Tieren. Die Not trieb ſie jetzt gegen ſeine Pflanzungen, ja, gegen ihn ſelbſt an, und durch ſeine Vernunft mußte er ſich Sicherheit und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur verſagt hatte, künſtlich über ſie verſchaffen: er mußte Waffen erfinden und ſeinen Schlaf durch feſte Wohnungen vor dieſem Feinde ſicher ſtellen. Aber hier ſchon erſetzte ihm die Natur an Freuden des Geiſtes, was ſie ihm an Pflanzengenüſſen genommen hatte. Das ſelbſtgepflanzte Kraut überraſchte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beſchlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter ſelbſtgebautem Dache ſüßer als in der trägen Ruhe ſeines Paradieſes. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er ſich ſeiner entdeckten Gliederkraft und Liſt, und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er ſich ſelbſt für das Geſchenk ſeines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies ſchon zu edel, und er kannte ſich ſelbſt nicht, wenn er im Drange der Not und unter der Laſt der Sorgen ſich in dasſelbe zurückwünſchte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb ſeiner Selbſttätigkeit, hätte ihn bald in ſeiner müßigen Glückſeligkeit verfolgt und ihm die Freuden verekelt, die er ſich nicht ſelbſt geſchaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildnis verwandelt und dann die Wildnis zum Paradieſe gemacht haben. Aber glücklich für das Menſchengeſchlecht, wenn es keinen ſchlimmeren Feind zu bekämpfen gehabt hätte als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Tiere und eine ſtürmiſche Natur! — Die Not drängte ihn, Leidenſchaften wachten auf und waffneten ihn bald gegen ſeinesgleichen. Mit dem Menſchen mußte er um ſein Daſein kämpfen, einen langen, laſterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf; aber in dieſem Kampfe allein konnte er ſeine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

Der phyſiſche und der moraliſche Menſch.

61 Die Natur fängt mit dem Menſchen nicht beſſer an als mit ihren übrigen Werken: ſie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht ſelbſt handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menſchen, daß er bei dem nicht ſtille ſteht, was die bloße Natur aus ihm machte, ſondern die Fähigkeit beſitzt, die Schritte, welche jene mit ihm antizipierte, durch Vernunft wieder rückwärts zu tun, das Werk der Not in ein Werk ſeiner freien Wahl umzuſchaffen und die phyſiſche Notwendigkeit zu einer moraliſchen zu erheben.

Er kommt zu ſich aus ſeinem ſinnlichen Schlummer, erkennt ſich als Menſch, blickt um ſich her und findet ſich – in dem Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe warf ihn hinein, ehe er in ſeiner Freiheit dieſen Stand wählen konnte; die Not richtete denſelben nach bloßen Naturgeſetzen ein, ehe er es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber mit dieſem Notſtaat, der nur aus ſeiner Naturbeſtimmung hervorgegangen und auch nur auf dieſe berechnet war, konnte und kann er als moraliſche Perſon nicht zufrieden ſein — und ſchlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt alſo mit demſelben Rechte, womit er Menſch iſt, die Herrſchaft einer blinden Notwendigkeit, wie er in ſo vielen andern Stücken durch ſeine Freiheit von ihr ſcheidet, wie er, um nur ein Beiſpiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfnis der Geſchlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöſcht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künſtliche Weiſe, in ſeiner Volljährigkeit ſeine Kindheit nach, bildet ſich einen Naturſtand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch ſeine Vernunftbeſtimmung notwendig geſetzt iſt, leiht ſich in dieſem idealiſchen Stande einen Endzweck, den er in ſeinem wirklichen Naturſtande nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einſicht und freiem Entſchluß mit dem Stande der Verträge vertauſchte. Wie kunſtreich und feſt auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend ſie es auch behaupten und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es bei dieſer Operation als völlig ungeſchehen betrachten; denn das Werk blinder Kräfte beſitzt keine Autorität, vor welcher die Freiheit ſich zu beugen brauchte, und alles muß ſich dem höchſten Endzwecke fügen, den die Vernunft in ſeiner Perſönlichkeit aufſtellt. Auf dieſe Art entſteht und rechtfertigt ſich der Verſuch eines mündig gewordenen Volkes, ſeinen Naturſtaat in einen ſittlichen umzuformen.

Dieſer Naturſtaat (wie jeder politiſche Körper heißen kann, der ſeine Einrichtung urſprünglich von Kräften, nicht von Geſetzen ableitet) widerſpricht nun zwar dem moraliſchen Menſchen, dem die bloße Geſetzmäßigkeit zum Geſetzdienen ſoll; aber er iſt doch gerade hinreichend für den phyſiſchen Menſchen, der ſich nur darum Geſetze gibt, um ſich mit Kräften abzufinden. Nun iſt aber der phyſiſche Menſch wirklich und der ſittliche nur problematiſch. Hebt alſo die Vernunft den Naturſtaat auf, wie ſie notwendig muß, wenn ſie den ihrigen an die Stelle ſetzen will, ſo wagt ſie den phyſiſchen und wirklichen Menſchen an den problematiſchen ſittlichen, ſo wagt ſie die Exiſtenz der Geſellſchaft an ein bloß mögliches (wenngleich moraliſch notwendiges) Ideal von Geſellſchaft. Sie nimmt dem Menſchen etwas, das er wirklich beſitzt, und ohne welches er nichts beſitzt, und weiſt ihn dafür an etwas an, das er beſitzen könnte und ſollte; und hätte ſie zuviel auf ihn gerechnet, ſo würde ſie ihm für eine Menſchheit, die ihm noch mangelt und unbeſchadet ſeiner Exiſtenz mangeln kann, auch ſelbſt die Mittel zur Tierheit entriſſen haben, die doch die Bedingung ſeiner Menſchheit iſt. Ehe er Zeit gehabt hätte, ſich mit ſeinem Willen an dem Geſetz feſt zu halten, hätte ſie unter ſeinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken alſo iſt, daß die phyſiſche Geſellſchaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moraliſche in der Idee ſich bildet, daß um der Würde des Menſchen willen ſeine Exiſtenz nicht in Gefahr geraten darf. Wenn der Künſtler an einem Uhrwerk zu beſſern hat, ſo läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staates muß gebeſſert werden, indem es ſchlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während ſeines Umſchwunges auszutauſchen. Man muß alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft eine Stütze aufſuchen, die ſie von dem Naturſtaate, den man auflöſen will, unabhängig macht.

Dieſe Stütze findet ſich nicht in dem natürlichen Charakter des Menſchen, der, ſelbſtſüchtig und gewalttätig, vielmehr auf Zerſtörung als auf Erhaltung der Geſellſchaft zielt; ſie findet ſich ebenſo wenig in ſeinem ſittlichen Charakter, der, nach der Vorausſetzung, erſt gebildet werden ſoll, und auf den, weil er frei iſt, und weil er nie erſcheint, von dem Geſetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme alſo darauf an, von dem phyſiſchen Charakter die Willkür und von dem moraliſchen die Freiheit abzuſondern — es käme darauf an, den erſteren mit Geſetzen übereinſtimmend, den letzteren von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, dieſen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen Uebergang bahnte und, ohne den moraliſchen Charakter an ſeiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfand der unſichtbaren Sittlichkeit diente. * 37.

Staat und Individuum.

62 Weil der Staat eine Organisation sein soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insofern wirklich werden, als sich die Teile zur Idee des Ganzen hinaufgestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältnis zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisierung seines Betragens seine Eigentümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner inneren Gesetzgebung sein. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volkes der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des ersteren dem letzteren den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen und, um nicht ihr Opfer zu sein, eine so feindselige Individualität ohne Achtung danieder treten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegengesetzt sein: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber, verächtlicher als der Wilde, fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu sein. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freunde und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkür zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form. Totalität des Charakters muß also bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Not mit dem Staate der Freiheit zu vertauschen.

Von alten und liberalen Grundsätzen.

63 Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigeren Organisationen besänftigt ist, erhebt sie sich zu der edlen Bildung des physischen Menschen. Ebenso muß der Elementenstreit in dem ethischen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erste beruhigt sein, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Selbständigkeit seines Charakters gesichert sein und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkür noch so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verräterei an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gärenden Kraft gesellt und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft und so den letzten glimmenden Funken von Selbsttätigkeit und Eigentümlichkeit auslöscht.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren — eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Unterdessen kann mancher Versuch im einzelnen gelingen; aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert sein, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Weltteilen in dem Neger die Menschheit ehren und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben; aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisierte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstandes entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Sapere aude!

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, 64
wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der mutige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dies nicht an dem

Verſtande, der ſie nicht zu entſchleiern wußte, ſondern an dem Herzen, das ſich ihr verſchloß, und an dem Triebe, der nicht für ſie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurteile und dieſe Verfinſterung der Köpfe bei allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung aufſteckten? Das Zeitalter iſt aufgeklärt, das heißt, die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſere praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freien Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat ſich von den Täuſchungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophiſtik gereinigt, und die Philoſophie ſelbſt, welche uns zuerſt von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren ſind?

Es muß alſo, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemütern der Menſchen etwas vorhanden ſein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn ſie noch ſo hell leuchtete, und der Annahme derſelben, auch wenn ſie noch ſo lebendig überzeugte, im Wege ſteht. Ein alter Weiſer hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdrucke verſteckt: sapere aude!

Erkühne dich, weiſe zu ſein! Energie des Mutes gehört dazu, die Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegenſetzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüſtung aus Jupiters Haupte ſteigen; denn ſchon ihre erſte Verrichtung iſt kriegeriſch. Schon in der Geburt hat ſie einen harten Kampf mit den Sinnen zu beſtehen, die aus ihrer ſüßen Ruhe nicht geriſſen ſein wollen. Der zahlreichere Teil der Menſchen wird durch den Kampf mit der Not viel zu ſehr ermüdet und abgeſpannt, als daß er ſich zu einem neuen und härteren Kampf mit dem Irrtum aufraffen ſollte. Zufrieden, wenn er ſelbſt der ſauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gern über ſeine Begriffe die Vormundſchaft führen, und geſchieht es, daß ſich höhere Bedürfniſſe in ihm regen, ſo ergreift er mit durſtigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Prieſtertum für dieſen Fall in Bereitſchaft halten. Wenn dieſe unglücklichen Menſchen unſer Mitleiden verdienen, ſo trifft unſere gerechte Verachtung die andern, die ein beſſeres Los von dem Joch der Bedürfniſſe frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Dieſe ziehen den Dämmerſchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantaſie ſich nach eigenem Belieben bequeme Geſtalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben dieſe Täuſchungen, die das feindſelige Licht der Erkenntnis zerſtreuen ſoll, haben ſie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet; und ſie ſollten eine Wahrheit ſo teuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Wert für ſie beſitzt? Sie müßten ſchon weiſe ſein, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige ſchon fühlte, der der Philoſophie ihren Namen gab.

Nicht genug alſo, daß alle Aufklärung des Verſtandes nur inſofern Achtung verdient, als ſie auf den Charakter zurückfließt: ſie geht auch gewiſſermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz geöffnet werden muß. Ausbildung des Empfindungsvermögens iſt alſo das dringendere Bedürfnis der Zeit, nicht bloß, weil ſie ein Mittel wird, die verbeſſerte Einſicht für das Leben wirkſam zu machen, ſondern ſelbſt darum, weil ſie zur Verbeſſerung der Einſicht erweckt.

Der Künſtler.

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, 65
aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſeren Alters und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenſeits aller Zeit von der abſoluten, unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbnis der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat; aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Kniee vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Commodus beſchämte der edle Stil des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren; aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen. Die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eitlen Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Taten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegenen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur Tat. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet; für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart notwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gib alſo — werde ich dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edlen Trieb in ſeiner Bruſt, bei allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu tun habe — gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du lehrend ihre Gedanken zum Notwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du handelnd oder bildend das Notwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit; fallen muß es: es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchamhaften Stille deines Gemüts erziehe die ſiegende Wahrheit; ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſei nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber, was ſie bedürfen, nicht, was ſie loben. Ohne ihre Schuld geteilt zu haben, teile mit edler Reſignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Mut, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſein ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt; aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beifall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwert berechne ihr Glück, ſo wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen; aber im Spiele ertragen ſie ſie noch. Ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Taten umſonſt verdammen; aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgib ſie mit edlen, mit großen, mit geiſtreichen Formen! Schließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet!

Was heißt und zu welchem Ende ſtudiert man Univerſalgeſchichte?

Die Geſchichte.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der 66
Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch alle Zuſtände, die der Menſch erlebte, durch alle abwechſelnden Geſtalten der Meinung, durch ſeine Torheit und ſeine Weisheit, ſeine Verſchlimmerung und ſeine Veredlung begleitet ſie ihn; von allem, was er ſich nahm und gab, muß ſie Rechenſchaft ablegen. Es iſt keiner unter uns allen, dem Geſchichte nicht etwas Wichtiges zu ſagen hätte; alle noch ſo verſchiedenen Bahnen unſerer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber eine Beſtimmung

teilen wir alle auf gleiche Weiſe miteinander, diejenige, welche wir auf die Welt mitbrachten: Uns als Menſchen auszubilden. Und zu dem Menſchen eben redet die Geſchichte.

Die Kette der Begebenheiten.

67 Es zieht ſich eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung ineinander greifen. Ganz und vollzählig überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Grenzen geſetzt. I. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entweder keinen menſchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſtgehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition, und das Organ der Tradition iſt die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, ſo folgenreich ſie auch für die Welt geweſen, iſt für die Weltgeſchichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzuteilen, ſo geſchah dieſe Mitteilung anfangs durch den unſicheren und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort; und da ſie durch Media ging, die verändert werden und verändern, ſo mußte ſie dieſe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläſſige Quelle für die Geſchichte; daher ſind alle Begebenheiten vor dem Gebrauch der Schrift für die Weltgeſchichte ſo gut wie verloren. III. Die Schrift ſelbſt aber iſt nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Altertums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet. Bei weitem der größere Teil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die größere Anzahl durch die Leidenſchaft, durch den Unverſtand und oft ſelbſt durch das Genie ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem älteſten hiſtoriſchen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt und unter Menſchen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widerſprechenden Berichten Mühe haben die Wahrheit zu enträtſeln: welchen Mut können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtauſende von uns entlegen ſind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geſchehenen Abzügen zurückbleibt, iſt der Stoff der Geſchichte in ihrem weiteſten Verſtande.

Die Weltgeſchichte und der Philoſoph.

Je öfter und mit je glücklicherem Erfolge der 68
philoſophiſche Geiſt den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, deſto mehr wird er geneigt, was er als Urſache und Wirkung ineinander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ohngefähr, der geſetzloſen Freiheit zu entziehen und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freilich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer, ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verleugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Notwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte, eine ſo heitre Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie aus ſich ſelbſt heraus und verpflanzt ſie außer ſich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologiſches Prinzip in die Weltgeſchichte. Mit dieſem durchwandert er ſie noch einmal und hält es prüfend gegen jede Erſcheinung, welche dieſer große Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tauſend beiſtimmende Fakta beſtätigt und durch ebenſoviele andere widerlegt; aber ſolange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſolange das Schickſal über ſo viele Begebenheiten den letzten Aufſchluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentſchieden, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückſeligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach letzterem Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes großen Maßes könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzutun und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle, und doch ſo ſehr vernachläſſigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den höchſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes (wenn auch nur mögliche) Ziel muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſein, wenn er ſich auf dem Wege ſieht oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Demetrius.

Demetrius: Gerechtigkeit.

69 Die Gerechtigkeit hab ich; ihr habt die Macht.
Es iſt die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß geſcheh, was Rechtens iſt,
Und jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut ſich jeder, ſicher ſeines Erbs,
Und über jedem Hauſe, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.

Gerechtigkeit
Heißt der kunſtreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo alles eines, eines alles hält,
Wo mit dem einen alles ſtürzt und fällt.

Sapieha: Die Mehrheit.

70 Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn.
Verſtand iſt ſtets bei wenigen nur geweſen.
Bekümmert ſich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel ſeine Stimm verkaufen.
Man ſoll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet.

Olga: An den Stubenhocker.

71 Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt; es weicht die lange Nacht.
Das Eis der Ströme bricht; der Schlitten wird
Zum Nachen, und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet iſt die Welt; uns alle lockt
Die neue Luft aus enger Kloſterzelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.
Nur du willſt ewig, deinem Gram zum Raub,
Und du nur willſt, verſenkt in ewgen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht teilen?

Hiob: Wankelmut der Völker.

72 Der Völker Herz iſt wankelmütig:
Sie lieben die Veränderung; ſie glauben,
Durch eine neue Herrſchaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuverſicht reißt hin;
Das Wunderbare findet Gunſt und Glauben.

Abfall der Niederlande.

Regulativ.

73 Wenn die ſchimmernden Taten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch machen, wie vielmehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren und die Hilfsmittel entſchloſſener Verzweiflung über die furchtbaren Künſte der Tyrannei in ungleichem Wettkampf ſiegen! Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Pläne an der menſchlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Deſpoten beugen, heldenmütige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hilfsquellen endlich erſchöpfen kann.

Bürgerliche und Gewiſſensfreiheit.

Nichts iſt natürlicher als der Uebergang bürger- 74
licher Freiheit in Gewiſſensfreiheit. Der Menſch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfaſſung mit Menſchenwert einmal bekannt geworden, die das Geſetz, das über ſie ſprechen ſoll, einzuſehen gewöhnt worden ſind oder es auch ſelber erſchaffen haben, deren Geiſt durch Tätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeſchloſſen, deren natürlicher Mut durch innere Sicherheit und Wohlſtand erhoben worden: ein ſolches Volk und ein ſolcher Menſch werden ſich ſchwerer als andere in die blinde Herrſchaft eines dumpfen deſpotiſchen Glaubens ergeben und ſich früher als andere wieder davon emporrichten.

Katholiſche und proteſtantiſche Religion.

Einem romantiſchen Volk, das durch einen 75
warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigſten Zaubereien der Kunſt in einem ewigen Sinnengenuſſe erhalten wird, iſt eine Religion angemeſſener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnisvolle Rätſel der Phantaſie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmſte Lehren ſich durch maleriſche Formen in die Seele einſchmeicheln. Einem Volke im Gegenteil, das, durch die Geſchäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichteriſchen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt und auf Unkoſten der Einbildungskraft ſeine Menſchenvernunft ausbildet — einem ſolchen Volk wird ſich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Myſtik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeſchaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: die katholiſche Religion wird im ganzen mehr für ein Künſtlervolk, die proteſtantiſche mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Altar und Thron.

Die Geiſtlichkeit war von jeher eine Stütze 76
der königlichen Macht und mußte es ſein. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenſchaft des menſchlichen Geiſtes, und wie jene ſehen wir ſie vom Blödſinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion notwendiger und teurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüter zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erſtattet dem Deſpotismus die Hierarchie ſeine Dienſte wieder.

Die Herrſchaft in der Religion.

Allgemeine Glückſeligkeit mit der höchſten 77
Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geiſt, der ſich auf alle Teile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft

der Menſch in der Lage des Schöpfers? Der Menſch kommt durch Klaſſifikation ſeiner Beſchränkung zu Hilfe; gleich dem Naturforſcher ſetzt er Kennzeichen und eine Regel feſt, die ſeinem ſchwankenden Blick die Ueberſicht erleichtert, und wozu ſich alle Individuen bekennen müſſen. Dieſes leiſtet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menſchenbruſt geſäet; indem ſie ſich dieſer Triebe bemächtigt, dieſe Triebe einem Gegenſtande unterjocht, hat ſie Millionen ſelbſtändiger Weſen in ein einförmiges Abſtrakt verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menſchlichen Willkür verwirrt ihren Beherrſcher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht iſt, mit ihm einverſtanden wirkt. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit ſtille ſteht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle ſtreitenden Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müſſen. Das gemeinſchaftliche Ziel des Deſpotismus und des Prieſtertums iſt Einförmigkeit, und Einförmigkeit iſt ein notwendiges Hilfsmittel der menſchlichen Armut und Beſchränkung.

Die ſpaniſche Inquiſition.

78 Eine Stiftung eigener Gattung war die ſpaniſche Inquiſition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet und mit keinem geiſtlichen, keinem weltlichen Tribunal zu vergleichen ſteht. Inquiſition hat es gegeben, ſeitdem die Vernunft ſich an das Heilige wagte, ſeitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erſt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beiſpiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeſchreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterſtuhl und trennte auf eine unnatürliche Weiſe die geiſtliche Aufſicht und Unterweiſung von der ſtrafenden Gewalt. Um deſto ſicherer zu ſein, daß kein Menſchengefühl und keine Beſtechung der Natur die ſtarre Strenge ihrer Statuten auflöſe, entzog er ſie den Biſchöfen und der ſäkulariſchen Geiſtlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu ſehr an der Menſchheit hing, um ſie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menſchlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeſchworen, dienſtbaren Kreaturen des römiſchen Stuhls. Deutſchland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen ſie; ein Franziskanermönch ſaß bei dem fürchterlichen Urteil über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, ſie auszuſchließen oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verſchont geblieben; ihre Biſchöfe übten die geiſtliche Zenſur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man ſich an fremde Inquiſitionsgerichte, die franzöſiſchen Provinzen nach Paris, die deutſchen nach Köln zu wenden.

Wollte die Kirche einen vollſtändigen Sieg über feindlichen Gottesdienſt feiern und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle ſicher ſtellen, ſo mußte ſie den Grund ſelbſt unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; ſie mußte die ganze Form des ſittlichen Charakters zerſchlagen, an die er aufs innigſte geheftet ſchien. In den verborgenſten Tiefen der Seele mußte ſie ſeine geheimen Wurzeln ablöſen, alle ſeine Spuren im Kreiſe des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöſchen, jede Erinnerung an ihn abſterben laſſen und womöglich ſelbſt die Empfänglichkeit für ſeine Eindrücke töten. Vaterland und Familie, Gewiſſen und Ehre, die heiligen Gefühle der Geſellſchaft und der Natur ſind immer die erſten und nächſten, mit denen Religionen ſich miſchen, von denen ſie Stärke empfangen und denen ſie ſie geben. Dieſe Verbindung mußte jetzt aufgelöſt, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltſam geriſſen werden — und ſollte es ſelbſt die Heiligkeit dieſer Empfindungen koſten. So wurde die Inquiſition, die wir die ſpaniſche nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, ſtieg zuerſt auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit dieſem Vermächtnis ſeinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geiſter heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge ſind Schrecken und Schande. Jede Leidenſchaft ſteht in ihrem Solde; ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbſt die Einſamkeit iſt nicht einſam für ſie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält ſelbſt in den Tiefen der Seele die Freiheit gefeſſelt. Alle Inſtinkte der Menſchheit hat ſie herabgeſtürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Menſch ſonſt am heiligſten achtet. Alle Anſprüche auf ſeine Gattung ſind für einen Ketzer verſcherzt, mit der leichteſten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er ſein Geſchlecht ausgezogen. Ein beſcheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papſtes wird geahndet wie Vatermord und ſchändet wie Sodomie; ihre Urteile gleichen den ſchrecklichen Fermenten der Peſt, die den geſundeſten Körper in ſchnelle Verweſung treiben. Selbſt das Lebloſe, das einem Ketzer angehörte, iſt verflucht; ihre Opfer kann kein Schickſal ihr unterſchlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollſtreckt, und das Grab ſelbſt iſt keine Zuflucht vor ihrem entſetzlichen Arme.

Wohin ſie ihren Fuß ſetzt, folgt ihr die Verwüſtung; aber ſo wie in Spanien hat ſie in keiner andern Weltgegend gewütet. Die Toten vergißt man, die ſie geopfert hat; die Geſchlechter der Menſchen erneuern ſich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die ſie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem ſpaniſchen Charakter verſchwinden. Eine geiſtreiche treffliche Nation hat ſie mitten auf dem Wege zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsſtrich, worin es einheimiſch war, das Genie verbannt und eine Stille, wie ſie auf Gräbern

ruht, in dem Geiſte eines Volks hinterlaſſen, das vor vielen andern, die dieſen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war.

Folgen der Inquiſition.

79 Eine rohe zahlreiche Menge, zuſammengefloſſen aus dem unterſten Pöbel, viehiſch durch viehiſche Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf ſie lauern, von Grenze zu Grenze herumgeſcheucht und bis zur Verzweiflung gehetzt, genötigt, ihre Andacht zu ſtehlen, ein allgemein geheiligtes Menſchenrecht gleich einem Werke der Finſternis zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die ſtolz aufſteigenden Gotteshäuſer der triumphierenden Kirche, wo ihre übermütigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht ſich pflegen; ſie ſelbſt herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die ſchwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Wald, unter brennender Mittagshitze, in ſchimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gott zu dienen — hinausgeſtoßen aus der bürgerlichen Geſellſchaft in den Stand der Natur und in einem ſchrecklichen Augenblick an die Rechte dieſes Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, deſto unnatürlicher iſt dieſes Schickſal; mit Verwunderung nehmen ſie es wahr. Freier Himmel, bereit liegende Waffen, Wahnſinn im Gehirn und im Herzen Erbitterung kommen dem Wink eines fanatiſchen Redners zu Hilfe; die Gelegenheit ruft, keine Verabredung iſt nötig, wo alle Augen dasſelbe ſagen; der Entſchluß iſt geboren, noch ehe das Wort ausgeſprochen wird; zu einer Untat bereit — keiner weiß es noch deutlich, zu welcher — rennt dieſer wütende Trupp auseinander. Der lachende Wohlſtand der feindlichen Religion kränkt ihre Armut; die Pracht jener Tempel ſpricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgeſtellte Kreuz an den Landſtraßen, jedes Heiligenbild, worauf ſie ſtoßen, iſt ein Siegesmal, das über ſie errichtet iſt, und jedes muß von ihren rächeriſchen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Greuel ſeine Entſtehung; aber niedrige Leidenſchaften, denen ſich hier eine reiche Befriedigung auftut, bringen ihn zur Vollendung.

Aus den Briefen.

Der Charakterzug des Chriſtentums.

80 Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir bloß deswegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellung dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentümlichen Charakterzug des Chriſtentums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Geſetzes oder des Kantiſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtentum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo in ſeiner reinen Form Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen und in dieſem Sinne die einzige äſthetiſche Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht hat und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird.

Wahrheit der Bibel.

Ich muß geſtehen, daß ich in allem, was hiſtoriſch 81
iſt, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich ſo entſchieden mitbringe, daß mir Zweifel an einem einzelnen Faktum noch ſehr raiſonabel vorkommen. Mir iſt die Bibel nur wahr, wo ſie naiv iſt; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtſein geſchrieben iſt, fürchte ich einen Zweck und einen ſpäteren Urſprung.

Poetiſche Naturen.

Es iſt ein Bedürfnis poetiſcher Naturen, wenn 82
man nicht überhaupt menſchlicher Gemüter ſagen will, ſo wenig Leeres als möglich um ſich zu leiden, ſo viel Welt, als nur immer angeht, ſich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erſcheinungen zu ſuchen und überall ein Ganzes der Menſchheit zu fordern. Iſt der Gegenſtand als Individuum leer und mithin in poetiſcher Hinſicht gehaltlos, ſo wird ſich das Ideen-Vermögen daran verſuchen und ihn von ſeiner ſymboliſchen Seite faſſen und ſo eine Sprache für die Menſchheit daraus machen. Immer aber iſt das Sentimentale (in gutem Sinne) ein Effekt des poetiſchen Strebens, welches, ſei es aus Gründen, die in dem Gegenſtand, oder ſolchen, die in dem Gemüt liegen, nicht ganz erfüllt wird.

Aeſthetik und Moral.

Es iſt wirklich der Bemerkung wert, daß die 83
Schlaffheit über äſthetiſche Dinge immer ſich mit der moraliſchen Schlaffheit verbunden zeigt, und daß das reine ſtrenge Streben nach dem hohen Schönen, bei der höchſten Liberalität gegen alles, was Natur iſt, den Rigorismus im Moraliſchen bei ſich führen wird. So deutlich ſcheiden ſich die Reiche der Vernunft und des Verſtandes, und dieſe Scheidung behauptet ſich nach allen Wegen und Richtungen, die der Menſch nur nehmen kann.

Enthuſiasmus.

Gewöhnlich machen wir den Fehler, die Zukunft 84
nach einem augenblicklichen höheren Kraftgefühl zu berechnen und den Dingen um uns her die Farbe unſerer Schäferſtunde zu geben. Ich lobe die Begeiſterung und liebe die ſchöne ätheriſche Kraft, ſich in eine große Entſchließung entzünden zu können. Sie gehört zu dem beſſeren Manne; aber ſie vollendet ihn nicht. Enthuſiasmus iſt der kühne kräftige Stoß, der die Kugel in die Luft wirft; aber derjenige hieße ja ein Tor, der von dieſer Kugel erwarten wollte, daß ſie ewig in dieſer Richtung und ewig mit dieſer Geſchwindigkeit auslaufen ſollte. Die Kugel macht einen Bogen; denn ihre Gewalt bricht ſich in der Luft. Alle ſteigen und zielen nach dem Zenith empor wie die Rakete; aber alle beſchreiben dieſen Bogen und fallen rückwärts zu der mütterlichen Erde. Doch auch dieſer Bogen iſt ja ſo ſchön!

Xenien und Votivtafeln.

Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu ſagen; ſogleich ſtellt man ſie euch auf den Kopf!

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt! „Und warum keine?“ Aus Religion!

Die Uebereinſtimmung.

Wahrheit ſuchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und ſo findet ſie jeder gewiß.
Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es außen dem Schöpfer,
Iſt es das Herz, dann gewiß ſpiegelt es innen die Welt.

Mitteilung.

Aus der ſchlechteſten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei der Schönheit allein macht das Gefäß den Gehalt.

Das Werte und Würdige.

Haſt du etwas, ſo teile mirs mit, und ich zahle, was recht iſt;
Biſt du etwas, o dann tauſchen die Seelen wir aus!

Die verſchiedene Beſtimmung.

Millionen beſchäftigen ſich, daß die Gattung beſtehe;
Aber durch wenige nur pflanzet die Menſchheit ſich fort.
Tauſend Keime zerſtreuet der Herbſt; doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meiſten zurück.
Aber entfaltet ſich auch nur einer, einer allein ſtreut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährſt der Menſchheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du ſtreuſt Keime der göttlichen aus.

Unterſchied der Stände.

Adel iſt auch in der ſittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was ſie tun, edle mit dem, was ſie ſind.

Pflicht für jeden.

Immer ſtrebe zum Ganzen; und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an!

Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze; ich kann nur Einzelne achten:
Immer in Einzelnen nur hab ich das Ganze erblickt.

Schöne Individualität.

Einig ſollſt du zwar ſein, doch eines nicht mit dem Ganzen;
Durch die Vernunft biſt du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft; dein Herz biſt du ſelber:
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!

Das eigne Ideal.

Allen gehört, was du denkſt; dein eigen iſt nur, was du fühleſt;
Soll er dein Eigentum ſein, fühle den Gott, den du denkſt.

Der Schlüſſel.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh, wie die andern es treiben;
Willſt du die andern verſtehn, blick in dein eigenes Herz.

Aufgabe.

Keiner ſei gleich dem andern; doch gleich ſei jeder dem Höchſten!
Wie das zu machen? Es ſei jeder vollendet in ſich!

Der Vorzug.

Ueber das Herz zu ſiegen, iſt groß; ich verehre den Tapfern;
Aber wer durch ſein Herz ſieget, er gilt mir doch mehr.

Die zwei Tugendwege.

Zwei ſind der Wege, auf welchen der Menſch zur Tugend emporſtrebt;
Schließt ſich der eine dir zu, tut ſich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche ſie, der Leidende duldend:
Wohl ihm, den ſein Geſchick liebend auf beiden geführt!

Die moraliſche Kraft.

Kannſt du nicht ſchön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geiſt zu tun, was du als Menſch nicht vermagſt.

Inneres und Aeußeres.

„Gott nur ſiehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur das Herz ſieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches ſehn.

Politiſche Lehre.

Alles ſei recht, was du tuſt; doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht iſt, zu tun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sei; der falſche will ſtets, daß das Vollkommene ſei.

Freund und Feind.

Teuer iſt mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich ſoll.

Forum des Weibes.

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Taten;
Aber über den Mann ſprechet das richtende Wort!

Weibliches Urteil.

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urteil iſt ſeine
Liebe: wo es nicht liebt, hat ſchon gerichtet das Weib.

Der Skrupel.

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu ſagen erlaubt ſei?
Was ein züchtiges Herz leiſe zu tun dir erlaubt.

Meine Antipathie.

Herzlich iſt mir das Laſter zuwider, und doppelt zuwider
Iſt mirs, weil es ſo viel ſchwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du haſſeſt die Tugend?“ — Ich wollte, wir übten ſie alle,
Und ſo ſpräche, wills Gott, ferner kein Menſch mehr davon.

Der berufene Richter.

Wer iſt zum Richter beſtellt? Nur der Beſſere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beſte noch gilt, der iſt zum Richter beſtellt.

Die Unberufenen.

Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?

Wahl.

Kannſt du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunſtwerk,
Mach es wenigen recht: vielen gefallen iſt ſchlimm.

Der Meiſter.

Jeden anderen Meiſter erkennt man an dem, was er ausſpricht;
Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Stils.

Sprache.

Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen?
Spricht die Seele, ſo ſpricht, ach, ſchon die Seele nicht mehr.

Der Vater.

Wirke, ſoviel du willſt, du ſteheſt doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling, dir iſt ein unendlicher Raum noch die Wiege!
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt!

Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das mutige, ſtürzt auf der Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß ſchreitet der Eſel daher.

Das Naturgeſetz.

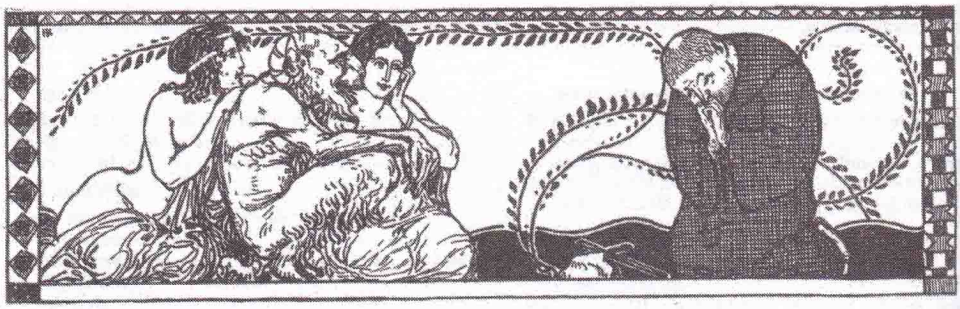
So wars immer, mein Freund, und ſo wirds bleiben: die Ohnmacht
Hat die Regel für ſich, aber die Kraft den Erfolg.

Majestas populi.

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen; die übrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Das Unwandelbare.

„Unaufhaltſam enteilet die Zeit.“ — Sie ſucht das Beſtändge.
Sei getreu, und du legſt ewige Feſſeln ihr an.



Friedrich Schlegel.

Gott.

1 Jeder Begriff von Gott iſt leeres Geſchwätz. Aber die Idee der Gottheit iſt die Idee aller Ideen.

Göttliche Unvollendung.

2 Ich mag lieber, daß das Göttliche zu hart als zu zierlich ſei. Unvollendung gibt dem Erhabenen für mich einen neuen, höheren Reiz. Seine Würde erſcheint mir dadurch unmittelbarer, reiner. Es iſt, als ob es ſeiner urſprünglichen Majeſtät treuer bliebe, wenn es die Fülle und den Schmuck der ausbildenden Natur wie aus heiligem Stolze verſchmäht. Und ſo wie die Phyſiognomien die intereſſanteſten für mich ſind, die ſo ausſehen, als hätte die Natur in ihnen ein großes Deſſin angelegt, ohne ſich Zeit zu laſſen, den kühnen Gedanken auszuführen, ſo geht's mirs auch mit den Menſchen.

Religion.

3 Die Religion iſt die allbelebende Weltſeele der Bildung, das vierte unſichtbare Element zur Philoſophie, Moral und Poeſie, welches gleich dem Feuer, wo es gebunden iſt, in der Stille allgegenwärtig wohltut und nur durch Gewalt und Reiz von außen in furchtbare Zerſtörung ausbricht.

Katholizismus und Proteſtantismus.

4 Der Katholizismus iſt das naive Chriſtentum; der Proteſtantismus iſt ſentimentaler und hat außer ſeinem polemiſchen, revolutionären Verdienſt auch noch das poſitive, durch die Vergötterung der Schrift die einer univerſellen und progreſſiven Religion auch weſentliche Philologie veranlaßt zu haben.

Der univerſelle Geiſt.

5 Das Leben des univerſellen Geiſtes iſt eine ununterbrochene Kette innerer Revolutionen; alle Individuen, die urſprünglichen, ewigen nämlich, leben in ihm.

Die neue Zeit.

6 Die neue Zeit kündigt ſich an als eine ſchnellfüßige, ſohlenbeflügelte; die Morgenröte hat Siebenmeilenſtiefel angezogen. Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poeſie; in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zuſammengedrängt; jetzt donnerte ſie mächtig, jetzt ſchien ſie ſich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald deſto ſchrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede ſein, ſondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen; und dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen.

Rechtes Opfer.

7 Nicht in die politiſche Welt verſchleudere du Glauben und Liebe; aber in der göttlichen Welt der Wiſſenſchaft und der Kunſt opfere dein Innerſtes in den heiligen Feuerſtrom ewiger Bildung!

Der Künſtler.

8 Was die Menſchen unter den andern Bildungen der Erde, das ſind die Künſtler unter den Menſchen. Selbſt in den äußerlichen Gebräuchen ſollte ſich die Lebensart der Künſtler von der Lebensart der übrigen Menſchen durchaus unterſcheiden. Sie ſind Brahminen, eine höhere Kaſte, aber nicht durch Geburt, ſondern durch freie Selbſteinweihung geadelt.

Vorrechte der Natur und Vorrechte der Kunſt.

9 Das Vorrecht der Natur iſt Fülle und Leben: das Vorrecht der Kunſt iſt Einheit. Wer das letzte leugnet, wer die Kunſt nur für Erinnerung an die ſchönſte Natur hält, der ſpricht ihr alles ſelbſtändige Daſein ab. Hätte ſie nicht ihre eigene Geſetzmäßigkeit, wäre ſie nur Natur, ſo wäre ſie nicht viel mehr als ein dürftiger Behelf des Alters.

Freundschaft und Liebe.

10 Freundschaft ist partiale Ehe, und Liebe ist Freundschaft nach allen Seiten und nach allen Richtungen, universelle Freundschaft. Das Bewußtsein der notwendigen Grenzen ist das Unentbehrlichste und das Seltenste in der Freundschaft.

Zwei Arten Freundschaft.

11 Für mein Gefühl gibts zwei Arten von Freundschaft. Die erste ist ganz äußerlich. Unersättlich eilt sie von Tat zu Tat und nimmt jeden würdigen Mann auf in den großen Bund vereinter Helden, schlingt den alten Knoten durch jede Tugend fester und trachtet stets, neue Brüder zu gewinnen; je mehr sie hat, je mehr begehrt sie. Die andere Freundschaft ist ganz innerlich. Eine wunderbare Symmetrie des Eigentümlichsten, als wenn es vorher bestimmt wäre, daß man sich überall ergänzen sollte. Alle Gedanken und Gefühle werden gesellig durch die gegenseitige Anregung und Ausbildung des Heiligsten. Und diese reingeistige Liebe, diese schöne Mystik des Umgangs schwebt nicht bloß als fernes Ziel vor einem vielleicht vergeblichen Streben. Nein, sie ist nur vollendet zu finden. Zu dieser Freundschaft ist nur fähig, wer in sich ganz ruhig wurde und in Demut die Göttlichkeit des andern zu ehren weiß.

Höchste Freundschaft.

12 Es ist schön, wenn ein schöner Geist sich selbst anlächelt, und der Augenblick, in welchem eine große Natur sich mit Ruhe und Ernst betrachtet, ist ein erhabener Augenblick. Aber das Höchste ist, wenn zwei Freunde zugleich ihr Heiligstes in der Seele des andern klar und vollständig erblicken und ihres Wertes gemeinschaftlich froh, ihre Schranken nur durch die Ergänzung des andern fühlen dürfen. Es ist die intellektuale Anschauung der Freundschaft.

Jünglinge und Frauen.

13 Willst du ins Große wirken, so entzünde die Jünglinge und die Frauen. Hier ist noch am ersten frische Kraft und Gesundheit zu finden, und auf diesem Wege wurden die wichtigsten Reformationen vollbracht.

Die ursprüngliche Liebe.

14 Die ursprüngliche Liebe erscheint nie rein, sondern in mannigfachen Hüllen und Gestalten: als Zutrauen, als Demut, als Andacht, als Heiterkeit, als Treue und als Scham, als Dankbarkeit; am meisten aber als Sehnsucht und als stille Wehmut.

Treue.

15 Für mich ist das Glück gewiß und die Liebe eins mit der Treue. Freilich wie die Menschen so lieben, ist es etwas anderes. Da liebt der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Manne nur den Grad seiner natürlichen Qualitäten und seiner bürgerlichen Existenz, und beide in den Kindern nur ihr Machwerk und ihr Eigentum. Da ist die Treue ein Verdienst und eine Tugend; und da ist auch die Eifersucht an ihrer Stelle. Denn darin fühlen sie ungemein richtig, daß sie stillschweigend glauben, es gäbe ihresgleichen viele, und einer sei als Mensch ungefähr so viel wert wie der andere, und alle zusammen nicht eben sonderlich viel.

Deutsche Götter.

Nicht Hermann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft. Gedenke an Kepler, an Dürer, an Luther und Böhme; und dann an Lessing, Winckelmann, Goethe und Fichte! Nicht auf die Sitten allein ist die Tugend anwendbar; sie gilt auch für Kunst und Wissenschaft, die ihre Rechte und Pflichten haben. Und dieser Geist, diese Kraft der Tugend unterscheiden eben den Deutschen in der Behandlung der Kunst und Wissenschaft. 16

Urbild der Deutschheit.

An dem Urbilde der Deutschheit, welches einige große vaterländische Erfinder aufgestellt haben, läßt sich nichts tadeln als die falsche Stellung. Diese Deutschheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns. 17

Deutsche Zukunft.

Ich sehe in allen, besonders den wissenschaftlichen Taten der Deutschen nur den Keim einer großen herannahenden Zeit und glaube, daß unter unserem Volk Dinge geschehen werden, wie nie unter einem menschlichen Geschlecht. Rastlose Tätigkeit, tiefes Eindringen in das Innere der Dinge, sehr viel Anlage zur Sittlichkeit und Freiheit finde ich in unserem Volke. Allenthalben sehe ich die Spuren des Werdens. 18

Deutscher Charakter.

Der Geist unserer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben, solange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Kepler, Hans Sachs, eines Luther und Jakob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren. 19

Deutsche Charakterzüge.

Anspruchslose Erfindsamkeit und bescheidene Kraft sind ursprüngliche, charakteristische Züge unserer Nation, die sich oft selbst verkennt. Die berüchtigte deutsche Nachahmungssucht mag hie und da wirklich den Spott verdienen, mit dem man sie zu brandmarken pflegt. Im ganzen aber ist Vielseitigkeit ein echter Fortschritt der ästhetischen Bildung. Die sogenannte Charakterlosigkeit der Deutschen ist also dem manierierten Charakter anderer Nationen weit vorzuziehen. 20

Deutſche Bildung.

21 Alle echte, eigene und gemeinſchaftliche Bildung, welche noch irgend in Deutſchland gefunden wird, iſt von heute und geſtern und ward faſt allein durch Schriften entwickelt, genährt und unter den Mittelſtand, den geſundeſten Teil der Nation, verbreitet. Das allein iſt Deutſchheit; das iſt die heilige Flamme, welche jeder Patriot hell und ſtark zu erhalten und zu vermehren an ſeinem Teil ſtreben ſollte! Jeder klaſſiſche Schriftſteller iſt ein Wohltäter ſeiner Nation und hat gerechte Anſprüche auf ein öffentliches Ehrendenkmal. Das ſchönſte Denkmal für einen ſchriftſtelleriſchen Künſtler iſt: daß ſein eigentlicher Wert öffentlich anerkannt wird; daß alle einer allgemeinen Ausbildung Fähigen immer wieder mit Liebe und Andacht von ihm lernen; daß einige die Eigentümlichkeit ſeiner Geiſteswerke bis auf die feineren Züge durchforſchen und verſtehen lernen.

22 Sie leſen: viel und vieles; aber wie und was? Wie viele gibt es denn wohl, welche, auch nachdem der Reiz der Neuheit ganz vorüber iſt, zu einer Schrift, die es verdient, immer von neuem zurückkehren können; nicht um die Zeit zu töten, noch um Kenntniſſe von dieſer oder jener Sache zu erwerben, ſondern um ſich den Eindruck durch die Wiederholung ſchärfer zu beſtimmen, und um ſich das Beſte ganz anzueignen?

Der Zauberſtab Buchſtabe.

28 Der echte Buchſtabe iſt allmächtig und der eigentliche Zauberſtab. Er iſt es, mit dem die unwiderſtehliche Willkür der hohen Zauberin Phantaſie das erhabene Chaos der vollen Natur berührt und das unendliche Wort ans Licht ruft, welches ein Ebenbild und Spiegel des göttlichen Geiſtes iſt, und welches die Sterblichen Univerſum nennen.

24 Die Schrift hat für mich, ich weiß nicht, welchen geheimen Zauber, vielleicht durch die Dämmerung von Ewigkeit, welche ſie umſchwebt. Ja, ich geſtehe, ich wundere mich, welche geheime Kraft in dieſen toten Zügen verborgen liegt; wie die einfachſten Ausdrücke, die nichts weiter als wahr und genau ſcheinen, ſo bedeutend ſein können, daß ſie wie aus hellen Augen blicken, oder ſo ſprechend wie kunſtloſe Accente aus der tiefſten Seele.

Grundgeſetze ſchriftſtelleriſcher Mitteilung.

25 Folgendes ſind allgemein gültige Grundgeſetze der ſchriftſtelleriſchen Mitteilung: 1. Man muß etwas haben, was mitgeteilt werden ſoll; 2. man muß jemanden haben, dem mans mitteilen wollen darf; 3. man muß es wirklich mitteilen, mit ihm teilen können, nicht bloß ſich äußern, allein; ſonſt wäre es treffender zu ſchweigen.

Volkstümlichkeit.

Zur Popularität gelangen deutſche Schriften 26
durch einen großen Namen oder durch Perſönlichkeiten oder durch gute Bekanntſchaft oder durch Anſtrengung oder durch mäßige Unſittlichkeit oder durch vollendete Unverſtändlichkeit oder durch harmoniſche Plattheit oder durch vielſeitige Langweiligkeit oder durch beſtändiges Streben nach dem Unbedingten.

Die Mode.

Die Mode huldigt mit jedem Augenblicke einem 27
andern Abgotte. Jede neue glänzende Erſcheinung erregt den zuverſichtlichen Glauben, jetzt ſei das Ziel, das höchſte Schöne erreicht, das Grundgeſetz des Geſchmacks, der äußerſte Maßſtab alles Kunſtwertes ſei gefunden. Nur daß der nächſte Augenblick den Taumel endigt; daß dann die Nüchterngewordenen das Bildnis des ſterblichen Abgottes zerſchlagen und in neuem erkünſteltem Rauſch einen andern an ſeiner Stelle einweihen, deſſen Gottheit wiederum nicht länger dauern wird als die Laune ſeiner Anbeter.

Zu kaufmänniſch.

Die Gründlicheren leſen oft zu kaufmänniſch. 28
Sie ſind unzufrieden mit einer Schrift, wenn ſie nicht am Ende ſagen können: Valuta bar und richtig empfangen.

Neinſagen.

Es gibt Menſchen, deren ganze Tätigkeit darin 29
beſteht, immer Nein zu ſagen. Es wäre nichts Kleines, immer recht Nein ſagen zu können; aber wer weiter nichts kann, der kann es gewiß nicht recht. Der Geſchmack dieſer Neganten iſt eine tüchtige Schere, um die Extremitäten des Genies zu ſäubern; ihre Aufklärung eine große Lichtputze für die Flamme des Enthuſiasmus; und ihre Vernunft ein gelindes Laxativ gegen unmäßige Luſt und Liebe.

Gefährliches Mittel.

Es iſt äußerſt gefährlich, Religion als Mittel 30
der Sittlichkeit und Krücke des gebrechlichen Herzens zu gebrauchen. Der Weichling vollends, welcher anbetende Liebe als das eigentliche Geſchäft ſeines Lebens treibt, muß mit ſeiner bequemen Tugend, welche weder gerecht noch tätig zu ſein braucht, endlich allen Begriff von Willen verlieren und ſelbſt vernichtet in die Knechtſchaft fremder oder eigener Laune ſinken.

Keine Charakterloſigkeit!

Es iſt einleuchtend, daß es in ſtrengſter und 31
buchſtäblicher Bedeutung keine Charakterloſigkeit geben kann. Was man ſo zu nennen pflegt, wird entweder ein ſehr verwiſchter, gleichſam unleſerlich gewordener oder ein äußerſt zuſammengeſetzter, verwickelter und rätſelhafter Charakter ſein.

Das Eigene.

32 Der eigene Sinn, die eigene Kraft und der eigene Wille eines Menſchen iſt das Menſchlichſte, das Urſprünglichſte, das Heiligſte in ihm. Ob er zu dieſer oder jener Gattung gehöre, das iſt unbedeutender und zufälliger; die Geſchlechtsverſchiedenheit iſt nur eine Aeußerlichkeit des menſchlichen Daſeins und am Ende doch nichts weiter als eine recht gute Einrichtung der Natur, die man freilich nicht willkürlich vertilgen oder verkehren, aber allerdings der Vernunft unterordnen und nach ihren höheren Geſetzen bilden darf. In der Tat ſind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, ſo wie ſie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichſten Hinderniſſe der Menſchlichkeit, welche nach einer alten Sage in der Mitte einheimiſch iſt, und doch nur ein harmoniſches Ganze ſein kann, welches keine Abſonderung leidet.

Mannesart.

33 Es liegt urſprünglich und weſentlich in der Natur des Mannes ein gewiſſer tölpelhafter Enthuſiasmus, der gern mit allem Zarten und Heiligen herausplatzt, nicht ſelten über ſeinen eigenen treuherzigen Eifer ungeſchickter Weiſe hinſtürzt und mit einem Worte leicht bis zur Grobheit göttlich iſt.

Handle groß!

34 Was es auch ſein mag: was du unternimmſt, — handle groß, und wenn es nicht gelingt, ſo bleibe feſt ſtehen!

Nur außen.

35 Nirgends, als wenn wir raten, urteilen, verdammen, zeigt ſich unſere anmaßende Unwiſſenheit ſo nackend über Dinge, die in der Tiefe eines fremden Bewußtſeins verborgen liegen. Wir Armen tappen nun einmal an der Außenſeite der Dinge herum.

Urbanität.

36 Wenn man vielerlei Gedanken, auch wohl Schriftſtellen von ganz heterogenem Ton anführen muß, ſo wird das Ganze dadurch bunt. Die einzige Möglichkeit, dann noch eine ſchöne Einheit hineinzubringen, iſt, daß man über das Ganze Urbanität — einen liberalen Ton, Feſtivität zu verbreiten weiß.

Geiſter und Werke.

37 Man ſollte ſich nie auf den Geiſt des Altertums berufen wie auf eine Autorität. Es iſt eine eigene Sache mit den Geiſtern; ſie laſſen ſich nicht mit Händen greifen und dem andern vorhalten. Geiſter zeigen ſich nur Geiſtern. Das kürzeſte und das bündigſte wäre wohl auch hier, den Beſitz des alleinſeligmachenden Glaubens durch gute Werke zu beweiſen.

Künſtleriſche Weisheit.

38 Unter ſo vielen zahlloſen möglichen Auflöſungen immer ſicher die beſte zu treffen, nie von der zarten Grenze zu verirren und ſelbſt unter den verwickeltſten Schranken mit geſchickter Fügung in das Notwendige ſeine völlige Freiheit behaupten: das iſt das Meiſterſtück der künſtleriſchen Weisheit.

Prinzip des Adels.

39 Je ſchöner das Klima iſt, je paſſiver iſt man. Nur Italiener wiſſen zu gehen, und nur die im Orient verſtehen zu liegen. Wo hat ſich aber der Geiſt zarter und ſüßer gebildet als in Indien? Und unter allen Himmelsſtrichen iſt es das Recht des Müßiggangs, was Vornehme und Gemeine unterſcheidet, und das eigentliche Prinzip des Adels.

Bonnes fortunes.

40 Nimm dich in acht vor Uebermaß in ‚bonnes fortunes'. Kommt es von ſelbſt, ſo iſt es eine recht artige Sache. Eine ſolche Erfriſchung zu rechter Zeit iſt äußerſt wohltätig; ſie verbreitet eine gewiſſe ſinnliche Ruhe über das Leben und erquickt auch den Geiſt zu neuer Heiterkeit; ſie gibt der Manier eine Dreiſtigkeit und Eleganz, die nicht zu verachten ſind. Routine gibt in allen Dingen Superiorität; aber eben darum iſt ſie hier ſo gefährlich, Uebermaß ſo leicht. Miſcht ſich Eitelkeit drein, und nicht bloß Sinnlichkeit, ſo iſt der Charakter in Gefahr, verloren zu gehen.

Wunder im Gemeinen.

41 Es ſind in dem gemeinſten Menſchen viele wunderbaren Kräfte tief verborgen, dem gemeinen Auge, dem Beſitzer ſelbſt ganz unſichtbar. Auch bei Betrachtung eines Narren oder eines Böſewichts erfüllen mich dieſe verborgenen Kräfte mit Ehrfurcht gegen die Erhabenheit unſerer Natur. Wie angenehm wäre es, unſichtbar wie Gott, aus der Tiefe eines geſchwächten Herzens neue Tugenden hervorzulocken — indes andere vielleicht nichts darin ſehen würden, als daß man einen Fröhlichen gemacht habe.

Bremſer.

42 Die Liebe zu einem Gegenſtande, der Kampf mit Hinderniſſen und die Freude des erkämpften Gelingens muß unſern eilenden Geiſt aufhalten; denn ſonſt wird dieſem Kurzſichtigen die Welt bald zu klein.

Zerſtreuung.

43 Die Zerſtreuung iſt der Tod aller Größe, welche immer mit Konzentration der Kräfte verbunden iſt. Endlich werden wir der Begeiſterung ganz unfähig, und was iſt das Leben ohne dieſe für den, der die Begeiſterung kennt? Denn ſonſt ſchwimmen viele auf einem ſteten Strome von Geſchäftigkeit, Spiel, Sorgen u. a. ganz unbekümmert fort.

Rechte Teilung.

44 Das größere Ganze wie das kleinere iſt in die reichſten und einfachſten Maſſen beſtimmt geſchieden und angenehm gruppiert. Und wie in der ganzen Handlung Kampf und Ruhe, Tat und Betrachtung, Menſchheit und Schickſal gefällig wechſeln und ſich frei vereinigen, ſo iſt auch noch in dem kleinſten Teile der Rede das Mannigfaltige in leichtem Wechſel und freier Vereinigung.

Die Keime.

45 Wie vieles haben wir noch aus den Kunſturteilen der Alten zu lernen! Sie ſollten und könnten urkundliches Gewicht und beinahe das Anſehen von Geſetzen für uns haben: denn wer ſich durch Urkunden und Geſetze von der freieſten eigenen Prüfung zurückhalten läßt, der iſt ihrer ohnehin unfähig. Es dürfte ſich wohl auch hier bewähren: je wiſſenſchaftlicher, je geſchichtlicher. Selbſt zu den eigentümlichſten Unterſuchungen der neueren Philologen liegen die weſentlichſten Beſtandteile in Keimen und Bruchſtücken offenbar in den Alten; und eine vollendete Geſchichte der helleniſchen Poeſie würde das meiſte und das wichtigſte mit ihren eigenen Worten ſagen können.

Die Alten.

46 Die Alten ſind weder die Juden noch die Chriſten noch die Engländer der Poeſie. Sie ſind nicht ein willkürlich auserwähltes Kunſtvolk Gottes noch haben ſie den alleinſeligmachenden Schönheitsglauben noch beſitzen ſie ein Dichtungsmonopol.

Der Zuſammenhang.

Man ſollte ſich immer mehr bemühen, auch 47
die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwickelung und ein einziges, innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als ein großes Ganze zu betrachten, wo denn manche einſeitige und beſchränkte Anſicht von ſelbſt verſchwinden, vieles im Zuſammenhang erſt verſtändlich, alles aber in dieſem Lichte neu erſcheinen würde.

Genie und Menſchheit.

Schlechthin unübertreffliche Urbilder beweiſen 48
unüberſteigliche Grenzen der Vervollkommnung. In dieſer Rückſicht könnte man wohl ſagen: Der Himmel behüte uns vor ewigen Werken! Aber die Menſchheit reicht weiter als das Genie. Es kann fernerhin kein ſchriftſtelleriſcher Künſtler ſo nachahmungswürdig werden, daß er nicht einmal veralten und überſchritten werden müßte. Der reine Wert jedes einzelnen wirkt ewig mit fort; aber die Eigentümlichkeit auch des Größten verliert ſich in dem Strome des Ganzen.

Das Werden der Wahrheit.

Die Wahrheit läßt ſich nun einmal nicht er- 49
trotzen; und wer ſeine Vernunft betäubt, um nur glauben zu dürfen, was ſein Herz begehrte, endigt, wie billig, mit Mißtrauen gegen die geliebte Wahrheit ſelbſt. Wer alle Hoffnung auf die unmittelbare Tatſache einer reinen Liebe in ſeinem Innern baut, muß in Unglauben, Verzweiflung und Ekel ohne Maß verſinken, ſo oft Leidenſchaft oder Trägheit dem göttlichen Teil ſeines Weſens etwas hartnäckiger widerſtreben; ſo oft er auch nur die allgemeine menſchliche Beſchränktheit erwägt; ja, ſo oft er übler Laune ſich und andere anzuſchwärzen geneigt iſt.

Novalis.

Hymnen an die Nacht.

1 Welcher Lebendige, Sinnbegabte liebt nicht vor allen Wundererſcheinungen des verbreiteten Raumes um ihn das allerfreuliche Licht mit ſeinen Farben, ſeinen Strahlen und Wogen, ſeiner milden Allgegenwart als weckenden Tag? Wie des Lebens innerſte Seele atmet es der raſtloſen Geſtirne Rieſenwelt und ſchwimmt tanzend in ſeiner blauen Flut; atmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die ſinnige, ſaugende Pflanze und das wilde, brennende, vielgeſtaltete Tier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den ſinnvollen Augen, dem ſchwebenden Gange und den zartgeſchloſſenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdiſchen Natur ruft es jede Kraft zu zahlloſen Verwandlungen, knüpft und löſt es unendliche Bündniſſe, hängt ſein himmliſches Bild jedem irdiſchen Weſen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unausſprechlichen, geheimnisvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft verſenkt: wüſt und einſam iſt ihre Stelle. In den Saiten der Bruſt weht tiefe Wehmut. In Tautropfen will ich hinunterſinken und mit der Aſche mich vermiſchen. Fernen der Erinnerung, Wünſche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen ſchlug die luſtigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu ſeinen Kindern wiederkommen, die mit der Unſchuld Glauben ſeiner harren?

Was quillt auf einmal ſo ahnungsvoll unterm Herzen und verſchluckt der Wehmut weiche Luft? Haſt auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältſt du unter deinem Mantel, das mir unſichtbar kräftig an die Seele geht? Köſtlicher Balſam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die ſchweren Flügel des Gemüts hebſt du empor. Dunkel und unausſprechlich fühlen wir uns bewegt — ein ernſtes Antlitz ſeh ich froh erſchrocken, das ſanft und andachtsvoll ſich zu mir neigt und unter unendlich verſchlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindiſch dünkt mir das Licht nun! Wie erfreulich und geſegnet des Tages Abſchied! Alſo nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, ſäeteſt du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr in den Zeiten deiner Entfernung? Himmliſcher als jene blitzenden Sterne dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter ſehen ſie als die bläſſeſten jener zahlloſen Heere; unbedürftig des Lichts durchſchauen ſie die Tiefen eines liebenden Gemütes; was einen höheren Raum mit unſäglicher Wolluſt füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin ſeliger Liebe! Sie ſendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach ich; denn ich bin Dein und Mein: du haſt die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menſchen gemacht. Zehre mit Geiſterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich miſche und dann ewig die Brautnacht währt!

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdiſchen Gewalt? Unſelige Geſchäftigkeit verzehrt den himmliſchen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemeſſen ward dem Lichte ſeine Zeit; aber zeitlos und raumlos iſt der Nacht Herrſchaft. Ewig iſt die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! Beglücke zu ſelten nicht der Nacht Geweihte in dieſem

irdiſchen Tagewerk! Nur die Toren verkennen dich und wiſſen von keinem Schlafe als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfſt. Sie fühlen dich nicht in der goldenen Flut der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöl und dem braunen Safte des Mohns. Sie wiſſen nicht, daß du es biſt, der des zarten Mädchens Buſen umſchwebt und zum Himmel den Schoß macht; ahnen nicht, daß aus alten Geſchichten du himmelöffnend entgegentrittſt und den Schlüſſel trägſt zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimniſſe ſchweigender Bote.

Einſt, da ich bittre Tränen vergoß, da in Schmerz aufgelöſt meine Hoffnung zerrann und ich einſam ſtand am dürren Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Geſtalt meines Lebens barg — einſam, wie noch kein Einſamer war, von unſäglicher Angſt getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch — wie ich da nach Hilfe umherſchaute, vorwärts nicht konnte, rückwärts nicht und am fliehenden, verlöſchten Leben mit unendlicher Sehnſucht hing: da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsſchauer, und mit einem Male riß das Band der Geburt, des Lichtes Feſſel. Hin floh die irdiſche Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr; zuſammen floß die Wehmut in eine neue, unergründliche Welt; du, Nachtbegeiſterung, Schlummer des Himmels, kamſt über mich: die Gegend hob ſich ſacht empor; über der Gegend ſchwebte mein entbundener, neugeborener Geiſt. Zur Staubwolke wurde der Hügel; durch die Wolke ſah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände, und die Tränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtauſende zogen abwärts in der Ferne wie Ungewitter. An ihrem Halſe weinte ich dem neuen Leben entzückende Tränen. Es war der erſte, einzige Traum, und erſt ſeitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und ſein Licht, die Geliebte.

Nun weiß ich, wann der letzte Morgen ſein wird: wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe ſcheucht, wenn der Schlummer ewig und nur ein unerſchöpflicher Traum ſein wird. Himmliſche Müdigkeit fühl ich in mir. Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die kriſtallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkeln Schoß quillt, an deſſen Fuß die irdiſche Flut bricht: wer ſie gekoſtet hat, wer oben ſtand auf dem Grenzgebirge der Welt und hinüberſah in das neue Land, in der Nacht Wohnſitz: wahrlich, der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauſet.

Oben baut er ſich Hütten, Hütten des Friedens, ſehnt ſich und liebt, ſchaut hinüber, bis die willkommenſte aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdiſche ſchwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt; aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöſt in verborgenen Gängen auf das jenſeitige Gebiet, wo es wie Düfte ſich mit entſchlummerten Lieben miſcht. Noch weckſt du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößeſt fröhliches Leben mir ein: aber du lockſt mich von der Erinnerung mooſigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umſchauen, wo du mich brauchſt; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdroſſen verfolgen deines künſtlichen Werkes ſchönen Zuſammenhang; gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr ſinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des Wunderſpiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz und der ſchaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannſt du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Faſſen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben ſie mir wieder den zärtlichen Druck und das koſende Wort? Haſt du mit Farben und leichtem Umriß ſie geziert? Oder war ſie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wolluſt, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeiſtert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich, und ihr verdankſt du all deine Herrlichkeit. Du verflögſt in dir ſelbſt, in endloſen Raum zergingeſt du, wenn ſie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdeſt und flammend die Welt zeugteſt. Wahrlich, ich war, eh du warſt: die Mutter ſchickte mit meinen Geſchwiſtern mich, zu bewohnen deine Welt, ſie zu heiligen mit Liebe, daß ſie ein ewig angeſchautes Denkmal werde; zu bepflanzen ſie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften ſie nicht, dieſe göttlichen Gedanken; noch ſind der Spuren unſerer Offenbarung wenig. Einſt zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirſt wie unſer einer und voll Sehnſucht und Inbrunſt auslöſcheſt und ſtirbſt. In mir fühl ich deiner Geſchäftigkeit Ende, himmliſche Freiheit, ſelige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn ich deine Entfernung von unſerer Heimat, deinen Widerſtand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wut und dein Toben iſt vergebens. Unverbrennlich ſteht das Kreuz, eine Siegesfahne unſeres Geſchlechts.

Hinüber wall ich,
Und jede Pein
Wird einſt ein Stachel
Der Wolluſt ſein.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los
Und liege trunken
Der Lieb im Schoß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich ſchaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verliſcht dein Glanz;
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O ſauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entſchlummern
Und lieben kann!

Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut.

Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

Ueber der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele. Unendlich war die Erde, der Götter Aufenthalt und ihre Heimat. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnisvoller Bau. Ueber des Morgens roten Bergen, in des Meeres heiligem Schoß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ursöhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wut gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandte, die fröhlichen Menschen. Des Meeres dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schoß. In den kristallenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Tiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein, von sichtbarer Jugendfülle geschenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, emporwachsend in vollen goldenen Garben; der Liebe heiliger Rausch ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau. Ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner, rauschte das Leben wie ein Frühling durch die Jahrhunderte hin. Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme als das Höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es, ein entsetzliches Traumbild,

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat
Und das Gemüt in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rat,
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnisvoll war dieses Unholds Pfad,
Des Wut kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod, der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Tränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschieden,
Was hier das Herz in süßer Wollust regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnsucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Toten nur beschieden,
Ohnmächtges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnenglut
Verschönte sich der Mensch die grause Larve;
Ein sanfter Jüngling löscht das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinnrung schmilzt in kühler Schatten Flut:
So sang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträtselt blieb die ewge Nacht,
Das ernste Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt sich. Des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte; hinauf in den freieren, wüsten Raum strebten die unkindlichen, wachsenden Menschen. Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge. Einsam und leblos stand die Natur. Mit eiserner Kette band sie die dürre Zahl und das strenge Maß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüte des Lebens. Entflohen war der beschwörende Glaube und die allverwandelnde, allverschwisternde Himmelsgenossin, die Phantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheimat verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. Ins tiefere Heiligtum, in des Gemüts höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmlisches Zeichen: den Schleier der Nacht warfen sie über sich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schoß; in ihn kehrten die Götter zurück, schlummerten ein, um in neuen herrlichern Gestalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet, zu früh reif und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit nie gesehenem Angesicht die neue Welt: in der Armut dichterischer Hütte ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter, geheimnisvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahnende, blütenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn; zu des Königs demütiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blütenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt und ruhend an dem ahnungsseligen Busen der lieblich-ernsten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstammes, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüter, von inniger Liebe wundersam ergriffen, sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche Worte und der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefem Sinnen;
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen.
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit,
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ewge Leben kund:
Du bist der Tod und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan, das Herz von süßer Liebe trunken, und schüttete in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel

aus, daß tauſend Herzen ſich zu ihm neigten und die fröhliche Botſchaft tauſendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abſchied ward das köſtliche Leben ein Opfer des menſchlichen tiefen Verfalls: er ſtarb in jungen Jahren, weggeriſſen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und ſeinen zagenden Freunden. Der unſäglichen Leiden dunklen Kelch leerte der liebliche Mund. In entſetzlicher Angſt nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken; ſchwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal ſah er freundlich nach der Mutter: da kam der ewigen Liebe löſende Hand, und er entſchlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brauſende Meer, über das bebende Land; unzählige Tränen weinten die Geliebten; entſiegelt ward das Geheimnis: himmliſche Geiſter hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel ſaßen bei dem Schlummernden, aus ſeinen Träumen zart gebildet. Erwacht in neuer Götterherrlichkeit, erſtieg er die Höhe der neugeborenen Welt, begrub mit eigner Hand den Leichnam der alten in die verlaſſene Höhle und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf. * 1.

Geiſtliche Lieder.

Zuverſicht.

2 Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt,
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich alles gern,
Folg an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein;
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſein,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab ich auch die Welt;
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält,
Hingeſenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbteil in die Hand:
Längſt vermißte Brüder
Find ich nun in ſeinen Jüngern wieder. * 3.

Treue.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingſt für mich in Schmerz;
Drum geb ich dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Haſt du ſo viel getan,
Und doch biſt du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibſt du dennoch treu:
Die treuſte Liebe ſieget;
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O, laſſe nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſein mit dir!
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und ſinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz. * 4.

Gott.

Ich ſinge Gott im Hochgeſang
Mit hohen Seraphs Flug;
Nicht Ruhm und Lob, nur heißen Dank
Ihm, der mich mächtig trug
Durch mancher Klippen Fährlichkeit,
Durch Krankheit und durch Not!
Es flohen Angſt und Bänglichkeit
Wohl auf ſein Machtgebot.

Im Würmchen ſieht der Seher ihn,
Des Seele mächtig glüht,
Im Lenz, wenn alle Erden blühn
Und Froſt und Schlummer flieht;
Er wohnt im Tröpfchen Silbertau,
Das auf dem Veilchen glänzt,
Und webt auf jeder Flur und Au,
Um die der Himmel grenzt.

Orion zittert, wenn er winkt,
Und neigt gehorſam ſich,
Und wie er will, ſo ſteigt und ſinkt
Die Wage endelich,

Die Könige und Völker wägt
Und jede hohe Tat
Und ſtrenges Recht für jeden hegt,
Dem früh und jenem ſpat.

O Gott! Vernimm mein Flehgebet,
So heiß und inniglich;
Hör mich, du Gott voll Majeſtät,
Wie jeden väterlich!
Erleuchte mich durch einen Strahl
Der Wahrheit durch und durch
Und bleibe gnädig überall
Mir eine feſte Burg!

Gib mir Vertraun und Zuverſicht
Auf meinem Lebenspfad
Und gib in banger Nacht mir Licht
Und feſten Mut und Rat.
Die Ruh der Seele ſei mein Lohn;
Mich lehre die Natur:
Die göttlichſte Religion
Sei Menſchenliebe nur.

Hymne.

Wenige wiſſen
Das Geheimnis der Liebe,
Fühlen Unerſättlichkeit
Und ewigen Durſt.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Iſt den irdiſchen Sinnen Rätſel.
Aber wer jemals
Von heißen geliebten Lippen
Atem des Lebens ſog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz ſchmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird eſſen von ſeinem Leibe
Und trinken von ſeinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdiſchen Leibes
Hohen Sinn erraten?
Wer kann ſagen,
Daß er das Blut verſteht?
Einſt iſt alles Leib,
Ein Leib:
In himmliſchem Blute
Schwimmt das ſelige Paar.

O, daß das Weltmeer
Schon errötete
Und in duftiges Fleiſch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das ſüße Mahl,
Nie ſättigt die Liebe ſich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann ſie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt, wird das Genoſſene
Inniglicher und näher.
Heißere Wolluſt
Durchbebt die Seele;
Durſtiger und hungriger
Wird das Herz:
Und ſo währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekoſtet,
Alles verließen ſie
Und ſetzten ſich zu uns
An den Tiſch der Sehnſucht,
Der nie leer wird.
Sie erkännten der Liebe
Unendliche Fülle
Und prieſen die Nahrung
Von Leib und Blut. * 5.

Frühlingslied.

Es färbte ſich die Wieſe grün, 6
Und um die Hecken ſah ichs blühn;
Tagtäglich ſah ich neue Kräuter;
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt;
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in ſüßem Duft entgegen:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Es quoll und trieb nun überall
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie ſchienen gern ſich zu vereinen,
Daß alles möchte lieblich ſcheinen:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

So dacht ich: Iſt ein Geiſt erwacht,
Der alles ſo lebendig macht,
Und der mit tauſend ſchönen Waren
Und Blüten ſich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich;
Der lockre Staub wird zum Geſträuch;
Der Baum nimmt tieriſche Geberden;
Das Tier ſoll gar zum Menſchen werden:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Wie ich ſo ſtand und bei mir ſann,
Ein mächtger Trieb in mir begann.
Ein freundlich Mädchen kam gegangen
Und nahm mir jeden Sinn gefangen:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Uns barg der Wald vor Sonnenſchein:
Das iſt der Frühling, fiel mir ein;
Und kurz, ich ſah, daß jetzt auf Erden
Die Menſchen ſollten Götter werden.
Nun wußt ich wohl, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah! * 9.

Eins!

7 Was paßt, das muß ſich ründen,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt, zuſammen ſein.
Was hindert, muß entweichen;
Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was fern iſt, ſich erreichen;
Was keimt, das muß gedeihn.

Gib treulich mir die Hände;
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir!
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir! * 8.

Heinrich von Ofterdingen.

Wunder und Träume.

8 In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr ſtatt. Die alten Geſchichten und Schriften ſind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntnis von der überirdiſchen Welt, ſoweit wir ſie nötig haben, zu teil wird; und ſtatt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geiſt mittelbar durch den Verſtand kluger und wohlgeſinnter Männer und durch die Lebensweiſe und die Schickſale frommer Menſchen zu uns. Unſere heutigen Wunderbilder haben mich nie ſonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Taten geglaubt, die unſere Geiſtlichen davon erzählen. Indes mag ſich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl, jemanden in ſeinem Vertrauen irre zu machen.

Aber aus welchem Grunde ſeid ihr ſo den Träumen entgegen, deren ſeltſame Verwandlungen und leichte, zarte Natur doch unſer Nachdenken gewißlich rege machen müſſen? Iſt nicht jeder, auch der verworrenſte Traum eine ſonderliche Erſcheinung, die, auch ohne noch an göttliche Schickung dabei zu denken, ein bedeutſamer Riß in den geheimnisvollen Vorhang iſt, der mit tauſend Falten in unſer Inneres hereinfällt?

Wenn ihr zuerſt in eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet ihr nicht erſtaunen und euch die Wunderbarkeit dieſer uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiß nicht abſtreiten laſſen! Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung der gebundenen Phantaſie, wo ſie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft und die beſtändige Ernſthaftigkeit des erwachſenen Menſchen durch ein fröhliches Kinderſpiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und ſo kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf unſerer Wallfahrt betrachten.

Erſte Trennung.

Unendlich iſt die jugendliche Trauer bei der 9
erſten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge, die dem unerfahrenen Gemüt ſo notwendig und unentbehrlich, ſo feſt verwachſen mit dem eigentümlichſten Daſein und ſo unveränderlich wie dieſes vorkommen müſſen. Eine erſte Ankündigung des Todes, bleibt die erſte Trennung unvergeßlich und wird, nachdem ſie lange wie ein nächtliches Geſicht den Menſchen beängſtigt hat, endlich bei abnehmender Freude an den Erſcheinungen des Tages und zunehmender Sehnſucht nach einer bleibenden ſicheren Welt zu einem freundlichen Wegweiſer und einer tröſtenden Bekanntſchaft.

Außen- und Innenmenſchen.

Menſchen, die zum Handeln, zur Geſchäftigkeit 10
geboren ſind, können nicht früh genug alles ſelbſt betrachten und beleben. Sie müſſen überall ſelbſt Hand anlegen und viele Verhältniſſe durchlaufen, ihr Gemüt gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerſtreuungen vieler und mannigfaltiger Gegenſtände gewiſſermaßen abhärten und ſich gewöhnen, ſelbſt im Drange großer Begebenheiten den Faden ihres Zweckes feſtzuhalten und ihn gewandt hindurchzuführen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer ſtillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in ſich gekehrte Zuſchauerin, ſie muß unabläſſig nach außen gerichtet und eine emſige, ſchnell entſcheidende Dienerin des Verſtandes ſein. Sie ſind Helden, und um ſie her drängen ſich die Begebenheiten, die geleitet und gelöſt ſein wollen. Alle Zufälle werden zu Geſchichten unter ihrem Einfluß, und ihr Leben iſt eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und ſeltſamer Ereigniſſe.

Anders iſt es mit jenen ruhigen, unbekannten Menſchen, deren Welt ihr Gemüt, deren Tätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leiſes Bilden ihrer inneren Kräfte iſt. Keine Unruhe treibt ſie nach außen. Ein ſtiller Beſitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauſpiel außer ihnen reizt ſie nicht, ſelbſt darin aufzutreten, ſondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um ſeiner Betrachtung ihre Muße zu widmen. Verlangen nach dem Geiſte desſelben hält ſie in der Ferne, und er iſt es, der ſie zu der geheimnisvollen Rolle des Gemüts in dieſer menſchlichen Welt beſtimmte,

während jene die äußeren Gliedmaßen und Sinne und die ausgehenden Kräfte derſelben vorſtellen. Große und vielfache Begebenheiten würden ſie ſtören. Ein einfaches Leben iſt ihr Los, und nur aus Erzählungen und Schriften müſſen ſie mit dem reichen Inhalt und den zahlloſen Erſcheinungen der Welt bekannt werden. Nur ſelten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall ſie auf einige Zeit in ſeine raſchen Wirbel mit hineinziehen, um durch einige Erfahrungen ſie von der Lage und dem Charakter der handelnden Menſchen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn ſchon genug von nahen, unbedeutenden Erſcheinungen beſchäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darſtellen, und ſie werden keinen Schritt tun, ohne die überraſchendſten Entdeckungen in ſich ſelbſt über das Weſen und die Bedeutung derſelben zu machen. Es ſind die Dichter, dieſe ſeltenen Zugmenſchen, die zuweilen durch unſere Wohnſitze wandeln und überall den alten, ehrwürdigen Dienſt der Menſchheit und ihrer erſten Götter, der Geſtirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Geſundheit und des Frohſinns, erneuern; ſie, die ſchon hier im Beſitz der himmliſchen Ruhe ſind und, von keinen törichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdiſchen Früchte einatmen, ohne ſie zu verzehren und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu ſein. Freie Gäſte ſind ſie, deren goldener Fuß nur leiſe auftritt, und deren Gegenwart in allen unwillkürlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt ſich wie ein guter König frohen und klaren Geſichtern nach aufſuchen, und er iſt es, der allein den Namen eines Weiſen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden vergleicht, ſo findet man, daß die Geſänge der Dichter nicht ſelten den Heldenmut in jugendlichen Herzen erweckt, Heldentaten aber wohl nie den Geiſt der Poeſie in ein neues Gemüt gerufen haben.

Einſicht in die Natur.

11 Die Natur iſt für unſer Gemüt, was ein Körper für das Licht iſt. Er hält es zurück; er bricht es in eigentümliche Farben; er zündet auf ſeiner Oberfläche oder in ſeinem Innern ein Licht an, das, wenn es ſeiner Dunkelheit gleichkommt, ihn klar und durchſichtig macht, wenn es ſie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber ſelbſt der dunkelſte Körper kann durch Waſſer, Feuer und Luft dahin gebracht werden, daß er hell und glänzend wird.

Ein anderes iſt es mit der Natur für unſern Genuß und unſer Gemüt, ein anderes mit der Natur für unſern Verſtand, für das leitende Vermögen unſerer Weltkräfte. Man muß ſich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergeſſen. Es gibt viele, die nur die eine Seite kennen und die andere geringſchätzen. Aber beide kann man vereinigen, und man wird ſich wohl dabei befinden. Schade, daß ſo wenige darauf denken, ſich in ihrem Innern frei und geſchickt bewegen zu können und durch eine gehörige Trennung ſich den zweckmäßigſten und natürlichſten Gebrauch ihrer Gemütskräfte zu ſichern! Gewöhnlich hindert eine die andere, und ſo entſteht allmählich eine unbehilfliche Trägheit, daß, wenn nun ſolche Menſchen einmal mit geſamten Kräften aufſtehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und Streit beginnt und alles übereinander ungeſchickt herſtolpert. — Nichts iſt dem Dichter unentbehrlicher als Einſicht in die Natur jedes Geſchäfts, Bekanntſchaft mit den Mitteln, jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geiſtes, nach Zeit und Umſtänden die ſchicklichſten zu wählen. Begeiſterung ohne Verſtand iſt unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder tun können, wenn er ſelbſt über Wunder erſtaunt.

Unentbehrlich iſt dem Dichter ein inniger Glaube an die menſchliche Regierung des Schickſals, weil er ſich das Schickſal nicht anders vorſtellen kann, wenn er reiflich darüber nachdenkt. Aber wie entfernt iſt dieſe heitere Gewißheit von jener ängſtlichen Ungewißheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens! Und ſo iſt auch die kühle, belebende Wärme eines dichteriſchen Gemüts gerade das Widerſpiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Dieſe iſt arm, betäubend und vorübergehend; jene ſondert alle Geſtalten rein ab, begünſtigt die Ausbildung der mannigfachſten Verhältniſſe und iſt ewig durch ſich ſelbſt. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht beſonnen genug ſein. Zur wahren, melodiſchen Geſprächigkeit gehört ein weiter, aufmerkſamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrenes Geſchwätz, wenn ein reißender Sturm in der Bruſt tobt und die Aufmerkſamkeit in eine zitternde Gedankenloſigkeit auflöſt. Nochmals wiederhole ich: das echte Gemüt iſt wie das Licht, ebenſo ruhig und empfindlich, ebenſo elaſtiſch und durchdringlich, ebenſo mächtig und ebenſo unmerklich wirkſam wie dieſes köſtliche Element, das auf alle Gegenſtände ſich mit ſeiner Abgemeſſenheit verteilt und ſie alle in reizender Mannigfaltigkeit erſcheinen läßt. Der Dichter iſt reiner Stahl, ebenſo empfindlich wie ein zerbrechlicher Glasfaden und ebenſo hart wie ein ungeſchmeidiger Kieſel.

Sprache und Poeſie.

Die Sprache iſt eine kleine Welt in Zeichen 12
und Tönen. Wie der Menſch ſie beherrſcht, ſo möchte er gern die große Welt beherrſchen und ſich frei darin ausdrücken können. Und eben in dieſer Freude, das, was außer der Welt iſt, in ihr zu offenbaren, das tun zu können, was eigentlich der urſprüngliche Trieb unſeres Daſeins iſt, liegt der Urſprung der Poeſie.

Es iſt recht übel, daß die Poeſie einen beſondern Namen hat und die Dichter eine beſondere Zunft ausmachen. Es iſt gar nichts Beſonderes. Es iſt

die eigentümliche Handlungsweiſe des menſchlichen Geiſtes. Dichtet und trachtet nicht jeder Menſch in jeder Minute? Man betrachte nur die Liebe! Nirgends wird wohl die Notwendigkeit der Poeſie zum Beſtand der Menſchheit ſo klar als in ihr. Die Liebe iſt ſtumm: nur die Poeſie kann für ſie ſprechen. Oder die Liebe iſt ſelbſt nichts als die höchſte Naturpoeſie.

Das Gewiſſen.

13 Wann wird es doch gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Not und keines Uebels mehr im Weltall bedürfen?

Wenn es nur eine Kraft gibt — die Kraft des Gewiſſens, wenn die Natur züchtig und ſittlich geworden iſt. Es gibt nur eine Urſache des Uebels — die allgemeine Schwäche, und dieſe Schwäche iſt nichts als geringe ſittliche Empfänglichkeit und Mangel an Reiz der Freiheit.

Macht mir doch die Natur des Gewiſſens begreiflich!

Wenn ich das könnte, ſo wäre ich Gott; denn indem man das Gewiſſen begreift, entſteht es.

Könnt ihr mir das Weſen der Dichtkunſt begreiflich machen?

Etwas Perſönliches läßt ſich nicht beſtimmt abfragen.

Wie viel weniger alſo das Geheimnis der höchſten Unteilbarkeit.

Läßt ſich Muſik dem Tauben erklären?

Alſo wäre der Sinn ein Anteil an der neuen, durch ihn eröffneten Welt ſelbſt? Man verſtände die Sache nur, wenn man ſie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größeren Welten wieder befaßte Welten. Alle Sinne ſind am Ende ein Sinn. Ein Sinn führt wie eine Welt allmählich zu allen Welten. Aber alles hat ſeine Zeit und ſeine Weiſe. Nur die Perſon des Weltalls vermag das Verhältnis unſerer Welt einzuſehen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob wir innerhalb der ſinnlichen Schranken unſeres Körpers wirklich unſere Welt mit neuen Welten, unſere Sinne mit neuen Sinnen vermehren können, oder ob jeder Zuwachs unſerer Erkenntnis, jede neue erworbene Fähigkeit nur zur Ausbildung unſeres gegenwärtigen Weltſinnes zu rechnen iſt.

Vielleicht iſt beides eins. Selbſt das Gewiſſen, dieſe ſinn- und weltenerzeugende Macht, dieſer Keim aller Perſönlichkeit, erſcheint mir wie der Geiſt des Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen, romantiſchen Zuſammenkunft des unendlich veränderlichen Geſamtlebens.

Das Gewiſſen erſcheint in jeder ernſten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erſcheinung, zu einer Verwandlung des Gewiſſens. Alle Bildung führt zu dem, was man nicht anders als Freiheit nennen kann, ohnerachtet damit nicht ein Begriff, ſondern der ſchaffende Grund alles Daſeins bezeichnet werden ſoll. Dieſe Freiheit iſt Meiſterſchaft. Der Meiſter übt freie Gewalt nach Abſicht und in beſtimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenſtände ſeiner Kunſt ſind ſein und ſtehen in ſeinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefeſſelt oder gehemmt. Und gerade dieſe allumfaſſende Freiheit, Meiſterſchaft oder Herrſchaft iſt das Weſen, der Trieb des Gewiſſens. In ihm offenbart ſich die heilige Eigentümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Perſönlichkeit, und jede Handlung des Meiſters iſt zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt — Gottes Wort.

Alſo iſt auch das, was ehemals Tugendlehre genannt wurde, nur die Religion als Wiſſenſchaft, die ſogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Geſetzordnung, die ſich zur Gottesverehrung verhält wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Oberwelt bezeichnet, vorſtellt und ſie auf einer gewiſſen Stufe der Bildung vertritt? Die Religion für das Vermögen der Einſicht und des Urteils? Der Richtſpruch, das Geſetz der Auflöſung und Beſtimmung aller möglichen Verhältniſſe eines perſönlichen Weſens?

Allerdings iſt das Gewiſſen der eingeborene Mittler jedes Menſchen. Er vertritt die Stelle Gottes auf Erden und iſt daher vielen das Höchſte und Letzte. Aber wie entfernt war die bisherige Wiſſenſchaft, die man Tugend- oder Sittenlehre nannte, von der reinen Geſtalt dieſes erhabenen, weitumfaſſenden, perſönlichen Gedankens! Das Gewiſſen iſt der Menſchen eigenſtes Weſen in voller Verklärung, der himmliſche Urmenſch. Es iſt nicht dies und jenes, es gebietet nicht in allgemeinen Sprüchen, es beſteht nicht aus einzelnen Tugenden. Es gibt nur eine Tugend — den reinen, ernſten Willen, der im Augenblick der Entſcheidung unmittelbar ſich entſchließt und wählt. In lebendiger, eigentümlicher Unteilbarkeit bewohnt es und beſeelt es das zärtliche Sinnbild des menſchlichen Körpers und vermag alle geiſtigen Gliedmaßen in die wahrhafteſte Tätigkeit zu verſetzen.

Die Lehrlinge zu Sais.

Die Natur und der Menſch.

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menſchen darauf dachten, die mannigfachen Gegenſtände ihrer Sinne mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu bezeichnen und ſich entgegen zu ſetzen. Durch Uebung werden Entwicklungen befördert, und in allen Entwicklungen gehen Teilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtſtrahls vergleichen kann. So hat ſich auch nur allmählich unſer Inneres in ſo mannigfaltige Kräfte zerſpaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch dieſe Zerſpaltung zunehmen. Vielleicht iſt es nur krankhafte Anlage

der ſpäteren Menſchen, wenn ſie das Vermögen verlieren, die zerſtreuten Farben ihres Geiſtes wieder zu miſchen und nach Belieben den alten einfachen Naturſtand herzuſtellen oder neue mannigfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter ſie ſind, deſto vereinigter, deſto vollſtändiger und perſönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erſcheinung in ſie ein: denn der Natur des Sinnes entſpricht die Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menſchen alles menſchlich, bekannt und geſellig vorkommen; die friſcheſte Eigentümlichkeit mußte in ihren Anſichten ſichtbar werden; jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorſtellungen mußten mit der ſie umgebenden Welt übereinſtimmen und einen treuen Ausdruck derſelben darſtellen. Wir können daher die Gedanken unſerer Altväter von den Dingen in der Welt als ein notwendiges Erzeugnis, als eine Selbſtabbildung des damaligen Zuſtandes der irdiſchen Natur betrachten und beſonders an ihnen als den ſchicklichſten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls das Hauptverhältnis desſelben, das damalige Verhältnis zu ſeinen Bewohnern und ſeiner Bewohner zu ihm, beſtimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabenſten Fragen zuerſt ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigen, und daß ſie den Schlüſſel dieſes wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmaſſe der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenſtande eines unbekannten Sinnes aufſuchten. Bemerklich iſt hier die gemeinſchaftliche Ahnung desſelben im Flüſſigen, im Dünnen, Geſtaltloſen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehilflichkeit der feſten Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlaſſen. Früh genug ſtieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Geſtalten-Erklärung aus jenen geſtaltloſen Kräften und Meeren. Er verſuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu löſen, indem er die erſten Anfänge zu feſten, geſtalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus dieſem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihilfe mitwirkender Gedankenweſen, anziehender und abſtoßender Kräfte den ungeheuren Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man ſtatt wiſſenſchaftlicher Erklärungen Märchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menſchen, Götter und Tiere als gemeinſchaftliche Werkmeiſter und hört auf die natürlichſte Art die Entſtehung der Welt beſchreiben. Man erfährt wenigſtens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Urſprungs derſelben, und auch für den Verächter der regelloſen Erzeugniſſe der Einbildungskraft iſt dieſe Vorſtellung bedeutend genug. Die Geſchichte der Welt als Menſchengeſchichte zu behandeln, überall nur menſchliche Begebenheiten und Verhältniſſe zu finden, iſt eine fortwandernde, in den verſchiedenſten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden und ſcheint an wunderbarer Wirkung und leichter Ueberzeugung beſtändig den Vorrang gehabt zu haben. Auch ſcheint die Zufälligkeit der Natur ſich wie von ſelbſt an die Idee menſchlicher Perſönlichkeit anzuſchließen und letztere am willigſten, als menſchliches Weſen verſtändlich zu werden. Daher iſt auch wohl die Dichtkunſt das liebſte Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde geweſen, und am hellſten iſt in Gedichten der Naturgeiſt erſchienen. Wenn man echte Gedichte lieſt und hört, ſo fühlt man einen inneren Verſtand der Natur ſich bewegen und ſchwebt wie der himmliſche Leib derſelben in ihr und über ihr zugleich. Naturforſcher und Dichter haben durch eine Sprache ſich immer wie ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen ſammelten und in großen, geordneten Maſſen aufſtellten, haben dieſe für menſchliche Herzen zur täglichen Nahrung und Notdurft verarbeitet und jene unermeßliche Natur zu mannigfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zerſplittert und gebildet. Wenn dieſe mehr das Flüſſige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, ſuchten jene mit ſcharfen Meſſerſchnitten den inneren Bau und die Verhältniſſe der Glieder zu erforſchen. Unter ihren Händen ſtarb die freundliche Natur und ließ nur tote, zuckende Reſte zurück; dagegen ſie, vom Dichter wie durch geiſtvollen Wein noch mehr beſeelt, die göttlichſten und munterſten Einfälle hören ließ und, über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel ſtieg, tanzte und weisſagte, jeden Gaſt willkommen hieß und ihre Schätze frohen Muts verſchwendete. So genoß ſie himmliſche Stunden mit dem Dichter und lud den Naturforſcher nur dann ein, wenn ſie krank und gewiſſenhaft war. Dann gab ſie ihm Beſcheid auf jede Frage und ehrte gern den ernſten, ſtrengen Mann. Wer alſo ihr Gemüt recht kennen will, muß ſie in der Geſellſchaft der Dichter ſuchen; dort iſt ſie offen und ergießt ihr wunderſames Herz. Wer ſie aber nicht aus Herzensgrunde liebt und dies und jenes nur an ihr bewundert und zu erfahren ſtrebt, muß ihre Krankenſtube, ihr Beinhaus fleißig beſuchen.

Man ſteht mit der Natur gerade in ſo unbegreiflich verſchiedenen Verhältniſſen wie mit den Menſchen; und wie ſie ſich dem Kinde kindiſch zeigt und ſich gefällig ſeinem kindlichen Herzen anſchmiegt, ſo zeigt ſie ſich dem Gotte göttlich und ſtimmt zu deſſen hohem Geiſte. Man kann nicht ſagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Ueberſchwengliches zu ſagen, und alles Beſtreben nach Wahrheit in den Reden und Geſprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollſtändig zu begreifen, zur Sehnſucht ſich veredelt, zur zarten, beſcheidenen Sehnſucht, die ſich das fremde, kalte Weſen gern gefallen läßt, wenn ſie nur einſt auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es iſt ein geheimnisvoller Zug nach allen Seiten

in unſerm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt ſich rings verbreitend. Liegt nun die wunderſame, ſinnliche und unſinnliche Natur rund um uns her, ſo glauben wir, es ſei jener Zug ein Anziehen der Natur, eine Aeußerung unſerer Sympathie mit ihr; nur ſucht der eine hinter dieſen blauen, fernen Geſtalten noch eine Heimat, die ſie ihm verhalten, eine Geliebte ſeiner Jugend, Eltern und Geſchwiſter, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der andere meint, da jenſeits warteten unbekannte Herrlichkeiten ſeiner; eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter verſteckt und ſtreckt verlangend ſeine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieſer herrlichen Umgebung ruhig ſtehen und ſuchen ſie nur ſelbſt in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfaſſen, vergeſſen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweiſe die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden ſich beſeligt in der Beſchauung dieſes lebendigen, über nächtlichen Tiefen ſchwebenden Schmuckes. So entſtehen mannigfache Naturbetrachtungen; und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein luſtiger Einfall, eine Mahlzeit wird, ſo ſieht man ſie dort, zur andächtigſten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gabs ſolche ernſten Gemüter, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indeſſen andere fröhliche Herzen ſich nur auf ſie zu Tiſche baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Geſtirne Lichter zum nächtlichen Tanz und Pflanzen und Tiere nur köſtliche Speiſen, und ſo kam ihnen die Natur nicht wie ein ſtiller, wundervoller Tempel, ſondern wie eine luſtige Küche und Speiſekammer vor. Dazwiſchen waren andere, ſinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten und Tag und Nacht beſchäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu ſchaffen. Sie teilten ſich geſellig in das große Werk; die einen ſuchten die verſtummten und verlorenen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken; andere legten ihre Ahnungen und Bilder ſchönerer Geſchlechter in Erz und Steine nieder, bauten ſchönere Felſen zu Wohnungen wieder, brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht, zähmten die ausgelaſſenen Ströme, bevölkerten das unwirtliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Tiere zurück, hemmten die Waldüberſchwemmungen und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts, lehrten die Farben zu reizenden Bildungen ſich miſchen und ordnen und Wald und Wieſe, Quellen und Felſen wieder zu lieblichen Gärten zuſammenzutreten, hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um ſie zu entfalten und in heiteren Schwingungen zu bewegen; nahmen ſich der armen, verlaſſenen, für Menſchenſitte empfänglichen Tiere an und ſäuberten die Wälder von den ſchädlichen Ungeheuern, dieſen Mißgeburten einer entarteten Phantaſie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten; ſie ward ſanfter und erquicklicher und ließ ſich willig zur Beförderung der menſchlichen Wünſche finden. Allmählich fing ihr Herz wieder an, menſchlich ſich zu regen; ihre Phantaſien wurden heiterer; ſie ward wieder umgänglich und antwortete dem freundlichen Frager gern, und ſo ſcheint allmählich die alte goldene Zeit zurückzukommen, in der ſie den Menſchen Freundin, Tröſterin, Prieſterin und Wundertäterin war, als ſie unter ihnen wohnte und ein himmliſcher Umgang die Menſchen zu Unſterblichen machte. Dann werden die Geſtirne die Erde wieder beſuchen, der ſie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinſterung; dann legt die Sonne ihr ſtrenges Scepter nieder und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geſchlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zuſammen. Dann finden ſich die alten verwaiſten Familien, und jeder Tag ſieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück; in jedem Hügel regt ſich neu erglimmende Aſche; überall lodern Flammen des Lebens empor; alte Wohnſtätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geſchichte wird zum Traum einer unendlichen, unabſehlichen Gegenwart.

Wer dieſes Stammes und dieſes Glaubens iſt und gern auch das Seinige zu dieſer Entwilderung der Natur beitragen will, der geht in den Werkſtätten der Künſtler umher, belauſcht überall die unvermutet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunſt, wird nimmer müde, die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verſchmäht keinen mühſeligen Gang, wenn ſie ihm winkt, und ſollte er auch durch Modergrüfte gehen: er findet ſicher unſägliche Schätze — das Grubenlichtchen ſteht am Ende ſtill, und wer weiß, in welche himmliſchen Geheimniſſe ihn dann eine reizende Bewohnerin des unterirdiſchen Reiches einweiht! Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer ſich ſelbſt einbildet, er kenne ſchon das ſeltſame Reich und wiſſe mit wenig Worten ſeine Verfaſſung zu ergründen und überall den rechten Weg zu finden. Von ſelbſt geht keinem, der los ſich riß und ſich zur Inſel machte, das Verſtändnis auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern oder kindlichen Menſchen, die nicht wiſſen, was ſie tun, kann dies begegnen. Langer, unabläſſiger Umgang, freie und künſtliche Betrachtung, Aufmerkſamkeit auf leiſe Winke und Züge, ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüt: das ſind die weſentlichen Erforderniſſe eines echten Naturfreundes, ohne welche keinem ſein Wunſch gedeihen wird. Nicht weiſe ſcheint es, eine Menſchenwelt ohne volle aufgeblühte Menſchheit begreifen und verſtehen zu wollen. Kein Sinn

muß ſchlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach ſind, ſo müſſen ſie doch alle angeregt, und nicht unterdrückt und erſchlafft ſein. So wie man einen künftigen Maler in dem Knaben ſieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt und Farben zu Figuren bunt verknüpft, ſo ſieht man einen künftigen Weltweiſen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Raſt nachſpürt, nachfrägt, auf alles achtet, jedes Merkwürdige zuſammenträgt und froh iſt, wenn er einer neuen Erſcheinung, einer neuen Kraft und Kenntnis Meiſter und Beſitzer geworden iſt.

Nun dünkt es einigen, es ſei der Mühe gar nicht wert, den endloſen Zerſpaltungen der Natur nachzugehen, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinſte Korn der feſten Körper, nie die einfachſte Faſer finden werde, weil alle Größe vor- und rückwärts ſich ins Unendliche verliert, ſo ſei es auch mit den Arten der Körper und Kräfte: auch hier gerate man auf neue Arten, neue Zuſammenſetzungen, neue Erſcheinungen bis ins Unendliche. Sie ſchienen dann nur ſtill zu ſtehen, wenn unſer Fleiß ermatte, und ſo verſchwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und zuletzt werde dies ein wahrer Wahnſinn, ein feſter Schwindel an der entſetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, ſoweit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umſchwung, unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollſten Uebermutes, eine unglückſchwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine deſto grauſendere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühlloſigkeit ängſtigen. Wie ein Heiland ſtehe dem armen Menſchengeſchlechte der Tod zur Seite; denn ohne Tod wäre der Wahnſinnigſte am glücklichſten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieſes rieſenmäßigen Triebwerks ſei ſchon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel; denn jeder Reiz ſcheine ein wachſender Wirbel, der bald ſich des Unglücklichen ganz bemächtige und ihn dann durch eine ſchreckenvolle Nacht mit ſich fortreiße. Hier ſei die liſtige Fallgrube des menſchlichen Verſtandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten ſuche. Heil der kindlichen Unwiſſenheit und Schuldloſigkeit der Menſchen, welche ſie die entſetzlichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnſitze herlägen und jeden Augenblick über ſie hereinzubrechen bereit wären! Nur innere Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menſchen bis jetzt erhalten; indes könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo ſich die ſämtlichen Menſchen durch einen großen gemeinſchaftlichen Entſchluß aus dieſer peinlichen Lage, aus dieſem furchtbaren Gefängniſſe reißen und durch eine freiwillige Entſagung ihrer hieſigen Beſitztümer auf ewig ihr Geſchlecht aus dieſem Jammer erlöſen und in eine glücklichere Welt zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten ſie doch ihrer würdig und kämen ihrer notwendigen, gewaltſamen Vertilgung oder einer noch entſetzlicheren Ausartung in Tiere durch ſtufenweiſe Zerſtörung der Denkorgane, durch Wahnſinn zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Tieren, Pflanzen, Felſen, Stürmen und Wogen müſſe notwendig die Menſchen dieſen Gegenſtänden verähnlichen, und dieſe Verähnlichung, Verwandlung und Auflöſung des Göttlichen und Menſchlichen in unbändige Kräfte ſei der Geiſt der Natur, dieſer fürchterlich verſchlingenden Macht: und ſei nicht alles, was man ſehe, ſchon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibſel eines ſchrecklichen Mahles?

„Wohl“, ſagen Mutigere, „laßt unſer Geſchlecht einen langſamen, wohldurchdachten Zerſtörungskrieg mit dieſer Natur führen! Mit ſchleichenden Giften müſſen wir ihr beizukommen ſuchen. Der Naturforſcher ſei ein edler Held, der ſich in den geöffneten Abgrund ſtürze, um ſeine Mitbürger zu erretten. Die Künſtler haben ihr ſchon manchen geheimen Streich beigebracht: fahrt nur ſo fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht ſie lüſtern nach ſich ſelbſt! Benutzt jene Zwiſte, um ſie wie jenen feuerſpeienden Stier nach eurer Willkür lenken zu können! Euch untertänig muß ſie werden! Geduld und Glaube ziemt den Menſchenkindern. Entfernte Brüder ſind zu einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unſeres Lebens werden, und dann können wir durch unſere Sklaven ein neues Dſchinniſtan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüſtungen, ihren Tumulten zuſehen; ſie ſoll an uns ſich ſelbſt verkaufen, und jede Gewalttat ſoll ihr zur ſchweren Buße werden. In den begeiſternden Gefühlen unſerer Freiheit laßt uns leben und ſterben: hier quillt der Strom, der ſie einſt überſchwemmen und zähmen wird; und in ihm laßt uns baden und mit neuem Mut zu Heldentaten uns erfriſchen! Bis hierher reicht die Wut des Ungeheuers nicht; ein Tropfen Freiheit iſt genug, ſie auf immer zu lähmen und ihren Verheerungen Maß und Ziel zu ſetzen.“

„Sie haben recht,“ ſprechen mehrere, „hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit ſitzen wir und ſpähen; er iſt der große Zauberſpiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung ſich enthüllt; in ihm baden die zarten Geiſter und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern ſehen wir hier aufgeſchloſſen. Was brauchen wir die trübe Welt der ſichtbaren Dinge mühſam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in dieſem Quell. Hier offenbart ſich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauſpiels: und treten wir, von dieſen Blicken voll, in die Natur, ſo iſt uns alles wohlbekannt, und ſicher kennen wir jede Geſtalt. Wir brauchen nicht erſt lange

nachzuforſchen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande ſind genug, um uns zu verſtändigen. So iſt uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüſſel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wiſſen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen, weil ſie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängſtigen und helle Beſonnenheit uns zuverſichtlich und ruhig macht."

„Die andern reden irre," ſagt ein ernſter Mann zu dieſen. „Erkennen ſie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer ſelbſt? Sie ſelbſt verzehren ſich in wilder Gedankenloſigkeit. Sie wiſſen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenſpiel, eine wüſte Phantaſie ihres Traumes iſt. Jawohl iſt ſie ihnen ein entſetzliches Tier, eine ſeltſame abenteuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Menſch ſieht ohne Schaudern dieſe Brut ſeiner regelloſen Einbildungskraft; denn er weiß, daß es nichtige Geſpenſter ſeiner Schwäche ſind. Er fühlt ſich Herr der Welt; ſein Ich ſchwebt mächtig über dieſem Abgrund und wird in Ewigkeiten über dieſem endloſen Wechſel erhaben ſchweben. Einklang ſtrebt ſein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus ſtets einiger mit ſich ſelbſt und ſeiner Schöpfung um ſich her ſein und mit jedem Schritte die ewige Allwirkſamkeit einer hohen ſittlichen Weltordnung, der Veſte ſeines Ichs, immer heller hervortreten ſehen. Der Sinn der Welt iſt die Vernunft; um derentwillen iſt ſie da, und wenn ſie erſt der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft iſt, ſo wird ſie einſt zum göttlichen Bilde ihrer Tätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre ſie der Menſch als Sinnbild ſeines Gemüts, das ſich mit ihm in unbeſtimmbare Stufen veredelt. Wer alſo zur Kenntnis der Natur gelangen will, übe ſeinen ſittlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne ſeines Innern gemäß, und wie von ſelbſt wird die Natur ſich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln iſt jener große und einzige Verſuch, in welchem alle Rätſel der mannigfaltigſten Erſcheinungen ſich löſen. Wer ihn verſteht und in ſtrengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, iſt ewiger Meiſter der Natur."

Gefühl der Natur.

15 O daß der Menſch die innere Muſik der Natur verſtände und einen Sinn für äußere Harmonie hätte! Der Zauber des Goldes, die Geheimniſſe der Farben, die Freuden des Waſſers ſind ihm nicht fremd; in den Antiken ahnt er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die ſüße Leidenſchaft für das Weben der Natur, das Auge für ihre entzückenden Myſterien. Lernt er nur einmal fühlen? Dieſen himmliſchen, dieſen natürlichſten aller Sinne kennt er noch wenig; durch das Gefühl würde die alte, erſehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls iſt ein inneres Licht, was ſich in ſchöneren, kräftigeren Farben bricht. Dann gingen die Geſtirne in ihm auf; er lernte die ganze Welt fühlen, klarer und mannigfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meiſter eines unendlichen Spiels und vergäße alle törichten Beſtrebungen in einem ewigen, ſich ſelbſt nährenden und immer wachſenden Genuſſe. Das Denken iſt nur ein Traum des Fühlens, ein erſtorbenes Fühlen, ein blaßgraues, ſchwaches Leben.

Begreifen der Natur.

Auf alles, was der Menſch vornimmt, muß er 16
ſeine ungeteilte Aufmerkſamkeit oder ſein Ich richten, und wenn er dieſes getan hat, ſo entſtehen bald Gedanken oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts oder wunderliche Zuſammenziehungen und Figurationen einer elaſtiſchen Flüſſigkeit zu ſein ſcheinen, auf eine wunderbare Weiſe in ihm. Sie verbreiten ſich von dem Punkte, wo er den Eindruck feſt ſteckte, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit und nehmen ſein Ich mit fort. Er kann dieſes Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er ſeine Aufmerkſamkeit wieder teilt oder nach Willkür herumſchweifen läßt; denn ſie ſcheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten zu in jenem elaſtiſchen Medium erregt, oder ſeine Brechungen in demſelben oder überhaupt ein ſeltſames Spiel der Wellen dieſes Meeres mit der ſtarren Aufmerkſamkeit zu ſein. Höchſt merkwürdig iſt es, daß der Menſch erſt in dieſem Spiele ſeine Eigentümlichkeit, ſeine ſpezifiſche Freiheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tiefen Schlafe, als ſei er nun erſt in der Welt zu Hauſe und verbreite jetzt erſt das Licht des Tages ſich über ſeine innere Welt. Er glaubt es am höchſten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu ſtören, zugleich die gewöhnlichen Geſchäfte der Sinne vornehmen und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beide Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchſichtig und die Innenwelt mannigfaltig und bedeutungsvoll, und ſo befindet ſich der Menſch in einem innig lebendigen Zuſtande zwiſchen zwei Welten in der vollkommenſten Freiheit und dem freudigſten Machtgefühl. Es iſt natürlich, daß der Menſch dieſen Zuſtand zu verewigen und ihn über die ganze Summe ſeiner Eindrücke zu verbreiten ſucht; daß er nicht müde wird, dieſe Aſſociationen beider Welten zu verfolgen und ihren Geſetzen und ihren Sympathien und Antipathien nachzuſpüren.

Den Inbegriff deſſen, was uns rührt, nennt man die Natur, und alſo ſteht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Gliedmaßen unſeres Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimnisvolle Beziehungen unſeres Körpers laſſen unbekannte

und geheimnisvolle Verhältniſſe der Natur vermuten, und ſo iſt die Natur jene wunderbare Gemeinſchaft, in die unſer Körper uns einführt, und die wir nach dem Maße ſeiner Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es fragt ſich, ob wir die Natur der Naturen durch dieſe ſpezielle Natur wahrhaft begreifen lernen können, und inwiefern unſere Gedanken und die Intenſität unſerer Aufmerkſamkeit durch dieſelbe beſtimmt werden oder ſie beſtimmen und dadurch von der Natur losreißen und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit verderben. Man ſieht wohl, daß dieſe inneren Verhältniſſe und Einrichtungen unſeres Körpers vor allen Dingen erforſcht werden müſſen, ehe wir dieſe Frage zu beantworten und in die Natur der Dinge zu dringen hoffen können. Es ließe ſich jedoch auch denken, daß wir überhaupt erſt uns mannigfach im Denken müßten geübt haben, ehe wir uns an dem inneren Zuſammenhang unſeres Körpers verſuchen und ſeinen Verſtand zum Verſtändnis der Natur gebrauchen könnten; und da wäre freilich nichts natürlicher, als alle möglichen Bewegungen des Denkens hervorzubringen und eine Fertigkeit in dieſem Geſchäft ſowie eine Leichtigkeit zu erwerben, von einer zur andern überzugehen und ſie mannigfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende müßte man alle Eindrücke aufmerkſam betrachten, das dadurch entſtehende Gedankenſpiel ebenfalls genau bemerken und, ſollten dadurch abermals neue Gedanken entſtehen, auch dieſen zuſehen, um ſo allmählich ihren Mechanismus zu erfahren und durch eine oftmalige Wiederholung die mit jedem Eindruck beſtändig verbundenen Bewegungen von den übrigen unterſcheiden und behalten zu lernen. Hätte man dann nur erſt einige Bewegungen als Buchſtaben der Natur herausgebracht, ſo würde das Dechiffrieren immer leichter von ſtatten gehen und die Macht über die Gedankenerzeugung und Bewegung den Beobachter in ſtand ſetzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck Naturgedanken hervorzubringen und Naturkompoſitionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es iſt wohl viel gewagt, ſo aus den äußerlichen Kräften und Erſcheinungen der Natur ſie zuſammenſetzen zu wollen und ſie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar geſtalteten Ball, bald für eine Zweiheit oder Dreiheit oder für irgend eine andere ſeltſamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daß ſie das Erzeugnis eines unbegreiflichen Einverſtändniſſes unendlich verſchiedener Weſen wäre, das wunderbare Band der Geiſterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laß es gewagt ſein: je willkürlicher das Netz gewebt iſt, das der kühne Fiſcher auswirft, deſto glücklicher iſt der Fang. Man ermuntre nur jeden, ſeinen Gang ſo weit als möglich fortzuſetzen, und jeder ſei willkommen, der mit einer neuen Phantaſie die Dinge überſpinnt! Die Erkenntnis der Natur wird noch himmelweit von ihrer Auslegung verſchieden ſein. Der eigentliche Chiffrierer wird vielleicht dahin kommen, mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erſcheinungen in Bewegung zu ſetzen; er wird auf der Natur wie auf einem großen Inſtrument phantaſieren können, und doch wird er die Natur nicht verſtehen. Dies iſt die Gabe des Naturhiſtorikers, des Zeitenſehers, der, vertraut mit der Geſchichte der Natur und bekannt mit der Welt, dieſem höheren Schauplatz der Naturgeſchichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt und weisſagend verkündigt. Noch iſt dieſes Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Geſandte haben einzelne Worte dieſer höchſten Wiſſenſchaft fallen laſſen, und es iſt nur zu verwundern, daß die ahnungsvollen Geiſter ſich dieſe Ahnung haben entgehen laſſen und die Natur zur einförmigen Maſchine ohne Vorzeit und Zukunft erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geſchichte, und die Natur, dieſes einzige Ganze, womit der Menſch ſich vergleichen kann, ſollte nicht ſo gut wie der Menſch in einer Geſchichte begriffen ſein oder, welches eins iſt, einen Geiſt haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn ſie keinen Geiſt hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menſchheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieſer geheimnisvollen Frage oder die Frage zu dieſer unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur den Menſchen ſein kann, und man kann auch hier von ihnen ſagen, daß ſich die Menſchheit in ihnen in der vollkommenſten Auflöſung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen ſeinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles finden ſie in der Natur. Ihnen bleibt die Seele derſelben nicht fremd, und ſie ſuchen in ihrem Umgang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umſonſt. Für ſie hat die Natur alle Abwechſelungen eines unendlichen Gemüts, und mehr als der geiſtvollſte, lebendigſte Menſch überraſcht ſie durch ſinnreiche Wendungen und Einfälle, Bewegungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarrerien. Der unerſchöpfliche Reichtum ihrer Phantaſie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufſuchen. Alles weiß ſie zu verſchönern, zu beleben, zu beſtätigen, und wenn auch im einzelnen ein bewußtloſer, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrſchen ſcheint, ſo ſieht doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menſchlichen Herzen im Zuſammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind iſt eine Luftbewegung, die manche äußere Urſachen haben kann; aber iſt er dem einſamen, ſehnſuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorüberſauſt, von geliebten Gegenden herweht und mit tauſend dunkeln, wehmütigen Lauten den ſtillen Schmerz in einen tiefen melodiſchen Seufzer der ganzen Natur aufzulöſen ſcheint? Fühlt

nicht ſo auch im jungen beſcheidenen Grün der Frühlingswieſen der junge Liebende ſeine ganze blumenſchwangere Seele mit entzückender Wahrheit ausgeſprochen, und iſt je die Ueppigkeit einer nach ſüßer Auflöſung in goldnen Wein lüſternen Seele köſtlicher und erwecklicher erſchienen als in einer vollen, glänzenden Traube, die ſich unter den breiten Blättern halb verſteckt? Man beſchuldigt die Dichter der Uebertreibung und hält ihnen ihre bildliche, uneigentliche Sprache gleichſam nur zu gute, ja, man begnügt ſich ohne tiefere Unterſuchung, ihrer Phantaſie jene wunderliche Natur zuzuſchreiben, die manches ſieht und hört, was andere nicht ſehen und hören, und die in einem lieblichen Wahnſinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben ſchaltet und waltet; aber mir ſcheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnen und mit der Phantaſie nur ſo zu ſpielen, wie ein Kind mit dem Zauberſtabe ſeines Vaters ſpielt. Sie wiſſen nicht, welche Kräfte ihnen untertan ſind, welche Welten ihnen gehorchen müſſen. Iſt es denn nicht wahr, daß Steine und Wälder der Muſik gehorchen und, von ihr gezähmt, ſich jedem Willen wie Haustiere fügen? Blühen nicht wirklich die ſchönſten Blumen um die Geliebte und freuen ſich, ſie zu ſchmücken? Wird für ſie der Himmel nicht heiter und das Meer nicht eben? Drückt nicht die ganze Natur, ſo gut wie das Geſicht und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zuſtand eines jeden der höheren, wunderbaren Weſen aus, die wir Menſchen nennen? Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anderes als der Strom, wenn ich wehmütig in ſeine Wellen hinabſchaue und die Gedanken in ſeinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüt wird die Pflanzenwelt, nur ein luſtiges Kind oder ein Wilder die Tiere verſtehen. Ob jemand die Steine und Geſtirne ſchon verſtand, weiß ich nicht; aber gewiß muß dieſer ein erhabenes Weſen geweſen ſein. In jenen Statuen, die aus einer untergegangenen Zeit der Herrlichkeit des Menſchengeſchlechts übrig geblieben ſind, leuchtet allein ſo ein tiefer Geiſt, ſo ein ſeltſames Verſtändnis der Steinwelt hervor und überzieht den ſinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachſen ſcheint. Das Erhabene wirkt verſteinernd, und ſo dürfen wir uns nicht über das Erhabene der Natur und ſeine Wirkungen wundern oder nicht wiſſen, wo es zu ſuchen ſei. Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu Stein geworden ſein? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menſchen?

Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entſtehen laſſen. Bei dieſer Unternehmung muß man ſich bloß von der göttlichen Sehnſucht nach Weſen, die uns gleich ſind und den notwendigen Bedingungen, dieſelben zu vernehmen, beſtimmen laſſen; denn wahrhaftig, die ganze Natur iſt nur als Werkzeug und Medium des Einverſtändniſſes vernünftiger Weſen begreiflich. Der denkende Menſch kehrt zur urſprünglichen Funktion ſeines Daſeins, zur ſchaffenden Betrachtung, zu jenem Punkt zurück, wo Hervorbringen und Wiſſen in der wundervollſten Wechſelverbindung ſtanden, zu jenem ſchöpferiſchen Moment des eigentlichen Genuſſes, des innern Selbſtempfängniſſes. Wenn er nun ganz in die Beſchauung dieſer Urerſcheinung verſinkt, ſo entfaltet ſich vor ihm, in neu entſtehenden Zeiten und Räumen, wie ein unermeßliches Schauſpiel die Erzeugungsgeſchichte der Natur, und jeder feſte Punkt, der ſich in der unendlichen Flüſſigkeit anſetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die ſorgfältige Beſchreibung dieſer inneren Weltgeſchichte iſt die wahre Theorie der Natur; durch den Zuſammenhang ſeiner Gedankenwelt in ſich und ihre Harmonie mit dem Univerſum bildet ſich von ſelbſt ein Gedankenſyſtem zur getreuen Abbildung und Formel des Univerſums. Aber die Kunſt des ruhigen Beſchauens, der ſchöpferiſchen Weltbetrachtung iſt ſchwer; unaufhörliches ernſtes Nachdenken und ſtrenge Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beifall der müheſcheuenden Zeitgenoſſen, ſondern nur eine Freude des Wiſſens und Wachens, eine innigere Berührung des Univerſums ſein.

Nichts iſt ſo bemerkenswert als das große Zugleich in der Natur. Ueberall ſcheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts ſind alle Naturkräfte tätig, und ſo repräſentiert und verwandelt ſie ſich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüten und Früchte zuſammen und iſt mitten in der Zeit gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß, in welche eigne Art von Ferne ſie ebenfalls wirkt, und ob nicht dieſes Naturſyſtem nur eine Sonne iſt im Univerſum, die durch Bande an dasſelbe geknüpft iſt, durch ein Licht und einen Zug und durch Einflüſſe, die zunächſt in unſerm Geiſte ſich deutlicher vernehmen laſſen und aus ihm heraus den Geiſt des Univerſums über dieſe Natur ausgießen und den Geiſt dieſer Natur an andere Naturſyſteme verteilen!

Wenn der Denker mit Recht als Künſtler den tätigen Weg betritt und durch eine geſchickte Anwendung ſeiner geiſtigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, rätſelhaft ſcheinende Figur zu reduzieren ſucht — ja, man möchte ſagen, die Natur tanzt — und mit Worten die Linien der Bewegungen nachſchreibt, ſo muß der Liebhaber der Natur dieſes kühne Unternehmen bewundern und ſich auch über das Gedeihen der menſchlichen Anlage freuen. Billig ſtellt der Künſtler die Tätigkeit oben an; denn ſein Weſen iſt Tun und Hervorbringen mit Wiſſen und Willen, und ſeine Kunſt iſt, ſein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf ſeine

Art nachbilden zu können, und darum wird das Prinzip ſeiner Welt Tätigkeit und ſeine Welt ſeine Kunſt. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit ſichtbar, und nur der gedankenloſe Menſch wirft die unleſerlichen, wunderlich gemiſchten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Prieſter dieſe neue, erhabene Meßkunſt auf den Altar zu der magnetiſchen Nadel, die ſich nie verirrte und zahlloſe Schiffe auf dem pfadloſen Ozean zu gewohnten Küſten und den Häfen des Vaterlandes zurückführte. Außer dem Denker gibt es aber noch andere Freunde des Wiſſens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugetan und alſo ohne Beruf zu dieſer Kunſt lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige ſind geſchäftig und nehmen, im Vertrauen auf die Allgegenwart und die innige Verwandtſchaft der Natur, mithin auch im voraus von der Unvollſtändigkeit und der Kontinuität alles Einzelnen überzeugt, irgend eine Erſcheinung mit Sorgfalt auf und halten den in tauſend Geſtalten ſich verwandelnden Geiſt derſelben mit ſtetem Blicke feſt und gehen dann an dieſem Faden durch alle Schlupfwinkel der geheimen Werkſtätte, um eine vollſtändige Verzeichnung dieſer labyrinthiſchen Gänge entwerfen zu können. Sind ſie mit dieſer mühſeligen Arbeit fertig, ſo iſt auch unvermerkt ein höherer Geiſt über ſie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte zu reden und jedem Suchenden ſeinen Weg vorzuſchreiben. Unermeßlicher Nutzen ſegnet ihre mühſame Arbeit, und der Grundriß ihrer Karte wird auf eine überraſchende Weiſe mit dem Syſteme des Denkers übereinſtimmen, und ſie werden dieſem zum Troſt gleichſam den lebendigen Beweis ſeiner abſtrakten Sätze unwillkürlich geführt haben. Die Müßigſten unter ihnen erwarten kindlich von liebevoller Mitteilung höherer, von ihnen mit Inbrunſt verehrter Weſen die ihnen nützliche Kenntnis der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerkſamkeit in dieſem kurzen Leben nicht Geſchäften widmen und dem Dienſte der Liebe entziehen. Durch frommes Betragen ſuchen ſie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzuteilen, unbekümmert um das große Schauſpiel der Kräfte, ruhig ihrem Schickſale in dieſem Reiche der Macht ergeben, weil das innige Bewußtſein ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Weſen ſie erfüllt, und die Natur ſie nur als Abbild und Eigentum derſelben rührt. Was brauchen dieſe glücklichen Seelen zu wiſſen, die das beſte Teil erwählt haben und als reine Flammen der Liebe in dieſer irdiſchen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf umhergetriebenen Schiffen als Zeichen des überſtrömenden himmliſchen Feuers lodern? Oft erfahren dieſe liebenden Kinder in ſeligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimniſſen der Natur und tun ſie in unbewußter Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forſcher, um jedes Kleinod zu ſammeln, was ſie in ihrer Unſchuld und Freude haben fallen laſſen; ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dichter und ſucht durch ſeine Geſänge dieſe Liebe, dieſen Keim des goldnen Alters in andere Zeiten und Länder zu verpflanzen.

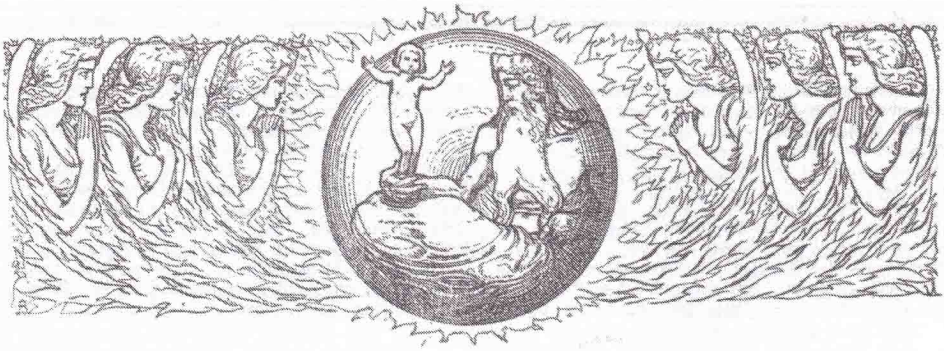
Wem regt ſich nicht das Herz in hüpfender Luſt, wenn ihm das innerſte Leben der Natur in ſeiner ganzen Fülle in das Gemüt kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen hat als Liebe und Wolluſt, ſich in ihm ausdehnt wie ein gewaltiger, alles auflöſender Dunſt, und er bebend in ſüßer Angſt in den dunkeln, lockenden Schoß der Natur verſinkt, die arme Perſönlichkeit in den überſchlagenden Wogen der Luſt ſich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verſchluckender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was iſt die überall erſcheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren ſüße Frucht in wollüſtigen Tropfen heruntertaut. Das Waſſer, dieſes erſtgeborene Kind luftiger Verſchmelzungen, kann ſeinen wollüſtigen Urſprung nicht verleugnen und zeigt ſich als Element der Liebe und der Miſchung mit himmliſcher Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weiſen im Waſſer den Urſprung der Dinge geſucht, und wahrlich, ſie haben von einem höhern Waſſer als dem Meer- und Quellwaſſer geſprochen! In jenem offenbart ſich nur das Urflüſſige, wie es im flüſſigen Metall zum Vorſchein kommt, und darum mögen die Menſchen es immer auch nur göttlich verehren. Wie wenige haben ſich noch in die Geheimniſſe des Flüſſigen vertieft, und manchem iſt dieſe Ahnung des höchſten Genuſſes und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durſte offenbart ſich dieſe Weltſeele, dieſe gewaltige Sehnſucht nach dem Zerfließen. Die Berauſchten fühlen nur zu gut dieſe überirdiſche Wonne des Flüſſigen, und am Ende ſind alle angenehmen Empfindungen in uns mannigfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewäſſer in uns. Selbſt der Schlaf iſt nichts als Flut jenes unſichtbaren Weltmeers und das Erwachen das Eintreten der Ebbe. Wie viele Menſchen ſtehen an den berauſchenden Flüſſen und hören nicht das Wiegenlied dieſer mütterlichen Gewäſſer und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie dieſe Wellen lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, dieſen ſchwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden, liebten und erzeugten ſich die Geſchlechter der Menſchen in ewigen Spielen; wurden beſucht von den Kindern des Himmels, und erſt in jener großen Begebenheit, welche heilige Sagen die Sündflut nennen, ging dieſe blühende Welt unter; ein feindliches Weſen ſchlug die Erde nieder, und einige Menſchen blieben, geſchwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge, in der fremden Welt zurück. Wie ſeltſam, daß gerade

die heiligſten und reizendſten Erſcheinungen der Natur in den Händen ſo toter Menſchen ſind, als die Scheidekünſtler zu ſein pflegen! Sie, die den ſchöpferiſchen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimnis der Liebenden, Myſterien der höheren Menſchheit ſein ſollten, werden mit Schamloſigkeit und ſinnlos von rohen Geiſtern hervorgerufen, die nie wiſſen werden, welche Wunder ihre Gläſer umſchließen. Nur Dichter ſollten mit dem Flüſſigen umgehen und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkſtätten wären Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menſchen ihre Flamme und ihre Flüſſe verehren und ſich ihrer rühmen. Wie glücklich würden die Städte ſich wieder dünken, die das Meer oder ein großer Strom beſpült, und jede Quelle würde wieder die Freiſtätte der Liebe und der Aufenthalt der erfahrenen und geiſtreichen Menſchen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Waſſer, und jeder Strom verſpricht ihnen, in die bunte Ferne, in ſchönere Gegenden ſie zu führen. Es iſt nicht bloß Wiederſchein, daß der Himmel im Waſſer liegt, es iſt eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarſchaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die unermeßliche Höhe will, ſo verſinkt die glückliche Liebe gern in die endloſe Tiefe. Aber es iſt umſonſt, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgeborener lernt nicht ſehen, und wenn man ihm noch ſo viel von Farben und Lichtern und fernen Geſtalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein inneres, naturerzeugendes und abſonderndes Werkzeug hat, der nicht wie von ſelbſt überall die Natur an allem erkennt und unterſcheidet und mit angeborener Zeugungsluſt, in inniger, mannigfaltiger Verwandtſchaft mit allen Körpern durch das Medium der Empfindung ſich mit allen Naturweſen vermiſcht, ſich gleichſam in ſie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Naturſinn hat, der genießt die Natur, indem er ſie ſtudiert, und freut ſich ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, ihrer Unerſchöpflichkeit im Genuſſe und bedarf nicht, daß man ihn mit unnützen Worten in ſeinen Genüſſen ſtöre. Ihm dünkt vielmehr, daß man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug von ihr reden, nicht ungeſtört und aufmerkſam genug ſie beſchauen könne. Er fühlt ſich in ihr wie am Buſen ſeiner züchtigen Braut und vertraut auch nur dieſer ſeine erlangten Einſichten in ſüßen, vertraulichen Stunden. Glücklich preiſe ich dieſen Sohn, dieſen Liebling der Natur, dem ſie verſtattet, ſie in ihrer Zweiheit als erzeugende und gebärende Macht und in ihrer Einheit als eine unendliche, ewig dauernde Ehe zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüſſe, eine Kette der Wolluſt und ſeine Religion der eigentliche, echte Naturalismus ſein.

Der Verkündiger der Natur.

Ein Verkündiger der Natur zu ſein, iſt ein 17
ſchönes und heiliges Amt. Nicht der bloße Umfang und Zuſammenhang der Kenntniſſe, nicht die Gabe, dieſe Kenntniſſe leicht und rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen und die eigentümlichen, fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauſchen, ſelbſt nicht die Geſchicklichkeit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerſcheinungen in leicht faßliche und treffend beleuchtete Gemälde zu ordnen, die entweder durch den Reiz der Zuſammenſtellung und den Reichtum des Inhalts die Sinne ſpannen und befriedigen oder den Geiſt durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dies macht noch nicht das echte Erfordernis eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas anderes zu tun iſt als um die Natur, dem iſt es vielleicht genug; aber wer eine innige Sehnſucht nach der Natur ſpürt, wer in ihr alles ſucht und gleichſam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Tuns iſt, der wird nur den für ſeinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr ſpricht, deſſen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die ſich wahre Evangelien, wahre Eingebungen ankündigen. Die urſprünglich günſtige Anlage eines ſolchen natürlichen Gemüts muß durch unabläſſigen Fleiß von Jugend auf, durch Einſamkeit und Stillſchweigen — weil vieles Reden ſich nicht mit der ſteten Aufmerkſamkeit verträgt, die ein ſolcher anwenden muß — durch kindliches, beſcheidnes Weſen und unermüdliche Geduld unterſtützt und ausgebildet ſein. Die Zeit läßt ſich nicht beſtimmen, wie bald einer ihrer Geheimniſſe teilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erſt im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forſcher wird nie alt; jeder ewige Trieb iſt außer dem Gebiete der Lebenszeit, und je mehr die äußere Hülle verwittert, deſto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern. Auch haftet dieſe Gabe nicht an äußerer Schönheit oder Kraft oder Einſicht oder irgend einem menſchlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geſchlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsſtriche hat es Menſchen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen auserſehen und durch inneres Empfängnis beglückt waren. Oft ſchienen dieſe Menſchen einfältiger und ungeſchickter zu ſein als andere und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des großen Haufens. Es iſt ſogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverſtändnis bei großer Beredſamkeit, Klugheit und einem vornehmen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn und ein ſchlichtes Weſen hervorbringt oder begleitet. In den Werkſtätten der Handwerker und Künſtler und da, wo die Menſchen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur ſind, als da iſt beim Ackerbau, bei der Schiffahrt, bei der Viehzucht, bei den

Erzgruben und ſo bei vielen andern Gewerben, ſcheint die Entwicklung dieſes Sinnes am leichteſten und öfterſten ſtattzufinden. Wenn jede Kunſt in der Erkenntnis der Mittel einen geſuchten Zweck zu erreichen, eine beſtimmte Wirkung und Erſcheinung hervorzubringen, und in der Fertigkeit, dieſe Mittel zu wählen und anzuwenden, beſteht, ſo muß derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverſtändnis mehreren Menſchen gemein zu machen, dieſe Anlage in den Menſchen vorzüglich zu entwickeln und zu pflegen, zuerſt auf die natürlichen Anläſſe dieſer Entwickelung ſorgfältig zu achten und die Grundzüge dieſer Kunſt der Natur abzulernen ſuchen. Mit Hilfe dieſer erlangten Einſichten wird er ſich ein Syſtem der Anwendung dieſer Mittel bei jedem gegebenen Individuum, auf Verſuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, ſich dieſes Syſtem bis zur andern Natur aneignen und dann mit Enthuſiasmus ſein belohnendes Geſchäft anfangen. Nur dieſen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andere bloße Naturaliſt nur zufällig und ſympathetiſch wie ein Naturerzeugnis ſelbſt den Sinn für die Natur erwecken wird.



Hölderlin.

Dichtermut.

1 Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen? Nähret zum Dienſte denn nicht ſelber die Parze
Drum, ſo wandle nur wehrlos [dich?
Fort durchs Leben und ſorge nicht!

Was geſchiehet, es ſei alles geſegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! Oder was könnte denn
Dich beleidigen, Herz? Was
Da begegnen, wohin du ſollſt?

Denn, wie ſtill am Geſtad oder in ſilberner,
Fernhintönender Flut oder auf ſchweigenden
Waſſertiefen der leichte
Schwimmer wandelt, ſo ſind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes
Um uns atmet und wallt, freudig und jedem hold,
Jedem trauend; wie ſängen
Sonſt wir jedem den eignen Gott?

Wenn die Woge denn auch einen der Mutigen,
Wo er treulich getraut, ſchmeichelnd hinunter zieht
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle ſchweigt:

Freudig ſtarb er, und noch klagen die Einſamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebteſten;
Oefters tönet der Jungfrau
Vom Gezweige ſein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei einer der Unſern kommt,
Wo der Bruder ihm ſank, denket er manches wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getröſteter.

Menſchenbeifall.

2 Iſt nicht heilig mein Herz, ſchöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich ſtolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach, der Menge gefällt, was auf den Marktplatz [taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltſamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es ſelber ſind. * 22.

Stimme des Volks.

Du ſeieſt Gottes Stimme, ſo ahnet ich 3
In heilger Jugend, ja, und ich ſag es noch.
Um meine Weisheit unbekümmert,
Rauſchen die Waſſer doch auch, und dennoch

Hör ich ſie gern, und öfters bewegen ſie
Und ſtärken mir das Herz, die Gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln ins Meer ſie die Bahn hinunter. * 23.

Der gefeſſelte Strom.

Was ſchläfſt und träumſt du, Jüngling, gehüllt 4
Und ſäumſt am kalten Ufer, Geduldiger, [in dich,
Und achteſt nicht des Urſprungs, du, des
Ozeans Sohn, des Titanenfreundes?

Die Liebesboten, welche der Vater ſchickt,
Kennſt du die lebenatmenden Lüfte nicht?
Und trifft das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir ſendet?

Schon tönt, ſchon tönt es ihm in der Bruſt! Es [quillt,
Wie er da noch im Schoße der Felſen ſpielt,
Ihm auf; und nun gedenkt er ſeiner
Kraft, der Gewaltige; nun, nun eilt er,

Der Zauberer; er ſpottet der Feſſeln nun
Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen
Im Zorne, ſpielend, da und dort zum
Schallenden Ufer. Und von der Stimme

Des Götterſohns erwachen die Berge rings;
Es regen ſich die Wälder; es hört die Kluft
Den Herold fern, und ſchaudernd regt im
Buſen der Erde ſich Freude wieder.

Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihn;
Er aber wandelt hin zu Unſterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

Der Tod fürs Vaterland.

Du kommſt, o Schlacht! Schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Tal, [linge
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunſt und des Arms. Doch ſichrer

Kommt über ſie die Seele der Jünglinge;
Denn die Gerechten ſchlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgeſänge
Lähmen die Knie der Ehreloſen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einſt nicht ſterbe gemeinen Tods!
Umſonſt zu ſterben, lieb ich nicht; doch
Lieb ich, zu fallen am Opferhügel

Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Fürs Vaterland — und bald iſts geſchehn! Zu euch,
Ihr Teuern, komm ich, die mich lieben
Lehrten und ſterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürſtet ich euch zu ſehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich iſts hier unten. * 25.

An die Deutſchen.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitſch und Sporn
Auf dem Roſſe von Holz mutig und groß ſich dünkt!
Denn, ihr Deutſchen, auch ihr ſeid
Tatenarm und gedankenvoll.

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben, ſo nehmt mich,
Daß ich büße die Läſterung! * 32.

Geſang des Deutſchen.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der ſchweigenden Mutter Erd
Und allverkannt, wenn ſchon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Beſtes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geiſt von dir,
Sie pflücken gern die Traube; doch höhnen ſie
Dich ungeſtalte Rebe, daß du
Schwankend den Boden und wild umirreſt.

Du Land des hohen ernſteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der deine ſchon,
Oft zürnt ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugneſt.

Doch magſt du manche Schöne nicht bergen mir;
Oft ſtand ich überſchauend das ſanfte Grün
Im weiten Garten, hoch in deinen
Lüften auf hohem Gebirg und ſah dich.

An deinen Strömen ging ich und dachte dich,
Indes die Töne ſchüchtern die Nachtigall
Im Dunkel ſang und ſtill und klar auf
Dämmerndem Grunde die Sonne weilte.

Und an den Ufern ſah ich die Städte blühn,
Die edeln, wo der Fleiß in der Werkſtatt ſchweigt,
Die Wiſſenſchaft, wo deine Sonne
Milde dem Künſtler zum Ernſte leuchtet. * 38.

Die Heimat.

Froh kehrt der Schiffer heim an den ſtillen Strom, 8
Von Inſeln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm auch ich zur Heimat, hätt ich
Güter ſo viele wie Leid geerntet.

Ihr teuern Ufer, die mich erzogen einſt,
Stillt ihr der Liebe Leiden, verſprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe ſah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einſt, der Heimat

Verehrte ſichre Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geſchwiſter Umarmungen
Begrüß ich bald, und ihr umſchließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr Treugebliebnen! Aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dies heilet ſo bald mir nicht;
Dies ſingt kein Wiegenſang, den tröſtend
Sterbliche ſingen, mir aus dem Buſen.

Denn ſie, die uns das himmliſche Feuer leihn,
Die Götter, ſchenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden. * 33.

Die Eichsbäume.

Aus den Gärten komm ich zu euch, ihr Söhne des Berges! 9
Aus den Gärten, da lebt die Natur, geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menſchen zuſammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen, ſteht wie ein Volk von Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch iſt noch in der Menſchen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Untereinander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken

Iſt euch heiter und groß die ſonnige Krone gerichtet;
Eine Welt iſt jeder von euch; wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zuſammen.
Könnt ich die Knechtſchaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Dieſen Wald und ſchmiegte mich gern ans geſellige Leben.
Feſſelte nur nicht mehr ans geſellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern wird ich unter euch wohnen! * 35.

Der Winter.

10 Jetzt komm und hülle, zaubriſcher Phantaſus,
Den zarten Sinn der Frauen in Wolken ein,
In goldne Träum und ſchütze ſie, die
Blühende Ruhe der Immerguten.

Dem Manne laß ſein Sinnen und ſein Geſchäft
Und ſeiner Kerze Schein und den künftgen Tag
Gefallen; laß des Unmuts ihm, der
Häßlichen Sorge zu viel nicht werden,

Wenn jetzt der immerzürnende Boreas,
Mein Erbfeind, über Nacht mit dem Froſt das Land
Befällt und ſpät zur Schlummerſtunde,
Spottend der Menſchen, ſein ſchrecklich Lied ſingt

Und unſrer Städte Mauern und unſern Zaun,
Den fleißig wir geſetzt, und den ſtillen Hain
Zerreißt und ſelber im Geſang die
Seele mir ſtöret, der Allverderber,

Und raſtlos tobend über den ſanften Strom
Sein ſchwarz Gewölk ausſchüttet, daß weit umher
Das Tal gärt und wie fallend Laub vom
Berſtenden Hügel herab der Fels fällt.

Wohl frommer iſt denn andre Lebendige
Der Menſch; doch zürnt es draußen, gehört er auch
Sich eigner an und ſinnt und ruht in
Sicherer Hütte, der Freigeborne.

Und immer wohnt der freundlichen Genien
Noch einer gerne ſegnend mit ihm; und wenn
Sie zürnten all, die ungelehrgen
Geniuskräfte, doch liebt die Liebe. * 29.

Des Morgens.

11 Vom Taue glänzt der Raſen, beweglicher
Eilt ſchon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr ſchwankes Haupt, und im Geblätter
Rauſcht es und ſchimmert; und um die grauen

Gewölke ſtreifen rötliche Flammen dort,
Verkündende; ſie wallen geräuſchlos auf,
Wie Fluten am Geſtade, wogen
Höher und höher, die wandelbaren.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu ſchnell,
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
Auge, du Freudiger, zu, ſolang du

In deiner Schöne jugendlich blickſt und noch
Zu herrlich nicht, zu ſtolz mir geworden biſt;
Du möchteſt immer eilen, — könnt ich,
Göttlicher Wandrer, mit dir! — doch lächelſt

Des frohen Uebermütigen du, daß er
Dir gleichen möchte; ſegne mir lieber denn
Mein ſterblich Tun und heitre wieder,
Gütiger, heute den ſtillen Pfad mir! * 26.

Abendphantaſie.

Vor ſeiner Hütte ruhigem Schatten ſitzt 12
Der Pflüger: dem Genügſamen raucht ſein Herd.
Gaſtfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren jetzt die Schiffer zum Hafen auch;
In fernen Städten fröhlich verrauſcht des Markts
Geſchäftger Lärm; in ſtiller Laube
Glänzt das geſellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechſelnd in Müh und Ruh,
Iſt alles freudig; warum ſchläft denn
Nimmer nur mir in der Bruſt der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühn die Roſen, und ruhig ſcheint
Die goldne Welt; o, dorthin nehmt mich,
Purpurne Wolken, und mögen droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid!
Doch, wie verſcheucht von törichter Bitte, flieht
Der Zauber! Dunkel wirds, und einſam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm du nun, ſanfter Schlummer! Zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühſt du ja,
Du ruheloſe, träumeriſche!
Friedlich und heiter iſt dann das Alter. * 27.

Schickſalslied.

Ihr wandelt droben im Licht 13
Auf weichem Boden, ſelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht
Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schickſallos wie der ſchlafende
Säugling atmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn:
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen

Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewiſſe hinab. * 37.

An den Aether.

14 Treu und freundlich wie du erzog der Götter und Menſchen
Keiner, o Vater Aether, mich auf! Noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüſte mich tränkten,
Faßteſt du zärtlich mich an und goſſeſt himmliſchen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerſt in den keimenden Buſen.
Nicht von irdiſcher Koſt gedeihen einzig die Weſen,
Aber du nähreſt ſie all mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt ſich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beſeelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Weſen dich auch und ringen und ſtreben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachstum.
Himmliſcher! Sucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die ſchüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülſe;
Daß er belebt von dir in deiner Welle ſich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überläſtig Gewand ab.
Auch die Fiſche kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch dieſe
Aus der Woge zu dir; auch den edlen Tieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir ſie ergreift, ſie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß; wie gebogener Stahl ſtrebt
In die Höhe ſein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirſche den Grashalm,
Hüpft wie ein Zephyr über den Bach, der reißend hinabſchäumt,
Hin und wieder ſchweift, kaum ſichtbar durch die Gebüſche.
Aber des Aethers Lieblinge, ſie, die glücklichen Vögel,
Wohnen und ſpielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug iſt für alle. Der Pfad iſt keinem bezeichnet.
Und es regen ſich frei im Hauſe die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken ſie mir, und es ſehnt ſich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimat
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einſt in die Arme des Zeus den ſeligen Knaben,
Aus der Gefangenſchaft in des Aethers Halle mich trage.
Töricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel ſie aufwächſt,
Breiten wir über den Boden uns aus und ſuchen und wandern
Durch die Zonen der Erd, o Vater Aether! Vergebens;
Denn es treibt uns die Luſt, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meersflut werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu ſättigen, und es umſpielt die unendliche Woge
Unſern Kiel; es freut ſich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht! Denn der tiefere Ozean reizt uns,
Wo die leichtere Welle ſich regt — o, wer dort an jene
Goldnen Küſten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!
Aber indes ich hinauf in die dämmernde Ferne mich ſehne,
Wo du fremde Geſtad umfängſt mit bläulicher Woge,
Kommſt du ſäuſelnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether, und ſänftigeſt ſelbſt das ſtrebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern wie zuvor mit den Blumen der Erde. * 36.

Lebenslauf.

Größres wollteſt auch du; aber die Liebe zwingt 15
All uns nieder; das Leid beuget gewaltiger,
Und es kehret umſonſt nicht
Unſer Bogen, woher er kommt.

Aufwärts oder hinab! Wehet in heilger Nacht,
Wo die ſtumme Natur werdende Tage ſinnt,
Weht im nüchternen Orkus
Nicht ein liebender Atem auch?

Dies erfuhr ich. Denn nie, ſterblichen Meiſtern [gleich,
Habt ihr Himmliſchen, ihr Alleserhaltenden,
Daß ich wüßte, mit Vorſicht
Mich des ebenen Pfads geführt.

Alles prüfe der Menſch, ſagen die Himmliſchen,
Daß er, kräftig genährt, danken für alles lern
Und verſtehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will. * 34.

Der gute Glaube.

Schönes Leben! Du liegſt krank, und das Herz 16
iſt mir
Müd vom Weinen, und ſchon dämmert die Furcht
Doch, doch kann ich nicht glauben, [in mir;
Daß du ſterbeſt, ſolang du liebſt. * 30.

An die Hoffnung.

17 O Hoffnung, holde, gütig geſchäftige!
Die du das Haus der Trauernden nicht verſchmähſt
Und gerne dienend, Edle, zwiſchen
Sterblichen walteſt und Himmelsmächten!

Wo biſt du? Wenig lebt ich, doch atmet kalt
Mein Abend ſchon, und ſtille, den Schatten gleich,
Bin ich ſchon hier; und ſchon geſanglos
Schlummert das ſchauernde Herz im Buſen.

Im grünen Tale, dort, wo der friſche Quell
Vom Berge täglich rauſcht und die liebliche
Zeitloſe mir am Herbſtlicht aufblüht,
Dort in der Stille, du Holde, will ich

Dich ſuchen, oder wenn in der Mitternacht
Das unſichtbare Leben im Haine wallt
Und über mir die immer frohen
Blumen, die ſicheren Sterne, glänzen.

O du, des Aethers Tochter, erſcheine dann
Aus deines Vaters Gärten, und darfſt du nicht
Mir ſterblich Glück verheißen, ſchreck, o
Schrecke mit anderem nur das Herz mir! * 28.

Lebensgenuß.

18 Noch kehrt in mich der ſüße Frühling wieder,
Noch altert nicht mein kindiſch fröhlich Herz,
Noch rinnt vom Auge mir der Tau der Liebe nieder,
Noch lebt in mir der Hoffnung Luſt und Schmerz.

Noch tröſtet mich mit ſüßer Augenweide
Der blaue Himmel und die grüne Flur,
Noch reicht die Göttliche den Taumelkelch der Freude,
Die jugendliche, freundliche Natur.

Getroſt! Es iſt der Schmerzen wert dies Leben,
Solang uns Armen Gottes Sonne ſcheint
Und Bilder beſſrer Zeit um unſre Seelen ſchweben
Und ach, mit uns ein treues Auge weint. * 20.

An die Roſe.

19 Ewig trägt im Mutterſchoße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die ſtille, große,
Allbelebende Natur.

Röschen, unſer Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ewge Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüte ſich. * 21.

Hyperion.

Eins mit allem.

20 Selige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geſchieht, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne; aber alle Luſt des Himmels iſt in den Tränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Weſen verſtummt und lauſcht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Bruſt ſpielt. Verloren ins weite Blau, blick ich oft hinauf an den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir iſt, als öffnet ein verwandter Geiſt mir die Arme, als löſte der Schmerz der Einſamkeit ſich auf ins Leben der Gottheit.

Eins zu ſein mit allem: das iſt Leben der Gottheit, das iſt der Himmel des Menſchen.

Eins zu ſein mit allem, was lebt, in ſeliger Selbſtvergeſſenheit wiederzukehren ins All der Natur: das iſt der Gipfel der Gedanken und Freuden, das iſt die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag ſeine Schwüle und der Donner ſeine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eins zu ſein mit allem, was lebt! Mit dieſem Worte legt die Tugend den zürnenden Harniſch, der Geiſt des Menſchen den Scepter weg, und alle Gedanken ſchwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt wie die Regeln des ringenden Künſtlers vor ſeiner Urania, und das eherne Schickſal entſagt der Herrſchaft, und aus dem Bunde der Weſen ſchwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beſeligt, verſchönert die Welt. * 1.

Kindheit.

Ruhe der Kindheit, himmliſche Ruhe, wie oft 21
ſteh ich ſtille vor dir in liebender Betrachtung und möchte dich denken! Aber wir haben ja nur Begriffe von dem, was einmal ſchlecht geweſen und wieder gut gemacht iſt; von Kindheit, Unſchuld haben wir keine Begriffe.

Da ich noch ein ſtilles Kind war und von dem allen, was uns umgibt, nichts wußte, war ich da nicht mehr als jetzt, nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ja! Ein göttlich Weſen iſt das Kind, ſolang es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menſchen getaucht iſt.

Es iſt ganz, was es iſt, und darum iſt es ſo ſchön.

Der Zwang des Geſetzes und des Schickſals betaſtet es nicht; im Kind iſt Freiheit allein.

In ihm iſt Frieden; es iſt noch mit ſich ſelber nicht zerfallen. Reichtum iſt in ihm; es kennt ſein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es iſt unſterblich; denn es weiß vom Tode nichts. * 3.

Jugendzeit.

O, es ſind heilige Tage, wo unſer Herz zum 22
erſten Male die Schwingen übt, wo wir, voll ſchnellen feurigen Wachstums, daſtehen in der herrlichen Welt wie die junge Pflanze, wenn ſie der Morgenſonne ſich aufſchließt und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenſtreckt!

Wie es mich umhertrieb an den Bergen und am Meeresufer! Ach, wie ich oft daſaß mit klopfendem Herzen auf den Höhen und den Falken und Kranichen nachſah und den kühnen fröhlichen Schiffen, wenn ſie hinunter ſchwanden am Horizont! Dort hinunter, dacht ich, dort wanderſt du auch einmal hinunter,

und mir war wie einem Schmachtenden, der ins kühlende Bad ſich ſtürzt und die ſchäumenden Waſſer über die Stirne ſich ſchüttet.

Daß der Menſch in ſeiner Jugend das Ziel ſo nahe glaubt! Es iſt die ſchönſte aller Täuſchungen, womit die Natur der Schwachheit unſeres Weſens aufhilft.

Und wenn ich oft dalag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich ſonnte und hinaufſah ins heitre Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schoße des Berges ſaß, nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels und über dem tröpfelnden Walde ſich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendſtern voll friedlichen Geiſtes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich ſo ſah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloſer Ordnung durch den Aether ſich fortbewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauſchte, ohne zu wiſſen, wie mir geſchah — „Haſt du mich lieb, guter Vater im Himmel?“ fragt ich dann leiſe und fühlte ſeine Antwort ſo ſicher und ſelig am Herzen.

Sehnſuchtsdrang des Innern.

23 Was iſts denn, daß der Menſch ſo viel will? Was ſoll denn die Unendlichkeit in ſeiner Bruſt? Unendlichkeit? Wo iſt ſie denn? Wer hat ſie denn vernommen? Mehr will er, als er kann: das möchte wahr ſein! O, das haſt du oft genug erfahren! Das iſt auch nötig, wie es iſt. Das gibt das ſüße, ſchwärmeriſche Gefühl der Kraft, daß ſie nicht ausſtrömt, wie ſie will; das eben macht die ſchönen Träume von Unſterblichkeit und all die holden und die koloſſaliſchen Phantome, die den Menſchen tauſendfach entzücken; das ſchafft dem Menſchen ſein Elyſium und ſeine Götter: daß ſeines Lebens Linie nicht gerad ausgeht, daß er nicht hinfährt wie ein Pfeil und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg ſich wirft.

Des Herzens Woge ſchäumte nicht ſo ſchön empor und würde Geiſt, wenn nicht der alte ſtumme Fels, das Schickſal, ihr entgegen ſtände.

Aber dennoch ſtirbt der Trieb in unſerer Bruſt und mit ihm unſere Götter und ihr Himmel.

Das Feuer geht empor in freudigen Geſtalten, aus der dunkeln Wiege, wo es ſchlief, und ſeine Flamme ſteigt und fällt und bricht ſich und umſchlingt ſich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt iſt: nun raucht und ringt ſie und erliſcht; was übrig iſt, iſt Aſche.

So gehts mit uns. Das iſt der Inbegriff von allem, was in ſchreckend reizenden Myſterien die Weiſen uns erzählen. * 7.

Das Chaos „Menſch“.

24 Was iſt der Menſch? Wie kommt es, daß ſo etwas in der Welt iſt, das wie ein Chaos gärt oder modert wie ein fauler Baum und nie zu einer Reife gedeiht? Wie duldet dieſen Herling die Natur bei ihren ſüßen Trauben?

Zu den Pflanzen ſpricht er: „Ich war auch einmal wie ihr!“ und zu den reinen Sternen: „Ich will werden wie ihr in einer andern Welt!“ Inzwiſchen bricht er auseinander und treibt hin und wieder ſeine Künſte mit ſich ſelbſt, als könnt er, wenn es einmal ſich aufgelöſt, Lebendiges zuſammenſetzen wie ein Mauerwerk; aber es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebeſſert wird durch all ſein Tun; es bleibt doch immerhin ein Kunſtſtück, was er treibt. * 10.

Durch Nacht zum Licht.

Daß die Menſchen manchmal ſagen möchten, 25
ſie freuten ſich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnt! Euch iſt der Schatten ihres Schattens noch nicht erſchienen! O geht und ſprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden!

Daß man werden kann wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unſchuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch eine Freude iſt, eine Ruheſtätte auf Erden!

Iſt der Menſch nicht veraltet, verwelkt? Iſt er nicht wie ein abgefallen Blatt, das ſeinen Stamm nicht wiederfindet und nun umhergeſcheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt?

Und dennoch kehrt ſein Frühling wieder!

Weint nicht, wenn das Trefflichſte verblüht! Bald wird es ſich verjüngen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verſtummt! Bald findet eine Hand ſich wieder, es zu ſtimmen!

Wie war denn ich? War ich nicht wie ein zerriſſen Saitenſpiel? Ein wenig tönt ich noch; aber es waren Todestöne. Ich hatte mir ein düſter Schwanenlied geſungen! Einen Sterbekranz hätt ich gern mir gewunden; aber ich hatte nur Winterblumen.

Und wo war ſie denn nun, die Totenſtille, die Nacht und Oede meines Lebens, die ganze dürftige Sterblichkeit?

Freilich iſt das Leben arm und einſam. Wir wohnen hier unten wie der Diamant im Schacht. Wir fragen umſonſt, wie wir herabgekommen, um wieder den Weg hinauf zu finden.

Wir ſind wie Feuer, das im dürren Aſte oder im Kieſel ſchläft, und ringen und ſuchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenſchaft. Aber ſie kommen, ſie wägen Aeonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker ſprengt, wo die Flamme vom Holze ſich löſt und ſiegend emporwallt über der Aſche, ha, wo uns iſt, als kehrte der entfeſſelte Geiſt, vergeſſen der Leiden, der Knechtsgeſtalt, im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne! * 11.

Tod.

Wir bedauern die Toten, als fühlten ſie den 26
Tod, und die Toten haben doch Frieden! Aber das, das iſt der Schmerz, dem keiner gleichkommt, das

iſt unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unſer Leben ſeine Bedeutung ſo verliert, wenn ſo das Herz ſich ſagt: „Du mußt hinunter, und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume haſt du gepflanzt, keine Hütte gebaut; nur daß du ſagen könnteſt: ich laſſe eine Spur zurück auf Erden.“ Ach, und die Seele kann immer ſo voll Sehnens ſein bei dem, daß ſie ſo mutlos iſt! * 9.

Der Menſch.

27 Es kann nichts wachſen und nichts ſo tief vergehen wie der Menſch. Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er oft ſein Leiden und mit dem Aether ſeine Seligkeit, und wie wenig iſt dadurch geſagt?

Aber ſchöner iſt nichts, als wenn es ſo nach langem Tode wieder in ihm dämmert und der Schmerz wie ein Bruder der fernher dämmernden Freude entgegengeht! * 8.

Der göttliche Menſch.

28 Jede Zucht und Kunſt beginnt zu früh, wo die Natur des Menſchen noch nicht reif geworden iſt. Vollendete Natur muß in dem Menſchenkinde leben, eh es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Laßt von der Wiege an den Menſchen ungeſtört! Treibt aus der engvereinten Knoſpe ſeines Weſens, treibt aus dem Hüttchen ſeiner Kindheit ihn nicht heraus; tut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre und ſo von ihm euch unterſcheide; tut nicht zu viel, daß er eure oder ſeine Gewalt nicht fühle und ſo von ihm euch unterſcheide; kurz, laßt den Menſchen ſpät erſt wiſſen, daß es Menſchen, daß es irgend etwas außer ihm gibt! Denn ſo nur wird er Menſch. Der Menſch iſt aber ein Gott, ſobald er Menſch iſt. Und iſt er ein Gott, ſo iſt er ſchön.

Das erſte Kind der menſchlichen, der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Menſch ſich ſelbſt. Er will ſich ſelber fühlen, darum ſtellt er ſeine Schönheit gegenüber ſich. So gab der Menſch ſich ſeine Götter. Denn im Anfang waren der Menſch und ſeine Götter eins, da, ſich ſelber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich ſpreche Myſterien, aber ſie ſind.

Der Schönheit zweite Tochter iſt Religion. Religion iſt Liebe der Schönheit. Der Weiſe liebt ſie ſelbſt, die Unendliche, die Allumfaſſende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Geſtalten ihm erſcheinen. Und ohne ſolche Liebe der Schönheit, ohne ſolche Religion iſt jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geiſt und alles Denken und Tun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeſchlagen iſt. * 15.

Verſtand, Vernunft und Schönheit.

29 Der Norden treibt ſeine Zöglinge zu früh in ſich hinein, und wenn der Geiſt des feurigen Aegypters zu reiſeluſtig in die Welt hinauseilt, ſchickt im Norden ſich der Geiſt zur Rückkehr in ſich ſelbſt an, ehe er nur reiſefertig iſt.

Man muß im Norden ſchon verſtändig ſein, noch eh ein reif Gefühl in einem iſt; man mißt ſich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr ſchönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum ſelbſtbewußten Geiſte werden, ehe man Menſch, zum klugen Manne, ehe man Kind iſt; die Einigkeit des ganzen Menſchen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihen und reifen, eh er ſich bildet und entwickelt. Der bloße Verſtand, die bloße Vernunft ſind immer die Könige des Nordens.

Aber aus bloßem Verſtand iſt nie Verſtändiges, aus bloßer Vernunft iſt nie Vernünftiges gekommen.

Verſtand iſt ohne Geiſtesſchönheit wie ein dienſtbarer Geſelle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet iſt, und die gezimmerten Pfähle aneinander nagelt für den Garten, den der Meiſter bauen will. Des Verſtandes ganzes Geſchäft iſt Notwerk. Vor dem Unſinn, vor dem Unrecht ſchützt er uns, indem er ordnet; aber ſicher zu ſein vor Unſinn und vor Unrecht iſt doch nicht die höchſte Stufe menſchlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft iſt ohne Geiſtes-, ohne Herzensſchönheit wie ein Treiber, den der Herr des Hauſes über die Knechte geſetzt hat; der weiß ſo wenig als die Knechte, was aus all der unendlichen Arbeit werden ſoll, und ruft nur: „Tummelt euch!“ und ſieht es faſt ungern, wenn es vor ſich geht; denn am Ende hätt er ja nichts mehr zu treiben, und ſeine Rolle wäre geſpielt.

Aus bloßem Verſtande kommt keine Philoſophie; denn Philoſophie iſt mehr als nur die beſchränkte Erkenntnis des Vorhandenen.

Aus bloßer Vernunft kommt keine Philoſophie; denn Philoſophie iſt mehr als blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortſchritts in Vereinigung und Unterſcheidung eines möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das göttliche Eine, in ſich ſelbſt Unterſchiedene: das Ideal der Schönheit der ſtrebenden Vernunft, ſo fordert ſie nicht blind und weiß, warum, wozu ſie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künſtlers Werkſtatt, dem Verſtande die Sonne des Schönen zu ſeinem Geſchäfte, ſo ſchwärmt er zwar nicht hinaus und läßt ſein Notwerk ſtehen; doch denkt er gerne des Feſttags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.

Schönheit.

Ich hab es einmal geſehen, das einzige, das meine Seele ſuchte; und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausſchieben bis ans Ende der Zeit, die hab ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchſte; in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!

Ich frage nicht mehr, wo es ſei; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es iſt jetzt nur verborgener in ihr. Ich frage nicht mehr, was es ſei; ich hab es kennen gelernt.

O ihr, die ihr das Höchſte und Beſte ſucht, in der Tiefe des Wiſſens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! Wißt ihr ſeinen Namen? Den Namen des, das eins iſt und alles?

Sein Name iſt Schönheit!

Wußtet ihr, was ihr wolltet? Noch weiß ich es nicht; doch ahn ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und eil ihm zu und ergreife die andern und führe ſie mit mir wie der Strom die Ströme in den Ozean. * 12.

Das ärmſte Volk.

31 Wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in ſeinen Künſtlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geiſt; da öffnet ſich der ſcheue Sinn, der Eigendünkel ſchmilzt, und fromm und groß ſind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeiſterung. Die Heimat aller Menſchen iſt bei ſolchem Volk, und gerne mag der Fremde ſich verweilen. Wo aber beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künſtler, ach, da iſt des Lebens beſte Luft hinweg, und jeder andere Stern iſt beſſer denn die Erde. Wüſter immer, öder werden da die Menſchen, die doch alle ſchön geboren ſind; der Knechtsſinn wächſt, mit ihm der grobe Mut; der Rauſch wächſt mit den Sorgen, und mit der Ueppigkeit der Hunger und die Nahrungsangſt; zum Fluche wird der Segen jedes Jahres, und alle Götter fliehen.

Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert und zu ſolchem Volke kommt, und dreifach wehe dem, der, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler, zu ſolchem Volke kommt! * 18.

Der Staat.

32 Der Staat darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geiſt, das läßt ſich nicht erzwingen. Das laſſe er unangetaſtet; oder man nehme ſein Geſetz und ſchlage es an den Pranger! Beim Himmel, der weiß nicht, was er ſündigt, der den Staat zur Sittenſchule machen will! Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Menſch zu ſeinem Himmel machen wollte.

Die rauhe Hülſe um den Kern des Lebens, und nichts weiter iſt der Staat. Er iſt die Mauer um den Garten menſchlicher Früchte und Blumen.

Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

O Regen vom Himmel! O Begeiſterung! Du wirſt den Frühling der Völker uns wieder bringen! Dich kann der Staat nicht her gebieten. Aber er ſtöre dich nicht, ſo wirſt du kommen; kommen wirſt du mit deinen allmächtigen Wonnen; in goldne Wolken wirſt du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden ſtaunen und fragen, ob wir es noch ſeien, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe — fragſt du mich, wann dies ſein wird? Dann, wann die Lieblingin der Zeit, die jüngſte, ſchönſte Tochter der Zeit: die neue Kirche, hervorgehen wird aus dieſen befleckten, veraltenden Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menſchen ſeine Gottheit und ſeiner Bruſt die ſchöne Jugend wiederbringen wird, wann — ich kann ſie nicht verkünden; denn ich ahne ſie kaum: aber ſie kommt gewiß, gewiß! * 5.

Das neue Reich.

Die Liebe gebar Jahrtauſende voll lebendiger 33
Menſchen; die Freundſchaft wird ſie wiedergebären. Von Kinderharmonie ſind einſt die Völker ausgegangen; die Harmonie der Geiſter wird der Anfang einer neuen Weltgeſchichte ſein. Von Pflanzenglück begannen die Menſchen und wuchſen auf und wuchſen, bis ſie reiften; von nun an gärten ſie unaufhörlich fort, von innen und außen, bis jetzt das Menſchengeſchlecht unendlich aufgelöſt wie ein Chaos daliegt, daß alle, die noch fühlen und ſehen, Schwindel ergreift. Aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menſchen ſich herauf in den Geiſt; Ideal wird, was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt iſt und verwittert: ein friſcher Gipfel iſt noch hervorgegangen aus ihm und grünt im Sonnenglanze wie einſt der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal iſt, was Natur war. Daran, an dieſem Ideale, dieſer verjüngten Gottheit, erkennen die Wenigen ſich, und eins ſind ſie; denn es iſt eines in ihnen, und von dieſen, dieſen beginnt das zweite Lebensalter der Welt. * 14.

Nicht überheben!

Das eben iſt das Traurige, daß unſer Geiſt 34
ſo gerne die Geſtalt des irren Herzens annimmt, ſo gerne die vorüberfliehende Trauer feſthält; daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen ſollte, ſelber krank wird; daß der Gärtner an den Roſenſträuchen, die er pflanzen ſollte, ſich die Hand ſo oft zerreißt. O! Das hat manchen zum Toren gemacht vor andern, die er ſonſt wie ein Orpheus beherrſcht hätte; das hat ſo oft die edelſte Natur zum Spott gemacht vor Menſchen, wie man ſie auf jeder Straße findet; das iſt die Klippe für die Lieblinge des Himmels, daß ihre Liebe mächtig iſt und zart wie ihr Geiſt, daß ihres Herzens Wogen ſtärker oft und ſchneller ſich regen, wie der Trident, womit der Meergott ſie beherrſcht; und darum überhebe ja ſich keiner! * 6.

Heraufziehen.

Es iſt erfreulich, wenn Gleiches ſich zu Gleichem 35
geſellt; aber es iſt göttlich, wenn ein großer Menſch die Kleineren zu ſich aufzieht.

Ein freundlich Wort aus eines tapferen Mannes Herzen, ein Lächeln, worin die verzehrende Herrlichkeit des Geiſtes ſich verbirgt, iſt wenig und viel, wie ein zauberiſch Loſungswort, das Tod und Leben in ſeiner einfältigen Silbe verbirgt, iſt wie ein geiſtig Waſſer, das aus der Tiefe der Berge quillt und die geheime Kraft der Erde uns mitteilt in ſeinem kriſtallenen Tropfen. * 4.

Sterben und Weiterleben.

36 Die Armen, die nichts kennen als ihr dürftig Machwerk, die der Not nur dienen und den Genius verſchmähen und dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur, die mögen vor dem Tode ſich fürchten. Ihr Joch iſt ihre Welt geworden; Beſſeres als ihren Knechtsdienſt kennen ſie nicht, ſcheuen die Götterfreiheit, die der Tod uns gibt!

Ich aber nicht! Ich habe mich des Stückwerks überhoben, das die Menſchenhände gemacht; ich hab es gefühlt, das Leben der Natur, das höher iſt denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade ſo groß? Ich werde ſein! Wie ſollt ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein iſt, die Naturen alle zuſammenhält? Wie ſollt ich ſcheiden aus dem Bunde, der die Weſen alle verknüpft? Der bricht ſo leicht nicht wie die loſen Bande dieſer Zeit. Der iſt nicht wie ein Markttag, wo das Volk zuſammenläuft und lärmt und auseinandergeht. Nein, bei dem Geiſte, der uns einigt, bei dem Gottesgeiſte, der jedem eigen iſt und allen gemein! Nein, nein, im Bunde der Natur iſt Treue kein Traum! Wir trennen uns nur, um inniger einig zu ſein, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir ſterben, um zu leben.

Ich werde ſein; ich frage nicht, was ich werde. Zu ſein, zu leben, das iſt genug, das iſt die Ehre der Götter; und darum iſt ſich alles gleich, was nur ein Leben iſt, in der göttlichen Welt, und es gibt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen wie Liebende; ſie haben alles gemein: Geiſt, Freude und ewige Jugend.

Beſtändigkeit haben die Sterne gewählt; in ſtiller Lebensfülle wallen ſie ſtets und kennen das Alter nicht. Wir ſtellen im Wechſel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien teilen wir die großen Akkorde der Freude. Wie Harfenſpieler um die Throne der Aelteſten leben wir, ſelbſt göttlich, um die ſtillen Götter der Welt; mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den ſeligen Ernſt des Sonnengottes und der andern.

Sieh auf in die Welt! Iſt ſie nicht wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbnis feiert? Und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit ſich, in goldnen Ketten, wie der Feldherr einſt die gefangenen Könige mit ſich geführt? Und wir, wir ſind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Geſang, in wechſelnden Geſtalten und Tönen den majeſtätiſchen Zug geleiten. * 17.

Einiges, ewiges Leben.

O du mit deinen Göttern, Natur: ich hab ihn 37
ausgeträumt, von Menſchendingen den Traum. Nur du lebſt, und was die Friedensloſen erzwungen, erdacht, es ſchmilzt wie Perlen von Wachs hinweg von deinen Flammen!

Wie lang iſts, daß ſie dich entbehren? O wie lang iſts, daß ihre Menge dich ſchilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligſtillen!

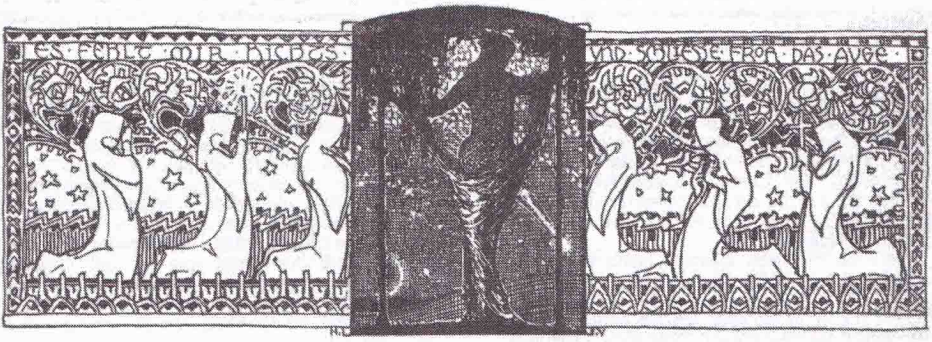
Es fallen die Menſchen wie faule Früchte von dir; o laß ſie untergehen, ſo kehren ſie zu deiner Wurzel wieder; und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umatme mit all deinen knoſpenden Zweigen, friedlich und innig; denn alle wuchſen wir aus dem goldnen Samkorn herauf!

Ihr Quellen der Erde! Ihr Blumen! Und ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches Licht! Wie alt und neu iſt unſere Liebe! Frei ſind wir, gleichen uns nicht ängſtig von außen; wie ſollte nicht wechſeln die Weiſe des Lebens? Wir leben den Aether doch all, und innigſt im Innerſten gleichen wir uns.

O Seele! Seele! Schönheit der Welt! Du unzerſtörbare! Du entzückende! Mit deiner ewigen Jugend! Du biſt! Was iſt denn der Tod und alles Wehe der Menſchen? — Ach, viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geſchieht doch alles aus Luſt, und endet doch alles mit Frieden.

Wie der Zwiſt der Liebenden ſind die Diſſonanzen der Welt. Verſöhnung iſt mitten im Streit, und alles Getrennte findet ſich wieder.

Es ſcheiden und kehren im Herzen die Adern, und einiges, ewiges, glühendes Leben iſt alles. * 19.



Jean Paul Richter.

Wichtigkeit der Erziehung.

1 In der Kinderwelt ſteht die ganze Nachwelt vor uns, in die wir, wie Moſes ins gelobte Land, nur ſchauen, nicht kommen; und zugleich erneuert ſie uns die verſüngte Vorwelt, hinter welcher wir erſcheinen mußten. Gäb es eine vollendete und allmächtige Erziehkunſt und eine Einigkeit der Erzieher mit ſich und mit Erziehern: ſo ſtände — da jede Kinderwelt die Weltgeſchichte von neuem anfängt — die nächſte und durch dieſe die fernere Zukunft, in welche wir jetzt ſo wenig ſehen und greifen können, viel ſchöner in unſerer Gewalt. Denn womit wir ſonſt noch auf die Welt — mit Taten und Büchern — wirken können, dies findet immer ſchon eine beſtimmte und erhärtete und ſchon unſersgleichen; nur aber mit dem Erziehen ſäen wir auf einen reinen weichen Boden entweder Gift oder Honigkelche; und wie die Götter zu den erſten Menſchen, ſo ſteigen wir (phyſiſch und geiſtig den Kindern Rieſen) zu den Kleinen herab und ziehen ſie groß oder — klein.

Ein Kind ſei euch heiliger als die Gegenwart, die aus Sachen und Erwachſenen beſteht. Durch das Kind ſetzt ihr, wiewohl mit Mühe, durch den kurzen Hebelarm der Menſchheit den langen in Bewegung, deſſen weiten Bogen ihr in der Höhe und Tiefe einer ſolchen Zeit ſchwer beſtimmen könnt. — Aber etwas anderes wißt ihr gewiß, daß nämlich die moraliſche Entwicklung — welches die Erziehung iſt, ſowie die intellektuelle der Unterricht — keine Zeit und Zukunft kennt und ſcheut. In dieſer gebt ihr dem Kinde einen Himmel mit einem Polſtern mit, der es immer leitet, vor welche neue Länder es auch ſpäter komme.

Verkehrte Erziehung.

2 Viele Eltern erziehen die Kinder nur für die Eltern, nämlich zu ſchönen Steh-Maſchinen, zu Seelen-Weckern, welche man ſo lange nicht auf das Rollen und Tönen ſtellt, als man Ruhe begehrt. Das Kind ſoll bloß jede Minute das ſein, auf welchem der Erzieher entweder am weichſten ſchläft oder am lauteſten trommelt, und ihm folglich jede Minute die Mühe an der Erziehung, weil er mehr zu tun und zu genießen hat, erſparen durch Früchte derſelben. Daher ärgern ſich dieſe ſtillen Faulen ſo häufig, daß das Kind nicht klüger, folgerechter und ſanfter ſchon voraus iſt als ſie ſelber. Sogar kräftige Kinderfreunde gleichen oft, wie Staatsmänner, der brennbaren Luft, welche ſelber ein Licht gibt, dabei jedes andere auslöſcht; wenigſtens ſoll ihnen das Kind, wie oft einem Miniſter ſein Arbeit-Schoßjünger, bald ganz Hand, die nur nachſchreibt, ſein, bald vorausarbeitender Kopf.

Gebieten und Verbieten.

Habt keine Freude am Ge- und Verbieten, 3
ſondern am kindlichen Freihandeln! Zu häufiges Befehlen iſt mehr auf die elterlichen Vorteile als auf die kindlichen bedacht.

An euer Wort ſei zwar das Kind unzerreißlich gebunden, aber nicht ihr ſelber; ihr braucht keine immerwährenden Erlaſſe zu geben, ſondern eure geſetzgebende Macht kann jeden Tag neue Dekretal- und Hirtenbriefe erlaſſen.

Verbietet ſeltener durch Tat als durch Worte; reißet dem Kinde das Meſſer nicht weg, ſondern laſſet es ſelber auf Worte es weglegen; im erſten Falle folgt es dem Drucke fremder Kraft, im zweiten dem Zuge eigner.

Eure Geſetztafel ſei unzerbrochen und mit erhabner Schrift. Verbietet lieber das Ganze, wenn euch die Teile ſchwer auszuheben werden, z. B. das Anrühren des ganzen Tiſches, ob ihr gleich nur einzelne Gefäße darauf beſchirmen wollt.

Das Kind erlerne und erfahre an ſich ſelber das Recht, das es von andern einfordert. Folglich werde ihm die Achtung des Eigentums entſchieden und ohne Schonung angemutet. Was gehört denn dem Kinde? Vater und Mutter, mehr nicht; alles andere gehört dem Vater. Da aber jeder Menſch eine Erde für ſich, ja, ein Univerſum für ſich begehrt als Erblehen, ſo miß dem Kleinen das Kleine zu und ſage: „Mehr nicht!“

Verbietet mit leiſer Stimme, damit eine ganze Stufenleiter der Verſtärkung freiſtehe — und nur einmal. Das letzte koſtet Arbeit. Kommt nicht vor Wut ſtärker außer euch, als ſich ſchickt, daß ihr ſelber zuletzt das Widerſtreben vom Gehorchen nicht recht mehr ſondern könnt. Hier bleibt keine Wahl als: entweder Strafe für den unendlich kleinſten Ungehorſam oder nach dem erſten Gehorſam Nichtachten auf den Reſt; jene aber ſcheint mir beſſer. Es gibt aber ein ſchöneres Zögern — das elterliche. Das erſte und ſchnellſte Wort, das ein Vater einem erbittenden Kinde oder Weibe oder Diener antwortet, iſt Nein; darauf ſucht er zu bejahen und ſagt am Ende Ja, anſtatt am Anfange. Die Mutter machts noch ärger. Aber könnt ihr denn euch für das Kind — oder wers ſonſt iſt — keine Riſtfriſt, keine Vorzeit vor dem Ausſpruche bloß dadurch erringen, daß ihr auf jedes Begehren nur antwortet: „Komme wieder, oder hernach, oder in drei ſächſiſchen Minutenfriſten?“ Weiber, bloß dieſes Verzuggeſetz böte euch ein Mittel an, mit euch und mit andern ſeltener in Widerſpruch zu kommen!

Freudigkeit.

4 Heiterkeit oder Freudigkeit iſt der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen. Nur werde ſie nicht mit dem Genuſſe vermengt. Jeder Genuß, und wär es der feine eines Kunſtwerks, gibt dem Menſchen eine ſelbſtiſche Gebärde und entzieht ihm Teilnahme; daher iſt er nur Bedingung des Bedürfniſſes, nicht der Tugend. Hingegen Heiterkeit — der Gegenſatz des Verdruſſes und Trübſinns — iſt zugleich Boden und Blume der Tugend und ihr Kranz. Denn Tiere können genießen; aber nur Menſchen können heiter ſein. Der heilige Vater heißt zugleich der ſelige; und Gott iſt der allſelige. Ein verdrießlicher Gott iſt ein Widerſpruch oder der Teufel. Der ſtoiſche Weiſe muß Verſchmähung des Genuſſes mit Bewahrung der Heiterkeit vermählen. Der chriſtliche Himmel verſpricht keine Genüſſe wie etwa der türkiſche, aber den klaren, reinen, unendlichen Aether der himmliſchen Freude, die aus dem Anſchauen des Ewigen quillt. Der Vorhimmel, das Paradies — welchem die älteren Theologen die Genüſſe abſprachen, nicht aber die Heiterkeit — beherbergte die Unſchuld. Der erfreute Menſch gewinnt unſer Auge und Herz, ſo wie beide der verdrießliche abſtößt, indes bei Genüſſen umgekehrt wir dem ſchwelgenden den Rücken und dem darbenden das Herz zuwenden. Wenn der Genuß eine ſich ſelber verzehrende Rakete iſt: ſo iſt die Heiterkeit ein wiederkehrendes lichtes Geſtirn, ein Zuſtand,. der ſich, ungleich dem Genuſſe, durch die Dauer nicht abnützt, ſondern wiedergebiert.

Freudigkeit — dieſes Gefühl des ganzen freigemachten Weſens und Lebens, dieſer Selbſtgenuß der inneren Welt, nicht eines äußeren Weltteilchens — öffnet das Kind dem eindringenden All; ſie empfängt die Natur nicht lieb-, nicht wehrlos, ſondern gerüſtet und liebend und läßt alle jungen Kräfte wie Morgenſtrahlen aufgehen und der Welt und ſich entgegen ſpielen, und ſie gibt Stärke, wie die Trübſeligkeit ſie nimmt.

Die erſten menſchlichen Regungen.

Ach, wir haben es alle einmal gewußt, wir wurden alle einmal von der Morgenröte des Lebens gefärbt! O, warum achten wir nicht alle erſten Regungen der menſchlichen Natur für heilig, als Erſtlinge für den göttlichen Altar? Es gibt ja nichts Reineres und Wärmeres als unſere erſte Freundſchaft, unſere erſte Liebe, unſer erſtes Streben nach Wahrheiten, unſer erſtes Gefühl für die Natur. Wie Adam werden wir erſt aus Unſterblichen Sterbliche; wie Aegypter werden wir früher von Göttern als Menſchen regiert; — und das Ideal eilt der Wirklichkeit wie bei einigen Bäumen die weichen Blüten den breiten rohen Blättern vor, damit nicht dieſe ſich vor das Stäuben und Befruchten jener ſtellen.

Der ideale Menſch im Innern.

Jeder von uns hat ſeinen idealen Preismenſchen 6
in ſich, den er heimlich von Jugend auf frei oder ruhig zu machen ſtrebt. Am hellſten ſchaut jeder dieſen heiligen Seelengeiſt an in der Blütezeit aller Kräfte, im Jünglingalter. Wenn nur jeder ſich es recht klar bewußt wäre, was er damals hatte werden wollen, und zu welchen andern und höhern Wegen und Zielen das eben aufgeblühte Auge hinaufgeſehen als ſpäter das einwelkende! Denn ſobald wir an irgend ein gleichzeitiges In- und Umeinanderwachſen des leiblichen und des geiſtigen Menſchen glauben, ſo müſſen wir auch die Blütezeiten beider zuſammenfallen laſſen. Folglich wird dem Menſchen ſein individueller Idealmenſch am hellſten (wenn auch nur hinter Wünſchen und Träumen) gerade in der Vollblüte des Jugendalters erſcheinen. Und zeigt ſich dies nicht in der gemeinſten Seele, welche z. B. während dieſes Durchgangs, vorher und nachher in ſinnliche habſüchtige Liebe geſunken, einmal in edler kulminierte und mitten am Himmel ſtand? — Später verwelkt bei der Menge der Idealmenſch von Tage zu Tage — und der Menſch wird, fallend und überwältigt, lauter Gegenwart, Geburt der Not und Nachbarſchaft. Aber die Klage eines jeden: „Was hätt ich nicht werden können!“ bekennt das Daſein oder Dageweſenſein eines älteſten paradieſiſchen Adams neben und vor dem alten Adam.

Notwendigkeit der Jugendideale.

7 Was iſt aller Gewinn, den die junge Seele aus der Vermeidung einiger Fehltritte und Fehlblicke zieht, gegen den entſetzlichen Verluſt, daß ſie ohne das heilige Feuer der Jugend, ohne Flügel, ohne große Pläne, kurz, ſo nackt in das kalte enge Leben hineinkriecht als die meiſten aus demſelben heraus? Wie ſoll ohne die ideale Jugendglut das Leben reifen oder der Wein ohne Auguſt? Das Schönſte, was die Menſchen taten, fiel es auch in ihre kältere Jahrzeit, war nur ſpät aufgehender Same, den der Lebensbaum des kindlichen Paradieſes getragen hatte; gleichſam realiſierte Jugendträume. Oder ſaht ihr nie, wie ein Menſch von einem einzigen Götterbilde ſeiner Frühzeit durch das ganze Leben regiert und geleitet wurde? Und wodurch wollt ihr dieſes führende Wagengeſtirn erſetzen als etwa durch den Brotwagen des klugen Eigennutzes? Endlich: was tut denn dem Menſchen eigentlich not? Wahrlich nicht etwa die Kraft der Opfer für das Beſte — denn es erſcheine nur einmal in der Wirklichkeit ein Gott, ſo entäußert der Menſch ſich gern alles Menſchlichen, deſſen die Göttlichkeit nicht bedarf — ſondern etwas anderes als Stärke hat er nötig: Glauben und Schauen einer Gottheit, die die Menſchenopfer beſſerer Art verdient. Hinter einem voranziehenden Gott würden alle Menſchen Götter. Tilgt ihr aber das Ideal aus der Bruſt, ſo verſchwindet damit Tempel, Opferaltar und alles.

Die Liebe des Weibes.

8 Das Höchſte und Schönſte, womit die Natur das Weib ausſtatten konnte und mußte für die Vorteile einer Nachwelt, war die Liebe, aber die ſtärkſte, eine ohne Erwiderung, eine des Unähnlichen. Das Kind empfängt Liebe und Küſſe und Nächte, aber es antwortet anfangs zurückſtoßend; und das ſchwache, das am meiſten fordert, bezahlt am wenigſten. Aber die Mutter gibt fort; ja, ihre Liebe wird nur größer mit fremder Not und Undankbarkeit, und ſie hegt die größere für das gebrechlichſte Kind, wie der Vater für das ſtärkſte.

Achtung vor dem eigenen Geſchlecht.

9 Mutter! Wecke und pflege vor allem in deiner Tochter Achtung und Liebe gegen ihr eignes Geſchlecht! Sollt es dir denn nicht damit gelingen, wenn du ihr die aus der dunkeln Vergangenheit durchglänzenden Kronen großer Weiber zeigteſt — und die erhebenden Beiſpiele herzverbundener Freundinnen — und die Verwandtſchaft aller ihrer Geſchlechtſchweſtern mit ihr in Wert und Not — und den Gedanken, daß jede in ihrem Geſchlecht das Geſchlecht ihrer Mutter entweder verehre oder verachte — und die Gewißheit, daß, wie Menſchenfeindſchaft ſich am Menſchenfeinde, ſo auch die halbe gegen eine Menſchenhälfte ſich an der Weiberfeindin beſtrafe? — Sogar der Vater könnte etwas beitragen und zwar das Meiſte, wenn er der Tochter mehr die Achtung gegen die Mitſchweſtern ſowohl predigte als zeigte, ſowie die Mutter mehr die Liebe gegen ſie. Da keine Lehre der Ausübung derſelben ſchadet, ſo wär es ſogar dienlich, wenn man die Tochter an der weiblichen Dienerſchaft nicht bloß die Menſchheit, ſondern ſogar das Geſchlecht zu ſchonen angewöhnte.

Elternzwang zur Ehe.

Ich frage euch Eltern über euer Recht, moraliſchen 10
freien Weſen die Neigungen oder gar den Schein derſelben vorzuſchreiben und durch eine Machthandlung das giftige Blei-Scepter über ein ganzes freies Leben auszuſtrecken. Eure zehn Lehrjahre des Lebens mehr machen ſo wenig einen Unterſchied in der gegenſeitigen Freiheit als Talent oder ſein Mangel. Warum befehlt ihr denn Töchtern nicht ebenſo gut Freundſchaft auf Lebenslang? Warum übt ihr bei der zweiten Ehe nicht dasſelbe Recht? Aber ihr habt eben keines zu verwerfen, ausgenommen in der minorennen Zeit, wo das Kind noch keines hat, zu wählen. Oder fordert ihr für die Erziehung zur Freiheit beim Abſchiede als Ehrenſold das Opfer der Freiheit? — Ihr tut, als hättet ihr erzogen, ohne ſelber erzogen zu ſein, indes ihr bloß eine ſchwere geerbte Schuld, die ihr an eure Eltern nie bezahlen könnt, an eure Kinder abtragt; und ich kenne hierin nur einen unbezahlten Gläubiger: den erſten Menſchen, und nur einen inſolventen Schuldner den letzten. Oder ſchützet ihr euch noch mit dem barbariſchen unmoraliſchen römiſchen Vorurteil, das Kinder als weiße Neger der Eltern feilbietet, weil die frühere erlaubte Gewalt über das nicht-moraliſche Weſen ſich hinter der Allmählichkeit ſeiner Entwicklung unbemerkt als eine über das moraliſche heruberſchleicht?

Dürft ihr aus Liebe Kinder zu ihrem Glück, ſo dürfen ſie ſpäter ebenſo gut aus Dankbarkeit euch zu eurem zwingen. Aber was iſt denn das Glück, wofür ſie ihr ganzes Herz mit allen ſeinen Träumen wegwerfen ſollen? Meiſtens eures; eure Beleuchtung und Bereicherung, eure Feind- und Freundſchaften ſollen ſie mit dem Opfer des Innerſten büßen und kaufen. Dürft ihr eure ſtillen Vorausſetzungen zum Glück einer Zwangsehe laut bekennen, z. B. die Entbehrlichkeit der Liebe in der Ehe, die Hoffnung eines Todesfalles, die vielleicht doppelte Untreue ſowohl gegen den ehelichen Käufer als gegen den außerehelichen Geliebten? Ihr müſſet Sünderinnen vorausſetzen, um nicht Räuber zu ſein.

Tut mir nicht dar, daß Neigungsehen oft ſchlecht und Zwangsehen oft gut genug ausgefallen, wie an Herrnhutern, Germanen und Orientalen zu erſehen. Nennt mir ſonſt lieber alle barbariſchen Völker und Zeiten her, worin, weil beide ja nur den Mann, nie die Frau berechnen, eine glückliche Ehe nichts bedeutet als einen glücklichen Mann. Niemand ſteht nahe genug dabei, die weiblichen Seufzer zu hören und zu zählen; der ungehörte

Schmerz wird endlich sprachlos; neue Wunden schwächen das Bluten der ältesten. Ferner: am Mißgeschick der Neigungsehen ist eben ihr Verwehren und euer Krieg gegen die Verehelichten schuld. — Ferner: jede Zwangs-Ehe ist ja meistens zur Hälfte eine Neigungs-Ehe. Endlich: die besten Ehen sind im mittleren Stande, wo mehr die Liebe, und die schlechtesten in den höheren, wo die Rücksicht bindet; und so oft in diesen ein Fürst bloß mit seinem Herzen wählte, so erhielt er eines, und er verlor und betrog es nie.

Gegenwart im Verhältnis zur Vergangenheit.

Jede Sünde erscheint uns neu und nahe, so wie in der Malerei das Schwarze am meisten vor und nahe rückt; der Mensch gewöhnt sich an wiederholte Liebe, nicht an wiederholte Ungerechtigkeit. Daher erscheint jedem seine Zeit moralisch schlechter sowie die intellektuelle besser, als sie ist; denn in der Wissenschaft ist das Neue ein Fortschritt; in der Moral ist das Neue, als ein Widerspruch mit unsern inneren Idealen und mit den historischen Idolen, stets der Rückschritt. So wie in der Vergangenheit die Irrtümer der Völker, ungleich den Dekorationsgemälden, verzerrter und unförmlicher sich ausdehnen, weil die Ferne uns ihre feineren und wahren Ausfüllungen entzieht: so stellen sich umgekehrt die schwarzen Schandflecken der Vergangenheit, z. B. der römischen, spartanischen, gemildert und gerundet dar, und, wie an einen Mond, fällt an die Gegenwart der höckerige Erdschatten der Vorzeit rund und durchsichtig hinauf.

Z. B. schätzt man nach dem Kriege — diesem ältesten Barbarismus der Menschheit — die Zeit, und besonders nach den schlimmen Neuerungen darin: so steigt der Zeitgeist vor dieser Mordfackel in greulicher Beleuchtung und Verzerrung vor uns auf. Aber der Krieg, als der Generalsturm auf die Moral, als das sprach- und herzverwirrende Babel des Körperreichs, hatte in allen Zeiten nur Ungerechtigkeiten wiederholt, die jedes Mal neu geschienen, weil jede Zeit von der andern nur die Zahl der hingerichteten Heere und Städte, an sich aber die der Foltern erfährt. Hingegen eben die unsrige hat vor jeder vorigen, außer einer gewissen Humanität des Krieges, in Rücksicht des Lebens noch die wachsende Einsicht in dessen Unrechtmäßigkeit voraus.

Von jeher aber ging bei Völkern der Kopf dem Herzen oft um Jahrhunderte voraus, wie bei dem Negerhandel; ja, um Jahrtausende, wie vielleicht bei dem Kriege.

Religion.

12 Was ist Religion? — Sprecht die Antwort betend aus: der Glaube an Gott; denn sie ist nicht nur der Sinn für das Ueberirdische und das Heilige und der Glaube ans Unsichtbare, sondern die Ahnung dessen, ohne welchen kein Reich des Unfaßlichen und Ueberirdischen, kurz, kein zweites All nur denkbar wäre. Tilgt Gott aus der Brust, so ist alles, was über und hinter der Erde liegt, nur eine wiederholende Vergrößerung derselben: das Ueberirdische wäre nur eine höhere Zahlenstufe des Mechanismus und folglich ein Irdisches.

Wenn die Frage geschieht: „Was meinst du mit dem Laute Gott?“ so laß ich einen alten Deutschen, Sebastian Frank, antworten: „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seelen gelegen.“ Ein schönes tiefes Wort! Da aber das Unaussprechliche in jeder Seele wohnt, so ist es auch jeder fremden zu bedeuten durch Worte. Lasset mich irgend einem gottesfürchtigen Gemüte alter Zeiten Worte unserer Tage geben, und höret es an über Religion:

„Religion ist anfangs Gottlehre, daher der hohe Name Gottgelehrter — recht ist sie Gottseligkeit. Ohne Gott ist das Ich einsam durch die Ewigkeiten hindurch; hat es aber seinen Gott, so ist es wärmer, inniger, fester vereinigt als durch Freundschaft und Liebe. Ich bin dann nicht mehr mit meinem Ich allein. Sein Urfreund, der Unendliche, den es erkennt, der eingeborene Blutfreund des Innersten, verläßt es so wenig als das Ich sich selber; und mitten im unreinen oder leeren Gewühl der Kleinigkeiten und der Sünden, auf Marktplatz und Schlachtfeld steh ich mit zugeschloßner Brust, worin der Allhöchste und Allheiligste mit mir spricht und vor mir als nahe Sonne ruht, hinter welcher die Außenwelt im Dunkel liegt. Ich bin in seine Kirche, in das Weltgebäude, gegangen und bleibe darin seligandächtig fromm, werde auch der Tempel dunkel oder kalt oder von Gräbern untergraben. Was ich tue oder leide, ist kein Opfer für ihn, so wenig, als ich mir selber eines bringen kann; ich liebe ihn bloß. Ich mag entweder leiden oder nicht. Vom Himmel fällt die Flamme auf den Opfer-Altar und verzehrt das Tier; aber die Flamme und der Priester bleiben. Wenn mein Urfreund etwas von mir verlangt, so glänzt mir Himmel und Erde, und ich bin selig wie er; wenn er verweigert, so ist Sturm auf dem Meer; aber es ist mit Regenbogen überdeckt, und ich kenne wohl die gute Sonne darüber, welche keine Wetter-, nur lauter Sonnenseiten hat. Nur bösen liebelosen Geistern gebietet ein Sittengesetz, damit sie nur erst besser werden und darauf gut. Aber das liebevolle Anschauen des Urfreundes der Seele, der jenes Gesetz erst beseelt und überschwenglich macht, verbannt nicht bloß den bösen Gedanken, der siegt, sondern auch den andern, der nur versucht. Wie doch über dem höchsten Gebirge noch hoch der Adler schwebt, so über der schwer ersteigbaren Pflicht die rechte Liebe.

Wo Religion ist, werden Menschen geliebt und Tiere und alles All. Jedes Leben ist ja ein beweglicher Tempel des Unendlichen. Alles Irdische selber verklärt und sonnt sich in dem Gedanken an ihn;

nur ein Irdiſches bleibt finſter übrig: die Sünde, das wahre Seelen-Nichts; oder der unaufhörliche Tantalus, der Satan.

Man darf mit einigem Recht zu andern von dem ſprechen, wovon man in und mit ſich gar nicht ſpricht; denn in mir iſt er mir ſo nahe, daß ich ſein und mein Wort ſchwer trennen kann; aber am zweiten Ich bricht ſich meines zurück, und ich finde nur jenen wiederglänzend wieder, der mich und den Tautropfen erleuchtet.

Sobald es aber kein Irrtum iſt, dies alles zu denken: wie wirſt du, o Gott, denen, die das vieltönige Leben überwunden, erſt in der eintönigen ſtummen Stunde des Sterbens erſchienen ſein, da, wo Welt nach Welt, Menſch nach Menſch hinſchwand, und nichts blieb neben dem Sterblich-Unſterblichen als der Ewige? — Wer Gott in die letzte dunkelſte Nacht hineinbringt, kann nicht erfahren, was Sterben iſt, weil er auf den ewigen Stern im Abgrund blickt."

Bildung des Kindes zur Religion.

13 Wie iſt das Kind in die neue Welt der Religion hineinzuführen? Durch Beweiſe nicht. Jede Sproſſe der endlichen Erkenntnis wird durch Lehre und Allmählichkeit erſtiegen; aber das Unendliche, welches ſelber die Enden jener Sproſſenleiter trägt, kann nur auf einmal angeſchaut werden, ſtatt zugezählt; nur auf Flügeln, nicht auf Stufen kommt man dahin. Das Daſein Gottes beweiſen ſowie bezweifeln, heißt das Daſein des Daſeins beweiſen oder bezweifeln. Das Ich ſucht ein Ur-Ich — nicht etwa bloß eine Ur-Welt neben der jetzigen — jene Freiheit, von welcher die Endlichkeit die Geſetze bekam; aber es könnte nicht ſuchen, wenn es nicht kännte und wenn es nicht hätte. Die Großheit der Religion ſchränkt ſich nicht auf irgend eine Meinung ein, ſondern dehnt ſich über den ganzen Menſchen aus; wie überhaupt das Große den Fels-Bergen gleicht, wovon nie einer allein in platter Ebene, ſondern nur unter nachbarlichen aufſteht und ſich zum Gebirge auszieht.

Da die erſte Regel für jeden, der etwas geben will, dieſe iſt, daß ers ſelber habe: ſo kann niemand Religion lehren, als wer ſie beſitzt; erwachſene Heuchelei hingegen oder Maul-Religion erzeugt nichts als unerwachſene; eine ſolche Nebenſonne kann weder wärmen noch leuchten; und jeden optiſchen Betrug erwidert ein akuſtiſcher. Wer keinen Gott im Himmel und im Herzen hat, kann ſich ohne Unſittlichkeit durch keine Sittlichkeit gebunden glauben, in ſeine Kinder (etwa Nutzens halber) ein Nichts zu impfen, das er aus ſich ſchon ausgeriſſen hat, und das er ſpäter ſelber wieder auszureuten gedenkt. Eigentlich aber wirft weder der Glaube an die Sittlichkeit einer Religionlüge noch an den Staatnutzen derſelben den Trug in das glaubend-offene Kinderherz, ſondern nur jene eigennützige Schwäche tuts, welche gern mit Gott und dem Teufel zugleich kapitulierte.

Je jünger das Kind iſt, deſto weniger hör es das Unausſprechliche nennen, das ihm durch ein Wort nur zum Ausſprechlichen wird; aber es ſehe deſſen Symbole. Das Erhabene iſt die Tempelſtufe zur Religion, wie die Sterne zur Unermeßlichkeit. Wenn in die Natur das Große hineintritt, der Sturm, der Donner, der Sternenhimmel, der Tod: ſo ſprecht das Wort „Gott" vor dem Kinde aus. Ein hohes Unglück, ein hohes Glück, eine große Uebeltat, eine Edeltat ſind Bauſtätten einer wandernden Kinderkirche.

Zeigt überall, auch an den Grenzen des heiligen Landes der Religion, dem Kinde anbetende und heilige Empfindungen; dieſe gehen über und entſchleiern ihm zuletzt den Gegenſtand, ſowie es mit euch erſchrickt, ohne noch zu wiſſen, wovor. Newton, der ſein Haupt entblößte, wenn der größte Name genannt wurde, wäre ohne Worte ein Religionlehrer von Kindern geworden. — Nicht mit ihnen, ſondern nur vor ihnen dürft ihr eure Gebete beten, d. h. Gott laut denken; aber wohl mit ihnen ihre eigenen. Eine verordnete Erhebung und Rührung iſt eine entweihte; — Kindergebete ſind leer und kalt und eigentlich nur Ueberreſte des jüdiſch-chriſtlichen Opferglaubens, der durch Unſchuldige, ſtatt durch Unſchuld, verſöhnen und gewinnen will; und heimlich behandelt das Kind den Gott, den ihr ihm mündlich gebt, gerade ſo wie der Kamtſchadale und jeder Wilde den ſeinigen. Ein Tiſchgebet vor dem Eſſen muß jedes Kind verfälſchen. Auch ſpäter ſei der Bettag und jeder Religiontag ein ſeltener, aber darum feierlicher; was das ergreifende erſte Abendmahl für das Kind iſt, das laſſet jede Stunde ſein, worin ihr ſein Herz zur Religion heiligt. Nur ſelten laſſet Kinder in die Kirche gehen; denn ihr könnt ihnen ebenſo gut ein Klopſtocks oder Händels Oratorium zu hören geben als das kirchliche; aber wenn ihrs tut, ſo weihet ſie in die Würde einer Teilnahme an den Erhebungen ihrer Eltern ein. Ja, ich wollte lieber, ihr führtet ſie an großen Tagen der Natur oder des Menſchenlebens bloß in den leeren Tempel und zeigtet ihnen die heilige Stätte der Erwachſenen. Wollt ihr Dämmerung, Nacht, Orgel, Lied, Vaters Predigt dazu ſetzen: ſo werdet ihr wenigſtens durch einen Kirchgang mehr religiöſe Einweihung in jungen Herzen zurücklaſſen als ein ganzes Kirchenjahr in alten. Wehe tut dem Herzen nach dieſen Anſichten die ſchon ziemlich abgewöhnte Gewohnheit, daß die Kindheit und Jugend die Predigten, d. h. deren Entwürfe, im Tempel nachſchreibe und zu Hauſe oder im Gymnaſium richtig vorlege. Obwohl hier dem Scherze ſehr nahe, wollen wir bloß im Ernſte fragen: wird denn hier die religiöſe Innigkeit des Zuſammenfühlens nicht in ein logiſches Abfleiſchen und Verknöchern entnervt und das Heilige und der Herzens-Zweck nicht zu einem Mittel der Kopfübung herabgezogen und jede Rührung entfernt gehalten, weil dieſe etwa

durch das Nachfühlen das Nachſchreiben verdunkeln könnte? Etwas ebenſo Gutes wär es vielleicht wenn eine Jungfrau von der Liebeserklärung ihres Geliebten ſich einen kurzen pragmatiſchen Auszug machte oder ein Soldat von der Feuerrede ſeines Anführers vor der Schlacht oder ein Evangeliſt von Chriſti Bergpredigt eine nette Dispoſition mit allen Unterabteilungen. — Wenn ſo die Lehrer alle höchſten Ziele in neue Mittel und Wege, nämlich Rückwege verwandeln: gehen ſie da nicht geiſtig ſo mit dem Geiſtigen um, wie die neuen Römer leiblich mit Triumphbogen und Jupiters Tempeln, welche ſie zu Wäſchſtangen vernützten?

Für die armen Volkskinder, deren Eltern ſelber noch Zöglinge des Sonntags ſind, und denen gegen den tiefen Wochenwuſt unter ihrem niedrigen Wolkenhimmel eine daraus emporziehende Hand nicht fehlen darf, gilt mehr als für Kinder höherer Stände äußerlicher Kirchendienſt; die Kirchenmauern, die Kanzel, die Orgel ſind ihnen Symbole des Göttlichen; es iſt aber als Symbol einerlei, obs eine Dorfkirche oder der Natur-Tempel iſt; und wiſſen denn wir ſelber, ob und wo der Unausforſchliche die Steigerung ſeiner Symbole endigen kann? Braucht nicht der höhere Geiſt wieder ein höheres?

Laſſet in das Allerheiligſte der Religion — welches der Kirchengänger erſt in die Kirche als den Tempelvorhof des Herzens mitbringt — das Auge des Zöglings überall blicken, wo er nur äußere Mauern und Formen erblickt! — Jede fremde Religionübung ſei ihm ſo heilig wie die eigne, und jedes äußere Gerüſte dazu. Das proteſtantiſche Kind halte das katholiſche Heiligenbild am Wege für ſo ehrwürdig wie einen alten Eichenhain ſeiner Voreltern; es nehme die verſchiedenen Religionen ſo liebend wie die verſchiedenen Sprachen auf, worin doch nur ein Menſchengemüt ſich ausdrückt. Jedes Genie iſt in ſeiner Sprache, jedes Herz in ſeiner Religion allmächtig.

Nur keine Furcht erſchaffe den Gott der Kindheit; ſie ſelber iſt vom böſen Geiſte geſchaffen; ſoll der Teufel der Großvater Gottes werden?

Wer etwas Höheres im Weſen, nicht bloß im Grade ſucht, als das Leben geben oder nehmen kann, der hat Religion; glaub er dabei immerhin nur ans Unendliche, nicht an den Unendlichen, nur an Ewigkeit ohne Ewigen, gleichſam, als Widerſpiel anderer Maler, die Sonne zu keinem Menſchenantlitz ausmalend, ſondern dieſes zu jener abrundend. Denn wer alles Leben für heilig und wunderſam hält, es wohne bis ins Tier und in die Blume hinab; wer wie Spinoza durch ſein edles Gemüt weniger auf der Stufe und Höhe als auf Flügeln ſchwebt und bleibt, von wo aus das All rings umher — das ſtehende und das geſchichtlich bewegliche — ſich in ein ungeheures Licht und Leben und Weſen verwandelt und ihn umfließt, ſo daß er ſich ſelber in das große Licht aufgelöſt fühlt und nun nichts ſein will als ein Strahl im unermeßlichen Glanze: der hat und gibt folglich Religion, da das Höchſte ſtets den Höchſten, wenn auch formlos, ſpiegelt und zeigt hinter dem Auge.

Der rechte Unglaube bezieht ſich auf keine einzelnen Sätze und Gegenſätze, ſondern auf die Erblindung gegen das Ganze. Macht im Kinde den allmächtigen Sinn des Ganzen rege gegen ſelbſtiſchen Sinn der Teile: ſo erhebt ſich der Menſch über die Welt, die ewige über die wechſelhafte.

Gebt dem Kinde unſer Religionbuch in die Hand; aber ſchickt die Erklärung dem Leſen nicht nach, ſondern voraus, damit in die junge Seele die fremde Form als ein Ganzes dringe. Warum ſoll erſt der Mißverſtand der Vorläufer des Verſtandes ſein? — Nicht durch die Lehrſätze, ſondern durch die Geſchichten der Bibel keimt lebendige Religion auf; die beſte chriſtliche Religionlehre iſt das Leben Chriſti und dann das Leiden und Sterben ſeiner Anhänger, auch außerhalb der hl. Schrift erzählt.

In der ſchönen Frühlinggzeit der religiöſen Aufnahme des Kindes unter Erwachſene — eine ſo wichtige, da es vor dem Altare zum erſten Mal öffentlich und mit allen Rechten eines Ich auftritt und forthandelt — in dieſer einzigen Zeit, wo plötzlich das dämmernde Leben in ein Morgenrot aufbricht und dadurch das Neue der Liebe und der Natur verkündigt, gibts keinen ſchöneren Prieſter für die junge Seele, der ſie vor den Hochaltar der Religion gleichſam unter Tänzen und Entzückungen führe und geleite, als der Dichter iſt, welcher eine ſterbliche Welt einäſchert, um auf ihr eine unſterbliche zu bauen, damit das Erdenleben gleich bleibe den Polarländern, welche, ſo tier- und blumenleer, ſo kalt und ohne Farben, doch über ſich nach dürftigen Tagen reiche Nächte tragen, worin der Himmel die Erde ausſteuert, und wo der Nord- oder Polarſchein das ganze Blau mit Feuerfarben, Edelſteinen, Donnern, üppigen Gleicher-Gewittern füllt und den Menſchen des kalten Bodens an das erinnert, was über ihm lebt.

Gebet am Tage.

Alles ſteht jetzt ſo klar und feſt vor mir: 14
Schönheit und Seligkeit des Lebens — der Gang des Weltalls — der Schöpfer — der Wert und die Größe des Herzens — die Sternenbilder ewiger Wahrheiten — der ganze geſtirnte Ideenhimmel, der den Menſchen beſtrahlt und zieht und hält. Wenn ich nun aber einmal alt bin und im matten Sterben, wird mir nicht alles anders, ergraut und ſtarr erſcheinen, was jetzt ſo lebendig und blühend vor mir rauſcht? Denn grade, wenn der Menſch nahe an dem Himmel iſt, in welchen er ſo lange geſchaut, da hält der Tod den matten Augen das Sternrohr verkehrt vor und läßt ſie in einen leeren, ferneren, ausgelöſchten blicken. Aber iſt dies denn recht und wahr? Ergreifen meine blühenden oder meine welkenden Kräfte richtiger und feſter die Welt?

Werd ich künftig mehr recht haben, wenn ich nur mit halbem Leben empfinde und denke und hoffe, jedes ſcharfen Blicks und heißen Gefühls unfähig, oder hab ich jetzt mehr recht, wo mein ganzes Herz warm iſt, mein ganzer Kopf heiter und alle Kräfte friſch? Daß ich jetzt mehr recht habe, erkenn ich, und grade wieder dies erkenn ich jetzt am gewiſſeſten. So will ich dieſe herrliche Tageszeit der Wahrheit recht aufmerkend durchleben und ſie hinübertragen in die dunkle Abendzeit, damit ſie mein Ende erleuchte. * 6.

Sterbegebet.

Denke daran in der dunklen Stunde, daß der Glanz des Weltenalls einſt deine Bruſt gefüllt, und daß du erkannt die Größe des Seins. Haſt du nicht in der Nacht in die halbe Unendlichkeit hineingeſehen, in den geſtirnten Himmel, und am Tag in die andere? Denke den nichtigen Raum weg und deine verdeckende Erde, ſo umwölben dich wie einen Mittelpunkt Welten über dir, um dich, unter dir — alle treibend und getrieben — alle Sonnen zu einem Sonnen-All an dich herangepreßt. Dränge und reiße dich Ewigkeiten lang durch die Allſonne: du kommſt nicht hinaus in den leeren und finſtern Raum. Das Leere wohnt nur zwiſchen den Welten, nicht um die Welt.

Denke daran in der dunklen Stunde, an die Zeiten, wo du in der Entzückung zu Gott gebetet, und wo du ihn gedacht, den größten Gedanken der Endlichen, den Unendlichen . . .

Haſt du nicht das Weſen erkannt und gefühlt, deſſen Unendlichkeit nicht nur in Macht und Weisheit und Ewigkeit beſteht, ſondern auch in Liebe und Gerechtigkeit? Kannſt du vergeſſen die Tage, wo ſich der blaue Nachthimmel dir als die blauen Augen auftaten, mit welchen der ſanfte Gott dich anblickte? Haſt du nicht die Liebe des Unendlichen empfunden, wenn ſie ſich in ihren Wiederſchein verbarg, in liebende Menſchenherzen, ja, in liebende Tierherzen; wie die Sonne ihren hellen Tag nicht nur auf den nahen Mond für unſere Nächte wirft, ſondern auch auf den Morgen- und Abendſtern und auf die fernſten Wandelſternchen der Erde?

Denke daran in der dunklen Stunde, wie dir im Frühling deines Lebens die Gräber nur als die Bergſpitzen einer fernen neuen Welt erſchienen, und wie du mitten in der Fülle des Lebens den Wert des Todes erkannt. Die Erfrorenen des Alters wärmt der Schneehügel des Grabes in ein neues Leben auf. Wie ein Schiffer von dem kühlen, winterlichen, öden Meere ohne Durchgang durch ein langſames Keimen plötzlich auf einer Küſte ausſteigt, die in warmem vollem Frühling blüht: ſo landen wir — oder Chriſtus bliebe eine ewige Leiche, und der gemeine Körperſtaub wäre unſterblich — durch einen einzigen Stoß unſeres Schiffes nach unſerem Winter auf einmal im ewigen Frühling an. — Kannſt du ängſtlich dein eignes Scheiden anſehen, wenn die ſo kurz lebenden Menſchen ſich völkerweiſe in die offenen Gräber des Krieges ſtürzen, gleichſam Schmetterlinge, die durch einen Scheiterhaufen, oder Kolibris, die durch ein aufgetürmtes Sturmmeer fliegen; und wenn die Streiter des Vaterlandes das junge Herz, das zarte Auge, die weiße Stirne der glühenden Kugel und dem ſcharfen Eiſen entgegentragen? Schaue das große Sterben des Krieges in deinem einſamen an und ziehe ermannt dem langen großen Völker- und Heldenzuge willig nach zum eignen heiligen Grabe!

Freue dich in der dunklen Stunde, daß dein Leben im großen weiten Leben wohnt! Der Erdkloß des Erdballs iſt göttlich angehaucht; nun wimmelt eine Welt; jedes Baumblatt iſt ein Land der Seelen, und alles ſäugt und ſaugt. Jedes kleine Leben würde erfrieren und ſinken, würd es nicht vom ringsumwallenden Leben gewärmt und getragen; das Meer der Zeit leuchtet wie das Weltmeer durch zahlloſe lichte Weſen, und Sterben und Entſtehen ſind nur die Feuertäler und Feuerberge des ewig wogenden Ozeans. Es gibt kein Totengerippe; was ſo ſcheint, iſt nur ein anderer Leib. Ohne allgemeines Lebendigſein gäb es nur einen weiten unendlichen Tod. An den Alpen der Natur kleben wir als Mooſe, die an ihren hohen Wolken ſaugen; der Menſch iſt der Schmetterling, der auf dem Chimboraſſo flattert, und hoch über dem Schmetterling ſchwebt der Kondor; aber gleichviel, klein oder groß, der Rieſe und das Kind wandeln frei in einem Garten, und die Eintagsfliege führt ihre unendlich lange Ahnenreihe durch alle Stürme und Feinde bis zu den Voreltern zurück, die einſt über den Flüſſen des Paradieſes vor der Abendſonne geſpielt. Vergiß den Gedanken nie, der jetzt ſich vor dir ſo hell ausbreitet, daß das Ich die grimmigſten Geiſterleiden, die glühendſten Geiſterfreuden unverſehrt ausdauert, ja, ſich darin noch heller empfindet, indes der Leib unter großen Körperſchmerzen und Reizen auseinander bricht: ſo gleichen die Seelen den Irrlichtern, welche im Sturm und Regenwetter ſich unerloſchen bewegen.

Kannſt du es vergeſſen in der dunklen Stunde, daß es große Menſchen gab und du ihnen nachziehſt? Erhebe dich durch die Geiſter, die auf ihren Bergen ſtanden und die Gewitter des Lebens nur unter, nicht über ſich hatten! Rufe dir zurück die Thronfolge der Weiſen und der Dichter, welche Völker nach Völkern begeiſtert und erleuchtet haben!

Denke daran in der letzten Stunde, wie das Herz des Menſchen lieben kann — denke an die heiligen Zeiten der Liebe, worin der Menſch der Träne das Auge nachſenden will, dem Auge das Herz und das Leben, um nur den geliebten Weſen ſo viel Seligkeit zu opfern, als er empfängt. Kannſt du vergeſſen die Liebe, worin ein Herz Millionen Herzen erſetzt und die Seele ein Leben lang ſich von einer Seele nährt und belebt, wie die hundertjährige

Eiche dieſelbe Stelle mit ihren Wurzeln feſthält und aus ihr hundert Frühlinge hindurch neue Kräfte und Blüten ſaugt . . .

Denke in den letzten Stunden an die jugendlichen Zeiten, wo das Leben ſchön und groß geweſen — wo du freudig im Frühling geweint — wo du emporgehoben gebetet, und wo dir Gott erſchienen — wo du das erſte und letzte Herz der Liebe gefunden — und ſchließe froh das Auge zu! * 8.

Uebermenſchen.

16 Unſere Moral ſcheint zu ſehr eine Häuslichkeitsmoral, und mehr eine Sitten- als Tatenlehre. — Sie iſt bloß eine Geſchmacklehre für das ſchaffende Genie. Es gibt ebenſowohl ſittliche Geniezüge, die darum nicht in Regeln und von Regeln zu faſſen, alſo nicht voraus zu beſtimmen ſind, als es äſthetiſche gibt; beide indes ändern allein die Welt, und wehren der fortlaufenden Verflachung. Es erſcheine ein Jahrhundert lang in einer Literatur kein Genie, in einem Volke kein Hochmenſch: welche kalte Waſſerebene der Geſchmack- und der Sittenlehre! Alle Größen und Berge in der Geſchichte, an denen nachher Jahrhunderte ſich lagerten und ernährten, hob das vulkaniſche, anfangs verwüſtende Feuer ſolcher Uebermenſchen kühn auf einmal aus dem Waſſer. Allerdings häufen ſich auch durch leere Korallen endlich Riffs und Inſeln zuſammen; aber dieſe koſten ebenſo viele Jahrhunderte, als ſie dauern und beglücken. Wenn hingegen der Feuerreformator mitten aus einer faulenden, moderigen Welt eine grünende, aus einem Winter einen Vorfrühling emportreiben ſoll: ſo muß er die zeugenden Jahrhunderte des trägen Werdens zum Vorteile der genießenden durch eine Kraft erſetzen, welche jedesmal fällend und bauend zugleich iſt. Wer nun dieſe Kraft beſitzt, hat das Gefühl derſelben oder den Glauben, und darf unternehmen, was für den Zweifler Vermeſſenheit und Sünde wäre, bei ſeinem Mangel des Glaubens und folglich auch der Kraft. Was große Menſchen in der Begeiſterung tun, worin ihnen ihr ganzes Weſen, die höhere Menſchheit neu erhöht und verklärt, ſich ſpiegelt, ſo wie dem tiefergeſtellten Menſchen in ſeiner Begeiſterung ſeine dunkele Menſchheit erglänzt — das iſt Recht und Regel für ſie und für ihre Nebenfürſten, aber nicht für ihre Untertanen; daher kommt ihre ſcheinbare Unregelmäßigkeit für die Tiefe. Die Sonnen ſtehen und ziehen überall am Himmel; aber die Wandel-Erden ſind auf ihren Tierkreis eingeſchränkt, und an eine Sonne gebunden.

Unſterblichkeit und Gott.

17 Ich will mit geringeren Schmerzen die Unſterblichkeit als die Gottheit leugnen: dort verlier ich nichts als eine mit Nebeln bedeckte Welt; hier verlier ich die gegenwärtige, nämlich die Sonne derſelben. Das ganze geiſtige Univerſum wird durch die Hand des Atheismus zerſprengt und zerſchlagen in zahlloſe queckſilberne Punkte von Ichs, welche blinken, rinnen, irren, zuſammen und auseinander fliehen, ohne Einheit und Beſtand. Niemand iſt im All ſo ſehr allein als ein Gottesleugner — er trauert mit einem verwaiſten Herzen, das den größten Vater verloren, neben dem unermeßlichen Leichnam der Natur, den kein Weltgeiſt regt und zuſammenhält, und der im Grabe wächſt; und er trauert ſo lange, bis er ſich ſelber abbröckelt von der Leiche. Die ganze Welt ruht vor ihm wie die große, halb im Sande liegende ägyptiſche Sphinx aus Stein; und das All iſt die kalte eiſerne Maske der geſtaltloſen Ewigkeit. * 11.

Das Immergrün unſerer Gefühle.

Wie enge iſt das warme Leben und wie breit 18
ſeine Winterſeite! Kannſt du die Entzückungen, welche überwältigend und mit dem Verſprechen ihrer Unſterblichkeit in deinem Herzen geherrſcht, dir den nächſten Tag wieder zurück führen, wenn ſie dem Gegenſtand nachgeflogen ſind? Wie viel bleibt dir von der Seligkeit, welche dir eine Landſchaft, ein Glück, eine Muſik, eine Stunde der Freundſchaft und Liebe gegeben, in deiner Erinnerung zurück? Höchſtens warme Schatten deiner Vergangenheit; ein mattes Nachſchimmern hängt ſich an den erneuerten Gegenſtand, und die Entzückung, die vorher ſo gewaltſam dein Herz erſchütterte, erregt nur ein leiſes Nachzittern voll Sehnſucht, die allein der lebendige Zeuge iſt, wie wenig du behalten haſt. Da wir für die äußere Welt der Sinne, für die innere der Vorſtellungen ein ewiges Repetierwerk am Gedächtnis beſitzen, und da die Bilderreihen des Kopfes ihren Nebenregenbogen haben: ſo bilden wir uns ein, auch die Flammen des Herzens würfen, gleich dunklen Körpern, Schatten von ſich und Schattenriſſe. Allein wenn uns aus einem ganzen feurigen Frühling des Lebens eine in drei Minuten zuſammen zu preſſende Erinnerung und nicht viel mehr Reichtum des Nachgefühls übrig bleibt als aus den Paradieſen des magnetiſchen Schlafs nach dem Erwachen, ſo geſteht: das Herz hat kein Echo. Nur ſtarkes Schmerzgefühl wiedererzeugt ſich faſt mit alter Größe in der Erinnerung; die Locke und das Kleid eines Verlorenen bringt dir vielleicht die erſte Trauer in voller Stärke wieder; obgleich die Locke und das Kleid eines geliebten Menſchen wenig von der vergangenen Entzückung erneuert; vielleicht darum, weil außerhalb der Kunſt der geiſtige Schmerz ſtärker und häufiger iſt als der geiſtige Zauber, wie die körperliche Pein des Gefühls eindringender als jede körperliche Luſt desſelben. Und ſo dauert denn ſo oft unſer Nachwinter länger als unſer Nachſommer.

Wenn der Menſch den durchflogenen Seelenhimmel auch nur eines Tages rein wieder nachbauen und aufwölben könnte im Kopfe, ſo ſtänden ihm in einem Jahre ſo viele Himmel offen, als der Ketzer Baſilides annahm, nämlich 365; und ihm könnte dann der Gegenſtand, der den erſten Himmel ſchaffen

mußte, ſo entbehrlich ſein als der Lehrer dir bei dem Fortgenießen einer Wiſſenſchaft, die er dir zum erſten Male gegeben. Vielleicht gehört es eben zu den unüberwindlichen Reizen der höheren, zarteren Liebe, daß der Geliebt-Liebende auch in der Entfernung vom Gegenſtande und ohne Malerei der Erinnerung noch ein lindes Fortwehen der warmen Feierſtunden am Herzen fortfühlt, wie zuweilen in manchen himmliſchen Abenden des Frühlings alle Gaſſen der Stadt, in welcher kein Garten wächſt, ein Blütenduft durchzieht, den die ganze warmblühende Umgegend zuhaucht. Dieſes ſanfte, der Liebe eigene Fortfreuen ohne den Gegenſtand und ohne die heißen Sonnenblicke der Entzückungen iſt das fortdauernde Umſpülen der Bruſt durch einen ätherblauen Tag und eine friſchgrüne unabſehliche Landſchaft.

Gleichwohl kann ich allen Klagen über das Nachdunkeln der Gefühle einen Troſt zur Antwort geben: den Troſt ihrer Auferſtehung durch die Kunſt. Wenn der Gegenſtand entwich und ihm dann nachſtarb die begeiſterte Stunde, die er gegeben: ſo tritt die Kunſt zu uns und weckt das Geſtorbene auf; die Malerei gibt uns den Gegenſtand zurück und damit die begeiſterte Stunde — die Tonkunſt gibt die Begeiſterung und damit den Gegenſtand — die Dichtkunſt gibt beide wechſelnd.

Wenn die Malerei das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feſtſtehen, ſo blickt die Zauberlandſchaft, das Zauberauge, die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchſten Freuden um, und die Sonne ſteht vor dem Maler (anders als vor dem tötenden Joſua) nur ſtill, um dem wärmeren Leben fortzuleuchten.

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten ſich aneinander reihen, um dir nun eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von der Tonkunſt in einer Minute wie von unſichtbaren Händen empfängſt! Habe groß und ſelig geweint, wie du nur willſt: die Tonkunſt ſpricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Tränen wieder.

Und dann endlich gibſt du, gute Dichtkunſt — mit dem ganzen Reichtum beider Schweſterkünſte — die Menſchen und die Entzückungen verklärt lebendig zurück, die jede Erinnerung nur tot wiedergebären kann, und in deinem Spätrot kehrt jedes Frührot des Lebens um. Und dem Menſchen, welcher große Stunden des Lebens dunkel in der Bruſt trägt, aber ohne die Kraft, ſie wieder zu beleben und zu erleuchten, wiederholt ſie die Geſtalten, die ihn ergriffen, die Töne, die er nie vergeſſen wollte, und die Erde und den Himmel, welche nur einmal ſo für ihn dageſtanden.

In ihren Umriſſen des Lebens verſchwinden die Ungleichheiten desſelben, wie der Erdſchatten am Monde ſich rundet und ſeine Berge verbirgt. Ja, ſie tut nicht bloß die alten Paradieſe, die ſich hinter uns zugeſchloſſen, ſondern auch neue auf, in die wir gehen können, und auf ihren leichten Wolken finden unſere Seelen, wie Oſſians Geiſter auf ihren, einen Himmel wieder. So klage denn nicht über die Flüchtigkeit der Freuden, da ihnen die Kunſt ihre Ewigkeit leiht. Oder wenn du noch klagſt, daß die Entzückung und Begeiſterung nur ſo lange dauere, als der Gegenſtand, der ſie ſchafft, verweilt: ſo erfreue und begeiſtere dich an einem Gegenſtand, der niemals von dir weichen kann; er iſt zugleich auch der größte und der ſchönſte und hat dir alles gegeben, dich und ſich.

Nur ein enges Herz wächſt nicht; aber ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieſes dehnen ſie aus. Nur irrt der Menſch zweimal über die warme Tiefe ſeiner Gefühle.

Das eine Mal iſt, wenn ſie da ſind, in aller Kraft, aber zugleich in Ruhe. Empfindeſt du wohl für deine Kinder im Treiben des Wochenlebens, im Kühlbleiben durch unaufhörliche Gebote und vielleicht durch Rügen und Fürſorgen und in den tagelangen Entfernungen oder im Vergleichen des einen Kindes mit dem andern, empfindeſt du jene Liebesglut für ſie, welche aus der ausgeſtreuten Aſche des Alltagslebens ſogleich in helle Flammen vorbricht, wenn dein Kind unſchuldig leiden muß oder ſterben will? Aber dann war deine Liebe ja früher da als der Schmerz des Kindes und deiner! Wie erſcheint in der Ehe und in der Freundſchaft das Herz, das im gewöhnlichen Nebeneinanderleben nur heimlich ſchlägt und wärmt, in den beiden Stunden, worin mir der Menſch am meiſten gefällt: bei dem Abſchiede und bei der Ankunft, mit aller ſchönen Gewalt der lang genährten Glut, ſo wie die Gletſcher — wenn ein ſolches poetiſches Gleichnis verſtattet iſt — nur bei Sonnenauf- und bei -untergange durchſichtig und roſenrot lodern, im Taglicht aber dunkel und grau daſtehen.

Vielleicht liebt ſogar der Menſchenfeind, ja, der größte Selbſtſüchtling unbewußt; man entrücke ihm die ganze Menſchenwelt bis auf das kleinſte Kind und frage dann ſein Herz! Verwechſelt nur nicht immer ſo voreilig Erkältung gegen einen, gegen zehn, gegen viele mit Erſtarrung gegen alle!

Und ſo liegt denn ein Goldſchatz von Liebe, wenig ſichtbar als bis auf ein kleines Flämmchen, in der Bruſt, bis ihn endlich ein Geiſterwort hebt und der Menſch den alten Reichtum entdeckt. Auch freut es mich noch recht, daß das Herz gerade durch die Gewohnheit des Beiſammenſeins — ſie, die ſonſt alle Reize und Genüſſe entblättert und kahl macht — im ſtillen Nahrung zur Liebe ſammelt, wie der Diamant auch unter dem Waſſer Licht zum Ausſtrahlen einſaugt, und daß die Liebe gerade durch die Zeit, die den Haß abſtumpft, ſo lange unſcheinbar erſtarkt, bis ſie mit allem Glanz in der Gefahr einer Trennung auf einmal ihren Anwuchs zeigt; denn die Gewohnheit trägt die Farben der Liebe auf wie die Kalkmalerei die übrigen: eine nach der andern wird eingeſogen und verſchwindet, und auf die unſichtbare kommt wieder eine, bis zuletzt ein dauerhaftes Glanzbild auferſteht und vortritt.

Ein anderes Mal glaubt der Menſch ſich vom Alter erkältet, weil er in ihm bloß für höhere Gegenſtände entbrennen kann als ſolche, die ihn früher erwärmten. Es iſt aber gar nicht wahr, was doch zuweilen der Landſchaftsfreund, der Prediger, der Dichter, der Schauſpieler, der Tonkünſtler fürchtet, daß an den Jahren ihre Empfindung für Natur, Kunſt und Herz erlahme, bloß weil ſie von den Gegenſtänden ihrer jungen Jahre ſchwächer ergriffen werden in ihren alten. Du weinſt freilich jetzt wie ich ſeltener im Schauſpiel und vor der Tonmuſe als ſonſt; aber gebt uns das rechte Gedicht und gebt mir eine in Mannheim dargeſtellte Veſtalin von Spontini: ſo will ich mich loben, wenn ich ebenſo viel Gewalt über meine Rührung behaupte als dieſe über mich. Die Jugend iſt noch dunkles Wachs, das ſchon vor kargen Sonnenſtrahlen zerfließt; indes das weiß gemachte vor ihnen kaum erwarmt. Der reife und überreife Mann flieht ſogar die Träne, die der Jüngling ſucht; aber nur, weil ſie zu heiß aus ihm dringt und zu langſam trocknet.

Ebenſo wähle, guter Himmel, einen Menſchen von meinem Alter und meinem Herzen und meiner lebenslangen Armut an erhabenen Landſchaften und führe ihn in die rheiniſchen und bringe ihn auf das ziehende lange Meer des Rheins, der zwiſchen zwei Weingebirgen wie zwiſchen geſegneten Weltteilen nur Luſtſitze malt und ſich Eilande zum Umarmen erſchafft; und laſſe ſogar noch den Nachflor des Abendrots in ihm blühen: wahrlich, in dem alten Menſchen wird wieder die Jugend ſpiegeln und das ſtille Meer der Unendlichkeit, die uns in den rechten und größten Himmel hinuntерſehen läßt. Oder wenn ein gütiges Schickſal einen Mann von ſo vielen Jahren und von ſo wenigen Kunſtkenntniſſen, als ich habe, und von derſelben Phantaſie in das altdeutſche Bilderkabinett der kunſtgaſtfreien Gebrüder Boiſſerée einführte, und wenn er darin (noch dazu hab er vorher zur Einweihe die ſterbende Marie des van Eyck geſehen) das Gottesſtück ſeines Schülers, den Chriſtuskopf, vor das Auge bekomme, und wenn er nun in das Uebermenſchliche des Bildes ſo nahe blicken müßte, deſſen Augen Weltrichter ſind und deſſen Züge nur menſchenverwandt, aber nicht völkerähnlich, ſondern völkerbeherrſchend, und wenn er erſt nach der Demütigung vor der göttlichen, im Künſtlergeiſte zum zweiten Male Menſch gewordenen Geſtalt endlich den Troſt gewonnen hätte, in die tiefen Liebesquellen der Augen und Lippen zu ſchauen: ſo weiß ich, wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erſchüttern und dann zerſchmelzen würde; denn ich war ſelber ein ſolcher Glücklicher.

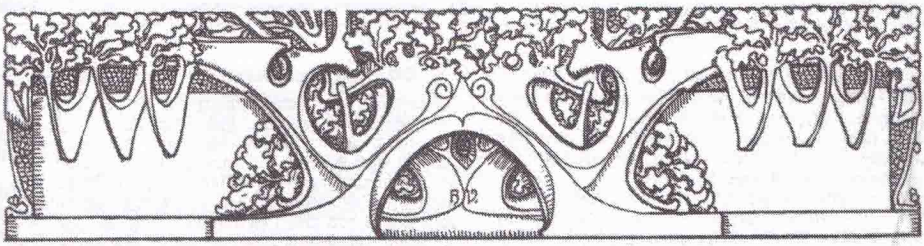
Gedächtnis, Witz, Phantaſie, Scharfſinn können ſich im Alter nicht verjüngen; aber das Herz vermag es mit ſich; und damit ihrs glaubt, denkt daran, wie Dichterherzen noch in ihrem Herbſt und Winter glühen, ein Klopſtock, Herder, Gleim, Wieland, Rouſſeau.

Der Name Rouſſeau erinnert noch an die Liebe im engeren Sinne. Und dieſe tröſtet und wärmt vielleicht öfter ein altes Herz, als ſie ſich ausſpricht, was auch nicht immer zur Liebe nötig iſt. Wer im Alter ganz die Liebe miſſen kann, hatte in der Jugend die rechte nicht, für welche es keine Jahre gibt, ſowie im Winter nur verdorrte Zweige, aber nicht Sprößlinge ſich mit Eis überziehen. Schmerzhaft ſchlüge auch jedem das liebende Herz, wenn er denken müßte, es ſchlage der Erkaltung entgegen, nur einige Jahrzehnte bleibe es warm und ſterbe darauf an langen Jahrzehnten kalt fort. Aber die Liebe wird ſich oft verhehlen und einen Teil ihrer Wärme verſchämt hinter Kindern und Enkeln verbergen; und die letzte Liebe iſt vielleicht ſo verſchämt als die erſte.

Aber ſoll denn Liebe im Alter, ſobald ſie auf keine äußeren Vorrechte der Jugend Anſpruch macht, immer nur lächerlich ſein? Warum ſoll das Liebesleben, das bei den beſſeren Menſchen ſtets nur geiſtig, nur mit dem Innern anfängt, nicht auch mit dem Innern ſchließen dürfen? Iſt es denn ſo lächerlich, wenn ein veraltetes Auge ſeelenvoll anblickt und die Erinnerungen alter Frühlinge erraten läßt? Ja, wenn es ſogar naß würde, aber nicht zu ſehr, ſondern nur aus halber Freude und aus halbem Nachgefühl: wäre nicht auch dies zu verzeihen? Und darf denn keine alte Hand eine junge drücken, wenn ſie damit kein anderes Zeichen geben will als dies: auch ich war in Arkadien, und auch Arkadien blieb in mir? Denn die Jugend des Geiſtes iſt ewig, und die Ewigkeit iſt Jugend; die Liebe gibt wie die Ambroſia der alten Dichtung ſüßeſte Koſt und Unſterblichkeit zugleich. Der Körper iſt der Blumenſtab der Liebe; aber nur der Stab, nicht die lebendige Blume vermodert im irdiſchen Boden.

Wenn indes die Gefühle der Liebe jedem Alter gerettet bleiben, ſo behalten doch nicht alle Zeichen derſelben die nämliche Freiheit, ob ich gleich zu den Menſchen ſagen möchte: „Schonet jede wahre Liebe, unter welchen Zeichen ihr ſie auch antrefft, und verlacht die Ausbrüche eines ſeligen Herzens nicht frecher, als ihr es bei denen eines jammernden wagt!“ Da dem gemeinen Menſchen eigentlich alle Zeichen einer Liebe, wovon er nur Zuſchauer, und nicht Gegenſtand iſt, ſchon in der rechten Blütezeit des Lebens lächerlich und tadelhaft erſcheinen, ſo ſchreibt er ſich deſto mehr Recht zu ſeiner lachenden Kälte zu, wenn er außer der gewöhnlichen Jahreszeit die Vergißmeinnicht der Liebe antrifft. * 18.

Quellen: Die Stellen 1—4, 6—9, 11—13 ſind aus der „Levana“, 5 und 10 aus dem „Titan,“ 17 aus dem „Siebenkäs,“ 14—16 und 18 aus dem „Immergrün“ genommen.



H. v. Kleiſt.

Der zerbrochene Krug. Gott und Teufel.

1 Man hat viel beißend abgefaßte Schriften,
Die, daß ein Gott ſei, nicht geſtehen wollen;
Jedoch den Teufel hat, ſoviel ich weiß,
Kein Atheiſt noch bündig wegbewieſen. * 1.

Prinz von Homburg. Erzwungenes Glück.

2 Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheures,
Du, dem der Windeshauch den Schleier heut
Gleich einem Segel lüftet, roll heran!
Du haſt mir, Glück, die Locken ſchon geſtreift;
Ein Pfand ſchon warfſt du im Vorüberſchweben
Aus deinem Füllhorn lächelnd mir herab;
Heut, Kind der Götter, ſuch ich, flüchtiges:
Ich haſche dich im Feld der Schlacht und ſtürze
Ganz deinen Segen mir zu Füßen um,
Wärſt du auch ſiebenfach mit Eiſenketten
Am . . . . . Siegeswagen feſtgebunden! * 2.

Die Lebensreiſe.

3 Das Leben nennt der Derwiſch eine Reiſe,
Und eine kurze. Freilich, von zwei Spannen
Diesſeits der Erde nach zwei Spannen drunter.
Ich will auf halbem Weg mich niederlaſſen!
Wer heut ſein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es ſchon morgen zitternd auf den Leib,
Und übermorgen liegts bei ſeiner Ferſe.
Zwar, eine Sonne, ſagt man, ſcheint dort auch,
Und über buntre Felder noch als hier —
Ich glaubs! Nur ſchade, daß das Auge modert,
Das dieſe Herrlichkeit erblicken ſoll! * 3.

Abſchied.

4 Nun, o Unſterblichkeit, biſt du ganz mein!
Du ſtrahlſt mir durch die Binde meiner Augen
Mit Glanz der tauſendfachen Sonne zu!
Es wachſen Flügel mir an beiden Schultern;
Durch ſtille Aetherräume ſchwingt mein Geiſt;
Und wie ein Schiff, vom Hauch des Winds entführt,
Die muntre Hafenſtadt verſinken ſieht,
So geht mir dämmernd alles Leben unter:
Jetzt unterſcheid ich Farben noch und Formen,
Und jetzt liegt Nebel alles unter mir. * 4.

Die Hermannsſchlacht. Deutſcher Grundſatz.

Kein Deutſcher kann das Ganze nur beherrſchen! 5
Der Grundſatz, das verſichr ich dir,
Steht wie ein Felſen bei Senat und Volk. * 5.

Der Deutſchen Gott.

Wodan iſt, daß ihrs nur wißt, ihr Römer, 6
Der Zeus der Deutſchen, Herr des Blitzes
Diesſeits der Alpen ſo wie jenſeits der;
Er iſt der Gott, dem ſich mein Knie ſogleich
Beim erſten Eintritt in dies Land gebeugt. * 6.

Rachelied gegen Rom.

Wir litten menſchlich ſeit dem Tage, 7
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erſte Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeſchickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn:
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeſchüttelt will es ſein!

Du wirſt nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das du dir kühn erhöht;
Die Regung wird dich nicht beſchleichen,
Die dein getreues Volk verrät;
Du biſt ſo mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder ſein:
Sei ſchrecklich heut, ein Schloßenwetter,
Und Blitze laß dein Antlitz ſpein! * 7.

Ein gleiches.

8 Ihr aber kommt, ihr wackern Söhne Teuts,
Und laßt im Hain der ſtillen Eichen
Wodan für das Geſchenk des Siegs uns danken!
Uns bleibt der Rhein noch ſchleunig zu ereilen,
Damit vorerſt der Römer keiner
Von der Germania heilgem Grund entſchlüpfe:
Und dann — nach Rom ſelbſt mutig aufzubrechen!
Wir oder unſre Enkel, meine Brüder!
Denn eh doch, ſeh ich ein, erſchwingt der Kreis der Welt
Vor dieſer Norddrut keine Ruhe,
Als bis das Raubneſt ganz zerſtört,
Und nichts als eine ſchwarze Fahne
Von ſeinem öden Trümmerhaufen weht! * 8.

Familie Schroffenſtein.

Der Geiſt.

9 Was mich freut,
Iſt, daß der Geiſt doch mehr iſt, als ich glaubte;
Denn flieht er gleich auf einen Augenblick:
An ſeinen Urquell geht er nur, zu Gott,
Und mit Heroenkraft kehrt er zurück. * 9.

Rein, und doch befleckt.

10 Das Geſchehne muß ſtets gut ſein, wie es kann.
Ganz rein, ſeh ich wohl ein, kanns faſt nicht abgehn;
Denn wer das Schmutzge anfaßt, den beſudelts. * 10.

Der Menſch im Tode.

11 Im Tode,
Wär auch das Leben voll Abſcheulichkeit,
Im Tode iſt der Menſch kein Sünder. * 11.

Der Fluch der Macht.

12 Das eben iſt der Fluch der Macht, daß ſich
Dem Willen, dem leicht widerruflichen,
Ein Arm gleich beut, der feſt, unwiderruflich
Die Tat ankettet. Nicht ein Zehnteil würd
Ein Herr des Böſen tun, müßt er es ſelbſt
Mit eignen Händen tun. Es heckt ſein bloßer
Gedanken Unheil aus, und ſeiner Knechte
Geringſter hat den Vorteil über ihn,
Daß er das Böſe wollen darf. * 12.

Sühne.

13 Der Augenblick nach dem Verbrechen
Iſt oft der ſchönſte in dem Menſchenleben;
Du weißts nicht — ach, du weißt es nicht, und grade
Das macht dich herrlich. Denn nie beſſer iſt
Der Menſch, als wenn er es recht innig fühlt,
Wie ſchlecht er iſt.

Den ſoll
Kein Menſch verdammen, der ſein Urteil ſelbſt
Sich ſpricht. O hebe dich! Du biſt ſo tief
Bei weitem nicht geſunken, als du hoch
Dich heben kannſt. * 13.

Briefe an ſeine Braut.

Fragen!

Bemühe dich, recht aufmerkſam zu ſein auf alle 14
Erſcheinungen, die dich umgeben! Keine iſt unwichtig, jede, auch die ſcheinbar unbedeutendſte, enthält doch etwas, das merkwürdig iſt, wenn wir es nur wahrzunehmen wiſſen. Aber beſtrebe dich, nicht bloß die Erſcheinungen wahrzunehmen, ſondern auch etwas von ihnen zu lernen! Frage bei jeder Erſcheinung entweder: „Worauf deutet das hin?“ Nur dann wird die Antwort dich mit irgend einer nützlichen Lehre bereichern. Oder frage wenigſtens, wenn das nicht geht: „Womit hat das eine Aehnlichkeit?“ Und dann wird das Auffinden des Gleichniſſes wenigſtens deinen Verſtand ſchärfen.

Echte Aufklärung.

Alle echte Aufklärung beſteht am Ende wohl 15
nur darin, über die Beſtimmung ſeines irdiſchen Lebens vernünftig nachdenken zu können.

Ueber die Beſtimmung unſeres ewigen Daſeins nachzudenken, auszuforſchen, ob der Genuß der Glückſeligkeit (wie Epikur meinte) oder die Erziehung der Vollkommenheit (wie Leibniz glaubte) oder die Erfüllung der trockenen Pflicht (wie Kant verſichert) der letzte Zweck des Menſchen ſei, das iſt (ſelbſt für Männer) unfruchtbar und verderblich! Sie leben in der Zukunft und vergeſſen darüber, was die Gegenwart von ihnen fordert.

Wie können wir beſchränkten Weſen, die wir von der Ewigkeit nur ein ſo unendlich kleines Stück, unſer ſpannenlanges Erdenleben, überſehen, wie können wir uns getrauen, den Plan, den die Natur für die Ewigkeit entwarf, zu ergründen? Und wenn dies nicht möglich iſt, wie kann irgend eine gerechte Gottheit von uns verlangen, in dieſen ihren ewigen Plan einzugreifen, von uns, die wir nicht einmal imſtande ſind, ihn zu denken?

Aber die Beſtimmung unſeres irdiſchen Daſeins, die können wir allerdings unzweifelhaft herausfinden, und dieſe zu erfüllen, das kann die Gottheit auch wohl mit Recht von uns fordern.

Es iſt möglich, daß mir deine Religion hierin widerſpricht, und daß ſie dir gebietet, auch etwas für dein künftiges Leben zu tun. Du wirſt gewiß Gründe für deinen Glauben haben, ſo wie ich Gründe für den meinigen, und ſo fürchte ich nicht, daß dieſe kleine Religionszwiſtigkeit unſerer Liebe eben großen Abbruch tun wird. Wo nur die Vernunft herrſchend iſt, da vertragen ſich auch die Meinungen leicht, und da die Religionstoleranz ſchon eine Tugend ganzer Völker geworden iſt, ſo wird es, denke ich, der Duldung nicht ſehr ſchwer werden, in zwei liebenden Herzen zu herrſchen.

Wenn du dich alſo durch die Einflüſſe deiner früheren Erziehung gedrungen fühlteſt, durch die Beobachtung religiöſer Ceremonien auch etwas für dein ewiges Leben zu tun, ſo würde ich weiter nichts als dich warnen, ja nicht darüber dein irdiſches Leben zu vernachläſſigen

Nur gar zu leicht glaubt man, man habe alles getan, wenn man die ernſten Gebräuche der Religion beobachtet, wenn man fleißig in die Kirche geht, täglich betet und jährlich zweimal das Abendmahl einnimmt.

Und doch ſind dies alles nur Zeichen eines Gefühls, das auch ganz anders ſich ausdrücken kann. Denn mit demſelben Gefühle, mit welchem du bei dem Abendmahle das Brot nimmſt aus der Hand des Prieſters, mit demſelben Gefühle erwürgt der Mexikaner ſeinen Bruder vor dem Altare ſeines Götzen.

Ich will dich dadurch nur aufmerkſam machen, daß alle dieſe religiöſen Gefühle nichts ſind als menſchliche Vorſchriften, die zu allen Zeiten verſchieden waren und noch in dieſem Augenblicke an allen Orten der Erde verſchieden ſind. Darin kann alſo das Weſen der Religion nicht liegen, weil es ja ſonſt höchſt ſchwankend und ungewiß wäre. Wer ſteht uns dafür, daß nicht in kurzem ein zweiter Luther unter uns aufſteht und umwirft, was jener baute! Aber in uns flammt eine Vorſchrift — und die muß göttlich ſein, weil ſie ewig und allgemein iſt — ſie heißt: Erfülle deine Pflicht! Dieſer Satz enthält die Lehren aller Religionen.

Alle anderen Sätze folgen aus dieſem und ſind in ihm gegründet, oder ſie ſind nicht darin begriffen, und dann ſind ſie unfruchtbar und unnütz.

Daß ein Gott ſei, daß es ein ewiges Leben, einen Lohn für die Tugend, eine Strafe für das Laſter gebe, das alles ſind Sätze, die in jenem nicht gegründet ſind, und die wir alſo entbehren können. Denn gewiß ſollen wir ſie nach dem Willen der Gottheit ſelbſt entbehren können, weil ſie es uns ſelbſt unmöglich gemacht hat, es einzuſehen und zu begreifen. Würdeſt du nicht mehr tun, was Recht iſt, wenn der Gedanke an Gott und Unſterblichkeit nur ein Traum wäre? Ich nicht.

Daher bedarf ich zwar zu meiner Rechtſchaffenheit dieſer Sätze nicht; aber zuweilen, wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, erlaube ich mir, mit ſtiller Hoffnung an einen Gott zu denken, der mich ſieht, und an eine frohe Ewigkeit, die meiner wartet; denn zu beiden fühle ich mich doch mit meinem Glauben hingezogen, den mein Herz mir ganz zuſichert und mein Verſtand mehr beſtätigt als widerſpricht.

Aber dieſer Glaube ſei irrig oder nicht — gleichviel! Es warte auf mich eine Zukunft oder nicht — gleichviel! Ich erfülle für dieſes Leben meine Pflicht, und wenn du mich fragſt: „Warum?“ ſo iſt die Antwort leicht: „Eben weil es meine Pflicht iſt!“

Ich ſchränke mich daher mit meiner Tätigkeit ganz für dieſes Erdenleben ein. Ich will mich nicht um meine Beſtimmung nach dem Tode kümmern, aus Furcht darüber, meine Beſtimmung für dieſes Leben zu vernachläſſigen. Ich fürchte nicht die Höllenſtrafe der Zukunft, weil ich mein eigenes Gewiſſen fürchte, und rechne nicht auf einen Lohn jenſeits des Grabes, weil ich ihn mir diesſeits desſelben ſchon erwerben kann.

Dabei bin ich überzeugt, gewiß in den großen, ewigen Plan der Natur einzugreifen, wenn ich nur den Platz ganz erfülle, auf den ſie mich in dieſer Erde ſetzte. Nicht umſonſt hat ſie mir dieſen gegenwärtigen Wirkungskreis angewieſen, und geſetzt, ich verträumte dieſen und forſchte dem zukünftigen nach — iſt denn nicht die Zukunft eine kommende Gegenwart, und ſoll ich denn auch dieſe Gegenwart wieder verträumen?

Ich fühle mich aber ruhiger und ſicherer, wenn ich den Gedanken an die dunkle Beſtimmung der Zukunft ganz von mir entferne und mich allein an die gewiſſe und deutliche Beſtimmung für dieſes Erdenleben halte. Beſtimmung unſeres irdiſchen Lebens heißt Zweck desſelben oder die Abſicht, zu welcher uns Gott auf dieſe Erde geſetzt hat. Vernünftig darüber nachdenken heißt nicht nur: dieſen Zweck ſelbſt deutlich kennen, ſondern auch in allen Verhältniſſen unſeres Lebens immer die zweckmäßigſten Mittel zu ſeiner Erreichung herausfinden.

Das wäre die ganze wahre Aufklärung und die einzige Philoſophie.

Der Seelenſpiegel.

16 Wir müſſen fleißig an dem Spiegel unſerer Seele ſchleifen, damit er glatt und klar werde und treu das Bild der ſchönen Natur zurückwerfe. Wie mancher Menſch würde aufhören, über die Verderbtheit der Zeiten und Sitten zu ſchelten, wenn ihm nur ein einziges Mal der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Bild der Welt fällt, ſchief und ſchmutzig iſt! Wie oft ſtand nicht vielleicht ein ſolcher Menſch ſchon vor dem Spiegel, der ihm die lehrreiche Warnung zurief; wenn er ſie verſtanden hätte — ja, wenn er ſie verſtanden hätte!

Das Inſtrument Gottes.

17 Du fragſt, warum das Tier ſo ſchnell, der Menſch ſo langſam ſich ausbildet? Die Frage iſt allerdings ſehr intereſſant. Zur Antwort möchte überhaupt ſchon der allgemeine Grundſatz dienen, daß die Natur immer um ſo viel mehr Zeit braucht, ein Weſen zu bilden, je vollkommener es werden ſoll. Das findet ſich ſelbſt im Pflanzenreiche beſtätigt. Die Gartenpflanze braucht ein paar Frühlingsmorgen, die Eiche ein halbes Jahrhundert, um auszuwachſen. Du aber vergleichſt, um die Antwort zu finden, den Menſchen mit einer vollſtimmigen Sonate, das Tier mit einer eintönigen Muſik. Dadurch möchteſt du wohl nicht ausgedrückt haben, was du dir eigentlich gedacht haſt. Eigentlich haſt du wohl nicht den Menſchen, ſondern ſeine Beſtimmung mit der Sonate vergleichen wollen; und dann wird das Gleichnis allerdings richtig. Nämlich

er iſt beſtimmt, mit allen Zügen ſeines künſtlichen Inſtruments einſt jene große Kompoſition des Schöpfers auszuführen, indeſſen das Tier auf ſeiner Rohrpfeife nichts mehr als den einzigen Ton hören laſſen ſoll, den ſie enthält.

Die Ideale.

18 Unſere Väter und Mütter und Lehrer ſchelten immer ſo erbittert auf die Ideale, und doch gibt es nichts, das den Menſchen wahrhaft erheben kann, als ſie allein. Würde wohl etwas Großes auf der Erde geſchehen, wenn es nicht Menſchen gäbe, denen ein hohes Bild vor der Seele ſteht, das ſie ſich anzueignen beſtreben? Poſa würde ſeinen Freund nicht gerettet haben und Max nicht in die ſchwediſchen Haufen geritten ſein. Folge daher nie dem dunklen Triebe, der immer nur zu dem Gemeinen führt! Frage dich immer in jeder Lage deines Lebens, ehe du handelſt: wie könnteſt du hier am edelſten, am ſchönſten, am vortrefflichſten handeln? Und was dein erſtes Gefühl dir antwortet, das tue! Das nenne ich das Ideal, das dir immer vorſchweben ſoll.

Macht der Liebe.

19 Ich habe ſchwache Jünglinge durch die Liebe ſtark werden ſehen, rohe ganz weichherzig, unempfindliche ganz zärtlich! Jünglinge, die durch Erziehung und Schickſal ganz vernachläſſigt waren, wurden fein, geſittet edel, frei; ihr ganzes Weſen erlitt ſchnell eine große Reform, und gewöhnlich fing ſie bei dem Anzuge an; ſie kleideten ſich ſorgſamer, geſchmackvoller, gewählter; dann kam die Reform an dem Körper, ſeine Haltung ward edler, ſein Gang ſicherer, ſeine Bewegung zierlicher, offener, freimütiger, und hierbei blieb es, wenn die Liebe nicht von der höheren Art war; aber war ſie es, ſo kam nun auch die große Revolution an die Seele: Wünſche, Hoffnungen, Ausſichten, alles wechſelte; die alten, rohen Vergnügungen wurden verworfen, feinere traten an ihre Stelle; die vorher nur in dem lauten Gewühl der Geſellſchaft bei Spiel und Wein vergnügt waren, überließen ſich jetzt gern in der Einſamkeit ihren ſtillen Gefühlen; ſtatt der abenteuerlichen Ritterromane ward eine ſimple Erzählung von Lafontaine oder ein erhebendes Lied von Hölty die Lieblingslektüre; nicht mehr wild mit dem Pferde ſtrichen ſie über die Landſtraße — ſtill und einſam beſuchten ſie ſchattige Ufer oder freie Hügel und lernten Genüſſe kennen, von deren Daſein ſie ſonſt nichts ahnten; tauſend ſchlummernde Gefühle erwachten, unter ihnen die Wohltätigkeit meiſtens am lebhafteſten; wo ein Hilfloſer lag, da gingen ſie, ihm zu helfen; wo ein Auge in Tränen ſtand, da eilten ſie, ſie zu trocknen. Alles, was ſchön iſt und edel und gut und groß, das faßten ſie mit offener, empfänglicher Seele auf, es darzuſtellen in ſich: ihr Herz erweiterte ſich, die Seele hob ſich ihnen unter der Bruſt, ſie umfaßte irgend ein Ideal, dem ſie ſich verähnlichen wollte.

An ein junges Mädchen.

Das Gefühl, im Innern ſchön zu ſein, und das 20
Bild, das uns der Spiegel des Bewußtſeins in der Stunde der Einſamkeit zurückwirft, das ſind Genüſſe, die allein unſere heiße Sehnſucht nach Glück ganz ſtillen können. Dieſer Gedanke möge dich auf alle deine Schritte begleiten, vor den Spiegel, in Geſellſchaften, in den Tanzſaal! Bringe der Mode oder vielmehr dem Geſchmack die kleinen Opfer, die er nicht ganz mit Unrecht von jungen Mädchen fordert; arbeite an deinem Putze, frage den Spiegel, ob dir die Arbeit gelungen iſt — aber eile mit dem allen, und kehre ſo ſchnell als möglich zu deinem höchſten Zwecke zurück! Beſuche den Tanzſaal — aber ſei froh, wenn du von einem Vergnügen zurückkehrſt, wobei nur die Füße ihre Rechnung fanden, das Herz aber und der Verſtand den Pulsſchlag ihres Lebens ganz ausſetzten und das Bewußtſein gleichſam ganz ausgelöſcht war. Gehe in frohe Geſellſchaften; aber ſuche dir immer den Beſſeren, Edleren heraus, den, von dem du etwas lernen kannſt — denn das darfſt du in keinem Augenblick deines Lebens verſäumen! Jede Minute, jeder Menſch, jeder Gegenſtand kann dir eine nützliche Lehre geben, wenn du ſie nur zu entwickeln verſtehſt.

Mutterbeſtimmung.

O, lege den Gedanken wie einen diamantenen 21
Schild um deine Bruſt: „Ich bin zu einer Mutter geboren!“ Jeder andere Gedanke, jeder andere Wunſch fahre zurück von dieſem undurchdringlichen Harniſch. Was könnte dir ſonſt die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat nichts, was dir einen Wert geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menſchen iſt. Dahin richte dein heiligſtes Beſtreben! Das iſt das einzige, was dir die Erde einſt verdanken kann! Gehe nicht von ihr, wenn ſie ſich ſchämen müßte, dich nutzlos durch ein Menſchenalter getragen zu haben! Verachte alle die niederen Zwecke des Lebens! Dieſer einzige wird dich über alle erheben. In ihm wirſt du dein wahres Glück finden; alle andern können dich nur auf Augenblicke vergnügen. Es wird dir Achtung für dich ſelbſt einflößen; alles andere kann nur deine Eitelkeit kitzeln. Und wenn du einſt an ſeinem Ziele ſtehſt, ſo wirſt du mit Selbſtzufriedenheit auf deine Jugend zurückblicken, und nicht wie tauſend andere unglückliche Geſchöpfe deines Geſchlechts die verſäumte Beſtimmung und das verſäumte Glück in bitterer Stunde der Einſamkeit beweinen.

Sonnige Frauen.

Keine Tugend iſt weiblicher als die Sorge für 22
das Wohl anderer, und nichts dagegen macht das Weib häßlicher und gleichſam der Katze ähnlicher als der ſchmutzige Eigennutz, das gierige Einhaſchen für den Genuß. Das läßt ſich freilich verſtecken; aber es gibt eine himmliſche Güte des Weibes, alles,

was in ihre Nähe kommt, an ſich zu ſchließen und an ihrem Herzen zu hegen und zu pflegen mit Innigkeit und Liebe, wie die Sonne (die wir darum auch Königin nennen, nicht König) alle Sterne, die in ihrem Wirkungsraume ſchweben, an ſich zieht mit ſanften, unſichtbaren Banden und in frohen Kreiſen um ſich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend — aber das läßt ſich nicht anlernen.

Mann und Frau.

23 Der Mann iſt nicht bloß der Mann ſeiner Frau, er iſt auch ein Bürger des Staates, die Frau hingegen iſt nichts als die Frau ihres Mannes; der Mann hat nicht bloß Verpflichtungen gegen ſeine Frau, er hat auch Verpflichtungen gegen ſein Vaterland; die Frau hingegen hat keine anderen Verpflichtungen als Verpflichtungen gegen ihren Mann. Das Glück des Weibes iſt zwar ein unerläßlicher, aber nicht der einzige Gegenſtand des Mannes: ihm liegt auch das Glück ſeiner Landsleute am Herzen. Das Glück des Mannes hingegen iſt der einzige Gegenſtand der Frau. Der Mann iſt nicht mit allen ſeinen Kräften für ſeine Frau tätig, er gehört ihr nicht ganz, nicht ihr allein, denn auch die Welt macht Anſprüche auf ihn und ſeine Kräfte; die Frau hingegen iſt mit ihrer ganzen Seele für ihren Mann tätig, ſie gehört niemandem an als ihrem Manne, und ſie gehört ihm ganz an. Die Frau endlich empfängt, wenn der Mann ſeine Hauptpflichten erfüllt, nichts von ihm als Schutz gegen Angriffe auf Ehre und Sicherheit und Unterhalt für die Bedürfniſſe ihres Lebens; der Mann hingegen empfängt, wenn die Frau ihre Hauptpflichten erfüllt, die ganze Summe ſeines irdiſchen Glückes. Die Frau iſt ſchon glücklich, wenn es der Mann nur iſt, der Mann nicht immer, wenn es die Frau iſt, und die Frau muß ihn erſt glücklich machen. Der Mann empfängt alſo unendlich mehr von ſeiner Frau als umgekehrt die Frau von ihrem Manne. Folglich verliert auch der Mann unendlich mehr bei dem Tode ſeiner Frau als dieſe umgekehrt bei dem Tode ihres Mannes. Die Frau verliert nichts als den Schutz gegen Angriffe auf Ehre und Sicherheit und Unterhalt für die Bedürfniſſe ihres Lebens; das erſte findet ſie in den Geſetzen wieder, oder der Mann hat es ihr in Verwandten, vielleicht in erwachſenen Söhnen hinterlaſſen; das andere kann ſie aus der Hinterlaſſenſchaft von ihrem Manne erhalten haben. Aber wie will die Frau dem Manne hinterlaſſen, was er bei ihrem Tode verliert? Er verliert den ganzen Inbegriff ſeines irdiſchen Glückes; ihm iſt mit der Frau die Quelle alles Glückes verſiegt; ihm fehlt alles, wenn ihm die Frau fehlt; und alles, was die Frau ihm hinterlaſſen kann, iſt das wehmütige Andenken an ein ehemaliges Glück, daß ſeinen Zuſtand noch um ſo trauriger macht.

Jeder nach ſeiner Art.

24 Ich werde von der Lilie nicht verlangen, daß ſie in die Höhe ſchießen ſoll wie die Zeder, und der Taube kein Ziel ſtecken wie dem Adler. Ich werde aus der Leinwand kein Bild hauen und auf dem Marmor nicht malen. Ich kenne die Maſſe, die ich vor mir habe, und weiß, wozu ſie taugt. Es iſt ein Erz mit gediegenem Golde, und mir bleibt nichts übrig, als das Metall von dem Geſtein zu ſcheiden. Klang und Gewicht und Unverletzbarkeit in der Feuerprobe hat es von der Natur erhalten; die Sonne der Liebe wird ihm Schimmer und Glanz geben, und ich habe nach der metallurgiſchen Scheidung nichts weiter zu tun, als mich zu erwärmen und zu ſonnen in den Strahlen, die ſeine Spiegelfläche auf mich zurückwirft.

Uneigennützigkeit. 25

Biſt du wohl ſchon recht aufmerkſam geweſen auf dich und auf andere? Weißt du wohl, was es heißt, ganz uneigennützig ſein? Und weißt du auch wohl, was es heißt, es immer und aus der innerſten Seele und mit Freudigkeit es zu ſein? Ach, es iſt ſchwer! Wenn du das nicht recht innig fühlſt, ſo widme einmal einen einzigen Tag dem Geſchäft, es an dir und an andern zu unterſuchen! Sei einmal recht aufmerkſam auf dich und auf die dich umgebenden Menſchen! Du wirſt dich und ſie oft, o, ſehr oft, wenn auch nur in Kleinigkeiten, in Lagen ſehen, wo das eigene Intereſſe mit fremdem ſtreitet — dann prüfe einmal das Betragen, aber beſonders den Grund, und oft wirſt du vor andern oder vor dir ſelbſt erröten müſſen!

Wahre Uneigennützigkeit zeigt ſich in dem Talent, ſich durch den Eigennutz anderer nie gekränkt zu fühlen, ebenſo gut, ja, ſelbſt noch beſſer als in dem Talent, ihm immer zuvor zu kommen. Daher klage den andern nie um dieſer Untugend an! Wenn er dein freiwilliges Opfer nicht verſteht, ſo ſchweige; und zürne nicht, und wenn er ein Opfer von dir verlangt, vorausgeſetzt, daß es nur möglich iſt, ſo tue es, und er mag es dir danken oder nicht, ſchweige wieder und zürne nicht!

Bergſteigen.

Das Erſteigen der Berge iſt wie der Weg 26
zur Tugend beſonders wegen der Ausſicht, die man oben vor ſich hat, beſchwerlich. Drei Schritte weit ſieht man, weiter nicht, und nichts als die Stufen, die erſtiegen werden müſſen; und kaum iſt ein Stein überſchritten, gleich iſt ein anderer da, und jeder Fehltritt ſchmerzt doppelt, und die ganze Mühſeligkeit wird gleichſam wiedergekaut — aber man muß an die Ausſicht denken, wenn man den Gipfel erſtiegen hat.

Erkenntnis aus kleinen Anläſſen.

Man erzählt von Newton, es ſei ihm, als er 27
einſt unter einer Allee von Fruchtbäumen ſpazieren ging, ein Apfel von einem Zweige vor die Füße gefallen. Wir würden bei dieſer gleichgültigen und unbedeutenden Erſcheinung nicht viel Intereſſantes gedacht haben. Er aber knüpfte an die Vorſtellung der Kraft, welche den Apfel zur Erde trieb, eine Menge von folgenden Vorſtellungen, bis

er durch eine Reihe von Schlüſſen zu dem Geſetze kam, nach welchem die Weltkörper ſich ſchwebend in dem unendlichen Raume erhalten.

Galilei mußte zuweilen in die Kirche gehen. Da mochte ihm wohl das Geſchwätz des Pfaffen auf der Kanzel ein wenig langweilig ſein, und ſein Auge fiel auf den Kronleuchter, der von der Berührung des Anſteckens noch in ſchwebender Bewegung war. Tauſende von Menſchen würden wie das Kind, das die ſchwebende Bewegung der Wiege ſelbſt fühlt, dabei vollends eingeſchlafen ſein. Ihm aber, deſſen Geiſt immer ſchwanger war mit großen Gedanken, ging plötzlich ein Licht auf, und er erfand das Geſetz des Pendels, in der Naturwiſſenſchaft von der äußerſten Wichtigkeit.

Es war, dünkt mich, Pilatre, der einſt aus ſeinem Zimmer den Rauch betrachtete, der aus einer Feuereſſe wirbelnd in die Höhe ſtieg. Das mochten wohl viele Menſchen vor ihm auch geſehen haben. Sie ließen es aber dabei bewenden. Ihm aber fiel der Gedanke ein, ob der Rauch, der doch mit einer gewiſſen Kraft in die Höhe ſtieg, nicht auch fähig wäre, mit ſich eine gewiſſe Laſt in die Höhe zu nehmen. Er verſuchte es und ward Erfinder der Luftſchiffahrtskunſt.

Kolumbus ſtand gerade an der Küſte von Portugal, als der Wind ein Stück Holz ans Ufer trieb. Ein anderer an ſeiner Stelle würde dies vielleicht nicht wahrgenommen haben, und wir wüßten vielleicht noch nichts von Amerika. Er aber, der immer aufmerkſam war auf die Natur, dachte, in der Gegend, von welcher das Holz fortſchwamm, müſſe wohl ein Land liegen, weil das Meer keine Bäume trägt, und er ward der Entdecker des neuen Weltteiles.

In einer holländiſchen Grenzfeſtung ſaß ſeit langen Jahren ein Gefangener. In dem Gefängniſſe, glaubt man, laſſen ſich nicht viele intereſſante Betrachtungen anſtellen. Ihm aber war jede Erſcheinung merkwürdig. Er bemerkte eine gewiſſe Uebereinſtimmung in dem verſchiedenen Bau der Spinngewebe mit der bevorſtehenden Witterung, ſo daß er untrüglich das Wetter vorherſagen konnte. Dadurch ward er der Urheber einer höchſt wichtigen Begebenheit. Denn als in dem franzöſiſchen Kriege Holland unter Waſſer geſetzt worden war und Pichegru im Winter mit einem Heere über das Eis bis an dieſe Feſtung vordrang und nun plötzlich Tauwetter einfiel und der franzöſiſche Feldherr, ſeine Armee vor dem Waſſertode zu retten, mit der größten Eilfertigkeit zurückzukehren befahl, da trat dieſer Gefangene auf und ließ dem General ſagen, er könne ruhig ſtehen bleiben, in zwei Tagen falle wieder Froſt ein; er ſtehe mit ſeinem Kopfe für die Erfüllung ſeiner Prophezeihung — und Holland ward erobert.

Dieſe Beiſpiele mögen hinreichend ſein, zu zeigen, daß nichts in der ganzen Natur unbedeutend und gleichgültig und jede Erſcheinung der Aufmerkſamkeit eines denkenden Menſchen würdig iſt.

Bücher und Natur.

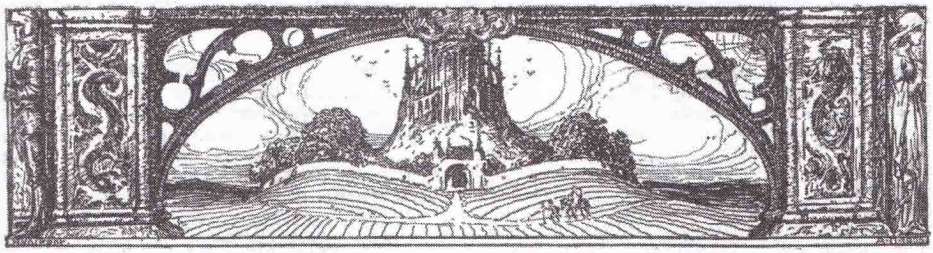
Wir leuchtet es immer mehr und mehr ein, 28
daß die Bücher ſchlechte Sittenlehrer ſind. Was wahr iſt, ſagen ſie uns wohl, auch wohl, was gut iſt; aber es dringt in die Seele nicht ein. Einen Lehrer gibt es, der iſt vortrefflich, wenn wir ihn verſtehen: das iſt die Natur.

Einſamkeit.

Einſamkeit in der offenen Natur, das iſt der 29
Prüfſtein des Gewiſſens. In Geſellſchaften, auf den Straßen, in dem Schauſpiele mag es ſchweigen; denn da wirken die Gegenſtände nur auf den Verſtand, und bei ihnen braucht man kein Herz. Aber wenn man die weite, edlere, erhabenere Schöpfung vor ſich ſieht — ja, da braucht man ein Herz, da regt es ſich unter der Bruſt und klopft an das Gewiſſen. Der erſte Blick flog in die weite Natur; der zweite ſchlüpft heimlich in unſer innerſtes Bewußtſein. Finden wir uns ſelbſt häßlich, uns allein in dieſem Ideale von Schönheit, ja, dann iſt es vorbei mit der Ruhe, und weg iſt Freude und Genuß. Da drückt es uns die Bruſt zuſammen; wir können das Hohe und Göttliche nicht faſſen und wandeln ſtumpf und ſinnlos wie Sklaven durch die Paläſte ihrer Herren. Da ängſtigt uns die Stille der Wälder; da ſchreckt uns das Geſchwätz der Quelle; uns iſt die Gegenwart Gottes zur Laſt, und wir ſtürzen uns in das Gewühl der Menſchen, um uns ſelbſt unter der Menge zu verlieren, und wünſchen uns nie, nie wiederzufinden.

Todesfurcht.

Ach, es iſt nichts ekelhafter als die Furcht vor 30
dem Tode! Das Leben iſt das einzige Eigentum, das nur dann etwas wert iſt, wenn wir es nicht achten. Verächtlich iſt es, wenn wir es nicht leicht fallen laſſen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nutzen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moraliſch tot iſt er ſchon; denn ſeine höchſte Lebenskraft, nämlich es opfern zu können, modert, indeſſen er es pflegt. Und doch — o, wie unbegreiflich iſt der Wille, der über uns waltet! — dieſes rätſelhafte Ding, das wir beſitzen, wir wiſſen nicht, von wem; das uns fortführt, wir wiſſen nicht wohin; das unſer Eigentum iſt, wir wiſſen nicht, ob wir darüber ſchalten dürfen; eine Habe, die nichts wert iſt, wenn ſie uns etwas wert iſt, ein Ding wie ein Widerſpruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte wie ein unverſtändliches Buch: ſind wir nicht durch ein Naturgeſetz gezwungen, es zu lieben? Wir müſſen vor der Vernichtung beben, die doch nicht ſo qualvoll ſein kann als das Daſein; und indeſſen mancher das traurige Geſchenk des Lebens beweint, muß er es durch Eſſen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöſchen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt.



Uhland.

Des Dichters Abendgang.

1

Ergehſt du dich im Abendlicht,
(Das iſt die Zeit der Dichterwonne)
So wende ſtets dein Angeſicht
Zum Glanze der geſunknen Sonne!
In hoher Feier ſchwebt dein Geiſt,
Du ſchaueſt in des Tempels Hallen,
Wo alles Heilge ſich erſchleußt
Und himmliſche Gedichte wallen.

Wenn aber um das Heiligtum
Die dunklen Wolken niederrollen,
Dann iſts vollbracht; du kehreſt um,
Beſeligt von dem Wundervollen.
In ſtiller Rührung wirſt du gehn,
Du trägſt in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort geſehn,
Umglänzt dich mild auf finſtern Wegen.

Freie Kunſt.

2

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenns von allen Zweigen ſchallt.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt;
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib ſie keck im Klange frei!
Säuſelnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singſt du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann mans nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gib ein fliegend Blatt den Winden!
Muntre Jugend haſcht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden:
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Heilig achten wir die Geiſter;
Aber Namen ſind uns Dunſt.
Würdig ehren wir die Meiſter;
Aber frei iſt uns die Kunſt.

Nicht in kalten Marmorſteinen,
Nicht in Tempeln dumpf und tot:
In den friſchen Eichenhainen
Webt und rauſcht der deutſche Gott.

Frühlingsglaube.

3

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſei nicht bang!
Nun muß ſich alles, alles wenden.

Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag:
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernſte, tiefſte Tal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich alles, alles wenden.

Die ſanften Tage.

4

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann in der erſten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeſchlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme ſtreut,

Die Täler noch von Eiſe grauen,
Der Hügel ſchon ſich ſonnig hebt,
Die Mädchen ſich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel ſich neu belebt.

Dann ſteh ich auf dem Berge droben
Und ſeh es alles, ſtill erfreut,
Die Bruſt von leiſem Drang gehoben,
Der noch zum Wunſche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt;
In ihre ruhigen Gefühle
Iſt ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen.
Wann ihrer mildbeſonnten Flur
Gerührte Greiſe Abſchied ſagen,
Dann iſt die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüt und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie ſammelt ſich in ſüße Stille,
In ihre Tiefen ſchaut ſie nun.

Die Seele, jüngſt ſo hoch getragen,
Sie ſenket ihren ſtolzen Flug;
Sie lernt ein friedliches Entſagen,
Erinnerung iſt ihr genug.
Da iſt mir wohl im ſanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es iſt mir ſo, als dürft ich ſteigen
Hinunter in mein ſtilles Grab.

Auf ein Kind.

Aus der Bedrängnis, die mich wild umkettet,
Hab ich zu dir mich, ſüßes Kind, gerettet,
Damit ich Herz und Augen weide
An deiner Engelfreude,
An dieſer Unſchuld, dieſer Morgenhelle,
An dieſer ungetrübten Gottesquelle.

Zimmerſpruch.

Das neue Haus iſt aufgericht,
Gedeckt, gemauert iſt es nicht:
Noch können Regen und Sonnenſchein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meiſter der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieſes offne Haus.
Zu oberſt woll er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Geſundheit allermeiſt,
In den Keller dem Wein einen guten Geiſt;
Die Fenſter und Pforten woll er weihn,
Daß nichts Unſeligs komm herein,
Und daß aus dieſer neuen Tür
Bald fromme Kindlein ſpringen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes iſt im Haus.

Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch eins Morgenglocke nur —
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O ſüßes Graun! Geheimes Wehn!
Als knieten viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn.

Mönch und Schäfer.

Mönch:

Was ſtehſt du ſo in ſtillem Schmerz?
O Schäfer, ſag es mir!
Wohl ſchlägt auch hier ein wundes Herz,
Das ziehet mich zu dir.

Schäfer:

Du frageſt noch? O ſieh umher
In meinem trauten Tal!
Die weite Au iſt blumenleer,
Und jeder Baum iſt fahl.

Mönch:

Du klage nicht! Was iſt dein Weh?
Was, als ein ſchwerer Traum?
Bald glänzt die Blume aus dem Klee,
Die Blüte von dem Baum.

Dann ſteht das Kreuz, davor ich knie,
Im grünen Baumgefild;
Doch ach, es grünt und blühet nie,
Trägt ſtets ein ſterbend Bild.

Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill ins Tal hinab;
Drunten ſingt bei Wieſ und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch ſingt man dort einmal.

An den Tod.

Der du ſtill im Abendlichte
Wandelſt durch der Erde Beet,
Klare Blumen, goldne Früchte
Sammelſt, die dir Gott geſät:
Schon, o Tod, was, ſanft entzücket,

An des Lebens Bruſt ſich ſchmiegt,
Sich zum ſüßen Liede wiegt
Und zum Mutterauge blicket!

Laß der Erde ihre Söhne,
Deren Kraft im Sturme fleugt,
Daß ein freudiges Getöne
Schnell aus toten Wäldern ſteigt!
Löſche nicht den Geiſt des Weiſen,
Deſſen heilgen Sonnenglanz,
Schön verwebt in ſichrem Tanz,
Jugendliche Mond umkreiſen!

Auf der Silberwolke fahre
Still dahin zur Sternezeit,
Wo ein Greis am Hausaltare
Jedem Abend Tränen weiht;
Sprich die Namen ſeiner Lieben,
Führ ihn auf in ihren Kranz,
Wo des Auges ewgen Glanz
Keiner Trennung Zähren trüben!

Und den Jüngling, dem die Liebe
Heißes Sehnen aufgeweckt,
Der in ungeſtilltem Triebe
Offne Arme ausgeſtreckt,
Dann zur Blumenflur der Sterne
Aufgeſchauet liebewarm:
Faß ihn freundlich Arm in Arm,
Trag ihn in die blaue Ferne,

Wo es bräutlich glänzt und hallet,
Liebeatmend ihn umſchließt,
Was ihn geiſtig einſt umwallet
Und mit leiſem Gruß begrüßt,
Wo es in der Seele maiet,
Die, von neuem Leben jung,
Ewiger Begeiſterung,
Ewigen Geſangs ſich freuet!

Lied eines Armen.

11 Ich bin ſo gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Mutes ſein.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer iſt mein Teil,
Seit ſie begraben ſind.

Der Reichen Gärten ſeh ich blühn,
Ich ſeh die goldne Saat —
Mein iſt der unfruchtbare Weg,
Den Sorg und Mühe trat.

Doch weil ich gern mit ſtillem Weh
In froher Menſchen Schwarm
Und wünſche jedem guten Tag,
So herzlich und ſo warm.

O reicher Gott, du ließeſt doch
Nicht ganz mich freudenleer;
Ein ſüßer Troſt für alle Welt
Ergießt ſich himmelher.

Noch ſteigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgeſang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red ich, Herr, mit dir.

Einſt öffnet jedem Guten ſich
Dein hoher Freudenſaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
Und ſetze mich ans Mahl.

Der gute Kamerad.

Ich hatt einen Kameraden, 12
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen:
Gilts mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wärs ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad:
„Kann dir die Hand nicht geben;
Bleib du im ewgen Leben
Mein guter Kamerad!“

An das Vaterland.

Dir möcht ich dieſe Lieder weihen, 13
Geliebtes deutſches Vaterland!
Denn dir, dem neuerſtandnen, freien,
Iſt all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut iſt dir gefloſſen;
Dir ſank der Jugend ſchönſte Zier:
Nach ſolchen Opfern, heilig großen,
Was gelten dieſe Lieder dir?

Die deutſche Sprache.

Gelehrte deutſche Männer, 14
Der deutſchen Rede Kenner,
Sie reichen ſich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen
In emſigem Verband.

Indes nun dieſe walten,
Beſtimmen und geſtalten
Der Sprache Form und Zier:
So ſchaffe du inwendig,
Tatkräftig und lebendig,
Geſamtes Volk, an ihr!

Ja, gib ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen ſtammt!
Gib ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Daß ſie vom Geiſte flammt!

An deiner Sprache rüge
Du ſchärfer nichts denn Lüge,
Die Wahrheit ſei ihr Hort!
Verpflanz auf deine Jugend
Die deutſche Treu und Tugend
Zugleich mit deutſchem Wort.

Zu buhleriſchem Girren
Laß du ihn niemals kirren,
Der ernſten Sprache Klang!
Sie ſei dir Wort der Treue,
Sei Stimme zarter Scheue,
Sei echter Minne Sang!

Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe,
Das Liſpeln taugt ihr nicht;
Sie töne ſtolz, ſie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit ſpricht!

Wenn ſo der Sprache Mehrung,
Verbeſſerung und Klärung
Bei dir von ſtatten geht,
So wird man ſagen müſſen,
Daß, wo ſich Deutſche grüßen,
Der Atem Gottes weht.

Die verlorene Kirche.

15 Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten:
Von der verlornen Kirche ſoll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einſt war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngſt ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig ſich dehnet:
Aus der Verderbnis dieſer Zeit
Hatt ich zu Gott mich hingeſehnet.
Wo in der Wildnis alles ſchwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder;
Je höher meine Sehnſucht ſtieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geiſt war ſo in ſich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich ſo hoch hinauf gekommen.
Mir ſchien es mehr denn hundert Jahr,
Daß ich ſo hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, ſonnenklar,
Sich öffnet eine freie Stätte.

Der Himmel war ſo dunkelblau,
Die Sonne war ſo voll und glühend,
Und eines Münſters ſtolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittichen, emporzuheben,
Und ſeines Turmes Spitze ſchien
Im ſelgen Himmel zu verſchweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte ſchütternd in dem Turme;
Doch zog nicht Menſchenhand den Strang:
Sie ward bewegt von heilgem Sturme.
Mir wars, derſelbe Sturm und Strom
Hätt an mein klopfend Herz geſchlagen:
So trat ich in den hohen Dom
Mit ſchwankem Schritt und freudgem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten ſchildern.
Die Fenſter glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann ſah ich, wunderſam erhellt,
Das Bild zum Leben ſich erweitern:
Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heilgen Frauen, Gottesſtreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb und Andacht ganz durchſtrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder ſah empor,
Da war geſprengt der Kuppel Bogen:
Geöffnet war des Himmels Tor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geſchaut
Mit ſtill anbetendem Erſtaunen,
Was ich gehört für ſelgen Laut,
Als Orgel mehr und als Poſaunen:
Das ſteht nicht in der Worte Macht;
Doch wer darnach ſich treulich ſehnet,
Der nehme des Geläutes acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Des Sängers Fluch.

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß ſo hoch und hehr, 16
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duftgen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich;
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich:
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wut,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der ein in goldnen Locken, der andre grau von Haar:
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß;
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „Nun ſei bereit, mein Sohn!
Denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm an den vollſten Ton!
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz.“

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl:
Der König furchtbar prächtig, wie blutiger Nordlichtſchein,
Die Königin ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll;
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſelger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchar im Kreiſe verlernet jeden Spott;
Des Königs trotzge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott;
Die Königin, zerfloſſen in Wehmut und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet: verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König ſchreit es wütend, er bebt am ganzen Leib.
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus ſtatt der goldnen Lieder ein Blutſtrahl hoch aufſpringt.

Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm . . .
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm.
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie, aller Harfen Preis;
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt;
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! Nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang!
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

„Weh euch, ihr duftgen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig ich dieſes Toten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künftgen Tagen verſteint, verödet liegt!

„Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umſonſt ſei all dein Ringen nach Kränzen blutgen Ruhms:
Dein Name ſei vergeſſen, in ewge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hats gerufen, der Himmel hats gehört;
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verſchwundner Pracht:
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Und rings ſtatt duftger Gärten ein ödes Heideland;
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand.
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Verſunken und vergeſſen — das iſt des Sängers Fluch.

Das Schloß am Meere. 17

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört ich mit Tränen zu.“

Sahеſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl ſah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht;
Im ſchwarzen Trauerkleide —
Die Jungfrau ſah ich nicht!“

Das Glück von Edenhall. 18

Von Edenhall der junge Lord
Läßt ſchmettern Feſttrommetenſchall;
Er hebt ſich an des Tiſches Bord
Und ruft in trunkner Gäſte Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauſes älteſter Vaſall,
Nimmt zögernd aus dem ſeidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kriſtall;
Sie nennens das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk Roten ein aus Portugal!“
Mit Händezittern gießt der Greis:
Und purpurn Licht wird überall;
Es ſtrahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da ſpricht der Lord und ſchwingts dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kriſtall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein ſchrieb ſie: „„Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!““

„Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freudgen Stamm von Edenhall:
Wir ſchlürfen gern in vollem Zug;
Wir läuten gern mit lautem Schall.
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

Erſt klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Geſang der Nachtigall,
Dann wie des Waldſtroms laut Geroll;
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geſchlecht
Sich den zerbrechlichen Kriſtall?
Er dauert länger ſchon als recht:
Stoßt an! Mit dieſem kräftgen Prall
Verſuch ich das Glück von Edenhall!“

Und als das Trinkglas gellend ſpringt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäſte ſind zerſtoben all
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Einſtürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erſtieg den Wall:
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kriſtall,
Das zerſprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerſtörten Hall:
Er ſucht des Herrn verbrannt Gebein;
Er ſucht im grauſen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand“, ſpricht er, „ſpringt
Die hohe Säule muß zu Fall; [zu Stück;
Glas iſt der Erde Stolz und Glück;
In Splitter fällt der Erdenball
Einſt gleich dem Glücke von Edenhall.“

Ernſt, Herzog von Schwaben.

Landes Fluch und Segen.

Prolog.

Das iſt der Fluch des unglückſeligen Landes,
Wo Freiheit und Geſetz darniederliegt,
Daß ſich die Beſten und die Edelſten
Verzehren müſſen in fruchtloſem Harm,
Daß, die fürs Vaterland am reinſten glühn,
Gebrandmarkt werden als des Lands Verräter
Und, die noch jüngſt des Landes Retter hießen,
Sich flüchten müſſen an des Fremden Herd.
Und während ſo die beſte Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewalttat, Hochmut, Feigheit, Schergendienſt.
Wie anders, wenn aus ſturmbewegter Zeit
Geſetz und Ordnung, Freiheit ſich und Recht
Emporgerungen und ſich feſtgepflanzt!
Da drängen die, ſo grollend ferne ſtanden,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reihn;
Da wirket jeder Geiſt und jede Hand
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl;
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und ſtolz:
Des Fürſten und des Volkes Rechte ſind
Verwoben, wie ſich Ulm und Reb umſchlingen,
Und für des Heiligtums Verteidigung
Steht jeder freudig ein mit Gut und Blut.

Paradieſesaugenblicke.

Warmann:

Wohl wahr, es kommen Augenblicke, wo
Die kampfbewegte Welt mit einem Schlag
Zum ſelgen Paradies verwandelt ſcheint:
Der Wolf hat ſich zum Lamme hingeſtreckt,
Der Geier niſtet mit der frommen Taube;
Die Schlange, die vom Apfelbaume lauſcht,
Sie ſchlüpft in das Gezweige ſcheu zurück,
Und in der alten Unſchuld tritt der Menſch
Aus dem Gebüſch, worin er ſich verſteckt.

Kaiſer und Stände.

Warmann:

Des Kaiſers Herrſchſucht und der Stände Trotz
Sind ein uralter, nie verſöhnter Zwiſt.
Nicht brauchſt du ihn zu ſchüren; aber feſt
Mußt du dich ſtellen, mußt auf das nur baun,
Was in der menſchlichen Natur beruht,
In der Gewalten ewgem Gegenſatz,
Der unter allen Formen wiederkehrt.
Selbſt wenn du augenblicklich tiefer ſtehſt,
Wenn fremde Regung den Gebieter faßt,
Wenn neue Neigung einmal dich verdrängt:
Bleib unermüdlich nur in deinem Dienſt!
Die Herzensregung, die Begeiſtrung weicht,
Das ewige Bedürfnis kehrt zurück:
Du wirſt hervorgerufen, und bewährt
Biſt du in deiner Unentbehrlichkeit.

Verhalten gegen Feinde.

Kunrad:

22 Vom Sohne heiſch ich, daß er nicht dem Feind,
Dem bitterſten des Vaters, ſich geſelle,
Vom deutſchen Fürſten, daß er nimmermehr
Die Friedensſtörer heg in ſeinem Land.

Ludwig der Bayer.

Notwendigkeit des Rechts.

Ludwig:

23 Wo ſich das Leben drängt, wo der Verkehr
Sich mannigfach durchkreuzet und verſchlingt,
Da brauchts vor allem Ordnung und Geſetz,
Damit ein jeder, ungeirrt vom andern,
In ſichern Grenzen wandle ſeine Bahn,
Damit nicht die Verwirrung in Gewalt
Sich löſe, ſondern im gemeſſnen Recht.

Bürger und Kaiſer.

Ludwig:

24 Wo Bürger kämpfen für den eignen Herd,
Da weichet auch der überlegne Feind;
Doch, wer als Kaiſer ſich behaupten will,
Der prüfe wohl, was zu Gebot ihm ſtehe!

Gebet des deutſchen Königs.

Ludwig:

25 Seit ich berufen ward zur Königswahl,
Iſt das mein täglich brünſtiges Gebet,
Daß Gottes Geiſt erleuchte meinen Sinn,
Die Wahrheit zu erkennen und das Recht.
Das aber weiſet mir kein Himmelsſtrahl,
Daß ſich die Kirche weltlicher Gewalt
Anmaßen dürfe, daß der König, den
Die deutſchen Fürſten wählten, ſich vom Papſt
Einholen müſſe die Beſtätigung.
Nein, ſolchen Einſpruch duld ich nun und nie:
Behaupten werd ich, wie ich angelobt,
Des Reiches Freiheit und des Königs Recht.

Der König in Zeiten der Not.

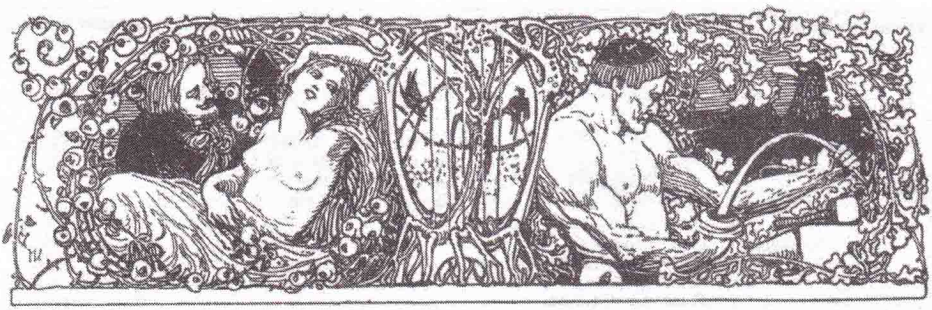
Ludwig:

Es iſt ein Schweres, mit gebeugtem Geiſt 26
Der andern Mut noch hülfreich aufzurichten.
In Zeiten allgemeiner Drangſal iſt
Fürwahr der König der bedrängteſte,
Auf den ſich jeder wirft mit ſeiner Not.

Das Ethiſche.

Volksreligion.

Die höchſten und einfachſten Erkenntniſſe liegen 27
in jedem Menſchen und jedem Volke, wenn nicht entwickelt, doch der Entwicklung fähig; ſie ſind von jeder geiſtigen Natur unzertrennlich. Auch ohne Ueberlieferung müßten ſie ſich mit dem Menſchengeſchlechte ewig neu erzeugen, und wo ſie durch Ueberlieferung entſtellt oder verkümmert ſind, werden ſie aus dem Innern reiner und kräftiger wiedergeboren. Aber ihre Entwicklung, ihr Ausdruck, ihre Anwendung wird durch die Verſchiedenheit der äußeren Umſtände auf das mannigfaltigſte beſtimmt. So bedeutend die Glaubenslehre auf das Leben eines Volkes einwirkt, ſo gewiß iſt ihr Geiſt und ihre Geſtaltung von deſſen äußeren Lebensverhältniſſen abhängig. Je weniger dasſelbe noch für allgemeine Wahrheiten empfänglich iſt, je mehr ihm die religiöſen Antriebe nur in unmittelbarem Bezug auf das Leben erkennbar und bedeutſam ſind, umſomehr muß ſein Glaube das Gepräge des Lebens an ſich tragen. Daher der kriegeriſche Geiſt der odiniſchen Lehren, daher die ſinnliche Geſtalt, welche das Chriſtentum ſelbſt im Mittelalter an ſich genommen. Vornehmlich aber wird die Volkspoeſie, im Unterſchied von derjenigen eines beſonderen Prieſterſtandes, aus der Glaubenslehre nur dasjenige ergreifen, was ſich in Tat und Leben geſtalten läßt.



Rückert.

An den Sturmwind.

1 Mächtiger, der du die Wipfel dir beugſt,
Brauſend von Krone zu Krone entſteigſt,
Wandle, du ſtürmender, wandle nur fort,
Reiß mir den ſtürmenden Buſen mit fort!

Wie das Gewölke, das donnernd entfliegt,
Dir auf der brauſenden Schwinge ſich wiegt,
Führe den Geiſt aus dem irdiſchen Haus
In die Unendlichkeit ſtürmend hinaus.

Trage mich hin, wo die bebende Welt
Rings in Verwüſtung und Trümmer zerſchellt!
Ueber den Trümmern mit grauſender Luſt
Fühl ich den Gott in der pochenden Bruſt.

Des Stromes Liebe.

2 Ich ſtürze meinen Wogenſchwall
Durch grauſe Felſenklüfte,
Und meines Ganges Donnerhall
Vernehmen alle Lüfte.
Daß ich ein wilder Gießbach bin
Und hege keinen ſanften Sinn,
Das mag ein jeder wiſſen.

In Feſſeln tu ich nimmer gut
Und dulde keine Banden;
Und wer begegnet meinem Mut,
Der wird vor ihm zu ſchanden;
Und wer ſich mir entgegenſtemmt,
Mich in der ſtolzen Freiheit hemmt,
Er muß den Frevel büßen.

Den Felſen, der in meiner Bahn
Sich keck entgegentürmet,
Faſſ ich mit ſtarken Armen an:
Er wird hinabgeſtürmet;
Das Blümlein aber, das gebückt
Auf meine Strudel niederblickt,
Darf ohne Scheu mich küſſen.

Und dämpfen wollt ich meinen Mut,
Wenn ich ein Quellchen fände,
Das willig ſeine klare Flut
Mit meinem Strom verbände;
Ich gäbe meinen wilden Sinn
Geduldig ihr in Feſſeln hin
Und lernte, ſanft zu murmeln.

Und wenn du denn das Quellchen biſt,
Und wenn ich dir gefalle,
So ſei mir froh als Braut gegrüßt,
So zeuch in meine Halle;
Mein Haus iſt hoch gewölbt und kühl:
Laß uns der Minne ſüßes Spiel
In ſeinem Schatten ſpielen!

Und wenn der wilde Schaum dich ſchreckt
Auf meines Reiches Fläche:
Sieh nur herein, der Schaum bedeckt
Kriſtallne Waſſerbäche!
Rein komm ich aus der Mutter Schoß,
Und keine trübe Lache floß
Mit meinem Strom zuſammen.

So komm, und laß mein Brauſen dir,
Wie ich dich liebe, ſagen.
Komm, Braut, o komm und laß von mir
In meinem Arm dich tragen,
Von meiner ſtolzen Manneskraft
In hohem Lauf dahingerafft
Zum Bett des Ozeanes.

Adler und Lerche.

3 Könnt ich ſteigen,
Dem Adler gleich,
Der kommenden Sonn entgegen,
Die Bruſt getaucht
In Morgenrot,
Badend im Glanz des Aethers,
Weil in Tiefen
Die Nacht noch träumt,
Dem erwachenden
Auge der Welt
Den erſten Blick entſaugen!

Oder fliegen,
Der Lerche gleich,
Nach, der ſcheidenden Sonne nach,
Ueber der ſtillen Schöpfung
Angeglühet
Vom letzten Strahl,
Die Seel im Liede verhauchend,
Verſchwebend,
Verſchwirrend
In Aetherduft,
Nie mehr wieder
Zur Erd hernieder!

Aber ach!
Der Adler, der
Der Sonn ins Angeſicht geſchaut,
Senkt den Fittich
Aus Himmelsglanz,
Um in dunkeler Tiefe
Nach der Beute des Tags zu ſpähn.
Und die Lerche
Aus den Wirbeln
Ihres Himmelsgeſanges
Sinkt ermattet
Zum Boden wieder,
Wo ſie das Neſt für die Nacht gebaut.

Kann kein erdegeborner,
Flügelbegabter
Heldenſinn,
Sängergeiſt,
Den Banden der niedern Mutter
Ganz entfliehn,
Dem edlen Vater
Lichte zu?

Liebe ſetzte die Schwingen
Der Begeiſterung
An mein Herz,
Und es flog
Der Sonne zu,
Bis die Fittiche
Schmolzen,
Seinen Höhen
Entſtürzend,
Es ins Meer der Beſchämung ſank.

Und es klagte.
Doch die Liebe
Sprach, die Schwing ihm erneuend:
Andre geb ich
Dir, die ſchwache,
Aber himmliſche
Freundin, nicht.
Stärkre, die, nicht
Wieder ſchmelzend
Noch Erneuung bedürfend,
Sicheren Flugs dich
Allen Sonnen
Vorüber tragen,
Der höchſten zu,
Gibt mein ſtärkerer
Zwillingsbruder
Tod dir einſt.

Mitternacht.

4 Um Mitternacht
Hab ich gewacht
Und aufgeblickt zum Himmel;
Kein Stern vom Sterngewimmel
Hat mir gelacht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab ich gedacht
Hinaus in dunkle Schranken;
Es hat kein Lichtgedanken
Mir Troſt gebracht
Um Mitternacht

Um Mitternacht
Nahm ich in acht
Die Schläge meines Herzens;
Ein einzger Puls des Schmerzens
War angefacht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Kämpft ich die Schlacht,
O Menſchheit, deiner Leiden;
Nicht konnt ich ſie entſcheiden
Mit meiner Macht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab ich die Macht
In deine Hand gegeben,
Herr über Tod und Leben:
Du hältſt die Wacht
Um Mitternacht.

Liedlein vom Glücke.

Ich hört oft genug,
Das Glück ſei auf Reiſen.
„Da iſts ja nicht klug,
Sich der Ruh zu befleißen!“

So macht ich mich auf
In rüſtigem Lauf,
Um auch auf den Wegen
Dem Glück zu begegnen.

Ich ſah auf den Gängen
Viel Volkes ſich drängen,
Viel Lärm und viel Plunder —
Das Glück war nicht drunter.

Und tat ich wen fragen:
„Wo kann ichs erjagen?“
Merkt keiner auf mich,
Suchts jeder für ſich.

Ich kam zu ner Brücke:
„Verweilt hier das Glücke?“
„Es iſt hier vor Jahren
Vorüber gefahren.“

Zu nem Stadttor ich trat:
„Iſt Glück in der Stadt?“
„Wir paſſen hier eben,
Ihm Einlaß zu geben.“

Da paßt ich auch lange; 5
Da kam es doch nicht,
Bis daß ich zum Gange
Mich wieder gericht.

Und als ich auswandern
Zum einen Tor tat,
Zog ein in die Stadt
Das Glück juſt zum andern.

„Willſt länger mit Schnaufen
Ihm auch nicht nachlaufen;
Wer weiß, wenn dus haſt,
Obs wert iſt der Laſt.“

Da hab ich ein Eckchen
Im Wald mir erſchaut
Und mir auf dem Fleckchen
Ein Häuſel erbaut.

Ich hab es erbaut
Mit eigener Haut,
Mit eigener Hand
Ohn Glückes Beiſtand.

Hier, Glück, iſt mein Haus,
Mein Bett und mein Schrein:
Willſt kommen, kehr ein;
Willſt nicht, ſo bleib aus!

Vor den Türen.

Ich habe geklopft an des Reichtums Haus; 6
Man reicht mir nen Pfennig zum Fenſter heraus.

Ich habe geklopft an der Ehre Schloß;
„Hier tut man nur auf dem Ritter zu Roß.“

Ich habe geſucht der Arbeit Dach;
Da hört ich drinnen nur Weh und Ach!

Ich ſuchte das Haus der Zufriedenheit;
Es kannt es niemand weit und breit.

Nun weiß ich noch ein Häuslein ſtill,
Wo ich zuletzt anklopfen will.

Zwar wohnt darin ſchon mancher Gaſt:
Doch iſt für viele im Grab noch Raſt.

Welt- und Waldgedränge.

7 In dieſem Wald wie drängt ſichs
Von Bäumen groß und klein;
In dieſer Welt wie zwängt ſichs
Und engt ſich alles ein!

Wenn dir ein eignes Fleckchen,
Ein freies Streckchen ward,
So ducke dich ins Eckchen
Nach eines Schneckchens Art.

Biſt du am Stock ein Röschen,
Gott danke für und für!
Und biſt am Stamm ein Möschen,
So dank ihm auch dafür.

Des fremden Kindes heilger Chriſt.

8 Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geſchwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet ſind.

Es ſteht vor jedem Haus
Und ſieht die hellen Räume,
Die drinnen ſchaun heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wirds ihm überaus.

Das Kindlein weint und ſpricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht
Und hat dran ſeine Freude,
Nur bloß ich armes nicht!

„An der Geſchwiſter Hand,
Als ich daheim geſeſſen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergeſſen
In dieſem fremden Land.

„Läßt mich denn niemand ein
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all den Häuſerreihn,
Iſt denn für mich kein Eckchen,
Und wär es noch ſo klein?

„Läßt mich denn niemand ein?
Ich will ja ſelbſt nichts haben,
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein!“

Es klopft an Tür und Tor,
An Fenſter und an Laden;
Doch niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf ſeine Kinder;
Die Mutter ſie beſchenkt,
Denkt ſonſt nichts mehr noch minder.
Ans Kindlein niemand denkt.

„O lieber, heilger Chriſt!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab ich, wenn dus nicht biſt.
O ſei du mein Berater
Weil man mich hier vergißt!“

Das Kindlein reibt die Hand,
Sie iſt von Froſt erſtarret;
Es kriecht in ſein Gewand
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
Durchs Gäßlein hergewallet,
Im weißen Kleide ſchlicht,
Ein ander Kind. Wie ſchallet
Es lieblich, da es ſpricht:

„Ich bin der heilge Chriſt,
War auch ein Kind vordeſſen,
Wie du ein Kindlein biſt.
Ich will dich nicht vergeſſen
Wenn alles dich vergißt.

„Ich bin mit meinem Wort
Bei allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen
Wie in den Zimmern dort.

„Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier laſſen ſchimmern
Auf dieſem offnen Raum
So ſchön, daß die in Zimmern
So ſchön ſein ſollen kaum.“

Da deutet mit der Hand
Chriſtkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend ſtand
Ein Baum voll Sterngewimmel,
Vieläſtig ausgeſpannt.

So fern und doch ſo nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, ſtill zu Herzen,
Das ſeinen Chriſtbaum ſah!

Es ward ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das ſie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein iſt
Zur Heimat nun gekehret
Bei ſeinem heilgen Chriſt;
Und was hier wird beſcheeret,
Es dorten leicht vergißt.

Chidher.

9 Chidher, der ewig junge, ſprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, ſeit wann die Stadt hier ſei?
Er ſprach und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt ſteht ewig an dieſem Ort
Und wird ſo ſtehen ewig fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einſamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte, wie lang iſt die Stadt vorbei?
Er ſprach und blies auf dem Rohre fort:
„Das eine wächſt, und das andere dorrt;
Das iſt mein ewiger Weideort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen ſchlug;
Ein Schiffer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom ſchweren Zug,
Fragt ich, ſeit wann das Meer hier ſei?
Er ſprach und lachte meinem Wort:
„So lang, als ſchäumen die Wellen dort,
Fiſcht man und fiſcht man an dieſem Port.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei;
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier ſei?
Er ſprach: „Der Wald iſt ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn ich an dieſem Ort,
Und ewig wachſen die Bäum hier fort!“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erſchallte der Markt vom Volksgeſchrei.
Ich fragte, ſeit wann iſt die Stadt erbaut?
Wohin iſt Wald und Meer und Schalmei?
Sie ſchrien und hörten nicht mein Wort.
So ging es ewig an dieſem Ort
Und wird ſo gehen ewig fort!
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desſelbigen Weges fahren.

Barbaroſſa.

10 Der alte Barbaroſſa,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterirdſchen Schloſſe
Hält er bezaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einſt wiederkommen
Mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern,
Darauf der Kaiſer ſitzt;
Der Tiſch iſt marmelſteinern,
Worauf ſein Haupt erſtützt.

Sein Bart iſt nicht von Flachſe,
Er iſt von Feuersglut,
Iſt durch den Tiſch gewachſen,
Worauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und ſieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

„Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen
Bezaubert hundert Jahr.“

Geharniſchte Sonette.

1.

Ihr Deutſchen von dem Flutenbett des Rheines, 11
Bis wo die Elbe ſich ins Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?

Was habt ihr denn noch Großes, Allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zuſammenſchließet?
Seit ihr den Kaiſerſzepter brechen ließet
Und euer Reich zerſpalten, habt ihr keines.

Nur noch ein einzges Band iſt euch geblieben:
Das iſt die Sprache, die ihr ſonſt verachtet;
Jetzt müßt ihr ſie als euer Einzges lieben.

Sie iſt noch eur, ihr ſelber ſeid verpachtet;
Sie haltet feſt, wenn alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verſchmachtet.

2.

Was ſchmiedſt du, Schmied? „Wir ſchmieden Ketten, Ketten!“
Ach, in die Ketten ſeid ihr ſelbſt geſchlagen!
Was pflügſt du, Baur? „Das Feld ſoll Früchte tragen!“
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Ketten!

Was zielſt du, Schütze? „Tod dem Hirſch, dem fetten!“
Gleich Hirſch und Reh wird man euch ſelber jagen!
Was ſtrickſt du, Fiſcher? „Netz dem Fiſch, dem zagen!“
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegeſt du, ſchlafloſe Mutter? „Knaben!“
Ja, daß ſie wachſen und dem Vaterlande
Im Dienſt des Feindes Wunden ſchlagen ſollen!

Was ſchreibeſt, Dichter, du? „In Glutbuchſtaben
Einſchreib ich mein und meines Volkes Schande,
Das ſeine Freiheit nicht darf denken wollen!“

3.

Ihr, die ihr klebt an eurem Werkgerüſte,
Um Holz und Stein nach eurem Maß zu hauen,
Damit nur jeder laß ein Werklein ſchauen,
Sich jeder nur als kleiner Schöpfer brüſte:

Wann laſſet ihr das törichte Gelüſte,
Ein grundlos Nichts auf eurem Sand zu bauen?
Ihr bauet Hüttlein, und es ſinkt mit Grauen
Indes die Veſte, Vaterland, ins Wüſte.

O sammelt, sammelt euch, zerstreute Haufen;
Legt euer kleines Werkgerät beiseiten;
Wollt nicht euch um die Mörtelsteine raufen!

Erst gilts, den Mittelpunkt euch zu erstreiten;
Der Freiheit Grundstein erst gilts zu erkaufen
Mit Blut; dann baut drauf eure Einzelheiten!

4.

Ihr, die der Himmel hat bestellt, als Lichter
Zu leuchten denen, die im Finstern klimmen,
Wie habt ihr also euer Amt zum Schlimmen
Mißbraucht, ihr Lehrer, Denker, Forscher, Dichter!

Den Schlaf der Trägheit, aller Kraft Vernichter,
Drin aufgelöst ihr euer Volk seht schwimmen,
Statt es zu wecken draus mit euren Stimmen,
Wiegt ihrs noch mehr in eitle Traumgesichter.

Eins ist uns not! Wach sein zum Kampfgewitter!
Wollt ihr nicht mehren selbst der Kämpfer Summe,
Schmelzt sie nur nicht durchs Klimpern eurer Zither.

Hört wohl ein Gott eur loses Wortgesumme?
Er hörts, daß er die Leir euch schlag in Splitter
Und euch schlag auf den Mund, daß er verstumme.

5.

Wir schlingen unsre Händ in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihrs, ihr Toten!

Wir schwören: stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht ehr zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blutgen Krone,
Daß man ihn helle oder ihn bestatte!

6.

Es stieg ein trüber Nebelwind vom Rheine;
Auf dessen Fittichen kam herangeflogen
Ein Nachtgewölk am deutschen Himmelsbogen,
Darob verfinstert wurden alle Haine.

Die Freiheit, die im Maiensonnenscheine
Lustwandeln ging an den kristallnen Wogen,
Sahs und erschrak und flüchtete betrogen
Zur tiefsten Grotte, daß sie einsam weine.

Nun hat ein starker Nordwind sich erhoben
Und hat mit scharfem Grimm das nebelgraue
Gewölk zurück vom Horizont geschnoben.

Nun auf, o Freiheit, deutsche Jungfrau, schaue
Getrost du wieder wie vordem nach oben,
Aus blauem Aug empor zum Himmelsblaue!

An unsere Sprache.

Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geistge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann;
Du, in der ich leb und brenne,
Meine Brüder kenn und nenne
Und dich selber preisen kann;

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte:
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Rätsel deuten
Und mich spielen selbst mit dir.

Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt:
Alle Höhn hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt
Und durchwandelt alle Welt.

Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

Stürme, rausche, lispl und säusle!
Zimmre, glätte, hau und meißle;
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

Mach uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reihn.
Viel Gesellen sind gesetzet;
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Liebesfrühling.

1.

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn, o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab:
Du bist die Ruh, du bist der Frieden,
Du bist der Himmel, mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir wert;
Dein Blick hat mich vor mir verklärt;
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bessres Ich!

2.

Der Himmel hat eine Träne geweint,
Die hat sich ins Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
Du sollst nun meine Perle sein!
Du sollst nicht vor den Wogen zagen,

Ich will hindurch dich ruhig tragen.
O du mein Schmerz, du meine Luſt,
Du Himmelsträn in meiner Bruſt!
Gib, Himmel, daß ich in reinem Gemüte
Den reinſten deiner Tropfen hüte!

3.

Ein Obdach gegen Sturm und Regen
Der Winterzeit
Sucht ich und fand den Himmelsſegen
Der Ewigkeit.
O Wort, wie du bewährt dich haſt:
„Wer wenig ſucht, der findet viel!“
Ich ſuchte eine Wanderraſt
Und fand mein Reiſeziel.

Ein gaſtlich Tor nur wünſcht ich offen,
Mich zu empfahn:
Ein liebend Herz ward wider Hoffen
Mir aufgetan.
O Wort, wie du bewährt dich haſt:
„Wer wenig ſucht, der findet viel!“
Ich wollte ſein ihr Wintergaſt
Und ward ihr Herzgeſpiel.

4.

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen;
Ihm ſchlug beklommen
Mein Herz entgegen.
Wie konnt ich ahnen,
Daß ſeine Bahnen
Sich einen ſollten meinen Wegen?

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen;
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Nahm ich das ſeine?
Die beiden kamen ſich entgegen.

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen;
Nun iſt entglommen
Des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter,
Ich ſeh es heiter;
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.

Kehr ein bei mir!

Du biſt die Ruh,
Der Friede mild,
Die Sehnſucht du,
Und was ſie ſtillt.

Ich weihe dir
Voll Luſt und Schmerz
Zur Wohnung hier
Mein Aug und Herz.

Kehr ein bei mir
Und ſchließe du
Still hinter dir
Die Pforten zu.

Treib andern Schmerz
Aus dieſer Bruſt!
Voll ſei dies Herz
Von deiner Luſt!

Dies Augenzelt
Von deinem Glanz
Allein erhellt:
O füll es ganz!

Beim Sonnenuntergang.

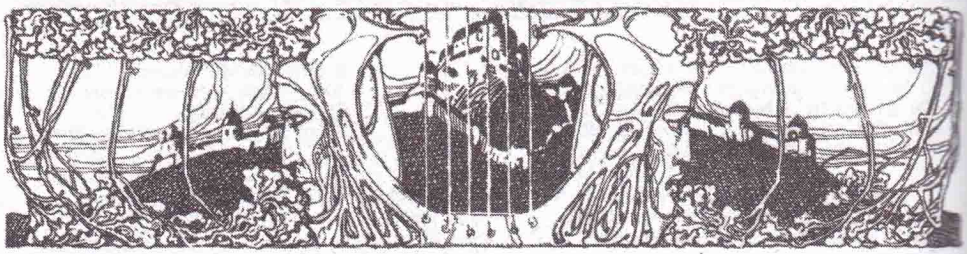
Fahr wohl, o goldne Sonne:
Du gehſt zu deiner Ruh;
Und voll von deiner Wonne
Gehn mir die Augen zu.

Schwer ſind die Augenlider,
Du nimmſt das Licht mit fort.
Fahr wohl! Wir ſehn uns wieder
Hier unten oder dort.

Hier unten, wann ſich wieder
Dies Haupt vom Schlaf erhob;
Dann blickeſt du hernieder
Und freueſt dich darob.

Und trägt des Tods Gefieder
Mich ſtatt des Traums empor,
So ſchau ich ſelbſt hernieder
Zu dir aus höherm Chor

Und danke deinem Strahle
Für jeden ſchönen Tag,
Wo ich mit meinem Tale
An deinem Schimmer lag.



Eichendorff.

Frühlingsdämmerung.

1 In der ſtillen Pracht,
In allen friſchen Biſchen und Bäumen
Flüſterts wie Träumen
Die ganze Nacht.
Denn über den mondbeglänzten Ländern
Mit langen weißen Gewändern
Ziehen die ſchlanken
Wolkenfraun wie geheime Gedanken,
Senden von den Felſenwänden
Hinab die behenden
Frühlingsgeſellen, die hellen Waldquellen,
Dies unten beſtellen
An die duftgen Tiefen,
Die gerne noch ſchliefen.
Nun wiegen und neigen in ahnendem Schweigen
Sich alle ſo eigen
Mit Aehren und Zweigen,
Erzählens den Winden,
Die durch die blühenden Linden
Vorüber den graſenden Rehen
Säuſelnd über die Seen gehen,
Daß die Nixen verſchlafen auftauchen
Und fragen;
Was ſie ſo lieblich hauchen —
Wer mag es wohl ſagen?

Der frohe Wandersmann.

2 Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt;
Dem will er ſeine Wunder weiſen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hauſe liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot;
Sie wiſſen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Laſt und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen ſpringen;
Die Lerchen ſchwirren hoch vor Luſt —
Was ſollt ich nicht mit ihnen ſingen
Aus voller Kehl und friſcher Bruſt?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach aufs beſt beſtellt!

Reiſelied.

Durch Feld und Buchenhallen
Bald ſingend, bald fröhlich ſtill,
Recht luſtig ſei vor allen,
Wers Reiſen wählen will.

Wenns kaum im Oſten glühte,
Die Welt noch ſtill und weit:
Da weht recht durchs Gemüte
Die ſchöne Blütenzeit.

Die Lerch als Morgenbote
Sich in die Lüfte ſchwingt;
Eine friſche Reiſenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Luſt, vom Berg zu ſchauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über ſich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken ſo geſchwind:
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder;
Das Vöglein ſenkt ſich gleich.
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

Der Jäger Abſchied.

4

Wer hat dich, du ſchöner Wald,
Aufgebaut ſo hoch da droben?
Wohl den Meiſter will ich loben,
Solang noch mein Stimm erſchallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!

Tief die Welt verworren ſchallt;
Oben einſam Rehe graſen,
Und wir ziehen fort und blaſen,
Daß es tauſendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!

Banner, der ſo kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Haſt du treu uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!

Was wir ſtill gelobt im Wald,
Wollens draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutſch Panier, das rauſchend wallt,
Lebe wohl,
Schirm dich Gott, du ſchöner Wald!

Abſchied.

5

O Täler weit, o Höhen,
O ſchöner, grüner Wald,
Du meiner Luſt und Wehen
Andächtger Aufenthalt!
Da draußen, ſtets betrogen,
Sauſt die geſchäftge Welt:
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel luſtig ſchlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da ſollſt du auferſtehen
In junger Herrlichkeit!

Da ſteht im Wald geſchrieben
Ein ſtilles ernſtes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menſchen Hort.
Ich habe treu geleſen
Die Worte, ſchlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Weſen
Wards unausſprechlich klar.

Bald werd ich dich verlaſſen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gaſſen
Des Lebens Schauſpiel ſehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernſts Gewalt
Mich Einſamen erheben:
So wird mein Herz nicht alt.

Waldeinſamkeit.

Waldeinſamkeit,
Du grünes Revier,
Wie liegt ſo weit
Die Welt von hier!
Schlaf nur, wie bald
Kommt der Abend ſchön!

Durch den ſtillen Wald
Die Quellen gehn:
Die Mutter Gottes wacht.
Mit ihrem Sternenkleid
Bedeckt ſie dich ſacht
In der Waldeinſamkeit:
Gute Nacht, gute Nacht!

Erinnerung.

1.

7

Lindes Rauſchen in den Wipfeln,
Vöglein, die ihr fernab fliegt,
Bronnen von den ſtillen Gipfeln:
Sagt, wo meine Heimat liegt?

Heut im Traum ſah ich ſie wieder,
Und von allen Bergen ging
Solches Grüßen zu mir nieder,
Daß ich an zu weinen fing.

Ach, hier auf den fremden Gipfeln:
Menſchen, Quellen, Fels und Baum,
Wirres Rauſchen in den Wipfeln,
Alles iſt mir wie ein Traum.

2.

Die fernen Heimathöhen,
Das ſtille, hohe Haus,
Der Berg, von dem ich geſehen
Jeden Frühling ins Land hinaus,
Mutter, Freunde und Brüder,
An die ich ſo oft gedacht:
Es grüßt mich alles wieder
In ſtiller Mondesnacht.

3.

Ich hör die Bächlein rauſchen
Im Walde her und hin.
Im Walde, in dem Rauſchen,
Ich weiß nicht, wo ich bin.

Die Nachtigallen ſchlagen
Hier in der Einſamkeit,
Als wollten ſie was ſagen
Von alter, ſchöner Zeit.

Die Mondesſchimmer fliegen,
Als ſäß ich unter mir
Das Schloß im Tale liegen,
Und iſt doch ſo weit von hier!

Als müßte in dem Garten,
Voll Roſen weiß und rot,
Mein Liebſte auf mich warten,
Und iſt doch lange tot.

Morgengebet.

8

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einſam iſts noch auf der Welt!
Die Wälder nur ſich leiſe neigen,
Als ging der Herr durchs ſtille Feld.

Ich fühl mich recht wie neu geſchaffen:
Wo iſt die Sorge nun und Not?
Was mich noch geſtern wollt erſchlaffen,
Ich ſchäm mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.
Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig ich vor dir in Ewigkeit.

Vorwärts.

9 Wie der Strom sich schwingt
Aus den Wolken, die ihn tränken,
Alle Bäche verschlingt,
Sie ins Meer zu lenken —
Drein möcht ich versenken,
Was in mir ringt!
Tritt nur mit in mein Schiff!
Wo wir landen oder stranden,
Erklinget das Riff,
Bricht der Lenz aus dem Sande;
Hinter uns dann ins Branden
Versenk ich das Schiff!

Der Abend.

10 Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer;
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Nachtfeier.

11 Decket Schlaf die weite Runde,
Muß ich oft am Fenster lauschen,
Wie die Ströme unten rauschen;
Räder sausen kühl im Grunde,
Und mir ist so wohl zur Stunde;
Denn hinab vom Felsenrande
Spür ich Freiheit, uralt Sehnen,
Fromm zerbrechend alle Bande,
Ueber Wälder, Strom und Lande
Keck die großen Flügel dehnen.
Was je Großes brach die Schranken,
Seh ich durch die Stille gehen,
Helden auf den Wolken stehen,
Ernsten Blickes, ohne Wanken,
Und es wollen die Gedanken
Mit den guten Alten hausen,
Sich in ihr Gespräch vermischen,
Das da kommt in Waldesbrausen.
Manchem füllts die Brust mit Grausen:
Mich solls laben und erfrischen!
Tag und Regung war entflohen;
Uebern See nur kam Geläute
Durch die mondenhelle Weite,
Und rings brannten auf den hohen
Alpen still die bleichen Lohen,
Ewge Wächter echter Weihe,
Als erhoben vom Verderben
Und vom Jammer da die dreie
Einsam traten in das Freie,
Frei zu leben und zu sterben.
Und so wachen heute viele
Einsam über ihrem Kummer;
Unerquickt von falschem Schlummer,
Aus des Wechsels wildem Spiele
Schauend fromm nach einem Ziele.
Durch die öde stumme Leere
Fühl ich mich euch still verbündet;
Ob der Tag das Recht verkehre,
Ewig strahlt der Stern der Ehre,
Kühn in heilger Nacht entzündet.

Die Nacht.

Nacht ist wie ein stilles Meer:
Lust und Leid und Liebesklagen
Kommen so verworren her
In dem linden Wellenschlagen.
Wünsche wie die Wolken sind,
Schiffen durch die stillen Räume;
Wer erkennt im lauen Wind,
Obs Gedanken oder Träume?
Schließ ich nun auch Herz und Mund,
Die so gern den Sternen klagen:
Leise doch im Herzensgrund
Bleibt das linde Wellenschlagen.

Mondnacht.

Es war, als hätt der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt.
Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sacht;
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Weihnachten.

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.
An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt;
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.
Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld:
Hehres Glänzen, heilges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!
Sterne hoch die Kreise schlingen;
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigts wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Gottes Segen.

Das Kind ruht aus vom Spielen;
Am Fenſter rauſcht die Nacht:
Die Engel Gotts im Kühlen
Getreulich halten Wacht.
Am Bettlein ſtill ſie ſtehen —
Der Morgen graut noch kaum —
Sie küſſens, eh ſie gehen;
Das Kindlein lacht im Traum.

Der Freund.

Wer auf den Wogen ſchliefe,
Ein ſanft gewiegtes Kind,
Kennt nicht des Lebens Tiefe,
Vor ſüßem Träumen blind.
Doch wen die Stürme faſſen
Zu wildem Tanz und Feſt,
Wen hoch auf dunklen Straßen
Die falſche Welt verläßt:
Der lernt ſich wacker rühren;
Durch Nacht und Klippen hin
Lernt der das Steuer führen
Mit ſichrem, ernſtem Sinn.
Der iſt vom echten Kerne,
Erprobt zu Luſt und Pein,
Der glaubt an Gott und Sterne,
Der ſoll mein Schiffmann ſein!

Mahnung.

Genug gemeiſtert nun die Weltgeſchichte!
Die Sterne, die durch alle Zeiten tagen,
Ihr wolltet ſie mit frecher Hand zerſchlagen
Und jeder leuchten mit dem eignen Lichte.
Doch unaufhaltſam rucken die Gewichte;
Von ſelbſt die Glocken von den Türmen ſchlagen:
Der alte Zeiger, ohne euch zu fragen,
Weiſt flammend auf die Stunde der Gerichte.
O ſtille Schauer, wunderbares Schweigen,
Wenn heimlich flüſternd ſich die Wälder neigen,
Die Täler alle geiſterbleich verſanken,
Und in Gewittern von den Bergesſpitzen
Der Herr die Weltgeſchichte ſchreibt mit Blitzen —
Denn ſeine ſind nicht euere Gedanken.

Heimweh.

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebſten gehn;
Es jubeln und laſſen die andern
Den Fremden alleine ſtehn.
Was wiſſet ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten, ſchönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt ſie von hier ſo weit!
Am liebſten betracht ich die Sterne:
Die ſchienen, wie ich ging zu ihr;
Die Nachtigall hör ich ſo gerne,
Sie ſang vor der Liebſten Tür.
Der Morgen, das iſt meine Freude!
Da ſteig ich in ſtiller Stund
Auf den höchſten Berg in die Weite:
Grüß dich, Deutſchland, aus Herzensgrund!

Der letzte Gruß.

Ich kam vom Walde hernieder,
Da ſtand noch das alte Haus;
Mein Liebchen, ſie ſchaute wieder
Wie ſonſt zum Fenſter hinaus.
Sie hat einen andern genommen, —
Ich war draußen in Schlacht und Sieg;
Nun iſt alles anders gekommen —
Ich wollt, s wär wieder erſt Krieg.
Am Wege dort ſpielte ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar;
Ich küßts auf ſein rotes Mündlein:
„Gott ſegne dich immerdar!“
Sie aber ſchaute erſchrocken
Noch lange Zeit nach mir hin
Und ſchüttelte ſinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin.
Da droben hoch ſtand ich am Baume;
Da rauſchten die Wälder ſo ſacht:
Mein Waldhorn, das klang wie im Traume
Hinüber die ganze Nacht.
Und als die Vögelein ſangen
Frühmorgens, ſie weinte ſo ſehr;
Ich aber war weit ſchon gegangen —
Nun ſieht ſie mich nimmermehr!

Spruch.

Trennung iſt wohl Tod zu nennen;
Denn wer weiß, wohin wir gehn?
Tod iſt nur ein kurzes Trennen
Auf ein baldig Wiederſehn.

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebſte iſt verſchwunden,
Die dort gewohnet hat.
Sie hat mir Treu verſprochen,
Gab mir einen Ring dabei;
Sie hat die Treu gebrochen —
Mein Ringlein ſprang entzwei.
Ich möcht als Spielmann reiſen,
Weit in die Welt hinaus,
Und ſingen meine Weiſen
Und gehn von Haus zu Haus.
Ich möcht als Reiter fliegen
Wohl in die blutge Schlacht,
Um ſtille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.
Hör ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht am liebſten ſterben,
Da wärs auf einmal ſtill.

Dichterfahrt.

Wir grüßen Land und Sterne
Mit wunderbarem Klang,
Und wer uns ſpürt von ferne,
Dem wird ſo wohl und bang.

Wir haben wohl hienieden
Kein Haus an keinem Ort:
Es reiſen die Gedanken
Zur Heimat ewig fort.
Wie eines Stromes Dringen
Geht unſer Lebenslauf:
Geſanges Macht und Ringen
Tut helle Augen auf.
Und Ufer, Wolkenflügel,
Die Liebe, hoch und mild —
Es wird in dieſem Spiegel
Die ganze Welt zum Bild.
Dich rührt die friſche Helle;
Das Rauſchen, heimlich kühl,
Das lockt dich zu der Welle,
Weils draußen leer und ſchwül.
Doch wolle nie dir halten
Der Bilder Wunderfeſt:
Tot wird ihr freies Walten,
Hältſt du es weltlich feſt.

Erhebung.

23 Schlag mit den flammgen Flügeln!
Wenn Blitz aus Blitz ſich reißt,
Steht wie in Roſſesbügeln
So ritterlich mein Geiſt.
Waldesrauſchen, Wetterblicken
Macht recht die Seele los;
Da grüßt ſie mit Entzücken,
Was wahrhaft ernſt und groß.
Es ſchiffen die Gedanken
Fern wie auf weitem Meer;
Wie auch die Wogen ſchwanken:
Die Segel ſchwellen mehr.
Herr Gott, es wacht dein Wille!
Ob Tag und Luft verwehn:
Mein Herz wird mir ſo ſtille
Und wird nicht untergehn.

Zorn.

24 Seh ich im verfallnen dunkeln
Haus die alten Waffen hangen,
Zornig aus dem Roſte funkeln,
Wenn der Morgen aufgegangen,
Und den letzten Klang verflogen,
Wo im wilden Zug der Wetter
Aufs gekreuzte Schwert gebogen,
Einſt gehauſt des Landes Retter;
Und ein neu Geſchlecht von Zwergen
Schwindelnd um die Felſen klettern,
Frech, wenns ſonnig auf den Bergen,
Feige krümmend ſich in Wettern,
Ihres Heilands Blut und Tränen
Spottend noch einmal verkaufen,
Ohne Klage, Wunſch und Sehnen
In der Zeiten Strom erſaufen;
Denk ich dann, wie du geſtanden
Treu, da niemand treu geblieben:
Möcht ich, über unſre Schande
Tiefentbrannt in zorngem Lieben,
Wurzeln in der Felſen Marke,
Und empor zu Himmels Lichten,
Stumm anſtrebend wie die ſtarke
Rieſentanne mich aufrichten.

Ahnung und Gegenwart.

Mann und Weib.

Glaube nur niemals den falſchen Verführern: daß 25
die Männer eurer Liebe nicht wert ſind! Die Schufte freilich nicht, die das ſagen; aber es gibt nichts Herrlicheres auf Erden als den Mann und nichts Schöneres als das Weib, das ihm treu ergeben bis zum Tode.

Der ewige Bund.

Laſſe die Gewöhnlichen ſich ewig ſuchen und 26
verfehlen; die Seltenen wirft ein magnetiſcher Zug einander an die männliche Bruſt, und der ewige Bund iſt ohne Wort geſchloſſen in des Eichenwaldes heiligen Schatten, wenn die Orgel des Weltbaues gewaltig dahinbrauſt.

Bekanntſchaften.

Wenn ich in einen abgeſchloſſenen Kreis von 27
fremden Menſchen hineintrete, ſo iſt es mir immer, als ſähe ich von einem Berge in ein unbekanntes, weites, nächtliches Land. Da gehen ſtille, breite Ströme, und tauſend verborgene Wunder liegen ſeltſam zerſtreut, und die fröhliche Seele dichtet bunte, lichte, glückliche Tage in die verworrene Dämmerung hinein. Ich habe oft gewünſcht, daß ich die meiſten Menſchen niemals zum zweitenmale wiederſehen und näher kennen lernen dürfte, oder daß ich immer aufgeſchrieben hätte, wie mir jeder zum erſtenmale vorkam. Denn wenn in jene ſchöne, ungewiſſe Nacht der erſten Bekanntſchaft nach und nach der Tag anfängt herüberzuſchielen und die nüchternen Hähne krähen, da ſchleicht ein wunderbarer Geiſt nach dem andern abſeits; was in der Nacht wie ein dunkler Rieſe daſtand, wird ein krummer Baum, das Tal, das ausſah wie eine umgeworfene, uralte römiſche Stadt, wird ein gemeines Ackerfeld, und das ganze Märchen nimmt ein ſchales Ende.

Leben und Dichter.

Das Leben mit ſeinen bunten Bildern ver- 28
hält ſich zum Dichter wie ein unüberſehbar weitläufiges Hieroglyphenbuch von einer unbekannten, lange untergegangenen Urſprache zum Leſer. Da ſitzen von Ewigkeit zu Ewigkeit die redlichſten, gutmütigſten Weltnarren: die Dichter, und leſen und leſen. Aber die alten, wunderbaren Worte der Zeichen ſind unbekannt, und der Wind weht die Blätter des großen Buches ſo ſchnell und verworren durcheinander, daß einem die Augen übergehen.

Schlechte und rechte Dichter.

Wo ſoll die rechte, ſchlichte Sitte, das treue 29
Tun, das ſchöne Lieben, die deutſche Ehre und alle die alte herrliche Schönheit ſich hinflüchten, wenn

es ihre angeborenen Ritter: die Dichter, nicht wahrhaft ehrlich, aufrichtig und ritterlich mit ihr meinen? Bis in den Tod verhaßt sind mir besonders jene ewigen Klagen, die mit weinerlichen Sonetten die alte, schöne Zeit zurückwinseln wollen und wie ein Strohfeuer weder die Schlechten verbrennen noch die Guten erleuchten und erwärmen. Denn wie wenigen möchte doch das Herz zerspringen, wenn alles so dumm geht; und habe ich nicht den Mut, besser zu sein als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen; denn keine Zeit ist durchaus schlecht. Die heiligen Märtyrer, wie sie, laut ihren Erlöser bekennend, mit aufgehobenen Armen in die Todesflammen sprangen — das sind des Dichters echte Brüder, und er soll ebenso fürstlich denken von sich; denn so wie sie den ewigen Geist Gottes auf Erden durch Taten ausdrückten, so soll er ihn aufrichtig in einer verwitterten, feindseligen Zeit durch rechte Worte und göttliche Erfindungen verkünden und verherrlichen. Die Menge, nur auf weltliche Dinge erpicht, zerstreut und träge, sitzt gebückt und blind draußen im warmen Sonnenscheine und langt rührend nach dem ewigen Lichte, das sie niemals erblickt. Der Dichter hat einsam die schönen Augen offen; mit Demut und Freudigkeit betrachtet er selber erstaunt Himmel und Erde, und das Herz geht ihm auf bei der überschwenglichen Aussicht, und so besingt er die Welt, die wie Memnons Bild voll stummer Bedeutung nur dann durch und durch erklingt, wenn sie die Aurora eines dichterischen Gemütes mit ihren verwandten Strahlen berührt.

Lebendige Poesie.

30 Alles ringsumher ist prosaisch und gemein oder groß und herrlich, wie wir es verdrossen und träge oder begeistert ergreifen. Die größte Sünde aber unserer jetzigen Poesie ist meines Wissens die gänzliche Abstraktion, das abgestandene Leben, die leere, willkürliche, sich selbst zerstörende Schwelgerei in Bildern. Die Poesie liegt vielmehr in einer fortwährend begeisterten Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge; sie liegt ebenso sehr in der Gesinnung als in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauchs groß werden. Wenn in einem sinnreichen, einfach strengen, männlichen Gemüte auf solche Weise die Poesie wahrhaft lebendig wird, dann verschwindet aller Zwiespalt: Moral, Schönheit, Tugend und Poesie, alles wird eins in den adligen Gedanken, in der göttlichen sinnigen Lust und Freude; und dann mag freilich das Gedicht erscheinen wie ein in der Erde wohlgegründeter, tüchtiger, schlanker, hoher Baum, wo grob und fein erquicklich durcheinander wächst und rauscht und sich rührt zu Gottes Lobe.

Freudigkeit an der Welt.

31 Wenn wir von einer inneren Freudigkeit erfüllt sind, welche wie die Morgensonne die Welt überscheint und alle Begebenheiten, Verhältnisse und Kreaturen zur eigentümlichen Bedeutung erhebt, so ist dieses freudige Licht vielmehr die wahre göttliche Gnade, in der allein alle Tugenden und großen Gedanken gedeihen, und die Welt ist wirklich so bedeutsam, jung und schön, wie sie unser Gemüt in sich selber anschaut. Der Mißmut aber, die träge Niedergeschlagenheit und alle diese Entzauberungen: das ist die wahre Einbildung, die wir durch Gebet und Mut zu überwinden trachten sollen; denn diese verdirbt die ursprüngliche Schönheit der Welt.

Rede der Natur.

Wie wahr ist es, daß jede Gegend schon von Natur 32
ihre eigentümliche Schönheit, ihre eigene Idee hat, die sich mit ihren Bächen, Bäumen und Bergen wie mit abgebrochenen Worten auszusprechen sucht. Wen diese einzelnen Laute rühren, der setzt mit wenigen Mitteln die ganze Rede zusammen. Und darin besteht doch eigentlich die ganze Kunst und Lust, daß wir uns mit dem Garten recht verstehen.

Ritterlich Leben.

Was mühen wir uns doch ab in unseren 33
besten Jahren, lernen, polieren und feilen, um uns zu rechten Leuten zu machen, als fürchteten oder schämten wir uns vor uns selbst und wollten uns daher hinter Geschicklichkeiten verbergen und zerstreuen, anstatt daß es darauf ankäme, sich innerlichst nur recht zusammenzunehmen zu hohen Entschließungen und einem tugendhaften Wandel. Denn wahrhaftig, ein ruhiges, tapferes, tüchtiges und ritterliches Leben ist jetzt jedem Manne wie damals vonnöten. Jedes Weltkind sollte wenigstens jeden Monat eine Nacht im Freien einsam durchwachen, um einmal seine eitlen Mühen und Künste abzustreifen und sich im Glauben zu stärken und zu erbauen.

Ruhige Seelen.

Wie glücklich ist eine beruhigte, stille Seele, 34
die imstande ist, so besonnen und gleichförmig nach allen Seiten hin zu wirken und zu schaffen, die, von keiner besonderen Leidenschaft mehr gestört, auf der schönen Erde wie in der Vorhalle des größeren Tempels wohnt!

Göttlicher Sinn.

Beschaue recht den Wunderbau der hundert- 35
jährigen Stämme da unten, die alten Felsenriesen und den ewigen Himmel darüber, wie da die Elemente, sonst wechselseitig vernichtende Feinde gegeneinander, selber ihre rauhen, verwitternden Riesennacken und angeborene Wildheit vor ihrem Herrn beugend, Freundschaft schließen und in weiser Ordnung und Frömmigkeit die Welt tragen und erhalten! Und so soll auch der Mensch die wilden Elemente, die in seiner eigenen dunklen Brust nach der alten Willkür lauern und an ihren Ketten reißen und beißen, mit göttlichem Sinne besprechen und zu einem schönen, lichten Leben die Ehre, Tugend und Gottseligkeit in Eintracht verbinden

und formieren. Denn es gibt etwas Feſteres und Größeres als den kleinen Menſchen in ſeinem Hochmute, das der Scharfſinn nicht begreift und die Begeiſterung nicht erfindet und macht.

Weſen der Religion.

36 In wem die Religion zum Leben gelangt, wer in allem Tun und Laſſen von der Gnade wahrhaft durchdrungen iſt, deſſen Seele mag ſich auch in Liedern ihrer Entzückung und des himmliſchen Glanzes erfreuen. Wer aber hochmütig und ſchlau dieſe Geheimniſſe und einfältigen Wahrheiten als beliebigen Dichtungsſtoff zu überſchauen glaubt, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verſtande oder der Poeſie allein, ſondern allen dreien: dem ganzen Menſchen angehört, bloß mit der Phantaſie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zuſammenrafft, der wird ebenſo gern an den griechiſchen Olymp glauben als an das Chriſtentum und eins mit dem andern verwechſeln und verſetzen, bis der ganze Himmel furchtbar öde und leer wird.

Deutſche Religion.

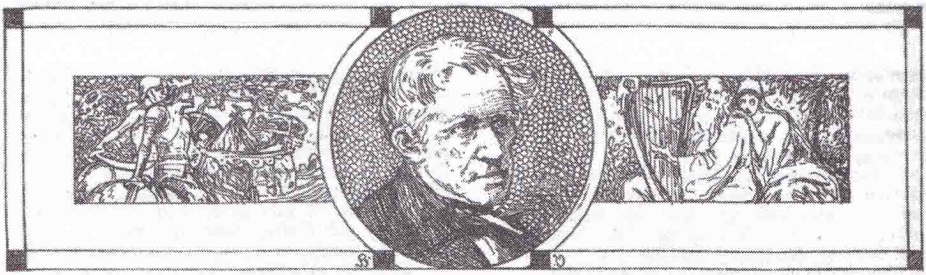
37 Dieſe allgemeine, natürliche, philoſophiſche Freiheit, der jede Welt gut genug iſt, um ſich in ihrem Hochmute frei zu fühlen, iſt mir ebenſo in der Seele zuwider als jene natürliche Religion, welcher alle Religionen einerlei ſind. Ich meine jene uralte, lebendige Freiheit, die uns in großen Wäldern wie mit wehmütigen Erinnerungen anweht oder bei alten Burgen ſich wie ein Geiſt auf die zerfallene Zinne ſtellt, der das Menſchenſchifflein unten wohl zufahren heißt, jene friſche, ewig junge Waldesbraut, nach welcher der Jäger frühmorgens aus den Dörfern und Städten hinauszieht und ſie mit ſeinem Horne lockt und ruft, jener reine, kühle Lebensatem, den die Gebirgsvölker auf ihren Alpen einſaugen, daß ſie nicht anders leben können, als wie es der Ehre geziemt.

Neudeutſche Religion.

38 Mir ſcheint in dieſem Elend keine andere Hilfe als die Religion. Denn wo iſt in dem Schwalle von Poeſie, Andacht, Deutſchheit, Tugend und Vaterländerei, die jetzt wie bei der babyloniſchen Sprachverwirrung ſchwankend hin und her ſummen, ein ſicherer Mittelpunkt, aus welchem alles dieſes zu einem klaren Verſtändnis, zu einem lebendigen Ganzen gelangen könnte? Wenn das Geſchlecht vorderhand einmal alle ſeine irdiſchen Sorgen, Mühen und fruchtloſen Verſuche, der Zeit wieder auf die Beine zu helfen, vergeſſen und wie ein Kleid abſtreifen und ſich dafür mit voller, ſiegreicher Gewalt zu Gott wenden wollte, wenn die Gemüter auf ſolche Weiſe von den göttlichen Wahrheiten der Religion lange vorbereitet, erweitert, gereinigt und wahrhaft durchdrungen würden, daß der Geiſt Gottes und das Große im öffentlichen Leben wieder Raum in ihnen gewänne, dann erſt wird es Zeit ſein, unmittelbar zu handeln und das alte Recht, die alte Freiheit, Ehre und Ruhm in das wiedereroberte Reich zurückzuführen.

Zu neuer Glorie.

Licht und Schatten ringen ungeſchieden in 39
wunderbaren Maſſen gewaltig miteinander; dunkle Wolken ziehen verhängnisſchwer dazwiſchen, ungewiß, ob ſie Tod oder Segen führen; die Welt liegt unten in weiter dumpfſtiller Erwartung. Kometen und wunderbare Himmelszeichen zeigen ſich wieder; Geſpenſter wandeln wieder durch unſere Nächte; fabelhafte Sirenen ſelber tauchen wie vor nahen Gewittern von neuem über den Meeresſpiegel und ſingen; alles weiſt wie mit blutigen Fingern warnend auf ein großes, unvermeidliches Unglück hin. Unſere Jugend erfreut kein ſorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unſere Väter; uns hat frühe der Ernſt des Lebens gefaßt. Im Kampfe ſind wir geboren, und im Kampfe werden wir überwunden oder triumphierend untergehen. Denn aus dem Zauberrauche unſerer Bildung wird ſich ein Kriegsgeſpenſt geſtalten, geharnſcht, mit bleichem Totengeſicht und blutigen Haaren; weſſen Auge in der Einſamkeit geübt, der ſieht ſchon jetzt in den wunderbaren Verſchlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und ſich leiſe formieren. Verloren iſt, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zu Luſt und fröhlichem Dichten, ſich ſo gern mit der Welt vertrüge, wird wie Prinz Hamlet zu ſich ſelber ſagen: „Weh, daß ich zur Welt, ſie einzurichten, kam!“ Denn aus ihren Fugen wird ſie noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwiſchen Altem und Neuem beginnen, die Leidenſchaften, die jetzt verkappt ſchleichen, werden die Larven wegwerfen und flammender Wahnſinn ſich mit Brandfackeln in die Verwirrung ſtürzen, als wäre die Hölle losgelaſſen, Recht und Unrecht, beide Parteien in blinder Wut einander verwechſeln. Wunder werden zuletzt geſchehen um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht. Die Donner rollen nur noch fernab an den Bergen; die weiße Taube kommt durch die blaue Luft geflogen, und die Erde hebt ſich verweint wie eine befreite Schöne in neuer Glorie empor.



Grillparzer.

Vater unſer.

Hör uns, Gott, wenn wir rufen!
Wir alle deine Kinder!
Eingehüllt im Mantel deiner Liebe,
Hingelagert zu den Füßen deiner Macht,
Angeſchmiegt an deine Vaterbruſt,
Wir alle deine Kinder:
Vater unſer!

Ob wir gleich Staub ſind und Spreu,
Geſtern geboren, morgen tot,
Ein Nichts im All, das nichts war, eh du riefſt;
Ob unſre Erde gleich, die groß uns dünkt,
Ein Sandkorn iſt im Unermeßlichen,
Das du hinwegbläſt, wenn dirs wohlgefällt,
Wie man den Staub vom Tiſche bläſt;
Und du der Mächtge biſt ob allen Mächtgen
Und über den Gewaltgen der Gewaltge,
Der Herr der Herrn, ſo hoch ob aller Höhe,
Daß der Gedanke ſelber, der dich ſucht,
Auf halbem Wege ſchwindelnd, rückwärts kehrt:
Doch ſiehſt du uns, doch hörſt du uns
Von deiner Allmacht hochgeſtelltem Thron,
Doch ſorgſt du, hilfſt du, Großer, Mächtger, Hoher,
Der du biſt im Himmel!

Wag ich es, dich auszuſprechen?
Bin ich es wert, dich zu nennen,
Das kleinſte von den Werken deiner Hand?
Hohes beuge ſich und Höchſtes;
Ehre ſei dir und nur dir allein,
Allgütiger, Allweiſer;
Offenkundger, Geheimnisvoller,
Uranfang ohn Ende,
Schöpfer, Beſchützer, Erhalter!
In ſtumme Ehrfurcht
Sinke hin der Erdkreis,
Geheiliget werde dein Name!

Wohl haſt du die Erde ſchön gemacht,
Und ich danke dir drum, mein Herr und Vater.
Blumen ſind da und Früchte, Quellen und Bäume,
Frühlingsluft und Sommerfreude, alles aufs beſte;
Auch gute Menſchen, die dir dienen und recht tun.
Aber ich kenne doch was Schönres, mein Herr und Vater,
Und, als hätt ichs geſehn einmal in frührer Zeit,
Schwebt es mir vor in meinen beſten Tagen;
Ein Land, wo dieſer Körper nichts begehrt,
Und wenn es nichts gewährt, auch nichts verſagt;
Wo der Gedanke Wille iſt
Und Wille iſt die Tat;
Die Tat im Wollen und im Denken ſchon;
Das Land, wo unſrer Sonne gleich das Recht,
Und wie der Mond die Pflicht den Tag und Nächten
Wo das Gefühl nicht blind [leuchtet;
Und der Verſtand nicht taub iſt allzumal:
Dort möcht ich ſein, mein Herr und Vater,
Bei dir, in deiner Nähe;
Und darum, Herr, o höre!
Zu uns komme dein Reich!

Ich bin kurzſichtig und ſchwach,
Kaum das Nächſte erreicht mein Blick;
Der Zukunft Ferne iſt mir verſchloſſen;
Was gut gemacht ſchien, zeigte ſich ſchädlich,
Und wo Gefahr ich ſah, erſchien mir Gutes.
Auch hab ich das Schlimme wohl gar gewollt,
Ja, das Schlimme gewollt, mein Herr und Vater!
Der mir der Nächſte war, ich hab ihn gekränkt;
Bekümmert hab ich, die mich liebten;
Den Zorn ließ ich walten ob meinem Tun;
Des Fremden Weh war nicht immer mein eignes.
Hab ich immer gelohnt dem, der Gutes mir tat?
Immer getan, was als Beſtes ſich zeigte?
Vater! Wohl gar das Schlimme hab ich getan,
Kurzſichtig, wie ich war und ſchwach;
Daher walte du ob mir und meinem Tun,

Führe mich, leite mich,
Und nicht der meine, Herr,
Dein Wille geſchehe!
Wenn wir all uns liebten hienieden,
Wie du uns liebſt, mein Herr und Vater,
Wenn der Menſch den Menſchen ſäh im Freunde
Und auch in ſeinem Feinde nur den Menſchen,
Dann wäre nicht dort oben bloß dein Reich,
Auch unter uns wär es, auch hier, hienieden,
Und der Liebe Machtgebot geſchäh
Wie im Himmel, alſo auch auf Erden!

Pflanzenwelt.

2 Das Höchſte iſt, das Höchſte bleibt
Ein einig ſichrer Geiſt,
Von außen nicht,
Von innen nicht,
Durch nichts beengt, was Störung ſpricht
Und Unterwerfung heißt.
Denn wie die Pflanze ſteht er da
Und ſaugt in ſich den Saft;
Treibt ihn empor
In Halm und Rohr
Und bringt als Blum und Frucht hervor
Die Sammlung ſeiner Kraft.
Die Eiche prangt ſo hoch und hehr
Und hebt in blaue Luft
Das edle Haupt,
Von Kraft umlaubt;
Fern ihr, daß ſie beſchämt ſich glaubt,
Weil dort der Roſe Duft.
Die Roſe, ſtrebend ſelber auch
Mit freudgem Sinn empor,
Im Feierkleid
Sieht ohne Neid
Den Schlehdorn ſie mit Frucht beſtreut
Und duftet nach wie vor.
Und keines will was anders ſein,
Als was es ward gemacht.
Drum ſind ſie froh
Und habens ſo
Und wiſſen gleich ihr Was und Wo,
Bei Dämmrung, Tag und Nacht.
Du aber, Wandrer, weißt es nicht,
Schweifſt dort und da des Wegs;
Willſt hart und weich,
Willſt gut und reich,
Willſt Frucht und Blume ſein zugleich.
Geh hin und überlegs!

An der Wiege eines Kindes.

3 Da liegt ſie eingehüllt,
Die hilfloſe Kleine!
Eine Blume an Schönheit
Und an Bewußtloſigkeit, daß ſie ſchön,
Ein leeres Blatt die Seele;
Die Sinne Griffel ohne Führer;
Der Verſtand ein Schreiber, tief im Schlaf.
Kein Geiſt rief noch: „Es werde Licht!“
Ueber der dunklen Urnacht;
Und Menſch- und Tierheit ſtreiten,
Wem ſie angehört.
Sie lächelt. Warum?
Sie weint. Weswegen?
O laßt ſie weinen, lächeln ohne Grund;
Gebt dieſe Kunſt ihr mit ins Leben!
Der beſte Grund zum Frohſinn iſt der Frohſinn,
Und mög auch künftig, wenn ſie weint,
Nie das Bewußtſein ſagen ihr: warum.
Wie rein die Stirn ſich hebt,
Die Wangen ſtrotzend leuchten,
Die Unterlippe, als zum Kuß geformt,
Ein Roſenblatt, ſich ſchwellend hebt,
Vom Oberlippchen zierlich überrandet,
Und Wang und Kinn mit ihren Grübchen
Zur ſtrengen Schönheit fügen ſüßen Reiz.
Du biſt ſchön, o Kleine,
Und wirſt es mehr noch ſein, wenn nicht mehr klein.
Sei mir gegrüßt, Geſegnete der Götter!
Denn, wahrlich, Schönheit iſt der Götter Segen,
So ausgeſchieden ſein vom Niedern und Gemeinen,
Am Fuß der Himmelsleiter hingeſtellt,
Die von der Erde aufſteigt zu den Göttern,
Und einen ewgen Mahner an der Seite,
Der leiſe ruft: Zerſtör mich nicht!
Das Schöne, es iſt gut, und ſchön das Gute!
Und ſo wirſt du auch gut ſein, gut wie ſchön,
Und klug wie beides und verſtändig.
Des Vaters Aug in deiner klaren Stirn,
Es wird von Recht einſt ſprechen wie in ſeiner;
Der Mutter Mund ob deinem weichen Kinn,
Es wird von Geiſt ertönen wie bei ihr,
Und feſter Sinn wird thronen in den Braunen.
Was lächelſt du? Als hätteſt du vernommen
Der allzu raſchen Lippe weihend Lob!
Ich ſage dir. Die Güte, die dich ſchmückt,
Sie wird dir einſt der Tränen mehr entpreſſen,
Als die Vergehung weinet und der Schmerz!
Und des Verſtandes Fackel wird dir leuchten
Da, wo du wünſchteſt, lieber blind zu ſein;
Und ſpotten werden dein die andern Blinden!
Doch immerhin: laß beide ſtrahlen,
Erwärmend und erleuchtend für und für!
Tu dir genug, ſo tuſt dus auch der Welt,
Und ſo geh ruhig deinen ſtillen Pfad!
Und wenn du einſt am Rande deiner Bahn,
Gebettet in der Schwachheit Schaukelwiege
Und eingewickelt in des Alters Binden,
Zum zweiten Mal ein Kind, ſtillatmend ruhſt:
So gebe gnädig dir ein gütger Gott,
Daß auch du lächeln könneſt, dann wie jetzt,
Dem Eintritt in ein noch verhülltes Leben!

Antwort.

„Ich will!“ iſt ein gewichtig Wort, 4
Spricht mit ſich ſelbſt der Mann;
Doch ſteht genüber er der Welt,
So gilt doch nur: „Ich kann!“

Die Ahnfrau. Lied der Sehnſucht.

Ich kanns nicht faſſen,
Mich ſelber nicht faſſen;
Alles zeigt mir und ſpricht mir nur ihn.
Den Wolken, den Winden
Möcht ichs verkünden,
Daß ſies verbreiten, ſo weit ſie nur ziehn.
Mir wirds zu enge
In dem Gedränge;
Fort auf den Söller, wie laſtet das Haus!
Dort von den Stufen
Will ich es rufen
In die ſchweigende Nacht hinaus.
Und naht der Treue,
Dem ich mich weihe,
Künd ich ihm jubelnd das frohe Geſchick;
An ſeinem Munde
Preiſ ich die Stunde,
Preiſ ich die Liebe, preiſ ich das Glück.

Kampflied des Mannes. 6

Ei, bei Gott, ich bin ein Mann!
Ich vermag, was einer kann.
Stellt den Teufel mir entgegen
Und zählt an der Pulſe Schlägen,
Ob die Furcht mein Herz bewegt!
Doch allein ſoll er mir kommen,
Grad, als grader Feind! Er werbe
Nicht in meiner Phantaſie,
Nicht in meinem heißen Hirn,
Nicht in meiner eignen Bruſt
Helfershelfer wider mich!
Komm er dann als mächtger Rieſe,
Stahl vom Haupte bis zum Fuß,
Mit der Finſternis Gewalt,
Von der Hölle Glut umſtrahlt:
Ich will lachen ſeinem Bliten
Und ihm kühn die Stirne bieten.
Oder komm als grimmer Leu:
Will ihm ſtehen ohne Scheu,
Auge ihm ins Auge tauchen,
Zähne gegen Zähne brauchen,
Gleich auf gleich! Allein, er übe
Nicht die feinſte Kunſt der Hölle,
Schlau und tückevoll, und ſtelle
Nicht mich ſelber gegen mich!

Liebesſchmetterlinge. 7

Ei, glauben, glauben!
Beſſer ſtünd es dem, zu ſchweigen,
Der nicht weiß, wie Liebe ſpricht.
Kann der Blick nicht überzeugen,
Ueberredt die Lippe nicht.
Sieh, man hat mir oft erzählet,
Daß es leichte Menſchen gebe,
Deren Liebe nicht bloß brennt,
Auch verbrennt und dann erliſcht,
Menſchen, die die Liebe lieben,
Aber nicht den Gegenſtand,
Schmetterlinge, bunte Gaukler,
Die die keuſche Roſe küſſen,
Aber nicht, weil ſie die Roſe,
Weil ſie eine Blume iſt.

Des Vaters Heiligkeit. 8

Was die Erde Schönes kennet,
Was ſie hold und lieblich nennet,
Was ſie hoch und heilig glaubt,
Reicht nicht an des Vaters Haupt.
Balſam ſtrömt von ſeinen Lippen,
Und auf wem ſein Segen ruht,
Der ſchifft durch des Lebens Klippen,
Lächelnd ob der Stürme Wut;
Doch wer in der Sinne Toben,
Gottesräuberiſch, verrucht,
Gegen ihn die Hand erhoben,
Iſt verworfen und verflucht.
Ja, ich hör mit blutgem Beben,
Wie der ewge Richter ſpricht:
„Allen Sündern wird vergeben,
Nur dem Vatermörder nicht!“

Sappho. Der Götter goldne Gaben. 9

Verachte nicht der Götter goldne Gaben,
Die ſie bei der Geburt dem Kinde, das
Zum Vollgenuß des Lebens ſie beſtimmt,
Auf Wang und Stirn, in Herz und Buſen gießen!
Gar ſichre Stützen ſinds, an die das Daſein
Die leichtzerrißnen Fäden knüpfen mag.
Des Leibes Schönheit iſt ein ſchönes Gut
Und Lebensluſt ein köſtlicher Gewinn;
Der kühne Mut, der Weltgebieter Stärke,
Entſchloſſenheit und Luſt an dem, was iſt,
Und Phantaſie, hold dienend, wie ſie ſoll:
Sie ſchmücken dieſes Lebens rauhe Pfade,
Und leben iſt ja doch des Lebens höchſtes Ziel!
Umſonſt nicht hat zum Schmuck der Muſen Chor
Den unfruchtbaren Lorbeer ſich erwählt:
Kalt, frucht- und duftlos drücket er das Haupt,
Dem er Erſatz verſprach für manches Opfer.
Gar ängſtlich ſteht ſichs auf der Menſchheit Höhn,
Und ewig iſt die arme Kunſt gezwungen,
Zu betteln von des Lebens Ueberfluß!
Laß uns denn trachten,
Uns beider Kränze um die Stirn zu flechten,
Das Leben aus der Künſte Taumelkelch,
Die Kunſt zu ſchlürfen aus der Hand des Lebens.

Der Ruhm. 10

Weh dem, den aus der Seinen ſtillem Kreiſe
Des Ruhms, der Ehrſucht eitler Schatten lockt!
Ein wildbewegtes Meer durchſchiffet er
Auf leichtgefügtem Kahn. Da grünt kein Baum,
Da ſproſſet keine Saat und keine Blume:
Ringsum die graue Unermeßlichkeit!
Von ferne nur ſieht er die heitre Küſte,
Und mit der Wogen Brandung dumpf vermengt,
Tönt ihm die Stimme ſeiner Lieben zu.

Beſinnt er endlich ſich und kehrt zurück
Und ſucht der Heimat leichtverlaßne Fluren,
Da iſt kein Lenz mehr, ach, und keine Blume,
Nur dürre Blätter rauſchen um ihn her!

Mannesart und Frauenliebe.

11 Nach Frauenglut mißt Männerliebe nicht,
Wer Liebe kennt und Leben, Mann und Frau.
Gar wechſelnd iſt des Mannes raſcher Sinn,
Dem Leben untertan, dem wechſelnden.
Frei tritt er in des Daſeins offne Bahn,
Vom Morgenrot der Hoffnung rings umfloſſen
Mit Mut und Stärke, wie mit Schild und Schwert,
Zum ruhmbekränzten Kampfe ausgerüſtet.
Zu eng dünkt ihm des Innern ſtille Welt,
Nach außen geht ſein raſtlos, wildes Streben;
Und findet er die Lieb, bückt er ſich wohl,
Das holde Blümchen von dem Grund zu leſen,
Beſieht es, freut ſich ſein und ſteckts dann kalt
Zu andern Siegeszeichen auf den Helm.
Er kennet nicht die ſtille, mächtge Glut,
Die Liebe weckt in eines Weibes Buſen;
Wie all ihr Sein, ihr Denken und Begehren
Um dieſen einzgen Punkt ſich einzig dreht;
Wie alle Wünſche, jungen Vögeln gleich,
Die angſtvoll ihrer Mutter Neſt umflattern,
Die Liebe, ihre Wiege und ihr Grab
Mit furchtſamer Beklemmung ſchüchtern hüten;
Das ganze Leben als ein Edelſtein
Am Halſe hängt der neugebornen Liebe!
Er liebt; allein in ſeinem weiten Buſen
Iſt noch für andres Raum als bloß für Liebe,
Und manches, was dem Weibe Frevel dünkt,
Erlaubt er ſich als Scherz und freie Luſt.
Ein Kuß, wo er ihm immer auch begegnet,
Stets glaubt er ſich berechtigt, ihn zu nehmen;
Wohl ſchlimm, daß es ſo iſt, doch iſt es ſo!

Nur eine Welt!

12 Wen Götter ſich zum Eigentum erleſen,
Geſelle ſich zu Erdenbürgern nicht;
Der Menſchen und der Ueberirdſchen Los,
Es miſcht ſich nimmer in demſelben Becher.
Von beiden Welten eine mußt du wählen:
Haſt du gewählt, dann iſt kein Rücktritt mehr.

Der Undank.

13 Der Mord iſt wohl ein gräßliches Verbrechen,
Und Raub und Trug, und wie ſie alle heißen,
Die Häupter jener giftgeſchwollnen Hyder,
Die, an des Abgrunds Flammenpfuhl erzeugt,
Mit ihrem Geifer dieſe Welt verpeſtet:
Wohl gräßlich, ſchändlich, giftige Verbrechen!
Doch kenn ich eins, vor deſſen dunklem Abſtich
Die andern alle lilienweiß erſcheinen,
Und Undank iſt ſein Nam! Er übt allein,
Was alle andern einzeln nur verüben,
Er lügt, er raubt, betrügt, ſchwört falſche Eide,
Verrät und tötet! — Undank! — Undank! — Undank!

Das goldene Vließ. **Neigung und Wollen.**

Es gibt ein Etwas in des Menſchen Weſen, 14
Das, unabhängig von des Eigners Willen,
Anzieht und abſtößt mit blinder Gewalt;
Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eiſen,
Geht ein Zug, ein geheimnisvoller Zug
Vom Menſchen zum Menſchen, von Bruſt zu Bruſt.
Da iſt nicht Reiz, nicht Anmut, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zaubriſchen Fäden:
Unſichtbar geht der Neigung Zauberbrücke —
So viel ſie betraten, hat keiner ſie geſehn!
Gefallen muß dir, was dir gefällt;
So weit iſts Zwang, rohe Naturkraft.
Doch ſtehts nicht bei dir, die Neigung zu rufen:
Der Neigung zu folgen ſteht bei dir,
Da beginnt des Wollens ſonniges Reich.

Des Unglücks Unglück.

Es iſt des Unglücks eigentlichſtes Unglück, 15
Daß ſelten drin der Menſch ſich rein bewahrt.
Hier gilts, zu lenken, dort, zu biegen, beugen,
Hier rückt das Recht ein Haar und dort ein Gran,
Und an dem Ziel der Bahn ſteht man ein andrer,
Als der man war, da man den Lauf begann;
Und dem Verluſt der Achtung dieſer Welt
Fehlt noch der einzge Troſt: die eigne Achtung.
Ich habe nichts getan, was ſchlimm an ſich,
Doch viel gewollt, gemöcht, gewünſcht, getrachtet;
Still zugeſehen, wie es andre taten;
Hier Uebles nicht gewollt, doch zugegriffen
Und nicht bedacht, daß Uebel ſich erzeuge.
Und jetzt ſteh ich, vom Unheilsmeer umbrandet,
Und kann nicht ſagen: Ich habs nicht getan!
O Jugend, warum währſt du ewig nicht?
Beglückend Wähnen, ſeliges Vergeſſen,
Der Augenblick des Strebens Wieg und Grab!
Wie pläſchert ich im Strom der Abenteuer,
Die Wogen teilend mit der ſtarken Bruſt:
Doch kommt das Mannesalter ernſt geſchritten,
Da flieht der Schein; die nackte Wirklichkeit
Schleicht ſtill heran und brütet über Sorgen.
Die Gegenwart iſt dann kein Fruchtbaum mehr,
In deſſen Schatten man genießend ruht:
Sie iſt ein unangreifbar Samenkorn,
Das man vergräbt, daß eine Zukunft ſproſſe.
Was wirſt du tun? Wo wirſt du ſein und wohnen?
Was wird aus dir? Und was aus Weib und Kind?
Das fällt uns an und quält uns ab und ab.

Des Meeres und der Liebe Wellen.

Sammlung und Streben.

Hero:

Du weißt, mein Ohm, wir ſind nicht immer Herr 16
Von Stimmungen, die kommen, wandeln, gehn,
Sich ſelbſt erzeugend und von nichts gefolgt.
Das Höchſte, Schönſte, wenn es nun erſcheint,
Indem es anders kommt, als wirs gedacht,
Erſchreckt beinah, wie alles Große ſchreckt.

16

Doch gönne mir nur eine Nacht der Ruh,
Des Sinnens, der Erholung, und, mein Ohm,
Du wirſt mich finden, die du ſonſt gekannt.
Der Ort iſt ſtill, die Lüfte atmen kaum;
Hier ebben leichter der Gedanken Wogen,
Der Störung Kreiſe fliehn dem Ufer zu,
Und Sammlung wird mir werden, glaube mir.

Prieſter:

Sammlung? Mein Kind, ſprach das der Zufall
Wie, oder fühlteſt du des Wortes Inhalt, [bloß?
Das du geſprochen, Wonne meinem Ohr?
Du haſt genannt den mächtgen Weltenhebel,
Der alles Große tauſendfach erhöht
Und ſelbſt das Kleine näher rückt den Sternen.
Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schaum, der Gottheit Spur und Walten,
Die Sammlung hats getan und hats erkannt,
Und die Zerſtreuung nur verkennts und ſpottet.
Sprichts ſo in dir? Dann, Kind, Glück auf!
Dann wirſt du wandeln hier, ein ſelig Weſen,
Des Staubes Wünſche weichen ſcheu zurück;
Und wie der Mann, der abends blickt gen Himmel,
Im Zwielicht noch, und nichts erſieht als Grau,
Farbloſes Grau, nicht Nacht und nicht erleuchtet,
Doch ſchauend unverwandt, blinkt dort ein Stern,
Und dort ein zweiter, dritter, hundert, tauſend,
Die Ahnung einer reichen, gotterhellten Nacht,
Ihm nieder in die feuchten, ſelgen Augen.
Geſtalten bilden ſich, und Nebel ſchwinden;
Der Hintergrund der Weſen tut ſich auf,
Und Götterſtimmen, halb aus eigner Bruſt
Und halb aus Höhn, die noch kein Blick ermaß —

Hero:

Du weißt, mein Ohm, nicht alſo kühnen Flugs
Erhebt ſich mir der Geiſt; ſo viel nicht hoffe!
Allein, was not, und was mir auferlegt,
Gedenk ich wohl zu tun, des ſei gewiß.

Prieſter:

Wohlan, auch das. Iſts gleich nicht gut und recht,
Beim Anfang einer Bahn das Ziel ſo nah,
So ärmlich nahe ſich das Ziel zu ſetzen;
Doch ſeis für jetzt. Nur noch dies eine merk:
Bei allem, was dir bringt die Flucht der Tage —
Den erſten Anlaß meid! Wer tatenkräftig
Ins rege Leben ſtürzt, wo Menſch den Menſchen drängt,
Er mag Gefahr mit blankem Schwerte ſuchen:
Je härtrer Kampf, ſo rühmlicher der Sieg;
Doch weſſen Streben auf das Innre führt,
Wo Ganzheit nur des Wirkens Fülle fördert,
Der halte fern vom Streite ſeinen Sinn;
Denn ohne Wunde kehrt man nicht zurück,
Die noch als Narbe mahnt in trüben Tagen.
Der Strom, der Schiffe trägt und Wieſen wäſſert,
Er mag durch Felſen ſich und Klippen drängen,
Vermiſchen ſich mit ſeiner Ufer Grund:
Er fördert, nützt, ob klar, ob trüb verbreitet;
Allein der Quell, der Mond und Sterne ſpiegelt,
Zu dem der Pilger naht mit durſtgem Mund,
Die Prieſterin, zu ſprengen am Altar:
Der wahre rein die ewig lautern Wellen,
Und nur bewegt, iſt ihm auch ſchon getrübt.

Hiſtoriſche und politiſche Studien.

Von der Zenſur.

Die Zenſur ſoll nur das Wahre (in Künſten 17
das Schöne, was nach den verſchiedenen Geſichtspunkten eins und dasſelbe iſt) zulaſſen, das Falſche und Schlechte aber verbieten. Nun frage ich: gibt es nicht ganze Länder, hat es nicht ganze Jahrhunderte gegeben, wo nicht ein Menſch lebte, der das Wahre und das Schöne in allen ſeinen Formen unter allen Umſtänden zu erkennen fähig geweſen wäre? Ja, hat, ſolang das ganze Menſchengeſchlecht beſteht, nur ein Mann gelebt, der dieſe Unterſcheidungsgabe ſich in allen Fällen hätte zutrauen können? Oder auch nur annähernd? Glaubt ihr, die ausgezeichneten Männer, die man noch allenfalls als Surrogat ſolcher Schiedleute zugeben könnte, würden, ſtatt ſelbſt das Wahre zu ſuchen und das Schöne darzuſtellen, ſich der geiſttötenden Mühe unterziehen, die endloſen Akten des wunderlichen Prozeſſes zu durchleſen, deſſen Ergebnis die Bildung, die Wahrheit iſt, um bei jedem prägnanten Falle zu ſagen: mir ſcheint das ſo, mir ſcheint das anders; abzuurteilen aber fühle ich mich nicht berufen! Und wenn dieſe ſich zurückgezogen haben, was bleibt euch übrig, als zu Mietlingen und Lohnknechten zu greifen, die wahr nennen, was bisher für wahr gegolten hat, und falſch, was ſie nicht verſtehen! Und dieſen nun vertraut ihr die köſtlichſten Güter der Menſchheit an, das Wahre, das Gute, das Schöne?

Es kann keine Zenſur geben, weil es keine Zenſoren gibt.

Studien zur Philoſophie und Religion.

Unſterblichkeit der Seele.

Wenn der Menſch unſterblich iſt, ſo iſt es auch 18
das Tier. Wenn die Materie ſich erinnern kann, ſo kann ſie auch denken.

Mir iſt oft, wenn ich etwas ſehe, was ich ſonſt beſtimmt nie geſehen, als ob ich es vor äußerſt langer Zeit ſchon einmal geſehen hätte; ſo auch, wenn ich etwas noch nie Getanes tue, durchfährt mich eine dunkle Ahnung, als ſei es nicht das erſte Mal. Aehnliche Gefühle, die wohl aus der Erinnerung an Aehnliches entſpringen, mögen auf die Ideen der Seelenwanderung geführt haben.

Der Gott der Deutſchen.

Der Grundfehler des deutſchen Denkens und 19
Strebens liegt in einer ſchwachen Perſönlichkeit, zufolgedeſſen das Wirkliche, das Beſtehende nur einen geringen Eindruck auf ihn macht. Dieſe Eigenſchaft äußert ſich in verſchiedenen Perioden auf eine ganz

entgegengeſetzte Weiſe. Einmal läßt ſie ihn, wenn nicht ein gewaltiger Anſtoß dazu kommt, jahrhunderte lang in dumpfem Hinbrüten fortvegetieren; iſt der Anſtoß aber einmal gegeben, ſo wirkt er beinahe mechaniſch fort, unaufgehalten, endlos, wie die Wurfkraft ohne Reibung tun würde, weil er in nichts einen Widerſtand findet. Wie Scheidewaſſer greift der deutſche Geiſt alles an: Gott, Willensfreiheit, Moral, Materie. Er bleibt bei keinem letzten ſtehen, weil nichts einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn macht, daß es eine Ueberzeugung für ihn in ſich ſelbſt führte. So iſt die deutſche Philoſophie weſentlich atheiſtiſch, und wenn in neuerer Zeit viel von Gott die Rede iſt, ſo iſt das nur eine willkürlich geſetzte Gedankenbarriere, um nicht ganz in die bodenloſe Kluft hineinzufallen, die dahinter unausweichlich gähnt. Sie nehmen einen Gott an, ſtatt von ihm überzeugt zu ſein; er hat keine Wirklichkeit für ſie; ſie achten ihn als ihr Werk, nicht ſich als ſeines.

Der Weg des Chriſtentums.

20 Man hat die chriſtliche Religion ſo oft als die Haupturſache der neueren Bildung, als ihre letzte und weſentliche Bedingung bezeichnet. Sie iſt es auch, aber nur negativ. Die chriſtliche Religion hindert nämlich keine Art der Bildung, und das zwar darum, weil ſie außer dem vortrefflichen Satze: „Liebe Gott über alles und den Nächſten wie dich ſelbſt," durchaus nichts Feſtes in ihren Anordnungen hat. Sie bereitet daher allerdings durch ihren Charakter einer allgemeinen Humanität der Bildung den Weg; dann aber geht ſie ihr nach, ſtatt ihr vorzugehen, und wird ſelbſt gebildet, ſtatt andere zu bilden. Daher war das Chriſtentum in ſeinen Anfängen quietiſtiſch und ſeparatiſtiſch, ſpäter ſektiereriſch, im Mittelalter roh und abgöttiſch, dann grauſam und fanatiſch, und erſt in der neueſten Zeit hat es mit der Bildung Frieden geſchloſſen, aber ſehr auf eigene Koſten.

Aphorismen.

Fortſchritt der Menſchheit.

21 Wie groß ſind die Fortſchritte der Menſchheit, wenn wir auf den Punkt ſehen, von dem ſie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo ſie hin will.

Verbindlichkeiten.

22 Jemandem große Verbindlichkeiten ſchuldig ſein, hat nichts Unangenehmes; denn die Dankbarkeit iſt eine ſüße Pflicht. Nur kleine Verpflichtungen ſind quälend.

Gerechtigkeit.

Von allen Tugenden die ſchwerſte und ſeltenſte 23
iſt die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmütige gegen einen Gerechten.

Untreue des Mannes und des Weibes.

Der Mann tut durch Untreue ſeiner Frau ein 24
Unrecht, die Frau, indem ſie untreu iſt, dem Manne einen Schimpf. Die Frau eines untreuen Mannes bedauert man; über den Mann einer untreuen Frau ſpottet man. Schon hierin liegt genug von dem Unterſchiede, der zwiſchen beiden Geſchlechtern in Bezug auf den Grad der Beleidigung obwaltet, die ſie ſich durch Untreue zufügen.

Stillſchweigender Vorwurf.

Worte verzeiht man allenfalls; Vorwürfe werden 25
rückgegeben, widerlegt, beſchwichtigt. Aber der ſtillſchweigende Vorwurf, der aus dem Weſen eines Menſchen hervorgeht, der erbittert die Schurken, und da iſt keine Verzeihung.

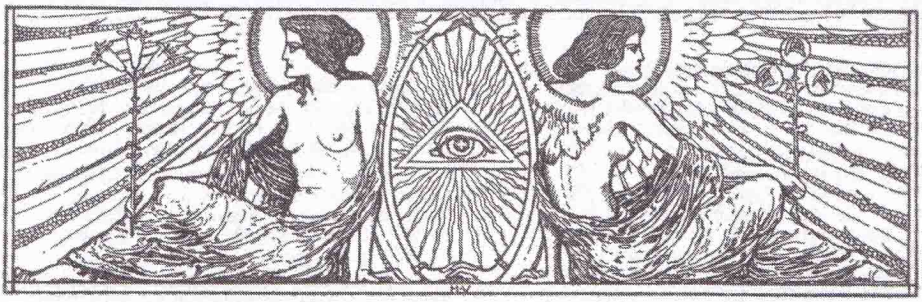
Denen das Weſen, wie du biſt,
Im ſtillen ein ewiger Vorwurf iſt.

Begeiſterung und Kälte.

In einem kalten Zeitalter zu leben, iſt kein 26
Unglück. Denn, indem man ſich der Kälte entgegenſtellt, ergreift man notwendig das Entgegengeſetzte: die Begeiſterung. Begeiſterung aber iſt die Mutter alles Großen. Unheilbringend iſt aber eine falſchbegeiſterte Zeit; denn um ſich nicht mit fortreißen zu laſſen, wird man auf die Kälte hingewieſen; Kälte jedoch ſichtet und ſcheidet, bringt aber nichts hervor.

Unterſeeiſches Land.

Alle dieſe Inſeln im weiten Meere, wie klein 27
ihre Oberfläche und wie unermeßlich ihre Feſten vom Spiegel des Waſſers an bis zum Grunde des Meeres! In wie unermeßlichen Flächen und Krümmen, in wie mannigfaltigen Formationen mögen ſie ſich hinziehen unter dem Meere, ungeheure Länder und Regionen! Der Menſch nennt aber nur das Land, was für ihn ſichtbar und bewohnbar über der Oberfläche ſich zeigt. Wir kommen dieſe Gipfelländer über dem Meere wie die Zeit vor, gegenüber der verhüllten, unermeßlichen Ewigkeit. Wenn man ſo viel Waſſer auf der Karte ſieht, ſo drängt ſich einem das Bild auf, das Land ſei im Waſſer; und im Grunde iſt doch alles Land, nur daß das Waſſer die niedrigen Stellen bedeckt. O ihr armen Länder in der Tiefe der Waſſer: Gott gebe, daß ihr auch einmal die freudige Sonne erblickt; o ihr Menſchen, vom Unglück überflutet: Gott ſchenke euch einen freudigen Tag!



Hebbel.

Eine Pflicht.

1 Schönheit, wo ich dich erblicke,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich selbſt erquicke,
So erfüll ich eine Pflicht.

Haſt du je dich ſelbſt genoſſen,
Wenn man dich nicht erſt genießt?
Bleibſt du nicht in dich verſchloſſen,
Wenn man ſich vor dir verſchließt?

Ja, durchſchauert es nicht leiſe
Auch die lieblichſte Geſtalt,
Wenn in einem blöden Kreiſe
Ihr verſagt die Allgewalt?

Aber wenn ſie, Luſt erweckend,
Dieſer Luſt ſich ſelbſt erfreut,
Und, des Zaubers Macht entdeckend,
Den ſie übt, ihn ſtill erneut:

Hebt ſich da ihr Blick nicht freier,
Weil er fremdes Feuer trinkt?
Fällt die Angſt nicht wie ein Schleier,
Erſt bemerkt, indem er ſinkt?

Drum ein ungetrübter Spiegel,
Schönheit, werd ich ſtets dir ſein:
Der Vollendung Sternenſiegel
Kommt dir durch dein Bild allein! * 1.

Höchſtes Gebot.

2 Hab Achtung vor dem Menſchenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchſten ſchwillt!

Hab Achtung vor dem Menſchenbild,
Und denke, daß, wie tief er ſtecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab Achtung vor dem Menſchenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht die, ein Sehnen ſtillt!

Scheidelied.

Das iſt ein eitles Wähnen! 3
Sei nicht ſo feig, mein Herz!
Gib redlich Tränen um Tränen;
Nimm tapfer Schmerz um Schmerz!

Ich will dich weinen ſehen
Zum erſten und letzten Mal!
Will ſelbſt nicht widerſtehen:
Da löſcht ſich Qual in Qual!

In dieſem bittern Leiden
Hab ich nur darum Mut,
Nur darum Kraft zum Scheiden,
Weil es ſo weh uns tut.

Glück.

Wie man das Heilige berührt — 4
Man will ihm ſelbſt nicht geben,
Es iſt genug, daß man es ſpürt —
So küßt ich ſie mit Beben,
Und tat der Mund
Nicht alles kund,
So brachte ſies zu Ende
In frommem Sinn
Zum Vollgewinn
Durch einen Druck der Hände!

Virgo et Mater.

Der Jungfrau Bild: 5
Im Arm das Kind,
Blickt ſanft und mild
Durch Nacht und Wind.

Ein armes Mägdlein kniet davor,
Sie ſchaut nur dann und wann empor;
Doch wenn das Lämpchen Funken ſprüht,
So ſieht man, wie ſie glüht.

Die Lampe geht
Auf einmal aus!
Ihr Atem ſteht,
Sie ſchwankt nach Haus.
Die Jungfrau kann ihr nicht verzeihn;
Die Mutter wird ſie benedeihn,
Stellt ſie der Heilgen übers Jahr
Mit ihrem Kind ſich dar.

Sie fühlts und ſpricht:
„Du reine Magd,
Dir gleich ich nicht!
Doch unverzagt:
Dir, Mutter, die der Sohn erkannt,
Die unterm Kreuz noch bei ihm ſtand,
Dir will ich gleichen für und für,
Und dann vergibſt du mir!“ * 12.

Das Heiligſte.

6 Wenn zwei ſich ineinander ſtill verſenken,
Nicht durch ein ſchnödes Feuer aufgewiegelt,
Nein, keuſch in Liebe, die die Unſchuld ſpiegelt,
Und ſchamhaft zitternd, während ſie ſich tränken:

Dann müſſen beide Welten ſich verſchränken,
Dann wird die Tiefe der Natur entriegelt,
Und aus dem Schöpfungsborn, im Ich entſiegelt,
Springt eine Welle, die die Sterne lenken.

Was in dem Geiſt des Mannes, ungeſtaltet,
Und in der Bruſt des Weibes, kaum empfunden,
Als Schönſtes dämmerte, das muß ſich miſchen!

Gott aber tut, die eben ſich entfaltet,
Die lichten Bilder ſeiner jüngſten Stunden
Hinzu, die unverkörperten und friſchen. * 8.

In das Album meiner Frau.

7 In deiner Seele unbeflecktem Adel,
In ihrer Unſchuld wurzeln deine Schwächen,
Und was die meiſten vor gemeinem Tadel
Bewahrt, das iſt ihr innerſtes Gebrechen.

Es könnte einer dir das Leben rauben,
Und wäre dir ſchon halb dein Blut entquollen,
So würdeſt du ihm noch im Sterben glauben,
Er hätt dir bloß die Ader öffnen wollen.

Will die Natur die Schönheit rein entfalten,
So darf ſie nichts von ihrem Feind ihr ſagen;
Sie kann nur dann das Herrlichſte geſtalten,
Doch muß ſie ſeinen Untergang auch wagen.

Oft wünſch ich dir zu deinem vollen Frieden,
Du möchteſt in der Bruſt des Feindes leſen;
Doch weiß ich wohl, es wird dir nicht beſchieden;
Denn dieſer Mangel trägt dein ganzes Weſen! * 2.

Mann und Weib.

Dem Weibe iſt ein ſchönes Los beſchieden; 8
Was ſie auch hat, ſie hat es ganz und immer;
Sie freut ſich an des fernſten Sternes Schimmer;
Allein ſie ſchließt ſich ab in klarem Frieden.

Der Mann wird nie ſo ſehr vom Glück gemieden,
Als er es meidet; denn er faßt es nimmer;
Gleichgültig, wird es beſſer, wird es ſchlimmer;
Er hört nicht auf, das Daſein umzuſchmieden.

Ihr iſt es wie ein zugeworfner Faden;
Sie hält ſich dran und ſchaudert vor den Wogen,
Die unten dräun und trinkt des Himmels Lüfte.

Er widerſteht nicht, ſich im Meer zu baden,
Und forſcht, vom hellen Leben abgezogen,
Ob Gott ſich nicht verbirgt im Schoß der Grüfte.
* 6.

Auf ein ſchlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir ſtehe, 9
Wenn ich im Traum dich lächeln ſehe,
Wenn du erglühſt ſo wunderbar,
Da ahne ich mit ſüßem Grauen:
Dürft ich in deine Träume ſchauen,
So wär mir alles, alles klar!

Dir iſt die Erde noch verſchloſſen;
Du haſt noch keine Luſt genoſſen;
Noch iſt kein Glück, was du empfingſt;
Wie könnteſt du ſo ſüß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kameſt, dich ergingſt? * 4.

Wiegenlied.

Schlaf, mein Knäblein, ſchlaf! 10
Wie du ſchläfſt, ſo biſt du brav.
Mutter will für all die Mühe,
Die du ihr ſo ſpät als frühe
Machſt — du lachſt nun oder ſchmollſt —
Nichts, als daß du ſchlafen ſollſt.
Schlaf, mein Knäblein, ſchlaf!
Wie du ſchläfſt, ſo biſt du brav.
Draußen rot im Mittagsſcheine
Glüht der ſchönſten Kirſchen eine;
Wenn du aufwachſt, gehen wir,
Und mein Finger pflückt ſie dir.
Schlaf, mein Knäblein, ſchlaf!
Wie du ſchläfſt, ſo biſt du brav.
Immer ſüßer kocht die Sonne
Deine Kirſche, dir zur Wonne;
Schlaf denn, Knäblein, leicht bedeckt,
Bis der Durſt nach ihr dich weckt!
Schlaf, mein Knäblein, ſchlaf!
Wie du ſchläfſt, ſo biſt du brav. * 19.

Abendgefühl.

Friedlich bekämpfen 11
Nacht ſich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
Wie das zu löſen vermag!

Der mich bedrückte,
Schläfft du ſchon, Schmerz?
Was mich beglückte,
Sage, was wars doch, mein Herz?

Freude wie Kummer,
Fühl ich, zerrann;
Aber den Schlummer
Führten ſie leiſe heran.

Und im Entſchweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz wie ein Schlummerlied vor.

Nachtlied.

12 Quellende, ſchwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
Sage, was iſt da erwacht?

Herz in der Bruſt wird beengt;
Steigendes, neigendes Leben,
Rieſenhaft fühle ichs weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahſt du dich leis
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehſt du den ſchützenden Kreis.

Die Weihe der Nacht.

13 Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen ſchwer,
Säuſelt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreiſe
Auf ins Weiſſte ſtrebte:
Sanft und leiſe
Sank es in ſich ſelbſt zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Friſche regen;
Und aus ſeinen Finſterniſſen
Tritt der Herr, ſo weit er kann,
Und die Fäden, die zerriſſen,
Knüpft er alle wieder an. * 16.

Gebet.

14 Die du über die Sterne weg
Mit der geleerten Schale
Aufſchwebſt, um ſie am ewgen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal ſchwenke ſie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmliſche Seele,
Die hier unten in Schmerz erſtarrt,
Wieder in Wonne zu löſen.
Ach, ſie weint dir ſüßeren Dank
Als die anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht:
Laß ihn fallen, den Tropfen! * 15.

Ueberwindung.

Unergründlicher Schmerz! 15
Knirſcht ich in vorigen Stunden:
Jetzt mit noch blutenden Wunden
Segnet und preiſt dich mein Herz.

Alles Leben iſt Raub;
Funken, die Sonnen entſtammen,
Lodern, das All zu durchflammen —
Da verſchluckt ſie der Staub.

Nun ein heiliger Krieg!
Höchſte und tiefſte Gewalten
Drängen in allen Geſtalten!
Trotze, ſo bleibt dir der Sieg.

Taſt du in Qual und in Angſt
Erſt genug für dein Leben,
Werden ſie ſelbſt dich erheben,
Wie du es hoffſt und verlangſt.

Greife ins All nun hinein!
Wie du gekämpft und geduldet,
Sind dir die Götter verſchuldet:
Nimm dir, denn alles iſt dein!

Nun verſagen ſie nichts
Als den letzten der Sterne,
Der dich in dämmernder Ferne
Knüpft an den Urquell des Lichts.

Ihm entlocke den Blitz,
Der dich, dein Irdſches verzehrend
Und dich mit Feuer verklärend,
Löſt für den ewigen Sitz! * 21.

An den Tod.

Halb aus dem Schlummer erwacht, 16
Den ich traumlos getrunken,
Ach, wie war ich verſunken
In die unendliche Nacht!

Tiefes Verdämmern des Seins,
Denkend nichts noch empfindend!
Nichtig mir ſelber entſchwindend,
Schatte mit Schatten zu eins!

Da beſchlichs mich ſo bang,
Ob auch, den Bruder verdrängend,
Geiſt mir und Sinne verengend,
Liſtig der Tod mich umſchlang.

Schaudernd dacht ichs und fuhr
Auf und ſchloß mich ans Leben,
Drängte in glühndem Erheben
Kühn mich an Gott und Natur.

Siehe, da hab ich gelebt:
Was ſonſt, zu Tropfen zerfloſſen,
Langſam und karg ſich ergoſſen,
Hat mich auf einmal durchbebt.

Oft noch berühre du mich,
Tod, wenn ich in mir zerrinne,
Bis ich mich wieder gewinne
Durch den Gedanken an dich!

Memento vivere!

17 Ich ritt einmal im Dunkeln
Spät durch ein enges Tal;
Die Nacht war ſtill und traurig,
Ich ſtill und traurig zumal.

Ich dachte der wenigen Freunde,
Die ich auf Erden fand;
Ich dachte derer vor allen,
Die ſchon bedeckt der Sand.

Da ſcholls wie Geiſterſtimme
Vom düſtern Berg herab:
„Menſch, freu dich heut des Lebens;
Denn morgen gehts ins Grab!“

War es ein Hirtenknabe,
Der jene Worte ſang —
Ich weiß es nicht: ſie gingen
Mir durch die Seele bang.

Einſt hatt ich ſie vernommen
Aus eines Bruders Mund,
Da trank er meine Geſundheit;
Jetzt lag er im kühlen Grund. * 14.

Geneſungsgefühl.

18 Ich habe mit dem Tod gerungen;
Er griff nach mir mit eiſger Hand;
Er hat mich dennoch nicht bezwungen:
Ich hielt ihm feſten Mutes ſtand;
Ich ſprach: „Ich kann und will nicht glauben,
Daß Gott mein Leben fordern läßt;
Du willſt mirs eigenmächtig rauben,
Und darum halt ichs männlich feſt.“

Doch nun, da alle Kräfte quellen,
Nun, da in reger Werdeluſt
Die Lebenskeime wieder ſchwellen,
Als würd es Lenz in meiner Bruſt,
Nun, da mir Gott vergönnt, aufs neue
Ein Kind zu ſein, in mich verſenkt,
Das, wie voreinſt der Mutter Treue,
Jetzt Erd und Himmel freundlich tränkt:

Nun fordert mich dies ohnegleiche,
Dies heilge Leben ſelbſt heraus,
Daß ichs dem Tode überreiche
Wie einen friſchen Blütenſtrauß,
Damit er ihn mit leiſem Grüßen,
So duftig und ſo tauig blank,
Still lege zu des Ewgen Füßen
Als meiner Seele reinen Dank. * 20.

Welt und Ich.

Im großen ungeheuren Ozeane 19
Willſt du, der Tropfe, dich in dich verſchließen?
So wirſt du nie zur Perl zuſammenſchießen,
Wie dich auch Fluten ſchütteln und Orkane!

Nein, öffne deine innerſten Organe
Und miſche dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüberfließen:
Dann dienſt du dir und dienſt dem höchſten Plane.

Und fürchte nicht, ſo in die Welt verſunken,
Dich ſelbſt und dein Ur-Eignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erſt wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirſt du die Kraft im tiefſten Innern ſpüren,
Die jedem Sturm zu ſtehn vermag im Tanze! * 18.

Gott über der Welt.

Ich wandle durch den langen bunten Reigen 20
Von Welten, der die Schweſter mir verhüllt,
Und doch zugleich in demutvollem Neigen
Von ihrer treuen Liebe überquillt.

Ich ſchaue gern hinein in jene Sonnen;
Sie ſind mir wie ein Flammenblick von ihr,
Den einſt, als wär ſie ſelbſt darin zerronnen,
Ihr Auge kühn hinüberwarf zu mir.

Ich ſchaue gern hinein in dieſe Erden;
In ihnen ſprudelt mir ihr eignes Blut,
Das, mag es auch zu Baum und Blume werden,
Doch mir nur ſchäumt in jugendlicher Glut.

Ich ſchaue gern den Wirbeltanz der Weſen,
Von dem ich längſt in ihrer tiefſten Bruſt
Den Riß geſehen und den Plan geleſen,
Eh ſie ihn ſchuf in träumeriſcher Luſt.

Was einſt ihr Mund begeiſtert ausgeſprochen
Als kreiſenden Gedanken und Gefühl,
Iſt voll aus ihrem Ich hervorgebrochen
In aller Formen ſchwindelndem Gewühl.

Und wo ein Funke glüht von ihrem Leben,
Glüht auch die Liebe, die ſie zu mir trägt;
Doch fühl ich, daß ſie jetzt mir nur mit Beben,
Nicht trunken mehr wie einſt entgegenſchlägt.

Die Weſen können nur für mich entbrennen
Und ahnen bang und ſchauernd meine Kraft;
Die Schweſter konnte jauchzend mich erkennen
Und hielt mich wie ich ſie in ſüßer Haft.

Jetzt träumt ſie tief und würde ewig träumen;
Doch bald vernimmt ſie ſchlummernd meinen Ruf;
Dann wacht ſie auf und zieht aus allen Räumen
Im erſten Atmen ein, was ſie erſchuf. * 9.

Der Menſch.

Und wär es denn, und wär ich nicht 21
Ein neues ſchönres Leben,
Das ſchüchtern aus der Knoſpe bricht
Und mit geheimem Beben

Sich in die dunkle Kette ſchlingt,
Die, ſtets hinaufgewendet,
Durch Millionen Geiſter dringt
Und als ein Gott ſich endet;

Und wäre ich der dunklen Kraft,
Die aus demſelben Kerne
Die Blume und den Baum erſchafft,
Den Himmel und die Sterne,
In ihrer höchſten Schöpferglut
Als Meiſterſtück entſprungen,
Von jedes Lebens reinſter Flut
Aufs innigſte durchdrungen;

Wär, was mir Lipp und Wange malt,
Zugleich der Roſen Wonne,
Und, was mir aus dem Auge ſtrahlt,
Vom Flammenquell der Sonne,
Und triebe, was mir ab und auf
Die Bruſt durchhüpft als Seele,
Zugleich das Roß zum ſtolzen Lauf,
Zum Liede Philomele:

Das wäre ſchön, das wollte ich
Mit keinem Laut beklagen.
Natur, als Schweſter dürft ich dich
Alsdann im Herzen tragen;
Ich würde, Schweſter, mich durch dich
Und dich durch mich verſtehen;
In dir, Geliebte, würde ich
Mein ſtummes Abbild ſehen.

Da wär mir jeder Weſt ein Gruß,
Womit mich du beglückteſt,
Und jeder kühle Trunk ein Kuß,
Womit mich du entzückteſt,
Und Luft und Duft ein ſüßer Hauch
Aus deinem Schweſtermunde,
Und jeder blütenvolle Strauch
Von deiner Huld ein Kunde.

Da wüßte ich, warum ich bleich
Mich mit der Blume neige
Und mit dem Adler doch zugleich
Hinauf zum Himmel ſteige:
Ich wäre ja als wie ihr Herz
In die Natur verwoben —
Dies wird gebeugt von jedem Schmerz,
Von jeder Luſt gehoben.

Und kehrte ich ermüdet nun
Zurück ins Grenzenloſe,
Da dürft ich ſanft und ſelig ruhn
In meiner Schweſter Schoße:
Als kühle Erde würde ſie
Mich freundlich überdecken
Und dann in zarter Sympathie
Als Sonne mich erwecken. * 10.

Das Sein.

22 Geheimnis, wunderbar wie keins,
Des In- und Durcheinanderſeins
In dem unendlichſten Gewühl
Durch Sinn, Gedanken und Gefühl.

Der ewge Strom fließt ab und zu;
Wo fang ich an? Wo endeſt du?
Du ſprichſt ein volles, tiefes Wort;
Das wirkt in meiner Seele fort:
So webſt du dich in mich hinein;
Denn, was es ſchafft, iſt dein wie mein.
Und was der Mund nicht ſagen kann,
Sieht eines doch dem andern an.
Alsbald erwacht Verſchlingungstrieb,
Und eines hat das andre lieb.
Der fernen Sonne ewge Glut
Durchdringt belebend mir das Blut;
Was in dem Schoß der Erde gor,
Rankt ſich als Wein zu mir empor,
Und was nicht in die Sinne fällt,
Hält ahnungsvoll das Herz geſchwellt,
So daß ſelbſt Gott mich nur erdrückt,
Damit er mich mir ſelbſt entrückt.
So brauſt in wohl gemeßnem Takt
Dahin des Lebens Katarakt,
Daß jeder Tropfe, der entſpringt,
Nach Maß jedwedes Sein durchdringt,
Daß alle Form nur Grenzen ſteckt,
Damit ſie Eigenſtes erweckt,
Und daß das ungeheure All
Sich umwälzt in dem kleinſten Ball. * 11.

Erleuchtung.

In unermeßlich tiefen Stunden 23
Haſt du in ahnungsvollem Schmerz
Den Geiſt des Weltalls nie empfunden,
Der niederflammte in dein Herz?

Jedwedes Daſein zu ergänzen
Durch ein Gefühl, das ihn umfaßt,
Schließt er ſich in die engen Grenzen
Der Sterblichkeit als reichſter Gaſt.

Da tuſt du in die dunkeln Riſſe
Des Unerforſchten einen Blick
Und nimmſt in deine Finſterniſſe
Ein leuchtend Bild der Welt zurück.

Du trinkſt das allgemeinſte Leben,
Nicht mehr den Tropfen, der dir floß,
Und ins Unendliche verſchweben
Kann leicht, wer es im Ich genoß. * 3.

Proteus.

Was oben und unten in Fülle und Kraft 24
Die ewige Mutter erſchuf und erſchafft,
Sie hat es in Formen, in ſteife, gehüllt,
In ſtarrende Normen das Leben gefüllt.

Und wies in den Formen auch brauſet und ziſcht,
So bleibt es doch immer mit Erde gemiſcht:
Nie kann ſichs entreißen der dumpfen Gewalt:
Da wird es ſo trübe, da wird es ſo kalt.

Doch mich hat ſie nimmer gebannt in den Ring,
Mit welchem ſie grauſam die Weſen umfing;
Ich ſteige hinunter, ich ſteige empor
Nach eignem Behagen im wirbelnden Chor.

Ich ſchlürfe begierig aus jeglichem Sein
Mit tiefem Entzücken den Honig hinein;
An keines gebunden, muß jedes mir ſchnell
Die Pforten entriegeln zum innerſten Quell.

Ich bins, der die Welle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigſte Strömung erregt,
Und dann, was ſie innerlich eigen beſitzt,
Enteilend ins dürſtende Weltall verſpritzt.

Ha, oben in Wolken, in bläulichem Glanz,
Mit brauſenden Stürmen der ſchwindelnde Tanz!
Als Blitz dies Verflammen im nächtlichen Blau!
Als Regen dies Tränken der durſtigen Au!

Im Kelche der Blume, im farbigen, nun
Das ſtille Verſchließen, das liebliche Ruhn!
Und wenn ich entſteige der tauigen Gruft,
Umſtrömt mich entbunden der glühendſte Duft!

O ſeliges Wohnen in Nachtigallbruſt!
O ſüßes Zerrinnen in heimlichſter Luft!
Ich hauch ihr die Liebe ins klopfende Herz;
Dann ſcheid ich, da ſingt ſie in ewigem Schmerz.

In Seelen der Menſchen hinein und hinaus!
Sie möchten mich feſſeln, o neckiſcher Strauß!
Die fromme des Dichters nur iſts, die mich hält;
Ihr geb ich ein volles Empfinden der Welt. * 13.

Epigramme und Sprüche.

Natur und Menſch.

Oft ſchon kam es mir vor, Natur, als hättſt du zu zeitig
In dein Werk dich verliebt und die Vollendung verſäumt.
Weil der Menſch dir gefiel, ſo bliebſt du ſtehen beim Menſchen
Und erwecktеſt in ihm nicht noch den ſchlummernden Gott.
Aber nun träumt er von dem, und weil er erwachend ſich wieder
Findet, wie eben vorher, fällt er zurück in das Tier.

Selbſterkenntnis.

Ob du dich ſelber erkennſt? Du tuſt es ſicher, ſobald du
Mehr Gebrechen an dir als an den andern entdeckſt.

Ethiſcher Imperativ.

Deine Tugenden halte für allgemeine des Menſchen,
Deine Fehler jedoch für dein beſonderes Teil!

Das Höchſte und das Tiefſte.

Kein Gewiſſen zu haben, bezeichnet das Höchſte und Tiefſte;
Denn es erliſcht nur im Gott, doch es verſtummt auch im Tier.

Die Scham.

Scham bezeichnet im Menſchen die innere Grenze der Sünde;
Wo er errötet, beginnt eben ſein edleres Selbſt.

Lüge und Wahrheit.

Was du teurer bezahlſt; die Lüge oder die Wahrheit?
Jene koſtet dein Ich, dieſe doch höchſtens dein Glück!

Das größte Hindernis.

Was den Menſchen am meiſten in Kunſt und Leben zurückhält?
Daß er auf Brücken ſich gern ewige Wohnungen baut!

Der Genius.

Nimmer in tauſend Köpfen, der Genius wohnt nur in einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt.
Nicht durch Stimmenmehrheit ſind Himmel und Erde entſtanden,
Nie auch ein großes Gedicht oder ein ewiges Bild.

Des Lebens Höchſtes.

Mutterliebe, man nennt dich des Lebens Höchſtes! So wird denn
Jedem, wie ſchnell er auch ſtirbt, dennoch ſein Höchſtes zuteil!

Gottes Rätſel.

Kinder ſind Rätſel von Gott und ſchwerer als alle zu löſen;
Aber der Liebe gelingts, wenn ſie ſich ſelber bezwingt.

An das Glück.

Glück, ſie nennen dich blind und werden nicht müde zu ſchelten.
Frage doch endlich zurück: Könnt ihr denn ſelber auch ſehn?

Uebel.

„Warum ficht mich ſo manches Uebel an?“
Weil Gott dich vor dir ſelbſt nicht ſchützen kann!

Der Zufall.

Was der Zufall mir ſcheint? Ein Rätſel, welches das Schickſal
Aufgibt: löſe es, Menſch, und du bindeſt dein Glück!

Aus Unglück Glück.

Gott ſchickt ein Unglück dir ins Haus:
Mach du dir ſelbſt ein Glück daraus!

Das Vaterunſer.

Wollt ihr beten, ſo betet, wie Jeſus die Jünger es lehrte!
Manches Gebet zwar gibts, welches zur Läuterung führt.
Dieſes ſetzt ſie voraus: wills einer, ohne zu heucheln,
Beten, ſo muß er ſich erſt völlig vollenden als Menſch.

Der Held.

Der Menſch ſoll treten in die Welt,
Als wäre ſie ſein Haus;
Man geht nicht in die Schlacht als Held:
Man kommt als Held heraus.

Judith.

Zukunftsſchatten.

41 Wenn der Menſch im Schlaf liegt, aufgelöſt, nicht mehr zuſammengehalten durch das Bewußtſein ſeiner ſelbſt, dann verdrängt ein Gefühl der Zukunft alle Gedanken und Bilder der Gegenwart, und die Dinge, die kommen ſollen, gleiten als Schatten durch die Seele, vorbereitend, warnend, tröſtend. Daher kommts, daß uns ſo ſelten oder nie etwas wahrhaft überraſcht, daß wir auf das Gute ſchon lange vorher ſo zuverſichtlich hoffen und vor jedem Uebel unwillkürlich zittern. * 22.

Tod.

42 Der Tod iſt ein Ding, um deſſenwillen wir das Leben lieben! Nur weil wir es ſtündlich verlieren können, halten wirs feſt und preſſens aus und ſaugens ein, bis zum Zerplatzen. Gings ewig ſo fort wie geſtern und heut, ſo würden wir in ſeinem Gegenteil ſeinen Wert und Zweck ſehen; wir würden ruhen und ſchlafen und in unſern Träumen vor nichts zittern wie vor dem Erwachen. Jetzt ſuchen wir uns durchs Eſſen gegen das Gegeſſenwerden zu ſchützen und kämpfen mit unſern Zähnen gegen die Zähne der Welt. Darum iſts auch ſo einzig ſchön, durchs Leben ſelbſt zu ſterben! Den Strom ſo anſchwellen zu laſſen, daß die Ader, die ihn aufnehmen ſoll, zerſpringt! Die höchſte Wolluſt und die Schauder der Vernichtung ineinander zu miſchen! Oft kommts mir vor, als hätt ich einmal zu mir ſelbſt geſagt: „Nun will ich leben!“ Da ward ich losgelaſſen wie aus zärtlichſter Umſchlingung, es ward hell um mich, mich fröſtelte, ein Ruck, und ich war da! So möcht ich auch einmal zu mir ſelbſt ſagen: „Nun will ich ſterben!“ Und wenn ich nicht, ſowie ich das Wort ausſpreche, aufgelöſt in alle Winde verfliege und eingeſogen werde von all den durſtigen Lippen der Schöpfung, ſo will ich mich ſchämen und mir eingeſtehen, daß ich Wurzeln aus Feſſeln gemacht habe. Möglich iſts, es wird ſich noch einer töten durch den bloßen Gedanken!

Rauſch.

43 Wer den Rauſch nicht kennt, weiß auch nichts davon, wie ſchal die Nüchternheit iſt! Und doch iſt der Rauſch der Reichtum unſerer Armut, und ich mags ſo gern, wenns wie ein Meer aus mir hervorbricht und alles, was Damm und Grenze heißt, überflutet! Und wenns einmal in allem, was lebt, ſo drängte und ſtrömte, ſollte es dann nicht durchbrechen und zuſammenkommen und wie ein großes Gewitter in Donner und Blitz über die naſſen, kalten, ſetzenhaften Wolken triumphieren können, die der Wind nach Luft und Laune herumjagt? * 23.

Orkan.

44 Der Orkan durchſauſt die Lüfte: er will ſeinen Bruder kennen lernen. Aber die Eichen, die ihm zu trotzen ſcheinen, entwurzelt er; die Türme ſtürzt er um, und den Erdball hebt er aus den Angeln. Da wirds ihm klar, daß es ſeinesgleichen nicht gibt, und vor Ekel ſchläft er ein. * 24.

Genoveva.

Nötig in der Welt.

Wer mich nicht braucht, 45
Mir meinen Dienſt erläßt, mich ſeitwärts ſchiebt,
Mir ſagt: „Geh, ruh dich aus!“ den lieb ich nicht,
Der macht mich ja zum Nichts. Doch wer mich plagt,
Wer mir den Schweiß aus allen Poren treibt,
Wer mich ſo müd macht, daß die Ofenbank
Ein Himmelreich mir ſcheint, den liebe ich;
Denn der gibt mir ein Recht auf das Gefühl:
Ich bin doch nötig in der Welt!
Und ohne dies Gefühl halt ichs nicht aus.

Maria Magdalena.

Der Tod.

Der Tod iſt ſchrecklicher als man glaubt; o, er 46
iſt bitter! Er verdüſtert die Welt; er bläſt all die Lichter, eins nach dem andern, aus, die ſo bunt und luſtig um uns her ſchimmern; die freundlichen Augen des Mannes und der Kinder hören zu leuchten auf, und es wird finſter allenthalben; aber im Herzen zündet er ein Licht an: da wirds hell, und man ſieht viel, ſehr viel, was man nicht ſehen mag. * 26.

Erziehung durch das Kind.

Wir Alten ſind dem Tod vielen Dank ſchuldig, 47
daß er uns noch ſo lange unter euch Jungen herumlaufen läßt und uns Gelegenheit gibt, uns zu bilden. Früher glaubte die dumme Welt, der Vater ſei dazu da, um den Sohn zu erziehen. Umgekehrt: der Sohn ſoll dem Vater die letzte Politur geben, damit der arme einfältige Mann ſich im Grabe nicht vor den Würmern zu ſchämen braucht.

Agnes Bernauer.

Zur Probe.

Auch mich hat Gott gemacht; auch aus mir kann 48
er mehr machen, wenn es ſein heiliger Wille iſt, auch aus euch weniger; denn alles auf Erden iſt nur zur Probe, und hoch und niedrig müſſen einmal wechſeln, wenn ſie nicht vor ihm beſtehen. * 27.

Menſch und Gott.

All unſere Wolluſt mündet in Gott; was unſere 49
enge Bruſt nicht faßt, das flutet in die ſeinige hinüber; er iſt nur glücklich, wenn wir ſelig ſind — ſoll er nicht glücklich ſein? Und zuweilen ſtößt er die Welle zurück; dann überſtrömt ſie den Menſchen, und er iſt auf einmal dahin, wandelt im Paradieſe und ſpürt keine Veränderung! * 28.

Auf Staub!

50 Wir Menſchen in unſerer Bedürftigkeit können keinen Stern vom Himmel herunterreißen, um ihn auf die Standarte zu nageln, und der Cherub mit dem Flammenſchwert, der uns aus dem Paradies in die Wüſte hinaus ſtieß, iſt nicht bei uns geblieben, um über uns zu richten. Wir müſſen das an ſich Wertloſe ſtempeln und ihm einen Wert beilegen; wir müſſen den Staub über den Staub erhöhen, bis wir wieder vor dem ſtehen, der nicht Könige und Bettler, nur Gute und Böſe kennt, und der ſeine Stellvertreter am ſtrengſten zur Rechenſchaft zieht. Weh dem, der dieſe Uebereinkunft der Völker nicht verſteht; Fluch dem, der ſie nicht ehrt! * 29.

Gyges und ſein Ring.

Die Frauenſeele.

51 Wenn den kaſtaliſchen Quell,
Aus dem die Lieblinge der Götter trinken,
Und der in einem Farbenſpiel erglänzt,
Als wär er mit zerpflückten Regenbogen
Von Iris eignen Händen überſtreut;
Wenn dieſen Quell, der dem Parnaß entſpringt,
Ein Steinwurf trübt: ſo fängt er an zu toſen
Und ſteigt in wilden Wirbeln himmelan.
Dann ſingt auf Erden keine Nachtigall
Und keine Lerche mehr, und in der Höhe
Verſtummt ſogar der Muſen heilger Chor,
Und eher kehrt die Harmonie nicht wieder,
Bis ein ergrimmter Strom den frechen Schleudrer
Hinunterknirſcht in ſeinen dunklen Schoß:
So iſts mit einer Frauenſeele auch! * 30.

Die ewige Mutter.

52 Die Erde zeugt
Ja immer fort, ob man die Könige
Ermordet oder krönt; ſie läßt die Bäume
Nicht ausgehn und die Beeren nicht vertrocknen;
Auch hält ſie ihre Quellen nicht zurück,
Wenn man ihr einmal Blut zu trinken gibt. * 31.

Tand.

53 Man ſoll nicht immer fragen:
„Was iſt ein Ding?“ Zuweilen auch: „Was gilts?“
Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen,
Wo alles denkt wie ich; was ſteckt denn auch
In Schleiern, Kronen oder roſtigen Schwertern,
Das ewig wäre? Doch die müde Welt
Iſt über dieſen Dingen eingeſchlafen,
Die ſie in ihrem letzten Kampf errang,
Und hält ſie feſt. Wer ſie ihr nehmen will,
Der weckt ſie auf. Drum prüf er ſich vorher,
Ob er auch ſtark genug iſt, ſie zu binden,
Wenn ſie halb wachgerüttelt um ſich ſchlägt,
Und reich genug, ihr Höheres zu bieten,
Wenn ſie den Tand unwillig fahren läßt. * 33.

Schlaf.

Die Welt braucht ihren Schlaf wie du und ich 54
Den unſrigen; ſie wächſt wie wir und ſtärkt ſich,
Wenn ſie dem Tod verfallen ſcheint und Toren
Zum Spotte reizt. Ei, wenn der Menſch da liegt.
Die ſonſt ſo fleißigen Arme ſchlaff und laß,
Das Auge feſt verſiegelt und der Mund
Verſchloſſen, mit den zugekrampften Lippen
Vielleicht ein welkes Roſenblatt noch haltend,
Als wärs der größte Schatz: das iſt wohl auch
Ein wunderliches Bild für den, der wacht
Und zuſieht. Doch wenn er nun kommen wollte,
Weil er, auf einem fremden Stern geboren,
Nichts von dem menſchlichen Bedürfnis wüßte
Und riefe: „Hier ſind Früchte, hier iſt Wein,
Steh auf und iß und trink!“ — was tätſt du wohl?
Nicht wahr, wenn du nicht unbewußt ihn würgteſt,
Weil du ihn packteſt und zuſammendrückteſt,
So ſprächſt du: „Dies iſt mehr als Speis und Trank!“
Und ſchliefeſt ruhig fort bis an den Morgen,
Der nicht den einen oder auch den andern,
Nein, der ſie alle neu ins Daſein rufti * 34.

Briefe. Von falſchen Idealen.

Ins Unermeßliche verſchweben, 55
Das iſt kein Troſt für all die Leere;
Der Tropfe muß als Tropfe leben,
Im Meer verſchwimmt er mit dem Meere;
Du kannſt die Grenzen nicht erweitern,
Die dich zum Ich zuſammendrängen:
Verſchütten heißts den Trank, nicht läutern,
Die zwängende Retorte ſprengen!

Wie gern gönn ich der Jugend ihre Hoffnungen, un ſo lieber, als mir die meinigen ſo früh zerſtört worden ſind; aber, wenn ich doch ſehe, daß ein Menſch, der tüchtig daſtehen könnte, an ſeinen Idealen zum Schemen abmagert, ſo halt ichs für meine Pflicht, ſeine Träume zu vernichten, damit dieſe nicht ihn vernichten.

Der Fluch des Werdens.

Der Menſch, vielleicht, weil nun einmal nur 56
das Sinnlich-Wahrnehmbare ſich innig in das Gefühl ſeiner Exiſtenz miſcht, empfindet ſelten das Stetige und immer das Vorüberrauſchende im Leben. Da klammert er ſich denn (freilich nicht mit Unrecht) an den Augenblick und verlangt von dieſem, der ihm doch eigentlich nur für das Höchſte *bürgt*, er ſoll es ihm auszahlen; ſtatt ſich zu freuen, daß er wächſt, ſchmerzt es ihn, noch nicht gewachſen zu ſein, und allerdings hat er in dieſem ewigen Vorſchreiten nirgends Anhalt. Dies iſt der Fluch alles Werdens, der die Menſchheit, wie den Menſchen, durch jedweden einzelnen Zuſtand verfolgt; es iſt ein ſtetes Wiedergebären durch den Tod, und wem, der das im Tiefſten an ſich ſelbſt erfuhr, ſteigt nicht ein Ekel ſelbſt gegen das Herrliche und Werte auf, da er voraus weiß, daß es früher oder ſpäter einem Herrlicheren und ſo ins Unendliche fort weichen muß?

Leben und Menſch.

57 Ich bin überzeugt, aufs innigſte überzeugt, das Leben iſt auf die Dauer gegen niemanden ungerecht, und wer es ſo ſchilt, der verwechſelt Gerechtigkeit mit Billigkeit und will ſich ein Geſchenk als einen Tribut ertrotzen; wehe aber, oder vielmehr pfui dem, der zugrunde geht, weil er nicht beſchenkt wird! Ich gebe allerdings zu, daß der Menſch vor Entſcheidung des Prozeſſes, der zwiſchen dem Leben und einer falſch geſtellten hohen Erſcheinung mit Bitterkeit und Strenge geführt wird, erkranken kann; ich gebe aber nicht zu, daß ſolch eine Krankheit heilbar iſt, und verlange von dem Kranken, daß er (eben in Betätigung ſeiner höheren Natur) dies bei Zeiten fühlen und an ein Sterbebett keinen Arzt feſſeln ſoll.

Der Wohltäter Schmerz.

58 Der Tod eines heißgeliebten Menſchen iſt die eigentliche Weihe für eine höhere Welt; das hab ich in der letzten Zeit aufs innigſte empfunden. Man muß auf Erden etwas verlieren, damit man in jenen Sphären etwas zu ſuchen habe! Und in dieſem Sinne darf man wohl ſagen: der Schmerz iſt der größte Wohltäter, ja, der wahre Schöpfer des Menſchen. Freilich iſt er dies nur dann, wenn man, nachdem man ihn ins Innerſte eindringen ließ, ihn männlich bekämpft.

Rechte Schonung.

59 Wir Menſchen mögen uns ſchonen in Dingen, die von uns ſelbſt abhängen; aber in ſolchen, die einzig und allein bei Gott ſtehen und die trotz aller unſerer Bemühungen das ſchlimmſte Ende nehmen können, ſollten wir uns niemals durch eine falſche Zärtlichkeit zum Unterſchlagen der Wahrheit verleiten laſſen. Denn das Schickſal kann dieſe Zärtlichkeit in die größte Grauſamkeit umwandeln, und es wäre doch ohne Zweifel furchtbar, wenn man ſich allerlei wohlgemeinte Lügen vorgeſagt hätte und müßte dafür nun den entſetzlichen Schlag ohne alle Vorbereitung entgegen nehmen.

Verhältnis zu Menſchen.

60 Ich finde, es iſt bedenklicher und ſittlich gefährlicher, ſich in kalter Erbitterung von den Menſchen entfernt zu halten, als ſich mit ihnen einzulaſſen, und das richtige Verhältnis ſtellt ſich, wenn man die Forderungen nur immer nach der dargelegten Kraft und der daraus entſpringenden Berechtigung abmißt, von ſelbſt her; nur muß man ihnen die Hand in warmer Bruderliebe zum Druck, nicht in vornehmer Herablaſſung zum Kuß reichen; denn dieſe zu ertragen, iſt die menſchliche Natur ſelbſt im geringſten zu edel; auch wird die wahre Kraft, die es nur dadurch iſt, daß ſie ihre Grenzen kennt, nie hochmütig ſein, ſie wird über die Kluft, die ſie ſelbſt vom Höchſten trennt, gern den Abſtand, der das Niedrigere von ihr ſcheidet, vergeſſen und ſich dadurch, daß ſie dieſes zu ſich heranzieht, der Gnade, vom Höchſten angezogen zu werden, würdig zu machen ſuchen. Zu dieſen Ueberzeugungen, mit denen ich ins Leben eintrat, bin ich jetzt zurückgekehrt; ich bereue es aber gar nicht, auch das entgegengeſetzte Extrem kennen gelernt zu haben; denn die Wahrheit iſt wahr an ſich, aber ſie wird erſt ſtark durch den Irrtum.

Wohltat und Verpflichtung.

Der Wohltäter, nicht erkennend, daß jeder 61
Menſch in ſeinem Wohltun ſtets nur die Erledigung ſeiner perſönlichen Dankespflicht gegen den höchſten Wohltäter, gegen Gott, der ihm gnädig das fröhliche Geben und dem Bruder das harte Nehmen zuteilte, ſehen ſollte, macht gar leicht ungehörige Anſprüche, die er, wie ſich von ſelbſt verſteht, für höchſt gerechte hält; der Verpflichtete hinwiederum kann ſich nicht überzeugen, daß eine Wohltat, und wäre es die größte, ſeine menſchliche Freiheit aufheben und ihn zum Sklaven eines fremden Willens machen könne; er behauptet mit Würde ſeine heiligen Rechte und hofft, daß die Zukunft ihm einen Anlaß zur Betätigung ſeiner Dankbarkeit darbieten wird.

Bürgerliche Gerechtigkeit.

Bürgerliche Gerechtigkeit kann nicht anders, ſie 62
muß ſagen: „Wer Blut vergießt, des Blut ſoll wieder vergoſſen werden!“ Bürgerliche Gerechtigkeit hat aber mit der Gerechtigkeit ſelbſt wenig zu tun, iſt ihre entfernteſte Verwandte; doch muß man ihr daraus keinen Vorwurf machen. Sie ſorgt für das Fortbeſtehen endlicher, aber einſtweilen notwendiger Verhältniſſe und muß ſtreng ſein. Ganz andern Händen iſt das Weltregiment anvertraut; auf ganz andere Punkte iſt es gerichtet, und in ganz anderem Geiſte wird es geführt. Man muß dieſen Geſichtspunkt feſthalten.

Falſche Erziehungsmethode.

Die Jugend muß alles lernen, nur nicht, was 63
ihr am meiſten not tut; der Pedantismus übergeht die gefährlichſten Dinge mit Stillſchweigen, oder wenn er ſie berührt, ſo ſteckt er am Strudel höchſtens eine moraliche Bake aus, vor der die Kraft ſich in ihrer ſtrotzenden Ueberfülle nicht ſcheut, während ſie, wenn man ihr ſagte: „Hier kannſt du das Leben verlieren!“ mit Vorſicht ins Waſſer gehen würde. Es iſt ein Jammer! Denn wie wenig Menſchen haben einen feſten Halt in ſich! Nur diejenigen, in denen ſich große Kräfte entwickeln, die ſie im voraus genießen, die brauchen den Genuß nicht außer ſich aufzujagen; aber wem nicht ein Frühtau aus der Seele quillt, der muß, wenn er durſtet, die Birnen ſchon vom Baum des Lebens ſchütteln.

Die Religion der Leute.

64 Die Religion der meiſten Leute iſt nichts weiter als ein „Sich ſchlafen legen,“ und es iſt wirklich zu fürchten, Gott möchte ſie für ihre Gottesfurcht noch einmal ſcharf anſehen; denn es iſt keine Kunſt, zu Bett zu gehen, wenn man müde iſt, oder gar — der Fall iſt noch häufiger — niemals aufzuſtehen und die Natur mit all ihren Unbegreiflichkeiten und den Menſchengeiſt mit all ſeinen Rheinfällen und Gewittern im Schlaf — d. h. im Glauben — an ſich vorüber ziehen zu laſſen. Es iſt wahr, ein Gott, wie ihn der „wahre Chriſt“ ſich denkt, paßt ſo vortrefflich in die große, krauſe Maſchine wie eine Welle in die Windmühle; aber eben, weil er ſo ganz erſtaunlich gut paßt, möcht ich einen ſolchen Gott bezweifeln. Es wär doch etwas mehr als ein Wunder, wenn der menſchliche Geiſt, der durchaus niemals eine Urſache durchdringt, die erſte Urſache alles Seins wirklich ſo weit erfaßte, daß er ſich ohne Frechheit herausnehmen dürfte, an ſie, auf ſein eigenes Zeugnis hin, zu glauben und alſo jede andere mögliche mit grenzenloſer Keckheit zu verneinen; ich ſage, es wäre mehr als ein Wunder, mithin weniger als eine Möglichkeit. Sollten in der Tat Leute, die ſonſt ſo blind ſind, daß es für ſie auf Erden überall faſt keinen Unterſchied gibt, gerade berufen ſein, Himmelskarten zu verfertigen oder die einmal gezeichneten zu approbieren? Sollten Augen, denen der Sperling entgeht, der ihnen nicht auf der Naſe ſitzt, Stand und Bahn der Centralſonne (das iſt doch Gott) zu entdecken und zu verfolgen Kraft haben? Sollten ſie nicht etwas unverſchämt ſein, wenn ſie es nur wagen, einem Chriſtus (der von meinem Geſichtspunkt aus vielleicht mehr iſt als von dem des ſtrengſten Orthodoxen, obgleich nie mehr als ein Menſch) Beglaubigungspatente auszuſtellen? Iſt das nicht ungefähr ebenſo, als hätte am ſiebenten Tag, nachdem Gott die Welt geſchaffen, während Gabriel und Raphael auf den Knien lagen und nicht dachten, nicht ſprachen, ſondern ſich begeiſterten und ſchwiegen, ein Schulmeiſter ſich erboten, ſein Siegel darunter zu ſetzen? Religion iſt das Produkt höchſter Ohnmacht und höchſter Eitelkeit, beide miteinander multipliziert.

Höhere Liebe.

65 Durch die ganze Menſchheit iſt ein Unendliches verteilt; in jeglichem glüht von der ewigen Sonne ein beſonderer, eigentümlicher Strahl. Was ich darum an dem Einen liebe, lieb ich nicht an dem Zweiten, weil ers nicht hat. Aus dieſem Grunde ſind viele Freunde möglich, obwohl nur für das reiche Herz. Ich weiß wohl, Freundſchaft und Liebe ſind egoiſtiſch, aber nur auf den niedrigeren Stufen. Erſt, wenn der Menſch die ganze Menſchheit umſchlingt, wie ſonſt den einzelnen, ausgewählten Menſchen, hat er den ihm vorgeſchriebenen Kreis abgeſchloſſen.

Gott und Menſch.

Die Natur ſtrebt nach einem Gipfel; und da 66
der Menſch fühlt, daß er dieſer Gipfel nicht iſt, ſo muß es ein ihm korreſpondierendes höheres Weſen geben, in dem das Weltall zuſammenläuft und von dem es eben darum auch ausgeht. Dies Weſen iſt Gott. Ich abſtrahiere ihn aus meiner eigenen Unzulänglichkeit und aus der Konſequenz der Natur.

Ich beuge mich jedem Höheren und alſo gewiß dem Höchſten. Aber nur dadurch, daß ich ihn möglichſt zu entbehren ſuche, kann ich mich in ein würdiges Verhältnis zu ihm ſetzen. Er will nicht die Krücke des Menſchen ſein; darum hat er ihm Beine gegeben. Fordert das Leben von mir das Unmögliche, ſo erdrückt es mich entweder, oder — es iſt nicht das Unmögliche geweſen. In jedem Falle ſoll ich alles aufbieten, was an Kraft in mich gelegt iſt. Dieſe Kraft macht mich gewiß frei, iſt es nicht nach außen, indem ſie das Hindernis überwältigt, ſo iſt es nach innen, indem ſie die Körperketten zerreißt.

Weltanſicht.

Auf meinem Standpunkt iſt alles Geheimnis 67
und jeder Verſuch, das Welträtſel zu löſen, ein Gedankentrauerſpiel, nicht bloßes Drama und noch weniger Hymnus. Auf welcher Seite ſich die größere Demut findet, laſſe ich dahingeſtellt, obgleich Stolz und Eigenſucht bei dem, der weiß, daß er gar nichts weiß, unmögliche Eigenſchaften ſein dürften. Daß es keine Verſtändigung gibt, wenn nicht der Mangel an Uebereinſtimmung wohlfeiler Weiſe auf gewiſſenloſen Leichtſinn oder grobe Unwiſſenheit zurückgeführt wird, leuchtet ein.

Jeder Bekehrungsverſuch iſt ein Griff in Herz und Eingeweide hinein, und ich brauche mir das Kitzeln mit einem Sezirmeſſer nicht darum gleich gefallen zu laſſen, weil derjenige, der es anfaßt, es in guter Meinung tut. . . . Widerwärtigkeit gegen das poſitive Chriſtentum braucht doch darum nicht gleich vorhanden zu ſein, weil ich nichts Ausſchließliches darin finden, ſondern es nur als ein Symbol neben andern Symbolen betrachten und ehren kann. Demut und Beſcheidenheit ſowie unbedingte Unterordnung und Unterwürfigkeit unter das große Ganze verſtehen ſich überall von ſelbſt, wo man etwas Tüchtiges will; das Gegenteil ergibt ſich nur da, wo man ſich im Leeren herumtreibt, und wird dann ebenſo wenig durch das chriſtliche Prinzip wie durch ein anderes erſtickt. Denn es iſt völlig gleichgiltig, ob der hohle Menſch ſich bläht, weil er „weiß, was not tut,“ oder ob er als „Lichtfreund“ oder „Pantheiſt von der neueſten Façon“ mit einem grünen Band von Paulus oder einem roten von Feuerbach herumſtolziert.

Tagebücher.

Zeichen der Selbſtkenntnis.

68 Es gibt ein ſicheres Zeichen der Selbſtkenntnis: wenn man an ſich ſelbſt weit mehr Fehler bemerkt als an andern. — Man ſollte ſeine Fehler immer für individuelle und ſeine Tugenden für allgemeine halten; man macht es leider aber immer umgekehrt.

Verſprechen gegen ſich ſelbſt.

69 Sich ſelbſt etwas verſprechen und es nicht halten, iſt der nächſte Weg zur Nullität und Charakterloſigkeit. Das Verſprechen, was du dir ſelbſt gibſt, ſei dir heiliger als jedes andere! Ein dritter weiß ſich ſchon Recht gegen dich zu verſchaffen; aber die Pflicht, die du gegen dich ſelbſt eingingſt, kann niemals Zwangspflicht werden. Betrachte ſie alſo immer als Ehrenſchuld, die du an deine Natur zu zahlen haſt!

Im kleinen iſt im großen.

70 Niemand bilde ſich ein, daß er im einzelnen und kleinen pfuſchen kann, ohne ſich nach und nach zu gewöhnen, auch im ganzen und großen zu pfuſchen. Im Aeſthetiſchen wie im Ethiſchen gilt dasſelbe Geſetz, noch ganz davon abgeſehen, daß jeder für ſein äſthetiſches Treiben ethiſch verantwortlich iſt, und daß eine geiſtige Nationalvergiftung durch journaliſtiſche Kniffe und Afterkunſtwerke, denen durch jene Bahn gebrochen wird, an Nichtswürdigkeit einer Brunnenvergiftung nicht nachſteht.

Kraft!

71 Nicht in den Taten ſelbſt — denn jeder Menſch iſt unter Umſtänden jeder fähig — unterſcheiden ſich die großen und die kleinen Naturen voneinander, ſondern in dem, was darauf folgt. Was ſöhnt uns mit dem Verbrecher aus, obgleich darum noch nicht mit dem Verbrechen? Die Kraft! Kraft zum wenigſten muß derjenige haben, der mit der Welt und ihren Geſetzen, denen Millionen ſich fügen, in den Kampf zu treten wagt; denn wenn auch ſie ihm fehlt, wie kommt ihm der Mut und der Grund, ſich auf ſeine eigenen Füße zu ſtellen! Die Kraft ſoll er aber dadurch zeigen, daß er ſich zu ſeinen Taten bekennt.

Ehrfurcht vor dem Nächſten.

72 Die Ehrfurcht, die jedem Menſchen vor jedem andern Menſchen innewohnt und ihn ein größeres oder kleineres Gewicht auf jedes Urteil eines ſolchen legen läßt, iſt ein Ausfluß der reinſten Pietät und der beſte Beweis dafür, daß es ein Gemeingefühl gibt, vermöge deſſen wir uns eben alle als Glieder eines zuſammenhängenden großen Organismus fühlen, des Organismus der Menſchheit nämlich.

Einer — alle.

Entſchuldige ſich nur keiner damit, daß er in 73
der langen Kette zuunterſt ſtehe: er bildet ein Glied, ob das erſte oder das letzte, iſt gleichgiltig, und der elektriſche Funke könnte nicht hindurch fahren, wenn er nicht da ſtände. Darum zählen ſie alle für einen und einer für alle, und die letzten ſind wie die erſten.

Pflicht und Recht zur Verſöhnung.

Man macht es dem Menſchen zur Pflicht, daß 74
er verſöhnlich ſein ſoll; ich möchte fragen, wie weit er ein Recht dazu hat. Eine wahre, tiefe Verletzung trifft ja nicht den einzelnen bloß als Perſönlichkeit, ſie trifft ihn zugleich als Repräſentanten der allem Menſchlichen zugrunde liegenden Idee, und dieſer Idee darf er nichts vergeben. Wie der Verſöhnung mit Gott nach chriſtlichen Begriffen die aufrichtige Beichte und dieſer die Erkenntnis der Sünde vorhergehen muß, ſo gilt dies auch bei Ausſöhnung der Individualitäten untereinander. Die Sünde iſt eine Todeswunde, die der Menſch ſich ſelbſt ſchlägt, und die nur dadurch, daß er ſie ſieht, geheilt werden kann. Ich darf meinem Feind die Hand nicht eher reichen, als bis die ſeinige wieder rein iſt; wer Vergebung annimmt, ohne ſie zu verdienen, frevelt gegen das Herz, wie man in der Sünde gegen den heiligen Geiſt am Geiſt frevelt. Dies iſt der äußerſte Punkt ſittlicher Verderbnis, unheilbar, Knochenfraß, Vernichtung.

Vom Vergeben.

Warum vergeben die meiſten Menſchen ſo leicht? 75
Weil ſie ſich heimlich bewußt ſind, daß ſie dieſelben Sünden, die andere gegen ſie begangen haben, auch gegen dieſe begangen haben würden, wenn die Situation eine umgekehrte geweſen wäre. Und ſolche Menſchen ſind immer gemeine, aber noch keine ſchlechte; ſehr ſchlecht dagegen ſind diejenigen, die ſich innerlich das Gleiche geſtehen müſſen, und doch nicht vergeben. Es wäre übrigens nicht unmöglich, daß ein Menſch gerade dadurch, daß ſein Gewiſſen ihm aus dieſem Grunde in einem beſtimmten Fall die Vergebung abdränge, ſich zu einer höheren ſittlichen Stufe erhöbe, auf der er ſich ſagen dürfte, daß er des gegen ihn begangenen Unrechts nicht mehr fähig ſei, und daß er, wenn der gleiche Fall wiederkehrte, die Hand nicht mehr hinzuhalten brauchte.

Wirkliche und mögliche Sünde.

Was einer werden kann,
Das iſt er ſchon, zum wenigſten vor Gott!

Gott wird nicht auf die Sünden ſündiger In- 76
dividuen gegeneinander das entſcheidende Gewicht legen, ſondern nur auf die Sünden gegen die Idee ſelbſt; und da ſind wirkliche und bloß mögliche völlig eins. Derjenige, der einen Mord verübte,

und derjenige, der ihn des Mordes wegen zum Tode verdammt, worin ſind ſie unterſchieden, wenn Gott, der mit der wirklichen zugleich alle möglichen Welten überſchaut, erkennt, daß jener bei einer andern Verkettung der Umſtände der Richter und dieſer der Mörder hätte ſein können? Wenn man die Gewalt der Aeußerlichkeiten recht erwägt, ſo möchte man an aller Weſenheit der menſchlichen Natur und jeder Natur verzweifeln. * 25.

Raſcher Tod.

77 Ich habe einen raſchen Tod immer für den beſten erklärt, und er iſt es. Aber nur für den Sterbenden ſelbſt, auf den man freilich auch allein ſehen ſoll, nicht für die Hinterbliebenen. Dieſe werden ſich unendlich viel eher mit ihm verſöhnen, wenn er als Wohltat erſcheint, als das Ende ſchwerer Leiden und bitterer Kämpfe. Was man leidet, wenn man ſich ſo plötzlich ohne Vorbereitung und Uebergang an die äußerſte Grenze der Menſchheit gedrängt ſieht, iſt nicht auszuſprechen; aber ich halte es für Pflicht, die Lebenskräfte zu ſparen und zuſammen zu halten; darum geſtatte ich es der Erinnerung nicht, in der Wunde zu wühlen, obgleich die Wolluſt, die darin liegt, der Wonne des Beſitzes faſt gleich iſt.

Not.

78 Die im Leben glücklich Geſtellten ſollten wiſſen oder bedenken, daß die Not die Fühlfäden des inneren Menſchen nicht abſtumpft, ſondern verfeinert. Dann würden ſie ſich ihrer Stellung nicht ſo oft überheben; denn gewiß geſchieht dies weniger aus Vorbedacht als aus Dummheit.

Ungerechter Beſitz.

79 Iſt es ein gerechter Zuſtand der Geſellſchaft, in welchem der einzelne, wenn ihn die Verhältniſſe begünſtigen, das an ſich raffen und, wofern es ihm beliebt, behalten, für die Geſellſchaft unfruchtbar machen kann, was eben, weil er es beſitzt, Tauſenden fehlt und ſie in Not und Tod hineintreibt?

Laienblick und Künſtlerblick.

80 Die Maſſe ſieht nie das Ganze, ewig nur den abgeriſſenen Teil und auch von dieſem nur den Bezug auf ſich; das Weltmeer iſt für ſie nur ein Waſſer, worin ſie ertrinken, der Donnerkeil ein gefährliches Inſtrument, welches ſie zerſchmettern kann. Der Künſtler ſieht nichts als das Ganze und in jedem Gliede ſein Spiegelbild; wenn der Stein zerſchlagen wird, ſo bedenkt er nicht mit klugem Geiſt, daß dieſer es nicht empfindet; er ſieht die Auflöſung eines Seins in ſeine Urelemente, bei dem Stein nicht weniger, bei dem Menſchen — da ſteckt das Verbrechen! — nicht mehr. Und dahin zu gelangen, ſei das Ziel eines jeden, der vorzudringen wünſcht zu Anſchauung und Auffaſſung oder zu ſelbſteigener Tätigkeit im Gebiet wahrer Kunſt; nur dann würdigt ihn die Natur, durch ſeinen Mund ihre innerſten Geheimniſſe auszuſprechen, wenn er ſich beſtrebt, nicht bloß für ihren Donner, ſondern auch für den leiſeſten Hauch ihrer immer lebendigen Schöpfungskraft empfänglich zu ſein. Wenn du den ſterbenden Laokoon ſiehſt, ſollſt du nicht weniger, aber wenn die Blume vertrocknet, ſollſt du mehr empfinden!

Die „meiſten" Menſchen.

Die meiſten Menſchen haben gar nicht das 81
Bedürfnis, klar über ihre Zuſtände zu werden; ſie wollen nur hindurch, wie etwa durch eine Krankheit. Dieſe gewinnen im Leben keine Reſultate, ſie machen nicht einmal Erfahrungen; ihr ganzes Leben iſt vielmehr eine immerwährende Flucht durch Gefängniſſe, und ſie täten wahrlich wohl, ſich an das Erſte, Beſte zu gewöhnen, weil ſie dann doch einen Standpunkt hätten, von dem aus ſie die Welt, gut oder ſchlecht, betrachten könnten.

Standesgewiſſen.

Faſt in allen Klaſſen und Ständen der Ge- 82
ſellſchaft, vorzüglich aber in den Handel und Gewerbe treibenden, hat man eine Art von generellem Standesgewiſſen erfunden, worin das Individuelle der einzelnen aufatmet oder, wie man will, erſtickt. So betrügt ein Kaufmann, weil es alle tun; ſo mißhandelt ein Adliger den Bürgerlichen, weil es alle tun; ſo beträgt ein Soldat ſich ungezogen, weil es alle tun; ſo verleumdet ein Journaliſt, weil es alle tun. Ueberhaupt iſt der Menſch erſtaunlich ingeniös in Erfindungen, den reflektierenden Teil ſeines Ichs über den handelnden zu betrügen; und was ihm im Phyſiſchen nie gelingt: ſein Bild noch im Spiegel zu korrigieren, das mißlingt ihm im Sittlich-Moraliſchen ſelten.

Der Geiſt der Sprachen.

Der Geiſt ſteht zu den Sprachen wie der Mann 83
zu den Weibern. Ach, auch er war einſt ein Jüngling, und da hatte er eine ſchöne Liebe; ſein Mädchen verſtand ihn, verſtand ihn ſo ganz, wie er ſich ſelbſt verſtand, jedes ſeiner Gefühle, jeder ſeiner Gedanken klang aus ihrer Bruſt reicher und göttlicher wieder; ihr Weſen war das harmoniſche Echo des ſeinigen. Das war die griechiſche Sprache. Das himmliſche Band, welches beide miteinander verknüpfte, iſt längſt gelöſt; aber wenn ihm jetzt im hohen Alter noch einmal eine ſelige Stunde kommt, ſo beklagt er es noch immer, daß er ſie nicht mehr mit der erſten Geliebten teilen darf. Latein war ſeine Haushälterin, eine zähe, ſparſame Wirtſchafterin, die in Kiſten und Kaſten ſeine Schätze aufhäufte, aber ihm jede Ausgabe erſchwerte. Franzöſiſch iſt ſein Kammermädchen; er ſchäkert mit ihr, wie alte Herren nach Tiſch zu tun pflegen; aber nie darf ſie ihm ſich nähern, wenn er denkt, nie, wenn er empfindet oder betet. Deutſch iſt ſeine

Hausfrau; er hat ſie ſo lieb wie ſeine Pflicht und beſucht ſie, wenn er ſich Samen erwecken will, und dennoch zieht er ihre Stieftochter, Engliſch, zuweilen vor. Italieniſch hat er am liebſten; denn ſie hat einige Züge von der früheſten Geliebten und kann ganz ſo ſeufzen und klagen wie ſie.

Jugend und Alter.

84 Der Jugend wird oft der Vorwurf gemacht, ſie glaube immer, daß die Welt mit ihr erſt anfange. Wahr. Aber das Alter glaubt noch öfterer, daß mit ihm die Welt aufhöre. Was iſt ſchlimmer?

Mann und Weib.

85 Der Mann hat ſich mit Welt und Leben zu plagen, das Weib mit dem Manne. Er ſei wahrhaft gegen ſie in allen ſeinen Verhältniſſen, ſie diskret gegen ihn. Wenn es ihm unmöglich iſt, die Blumenkette des Augenblicks, die er ſich anlegen ließ, in die Ankerkette der Ewigkeit zu verwandeln, ſo tue er das Ungeziemende; das wirkt auf ſie, wenn ſie echtes Weib iſt, wie das Unedle und heilt ſie, indem es ſie verwundet. Unwürdig aber, ja, nichtswürdig iſts, obwohl die liebe Eitelkeit es nicht gerne zugibt, lieber ein Teufel zu ſein als zu ſcheinen. Wenn der Gott vom Altar genommen wird, ſo zerſchmettere man ihn.

Des Weibes Natur iſt Beſchränkung, Grenze; darum muß ſie ins Unbegrenzte ſtreben. Des Mannes Natur iſt das Unbegrenzte; darum muß er ſich zu begrenzen ſuchen. Innerſtes Vermögen und innerſte Feſſel ſind immer eins; was die Uhr zur Uhr macht, hält ſie zugleich ab, etwas anderes als Uhr zu ſein.

Das Weib.

86 Noch nie hat mir ein Weib durch Tiefe des Geiſtes imponiert, aber wohl durch Tiefe des Gemüts. Im Gemüt wurzelt die Kraft des Geſchlechts, mag die Kraft einzelner Individuen auch allerdings im Geiſt wurzeln. Reizenderes gibt es nicht, als das weibliche Gemüt durch den weiblichen Geiſt beleuchtet zu ſehen.

Wer nicht im Weibe das Ideale ſieht, wo ſoll der es überhaupt noch ſehen, da das Weib doch offenbar in ſeiner Blüte die idealſte Erſcheinung der Natur iſt.

Das Gebet des Herrn.

87 Das Gebet des Herrn iſt himmliſch. Es iſt aus dem innerſten Zuſtande des Menſchen, aus ſeinem ſchwankenden Verhältnis zwiſchen eigener Kraft, die angeſtrengt ſein will, und zwiſchen einer höheren Macht, die durch erhobenes Gefühl herbeigezogen werden muß, geſchöpft. Wie hoch, wie göttlich hoch ſteht der Menſch, wenn er betet: „Vergib uns, wie wir vergeben unſern Schuldigern!“ Selbſtändig, frei ſteht er der Gottheit gegenüber und öffnet ſich mit eigner Hand Himmel oder Hölle. Und wie herrlich iſt es, daß dieſe ſtolzeſte Empfindung nichts gebiert als den reinſten Seufzer der Demut: „Führe uns nicht in Verſuchung!“ Man kann ſagen: wer dieſes Gebet recht betet, wer es innig empfindet und, ſoweit es die menſchliche Ohnmacht geſtattet, den Forderungen desſelben gemäß lebt, der iſt ſchon erhört, muß erhört werden. Das Amen geht unmittelbar aus dem Gebet ſelbſt hervor; ſo iſt es im höchſten Sinne ein Kunſtwerk.

Der Weg zur Gottheit.

Es gibt keinen Weg zur Gottheit als durch 88
das Tun des Menſchen. Durch die vorzüglichſte Kraft, das hervorragendſte Talent, was jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zuſammen, und ſo weit er dies Talent ausbildet, dieſe Kraft entwickelt, ſo weit nähert er ſich ſeinem Schöpfer und tritt mit ihm in Verhältnis. Alle andere Religion iſt Dunſt und leerer Schein.

Gottes Offenbarung.

Die Offenbarung Gottes in der Bibel folgt 89
nicht einmal aus chriſtlichen Begriffen. Wenn er ſich offenbaren wollte, ſo hätte er vermöge ſeiner Liebe, die es ihm nicht erlaubte, die Menſchen irre zu führen, und vermöge ſeiner Allmacht, die es ihm möglich machte, ein Buch liefern müſſen, welches über alle Mißdeutung erhaben war und von jedem, wie er ſelbſt, erfaßt werden konnte. So hat er ſich in der Natur ausgeſprochen, die von jedem verſtanden wird.

Vergängliche Erſcheinung.

Auch bei der Religion muß man auf den Ur- 90
grund zurückgehen. Dieſer iſt ewig, aber er tritt nur in vergänglicher Erſcheinung hervor; und darin, daß dieſe ſich zu lange behaupten will, liegt hier wie überall der tragiſche Fluch. Das Sterben wird immer mit zum Leben gerechnet.

Das Unglück des Chriſtentums.

Unglück zugleich für Welt wie für Chriſtentum 91
war es, daß die Religion des Orients zum Occident hinüberſchritt.

Mörike.

Er ists.

1 Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja, du bists!
Dich hab ich vernommen!

Im Frühling.

2 Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel:
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag mir, alleinzige Liebe,
Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.

Der Sonnenblume gleich steht mein Sehnend, [Gemüte offen,
Sich dehnend
In Lieben und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd ich gestillt?

Die Wolke seh ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Tun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Ich denke dies und denke das,
Ich sehne mich und weiß nicht recht, nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage:
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
Alte unnennbare Tage!

Fußreise.

3 Am frischgeschnittnen Wanderstab
Wenn ich in der Frühe
So durch Wälder ziehe,
Hügel auf und ab:
Dann, wies Vögelein im Laube
Singet und sich rührt,
Oder wie die goldne Traube
Wonnegeister spürt
In der ersten Morgensonne:
So fühlt auch mein alter, lieber
Adam Herbst- und Frühlingsfieber;
Gottbeherzte,
Nie verscherzte
Erstlings-Paradiesieswonne.

Also bist du nicht so schlimm, o alter
Adam, wie die strengen Lehrer sagen;
Liebst und lobst du immer doch,
Singst und preisest immer noch,
Wie an ewig neuen Schöpfungstagen,
Deinen lieben Schöpfer und Erhalter.
Möcht es dieser geben,
Und mein ganzes Leben
Wär im leichten Wanderschweiße
Eine solche Morgenreise!

Auf einer Wanderung.

4 In ein freundliches Städtchen tret ich ein,
In den Straßen liegt roter Abendschein.
Aus einem offnen Fenster eben,
Ueber den reichsten Blumenflor
Hinweg, hört man Goldglockentöne schweben,
Und eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor,
Daß die Blüten beben,
Daß die Lüfte leben,
Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor.

Lang hielt ich ſtaunend, luſtbeklommen.
Wie ich hinaus vors Tor gekommen,
Ich weiß es wahrlich ſelber nicht.
Ach hier, wie liegt die Welt ſo licht!
Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
Rückwärts die Stadt in goldnem Rauch;
Wie rauſcht der Erlenbach, wie rauſcht im Grund die Mühle!
Ich bin wie trunken, irrgeführt —
O Muſe, du haſt mein Herz berührt
Mit einem Liebeshauch!

Mein Fluß.

O Fluß, mein Fluß im Morgenſtrahl!
Empfange nun, empfange
Den ſehnſuchtsvollen Leib einmal,
Und küſſe Bruſt und Wange! —
Er fühlt mir ſchon herauf die Bruſt,
Er kühlt mit Liebesſchauerluſt
Und jauchzendem Geſange.

Es ſchlüpft der goldne Sonnenſchein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder;
Die Arme hab ich ausgeſpannt,
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelſt ſo, mein Fluß: warum?
Du trägſt ſeit alten Tagen
Ein ſeltſam Märchen mit dir um
Und mühſt dich, es zu ſagen;
Du eilſt ſo ſehr und läufſt ſo ſehr,
Als müßteſt du im Land umher,
Man weiß nicht wen, drum fragen.

Der Himmel blau und kinderrein,
Worin die Wellen ſingen,
Der Himmel iſt die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geiſt und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin
Und kann ſie nicht erſchwingen!

Was iſt ſo tief, ſo tief wie ſie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht ſatt und ſättigt nie
Mit ihrem Wechſelſcheine.
Schwill an, mein Fluß, und hebe dich!
Mit Grauſen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weiſeſt ſchmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenſchwelle.
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh:
Nach tauſend Irren kehreſt du
Zur ewgen Mutterquelle!

Lied vom Winde.

Sauſewind, Brauſewind, 6
Dort und hier:
Deine Heimat ſage mir!

„Kindlein, wir fahren
Seit viel vielen Jahren
Durch die weit weite Welt
Und möchtens erfragen,
Die Antwort erjagen,
Bei den Bergen, den Meeren,
Bei des Himmels klingenden Heeren —
Die wiſſen es nie.
Biſt du klüger als ſie,
Magſt du es ſagen.
Fort, wohlauf!
Halt uns nicht auf!
Kommen andre nach, unſre Brüder,
Da frag wieder!“

Halt an! Gemach,
Eine kleine Friſt!
Sagt, wo der Liebe Heimat iſt,
Ihr Anfang, ihr Ende?

„Wers nennen könnte!
Schelmiſches Kind,
Lieb iſt wie Wind,
Raſch und lebendig,
Ruhet nie;
Ewig iſt ſie,
Aber nicht immer beſtändig.
Fort! Wohlauf! Auf!
Halt uns nicht auf!
Fort über Stoppel und Wälder und Wieſen!
Wenn ich dein Schätzchen ſeh,
Will ich es grüßen.
Kindlein, ade!“

Geſang zu zweien in der Nacht.

Sie:

Wie ſüß der Nachtwind nun die Wieſe ſtreift 7
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verſtummt,
Hört man der Erdenkräfte flüſterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Geſänge
Der reingeſtimmten Lüfte ſummt.

Er:

Vernehm ich doch die wunderbarſten Stimmen,
Vom lauen Wind wollüftig hingeſchleift,
Indes, mit ungewiſſem Licht geſtreift,
Der Himmel ſelber ſcheinet hinzuſchwimmen.

Sie:

Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,
Durchſichtiger und heller aufzuwehen;
Dazwiſchen hört man weiche Töne gehen
Von ſelgen Feen, die im blauen Saal
Zum Sphärenklang
Und fleißig mit Geſang
Silberne Spindeln hin und wieder drehen.

Er:

O holde Nacht, du gehſt mit leiſem Tritt
Auf ſchwarzem Samt, der nur am Tage grünet,
Und luſtig ſchwirrender Muſik bedienet
Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
Womit du Stund um Stunde miſſeſt,
Dich lieblich in dir ſelbſt vergiſſeſt —
Du ſchwärmſt, es ſchwärmt der Schöpfung Seele mit.

Um Mitternacht.

8 Gelaſſen ſtieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand;
Ihr Auge ſieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen ſtille ruhn.
Und kecker rauſchen die Quellen hervor,
Sie ſingen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute geweſenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtets nicht, ſie iſt es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue ſüßer noch,
Der flüchtigen Stunden gleichgeſchwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es ſingen die Waſſer im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute geweſenen Tage.

In der Frühe.

9 Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir —
Dort gehet ſchon der Tag herfür
An meinem Kammerfenſter.
Es wühlet mein verſtörter Sinn
Noch zwiſchen Zweifeln her und hin
Und ſchaffet Nachtgeſpenſter.
Aengſte, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu dich! Schon ſind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

Troſt.

10 Ja, mein Glück, das langgewohnte,
Endlich hat es mich verlaſſen!
Ja, die liebſten Freunde ſeh ich
Achſelzuckend von mir weichen,
Und die gnadenreichen Götter,
Die am beſten Hilfe wüßten,
Kehren höhniſch mir den Rücken.
Was beginnen? Werd ich etwa,
Meinen Lebenstag verwünſchend,
Raſch nach Gift und Meſſer greifen?
Das ſei ferne! Vielmehr muß man
Stille ſich im Herzen faſſen.
Und ich ſprach zu meinem Herzen:
Laß uns feſt zuſammenhalten!
Denn wir kennen uns einander,
Wie ihr Neſt die Schwalbe kennet,
Wie die Zither kennt den Sänger,
Wie ſich Schwert und Schild erkennen,
Schild und Schwert einander lieben.
Solch ein Paar, wer ſcheidet es?
Als ich dieſes Wort geſprochen,
Hüpfte mir das Herz im Buſen,
Das noch erſt geweinet hatte.

An Diſt.

Der Himmel glänzt vom reinſten Frühlingslichte; 11
Ihm ſchwillt der Hügel ſehnſuchtsvoll entgegen;
Die ſtarre Welt zerfließt in Liebesſegen
Und ſchmiegt ſich rund zum zärtlichſten Gedichte.
Am Dorfeshang, dort bei der luftgen Fichte,
Iſt meiner Liebſten kleines Haus gelegen —
O Herz, was hilft dein Wiegen und dein Wägen,
Daß all der Wonneſtreit in dir ſich ſchlichte!
Du, Liebe, hilf den ſüßen Zauber löſen,
Womit Natur in meinem Innern wühlet!
Und du, o Frühling, hilf die Liebe beugen!
Liſch aus, o Tag! Laß mich in Nacht geneſen!
Indes ihr ſanften Sterne göttlich kühlet,
Will ich zum Abgrund der Betrachtung ſteigen.

Verborgenheit.

Laß, o Welt, o laß mich ſein! 12
Locket nicht mit Liebesgaben:
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, ſeine Pein!
Was ich traure, weiß ich nicht,
Es iſt ein unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Tränen ſehe
Ich der Sonne liebes Licht.
Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, die mich drücket,
Wonniglich in meiner Bruſt.
Laß, o Welt, o laß mich ſein!
Locket nicht mit Liebesgaben:
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, ſeine Pein!

Gebet.

Herr ſchicke, was du willt, 13
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.
Wolleſt mit Freuden
Und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überſchütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Beſcheiden.

Zum neuen Jahr.

Wie heimlicherweiſe
Ein Engelein leiſe
Mit roſigen Füßen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze du mit!

In ihm ſeis begonnen, 14
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Neue Liebe.

Kann auch ein Menſch des andern auf der Erde
Ganz, wie er möchte, ſein?
In langer Nacht bedacht ich mirs und mußte ſagen: nein!

So kann ich niemands heißen auf der Erde,
Und niemand wäre mein?
Aus Finſterniſſen hell in mir aufzückt ein Freudenſchein:

Sollt ich mit Gott nicht können ſein,
So wie ich möchte, mein und dein?
Was hielte mich, daß ichs nicht heute werde?

Ein ſüßes Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte ſein,
Gott ſelbſt zu eigen haben auf der Erde!

Heimweh.

16 Anders wird die Welt mit jedem Schritt,
Den ich weiter von der Liebſten mache;
Mein Herz, das will nicht weiter mit.
Hier ſcheint die Sonne kalt ins Land,
Hier deucht mir alles unbekannt,
Sogar die Blumen am Bache!
Hat jede Sache
So fremd eine Miene, ſo falſch ein Geſicht.
Das Bächlein murmelt wohl und ſpricht:
Armer Knabe, komm bei mir vorüber,
Siehſt auch hier Vergißmeinnicht!
Ja, die ſind ſchön an jedem Ort,
Aber nicht wie dort.
Fort, nur fort!
Die Augen gehn mir über!

Lebewohl.

17 „Lebe wohl!“ — Du fühleſt nicht,
Was es heißt, dies Wort der Schmerzen;
Mit getroſtem Angeſicht
Sagteſt dus und leichtem Herzen.
„Lebe wohl!“ — Ach, tauſendmal
Hab ich mir es vorgeſprochen
Und in nimmerſatter Qual
Mir das Herz damit gebrochen!

Denk es, o Seele!

18 Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Roſenſtrauch, wer ſagt,
In welchem Garten?
Sie ſind erleſen ſchon,
Denk es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachſen.

Zwei ſchwarze Rößlein weiden
Auf der Wieſe.
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden ſchrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh
An ihren Hufen
Das Eiſen los wird,
Das ich blitzen ſehe!

Auf ein altes Bild.

In grüner Landſchaft Sommerflor, 19
Bei kühlem Waſſer, Schilf und Rohr,
Schau, wie das Knäblein Sündelos
Frei ſpielet auf der Jungfrau Schoß!
Und dort im Walde wonneſam,
Ach, grünet ſchon des Kreuzes Stamm!

An meine Mutter.

Siehe, von allen den Liedern nicht eines gilt 20
dir, o Mutter!
Dich zu preiſen, o glaubs, bin ich zu arm und zu reich.
Ein noch ungeſungenes Lied ruhſt du mir im Buſen,
Keinem vernehmbar ſonſt, mich nur zu tröſten beſtimmt,
Wenn ſich das Herz unmutig der Welt abwendet und einſam
Seines himmliſchen Teils bleibenden Frieden bedenkt!

Das verlaſſene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn, 21
Eh die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flammen Schein,
Es ſpringen die Funken;
Ich ſchaue ſo drein,
In Leid verſunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging er wieder!

Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringangs Töchterlein? 22
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was tut ſie denn den ganzen Tag,
Da ſie wohl nicht ſpinnen und nähen mag?
Tut fiſchen und jagen.
O, daß ich doch ihr Jäger wär!
Fiſchen und Jagen freute mich ſehr.
Schweig ſtille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil,
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O, daß ich doch ein Königsſohn wär!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb ich ſo ſehr.
Schweig ſtille, mein Herze!

Einsmals ſie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
„Was ſiehſt mich an ſo wunniglich?
Wenn du das Herz haſt, küſſe mich!“
Ach, erſchrak der Knabe!
Doch denket er: mir iſts vergunnt,
Und küſſet Schön-Rohtraut auf den Mund.
Schweig ſtille, mein Herze!

Darauf ſie ritten ſchweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab in ſeinem Sinn:
Und würdſt du heute Kaiſerin,
Mich ſollts nicht kränken.
Ihr tauſend Blätter im Walde, wißt,
Ich hab Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
Schweig ſtille, mein Herze!

Der Feuerreiter.

23 Sehet ihr am Fenſterlein
Dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es ſein,
Denn er geht ſchon auf und nieder.
Und auf einmal welch Gewühle
Bei der Brücke, nach dem Feld!
Horch! Das Feuerglöcklein gellt:
Hinterm Berg,
Hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!

Schaut! Da ſprengt er wütend ſchier
Durch das Tor, der Feuerreiter,
Auf dem rippendürren Tier,
Als auf einer Feuerleiter!
Querfeldein! Durch Qualm und Schwüle
Rennt er ſchon und iſt am Ort!
Drüben ſchallt es fort und fort:
Hinterm Berg,
Hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!

Der ſo oft den roten Hahn
Meilenweit von Fern gerochen,
Mit des heilgen Kreuzes Span
Freventlich die Glut beſprochen —
Weh! Dir grinſt vom Dachgeſtühle
Dort der Feind im Höllenſchein.
Gnade Gott der Seele dein!
Hinterm Berg,
Hinterm Berg
Raſt er in der Mühle!

Keine Stunde hielt es an,
Bis die Mühle borſt in Trümmer;
Doch den kecken Reitersmann
Sah man von der Stunde nimmer.
Volk und Wagen im Gewühle
Kehren heim von all dem Graus;
Auch das Glöcklein klinget aus:
Hinterm Berg,
Hinterm Berg
Brennts! —

Nach der Zeit ein Müller fand
Ein Gerippe ſamt der Mützen
Aufrecht an der Kellerwand
Auf der beinern Mähre ſitzen:
Feuerreiter, wie ſo kühle
Reiteſt du in deinem Grab!
Huſch! Da fällts in Aſche ab.
Ruhe wohl,
Ruhe wohl
Drunten in der Mühle!

Maler Nolten.

Seelenrätſel großer Geiſter.

24 Ach, wenn ein Geiſt, den doch der Genius der Kunſt mit treuem Flügel über all die kleine Not des Lebens wegzuheben ſchien, ſo frühe ſchon ein edles Auge auf dieſes Treiben werfen kann, was bleibt alsdann ſo manchem andern zum Troſt übrig, der, ungleich ärmer ausgeſtattet, ſich in der Niederung des Erdenlebens hinſchleppt? Und wenn das vortreffliche Talent ſelbſt, wenn die hellere Geiſtesflamme ſich vielleicht vom beſten Oel des innerlichen Menſchen ſchmerzhaft nährte: wer ſagt uns dann, warum jenes namenloſe Weh, das alle Mannheit, alle Luſt und Kraft der Seele bald bänglich ſchmelzend untergräbt, bald zornig aus den Grenzen treibt, warum doch jene Heimatloſigkeit des Geiſtes inmitten eines reichen und menſchlich ſchönen Daſeins ſo oft das Erbteil herrlicher Naturen ſein muß? Das Rätſel eines ſolchen Unglücks aber völlig zu machen, muß noch der Körper helfen, um, wenn die wahre Krankheit fehlt, mit nur deſto gräßlicherem Scheine die arme Seele abzuängſtigen und vollends irre an ſich ſelbſt zu machen!

Starke Naturen.

25 Es gibt Männer, deren ganze Erſcheinung uns ſogleich den angenehmen Eindruck vollkommener Sicherheit erweckt. Das Uebergewicht einer kräftigen, mehr verneinenden als beſahenden Natur, die Rechtlichkeit eines reſoluten Charakters, ſogar die eigentümliche Atmoſphäre, welche Rang und Vermögen um ſie verbreiten: dies alles ſcheint nicht nur ſie ſelbſt zu Herren jedes böſen Zufalls zu machen, ſondern ihre Gegenwart wirkt auch auf andere, die ſich nur einigermaßen ihres Wohlwollens bewußt ſind, mit der Magie eines kräftigen Talismans: herzlich gern möchten wir ſolch einen Glücksmann ein wenig in unſere Sorge und Gefahr verflochten ſehen; denn es tut dem Herzen ſo wohl, eine Perſon, die uns in jedem Betracht überlegen und unzugänglich ſcheint, nun durch gemeinſame Not ſich menſchlich nahe zu fühlen.

Grauſame Enttäuſchung.

26 Wenn uns ganzunerwartet im ausgelaſſenſten Jammer ein beſchämender Vorwurf aus verehrtem Munde trifft, ſo iſt dies immerhin die grauſamſte Abkühlung, die wir erfahren können. Es wird auf einmal

totenſtill in dir; du ſiehſt dann deinen eigenen Schmerz, dem Raubvogel gleich, den in der kühnſten Höhe ein Blitz berührt hat, langſam aus der Luft herunterfallen und halbtot zu deinen Füßen zucken.

Zurückgebliebene Knaben.

27 Ich preiſe den jungen Menſchen glücklich, der, ohne träg oder dumm zu ſein, hinter ſeinen Jahren, wie man ſo ſpricht, zurückgeblieben iſt; er trägt ſehr häufig einen ungemeinen Keim in ſich, der nur durch die Umſtände glücklich entwickelt werden muß. Hier iſt jede Abſurdität Anfang und Aeußerung einer edeln Kraft, und dieſe Zeit des Brütens, wobei man nichts herauskommen ſieht, nenne ich die rechte Sammelzeit des eigentlichen innern Menſchen. Ich denke mir gar wohl das ſtille gedämpfte Licht, worin dem Knaben dann die Welt noch ſchwebt, wo er geneigt iſt, den allergewöhnlichſten Gegenſtänden ein fremdes, oft unheimliches Gepräge aufzudrücken und irgend ein Geheimnis damit zu verbinden, wo ihm hinter jedem gleichgültigen Ding, es ſei dies, was es wolle — ein Holz, ein Stein, der Hahn und Knopf auf dem Turme —, ein Unſichtbares, hinter jeder toten Sache ein geiſtiges Etwas ſteckt, das ſein beſonderes, in ſich verborgenes Leben hegt, wo alles Ausdruck, alles Phyſiognomie annimmt.

Miſchung von Poeſie und Verſtand.

28 Das Schickſal verwendet die Kräfte, welche verſchränkt in einem Menſchen liegen können, gar mannigfaltig, und aus einer Miſchung von Poeſie mit politiſchem Verſtand, mit philoſophiſchem Talent, mit mathematiſchem Genie uſw., in einem und demſelben Geiſte ſpringen die merkwürdigſten, die größten Reſultate hervor, vor denen die Gelehrten verblüfft mit Kopfſchütten ſtehen, und die das lahme Rad der Welt auf lange hinein wieder in einen wohltätigen Schwung verſetzen. Da ſcheint ſich die Natur vor unſern eingeſchränkten Augen auf einmal ſelbſt zu widerſprechen oder wenigſtens zu übertreffen; ſie tut aber keines von beiden. Zwei heterogen ſcheinende Kräfte können ſich wunderbar ſtärken und das Trefflichſte hervorbringen.

Briefe.

Wert der Einſamkeit.

Eine gewiſſe Einſamkeit ſcheint dem Gedeihen 29
der höheren Sinne notwendig, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menſchen miteinander manchen heiligen Keim erſticken und die Götter, die den unruhigen Tumult zerſtreuter Geſellſchaften und die Verhandlung kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verſcheuchen.

Wirkung der Muſik.

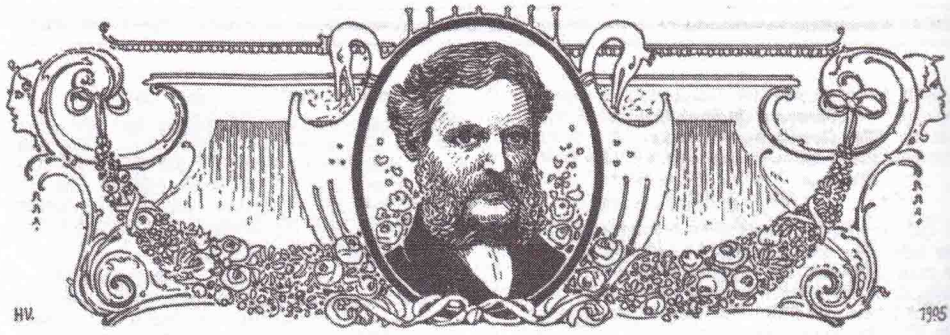
Die Muſik tut eine unbeſchreibliche Wirkung 30
auf mich — oft iſts wie eine Krankheit — aber nur periodiſch. Eine bewegliche, nicht gerade traurige Muſik, oft eine fröhliche, kann mir manchmal mein Innerſtes löſen. Da verſink ich in die wehmütigſten Phantaſien, wo ich die ganze Welt küſſend voll Liebe umfaſſen möchte, wo mir das Kleinliche und Schlimme in ſeiner ganzen Nichtigkeit, und wo mir alles in einem andern, verklärten Lichte erſcheint.

Feindliche Mächte.

Was durch eine ſelige Gewohnheit ganz mit 31
unſerm Weſen verwachſen zu ſein ſcheint, was wir ſo feſt als unſer Daſein mit uns umherzutragen ſcheinen, ſo daß wirs anders gar nicht einmal nur zu denken vermögen: wird das nicht oft durch eine kalte Hand urplötzlich und unwiderruflich gelöſt?

Wirklichkeit des Glücks.

Gibt es nicht ſolche ſeltene Momente, wo gleich- 32
ſam ein raſcher Blitz des innerſten Bewußtſeins uns das, was wir beſitzen und ſind, in ſeiner ganzen Geſtalt ſehn läßt, in der überwältigenden Fülle ſeiner Wirklichkeit, während es dann ſcheint, als wäre man bisher nur wie in einem gewöhnlichen Traum befangen geweſen? Da iſt es, als rührte plötzlich ein Gott meine Schulter mit der Hand und ich ſchlüge hell die Augen auf — aber nur, um dann gleichſam wieder von einem wachen Traum in den andern zu ſtürzen, vergeblich ringend, das Wunder zu begreifen, das mich ſo glücklich macht. O, es iſt wahrhaftig kein leeres Wort, wenn ich ſage, daß ich in ſolchen Augenblicken mich zu jener himmliſchen Genügſamkeit erhoben und fähig fühle, welche in dem bekannten Ausdruck liegt: „Rufe dein Kind zurück! Ich habe genoſſen das irdiſche Glück!“



Gilm.

Gedichte Gottes.

1 Du ſagteſt einſt — ich hör es immer wieder —
Daß du die Dichtung liebeſt und die Lieder!
Dann mußt du auch die Veilchen lieben,
Denn ſieh: ſie ſind ja auch Gedichte,
Die Gott ins Grün hineingeſchrieben
Mit ſeines Himmels blauem Lichte!

Gott überall.

2 Sieh, dort zeigen ſie dem Volke
Sein und ſeines Gotts Verhängnis:
Eine trübe Weihrauchwolke
Und ein ewiges Gefängnis.

Wollen ihn mit goldnen Spangen
Zwiſchen Schloß und Riegel halten;
Können nicht den Sturmwind fangen,
Nicht den Strahl der Sonne ſpalten.

Und es heißt: Im Windesſäuſeln
Kommt der Mächtige gegangen —
Wenn ſich deine Locken kräuſeln,
Streift ſein Hauch um deine Wangen.

Und es ſteht im Buch geſchrieben:
Wo zwei Menſchen ſich begegnen,
Die ſich in der Seele lieben,
Naht der Herr ſich, ſie zu ſegnen.

Drei Kränze.

3 Ich habe drei Kränze gewunden
Gleich einer Schäferin
Und will ſie nun verteilen
Nach meinem törichten Sinn.

Den erſten aus Eichenblättern,
Den drück ich dir auf das Haupt:
Es liegt eine Kraft in der Eiche,
An die man vertraut und glaubt.

Den zweiten aus wilden Roſen
Geb ich dem Bächlein im Wald:
Das färbt mit roſigem Leben
Die Wangen von jung und alt.

Den dritten aus Blumen des Feldes
Leg ich dem Heiland aufs Haar:
Er ſoll keinen Dornenkranz tragen
In meinem ſeligſten Jahr.

Himmel oder Frühling.

Habt ihr mich hinausgetragen
In den Wald, den ſommerfriſchen,
Wo die Nachtigallen ſchlagen
In den wilden Roſenbüſchen:

Mutter, hilf mir aus dem Bette!
Auf dem Raſen will ich ſpringen
Wie ein Kind, und um die Wette
Will ich mit den Vögeln ſingen.

Und von Lichtern welch Gewimmel!
Ach, ſo ſchön wars nie auf Erden!
Mutter, ſag, iſt das der Himmel,
Oder will es Frühling werden?

Segen.

Mitternacht war längſt vorüber,
Und es zogen groß und ſchwer
Schwarze Wolken immer trüber
Von den nahen Bergen her.

Und das Aug emporgehoben,
Warf ich mich ins feuchte Gras,
Bis ich in des Himmels Toben
Meiner Seele Sturm vergaß.

Sieh, da träufelt Frühlingsregen
Auf die Wang mir lind und lau,
Und ich hatte meinen Segen
Und das Veilchen ſeinen Tau.

Stille.

6 Wenn am Himmel ſchlagbereitet
Die Gewitterwolken ziehen,
Wandersmann nun ſchneller ſchreitet
Und zum Neſt die Vögel fliehen:
Wird es ſtille.

Wenn die Blumen fromm und ſelig
Sich zum Beten bücken nieder
Und der Himmel nur allmählich
Oeffnet tauſend Augenlieder:
Wird es ſtille.

Wenn das Herz ſich muß entſchließen,
Ewigen Vergeſſens Lethe
Auf die Blumen auszugießen,
Die es ſich im Frühling ſäte:
Wird es ſtille.

Die Nacht.

7 Aus dem Walde tritt die Nacht;
An den Bäumen ſchleicht ſie leiſe,
Schaut ſich um in weitem Kreiſe —
Nun gib acht!

Alle Lichter dieſer Welt,
Alle Blumen, alle Farben
Löſcht ſie aus und ſtiehlt die Garben
Weg vom Feld.

Alles nimmt ſie, was nur hold;
Nimmt das Silber weg des Stromes,
Nimmt vom Kupferdach des Domes
Weg das Gold.

Ausgeplündert ſteht der Strauch —
Rücke näher: Seel an Seele!
O die Nacht, mir bangt, ſie ſtehle
Dich mir auch.

Allerſeelen.

8 Stell auf den Tiſch die duftenden Reſeden;
Die letzten roten Aſtern trag herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einſt im Mai.

Gib mir die Hand, daß ich ſie heimlich drücke,
Und wenn mans ſieht: mir iſt es einerlei;
Gib mir nur einen deiner ſüßen Blicke,
Wie einſt im Mai.

Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe:
Ein Tag im Jahre iſt den Toten frei;
Komm an mein Herz, daß ich dich wieder habe,
Wie einſt im Mai.

Ein Sterbebett.

9 Komm einen Augenblick mit mir; doch leiſe
Tritt auf! Siehſt du das Sterbebett und bleich
Die junge Mutter drauf, nach Engelweiſe
Noch lächelnd, und die ſchwarze Locke weich
Und voll die dünne Wange überſchattend?
Und einen Knaben küßt ſie lang und warm,
Als gäb ſie ihm die Seele, und ermattend
Fällt ſie dem Gatten in den Arm.

Dies Auge, nun gebrochen und verdunkelt,
Hat einſtens wie in lauer Sommernacht
Der Sirius, der brennende, gefunkelt;
Die Lippe, ſchmal und weiß, hat einſt gelacht,
Geſchwellt vom Kuß der Liebe, wie die Kirſche,
Wenn an der Sonn ſie reift, und die Geſtalt
War federkräftig einmal gleich dem Hirſche
Im blätterreichen Buchenwald.

Dies Weib war meine Mutter, und der Knabe,
Den ſie geküßt, bin ich; als in dem Born
Des ſüßen Auges ſchwamm die Wundergabe
Der Poeſie — die Roſe mit dem Dorn —
Mit ſchnellen Händen langt ich nach dem Erbe,
Was blüht und glänzt und flimmert, freut das Kind;
Ich wußte nicht, wie ſchmerzenreich und herbe
Die Tage eines Dichters ſind.

Ein Fluch iſt Poeſie! Denn wer ihr Zeichen
Auf ſeiner Stirne trägt, der iſt verfehmt.
Der Menſch, weil er den Aar nicht kann erreichen,
Hat ſeinen kühnen Fittich ihm gelähmt . . .
Es iſt ein traurig Los, den Ring zu ſchauen,
Den feſſelnden, für den, der höher ſchwang
Sich als die Wolk, und am Gedanken kauen,
Statt ihn zu feiern im Geſang.

Ich trugs, denn das Vermächtnis war mir teuer;
Man höhnte mich, ich habe nie gezagt;
Wer ſah mich weinen, wenn Prometheus Geier,
Der ewige, an meinem Herzen nagt?
Da ſah ich dich, des Himmels ſchönſte Dichtung;
O Gott, mit welcher Hoffnung ſah ich hin,
Wie in dem Wald der Wandrer nach der Lichtung
Voll Sonnengruß und Wieſengrün!

Du liebteſt mich, bevor du die Entdeckung,
Die gräßliche, daß ich ein Dichter bin,
Gemacht; o, wenn die Poeſie Befleckung
Der Lieb iſt, nicht ihr Kronjuwel: nimm hin
Die Roſe; nimm das blühende Vermächtnis
Der Mutter hin, und wirf es in den Kot —
Und alle Lieder will aus dem Gedächtnis
Vertilgen ich auf dein Gebot.

Die Mutter.

Leiſe atmend, halb entſchlummert, 10
Liegt das Kind im Bettchen klein;
Plötzlich durch das offne Fenſter
Schaut der Abendſtern herein.

Und nach ihm mit beiden Händen
Laut aufweinend langt das Kind:
„Mutter, Mutter hol mir dieſen
Schönen Stern herab geſchwind!“

„Dummheit!“ ruft der Vater zornig
Hinter einem Zeitungsblatt,
„Was der Fratz von dritthalb Jahren
Für verrückte Launen hat!

Denk man: dreißig Millionen
Meilen weg und ein Planet,
Der zweihundertvierundzwanzig
Tage um die Sonne geht!"

Doch die Mutter tröſtet leiſe:
„Schlaf mein Engel! Dieſe Nacht
Hol ich dir den Stern vom Himmel,
Der dir ſo viel Freude macht;

Morgen früh, hier auf dem Bette
Findeſt du den Edelſtein" —
Und das Kind, in Tränen lächelnd,
Schläft am Mutterherzen ein.

Sollt nie böſe Worte reden.

11 Sollt nie böſe Worte reden,
Wo ſich lieben ihrer zwei:
Unſichtbar für einen jeden
Steht ein Engel ihnen bei.

Engel haben feine Ohren,
Wie der Menſch hat, wenn er ſtirbt,
Und der Aermſte iſt verloren,
Der mit ihnen es verdirbt.

Unerwartet aus dem Grunde
Oft die Waſſerblume taucht;
Wißt ihr, ob in nächſter Stunde
Ihr nicht auch den Engel braucht?

Gleichgewicht.

12 Gleiches Maß iſt in der Welt
Für die Wonnen, für die Qualen:
Was ein Menſch an Freud erhält,
Muß mit Leid ein andrer zahlen.

Süß iſts, wenn im Liebesbund
Hand in Hand liegt eingeſchnitten,
Wenn den Weg von Mund zu Mund
Könnt ein Roſenblatt verſchütten.

Doch berauſcht von ihrem Glück,
Denkt wohl keines von den beiden,
Daß im ſelben Augenblick
Zwei dafür auf ewig ſcheiden.

Halte heimlich Schmerz und Luſt.

13 Halte heimlich Schmerz und Luſt:
Mach es nicht ſo wie die andern,
Die auf offner Straße wandern
Mit der unbedeckten Bruſt!

Aus der Liebe vollem Kranz
Iſt ein Blatt bald ausgeriſſen;
Was die Leute einmal wiſſen,
Das gehört uns nicht mehr ganz.

Aus des Herzens Grund zu haſſen.

14 Aus des Herzens Grund zu haſſen
Iſt nicht jedem ſo geläufig;
Aber Gutes unterlaſſen,
Das iſt leicht und darum häufig.

Das ſoll jeder wohl bedenken
Und kein gutes Wort verſchieben:
Daß wir die am meiſten kränken,
Die wir doch am meiſten lieben.

Der Jeſuit.

Es geht ein finſtres Weſen um,
Das nennt ſich Jeſuit;
Es redet nicht, iſt ſtill und ſtumm,
Und ſchleichend iſt ſein Tritt.

Es trägt ein langes Traurgewand
Und kurzgeſchornes Haar
Und bringt die Nacht zurück ins Land,
Wo ſchon die Dämmrung war.

Es hat nicht Raſt und hat nicht Ruh
Und hat ein fahl Geſicht;
Es drückt beim Tag die Augen zu,
Als beiße es das Licht.

Es wohnt in einem öden Haus
Und ſinnt auf neuen Zwang,
Und ſchaut es in die Welt hinaus,
So wird der Menſchheit bang.

Und Jeſus trug ein farbig Kleid,
Und ſeine Bruſt war bloß,
Und was er ſprach, war Seligkeit,
Und was er tat, war groß.

Und Jeſus trug ein wallend Haar,
Und ſeine Wang war rot,
Und Jeſus offnes Auge war
So frei — wie ſein Gebot.

Am dattelreichen Palmenbaum,
Da lehrt er ſein Gebet
Und träumte ſeiner Liebe Traum
Am See Genezareth.

Drum, ſeh ich ſolch nen Finſterling,
So fällt mir immer ein:
Wie kann man doch ſolch wüſtem Ding
So ſchönen Namen leihn!

Ein Hindernis.

Es geht durchs blühende Heidenfeld
Mit klöſterlichem Schritt,
Mit breitem Hut und weitem Gewand
Ein langer Jeſuit.

Ein alter kahler Tannenbaum
Am Waldesſaume ſteht;
Der ſpricht für ſich: „Könnt ich vom Platz,
Ich wüßte, was ich tät!"

Zeitſonette aus dem Puſtertal.

1.

Deutſchland erwacht, wenn auch vom fremden [Spotte,
Zu eines Volkes mächtigem Vereine;
Von ſeinen Bergen löſen ſich die Steine
Zum Tempelbaue dem vereinten Gotte.

Und wo ein Baum, ein Bach, wo eine Grotte,
Da ſingts und klingts im Frührot-Dämmerſcheine;
Hört ihr nicht Freiligrath im Eichenhaine
Gewaltig zimmern an der deutſchen Flotte?

Tirol, reib dir den Schlaf aus deinen Augen!
Steh auf vom alten Lotterbett: es taugen
Nicht welke Blätter für den friſchen Morgen!

Du kannſt nicht ewig vom Vergangnen borgen,
Selbſtmörderiſch am eignen Blute ſaugen:
Die Zeit iſt da, für neuen Ruhm zu ſorgen.

2.

Die Trauben hangen ſchwer an ihren Stäben;
Die wilde Ente ſchwimmt vergnügt im Bade;
Auflauſcht das Reh von ſeinem grünen Pfade,
Und Berberitzen reifen rot daneben.

Still iſt das Land wie ein Granitgeſtade,
Eh ſich die Wogen fangen an zu heben,
Und doch beginnt ein Kampf auf Tod und Leben,
Wo keiner gibt und keiner fordet Gnade.

Nicht lang iſts her, daß grauſam wir vertrieben
Die eignen Brüder haben, die uns lieben,
Und ſollen Fremde nähren, die uns haſſen!

Ihr Väter Jeſu müßt das Land verlaſſen!
Die Zeit iſt um: die Völkertaten laſſen
Sich nicht gleich einer Hochzeitsnacht verſchieben!

3.

Wir konnten nie dem Feind zu Leibe kommen
Und haben ſtets mit Schatten uns geſchlagen;
Es kamen alle unſre ſieben Plagen
Wie weſenloſe Nebel hergeſchwommen.

Nun endlich hat zu unſerm Heil und Frommen,
Vielleicht aus Mut, die Schlacht mit uns zu wagen,
Vielleicht aus Eitelkeit — wer kann es ſagen? —
Der Feind Geſtalt und Körper angenommen.

Wir dürfen nicht mehr in die Irre ſchweifen:
Breit ſteht das ſchwarze Mal vor unſern Läufen;
Unwiderſtehlich lockt es Tun und Trachten.

Dem wahren Haß genügt nicht das Verachten:
Der Liebe gleich muß er mit Händen greifen —
Nach ſeiner Sehnſucht ſoll er nicht verſchmachten.

4.

Ihr Muſenjünger, die mit Tränenfluten
Ihr von der Welt Verderben chriſtlich wimmert,
Verweſung ſingend uns die Särge zimmert
Aus heißer Liebe nach dem Abſoluten —

Der Lieder Art will nimmer uns gemuten:
Hat ſich die Welt, die ihr verſchmäht, verſchlimmert,
Iſts eure Schuld, weil ihr ſie unbekümmert
An ihren tiefen Wunden laßt verbluten!

Der Dichter muß voran! Wie einſt die Wolke
Vor Iſrael, muß er vor ſeinem Volke,
Der wüſten Zeiten kundger Lotſe, wandeln.

Geſang iſt Blüt und ihre Frucht das Handeln!
Im Buche der Geſchichte könnt ihr leſen,
Daß jede Tat zuerſt ein Lied geweſen.

5.

Es gibt zwar manche, die die Zeit verſtehen!
Was nützt es ſie, da ſie den Mut nicht haben,
Die gleich dem Gold tief liegenden Ideen
Aus ihrem Herzen mutig auszugraben?

Laßt es des Lichtes ganze Schönheit ſehen,
Daß ſich der Menſchen Augen daran laben;
Dann geht es vorwärts, wie die Roſſe traben
Am Tag der Schlacht, wenn alle Banner wehen.

Wer hat nicht Angſt, wer lebt nicht im Gefühle
Des nahen Sturms, wem drückt die bange Schwüle
Vor dem Gewitter nicht die Seele nieder?

Die Lerche nur bleibt froh, bis ausgewettert
Der Elemente Sturm, und luſtig ſchmettert
Sie mit dem erſten Donnerchore Lieder.

6.

Als deutſche Wiſſenſchaft noch glich dem Bache,
Auf dem die Kinder nur aus Kurzweil ſchiffen,
Als kaum entknoſpet war noch unſre Sprache,
Voll jungfräulicher Armut an Begriffen:

Wahrlich, da wars, mit Jeſuitenkniffen
Die Menſchheit zu verblenden, leichte Sache;
Doch wer an ihr geſündigt, hat vergriffen
Sich an der Gottheit; ihr gebührt die Rache!

Jetzt lachen wir! Ihr könnt uns nimmer lenken
Auf euren alten angefaulten Bänken,
Die Fürſtengunſt mühſam zuſammenhält!

Gedanken nur regieren jetzt die Welt!
Und euer Dogma — ſchaudert nur! — enthält
Das einzige Gebot: Du ſollſt nicht denken!

Du freies Wort.

Du freies Wort, des Friedens Schwert, 18
Heraus aus deiner Scheide,
Daß unſer Aug — wir ſind es wert —
An deinem Glanz ſich weide!

Wir haben lang ſchon ausgeruht
Von unſern Schlachtentagen,
Und jeden Morgen wächſt der Mut,
Ein Leben dran zu wagen.

Es grämen ſich die Eichen ſtill,
Daß ſie vergebens grünen,
Daß keiner mehr im Lande will
Der Blätter Kranz verdienen.

Du freies Wort, des Friedens Schwert,
Heraus aus deiner Scheide,
Und wie ein Blitzſtrahl niederfährt,
So leuchte deine Schneide!

Der Freiheit eine Gaſſe!

19 Ich hab geklopft an manche Tür:
Steht auf und ſchlaft nicht länger!
Ich ſcharte unter mein Panier
Die führerloſen Sänger.
Ich ſagte frei und unverweilt,
Wie es mein Gott mich lehrte,
Hab jeden Strauß mit euch geteilt,
Den mir der Mai verehrte.

Ein Mann des Worts ſprach ich für euch,
Als ihr wie ſtumm geboren,
So odemlos wart wie der Teich,
Der Winters zugefroren.
Wem einen Kranz ihr zugedacht,
Hab ich nach deutſcher Weiſe
Ein friſches Eichenlaub gebracht
Statt eurem Nadelreiſe.

Was geht ihr nun mit feiger Scheu
Hohnlächelnd auf die Seite?
Die Haſen fliehen, wenn der Leu
Den Tiger ruft zum Streite.
Der Liebe galt mein erſtes Lied,
Das letzte gilt dem Haſſe —
Ich rufe jetzt, wie Winkelried:
„Der Freiheit eine Gaſſe!“

Die Freiheit.

20 Die Freiheit ſei kein Wetterſchlag,
Mit dem Gewitter zücken:
Sie ſei ein junger Frühlingstag
Mit himmelblauen Blicken!

Wir wollen nicht das Gotteswort
Und ſeine Tempel ſchänden:
Wir wollen nur die Heuchler fort
Aus unſern Tälern ſenden.

Wir fordern klares Sonnenlicht,
Nicht Rauch aus tauſend Kerzen,
Und laſſen unſre Freude nicht
Mit trüben Farben ſchwärzen.

Wir wollen alle Brüder ſein,
An Deutſchlands Bruſt uns ſchmiegen,
An Inn und Eider, Donau, Rhein
Uns in den Armen liegen.

Friſch auf, Tirol, und wag es, frei
Dem Licht ins Aug zu ſchauen!
Friſch auf, Tirol, und hilf aufs neu
Am deutſchen Dome bauen!

Jungfrau Germania.

21 Ich ahn es, ich fühl es, ich weiß es:
Du liebſt eine andere Frau;
Du trägſt ihre heiligen Farben
Im geiſtigen Leben zur Schau.

Dein Arm, dein Lied, deine Seele
Gehören ihr ganz allein;
Sie hat von dir das Weſen:
Ich habe von dir nur den Schein.

Und hätteſt du tauſend Mädchen
Und jede ſo ſchön wie der Mai:
Du wirft ſie alle verlaſſen,
Wenn dieſe Jungfrau frei!

Du liebſt — des Männerſtolzes
Gedenk und ſage: ja —
Du liebſt die kettenbeladne
Jungfrau Germania.

Drum geh, ihr gehören die Beſten
Der Beſten mit Fug und Recht,
Und andern genügt noch immer
Der Kehricht vom Männergeſchlecht.

Nirgends Männer!

Ueberall Fichten, überall Tannen,
Linden, die wie Mädchen beben,
Birken, die zur Erde ſtreben,
Buchen, die ſich eng umſpannen:
Nirgends Eichen!

Ueberall Staats- und Kirchendiener
In Kanzleien und Kontoren,
Dichter, Künſtler und Doktoren,
Offiziere, Kapuziner,
Philoſophen, Weiberkenner:
Nirgends Männer.

Unten und oben.

Unten bei dem armen Volke
Iſt der Frühling längſt erſchienen:
Von dem Segentau der Wolke
Fängt es lieblich an zu grünen.

Aber auf des Berges Firne
Hauſen noch die kalten Winde:
Seine Augen, ſeine Stirne
Schließt noch feſt die weiße Binde.

Einſt.

Einſt ſang ich von der Freiheit
Und von dergleichen Dingen:
Jetzt will ich von den Frauen
Und von der Liebe ſingen.

Der Jugend Ideale
Sind bunt bemalte Fratzen;
Die hochgeflognen Adler
Entarteten zu Spatzen.

Vor all den falſchen Göttern
Löſch aus ich meine Kerzen —
Es gibt nur einen Wahren:
Der wohnt im Frauenherzen!

Die Frauen!

Bleibt mit dem gelehrten Zank
Gütig mir vom Leibe:
Was ich weiß und fühle, dank
Einzig ich dem Weibe.

Wo der eine niederreißt,
Will der andre bauen;
Was die Schule nur verheißt,
Geben uns die Frauen.

Denn in ihrer Liebe liegt
Klar der Grund der Dinge:
Höher als der Adler fliegt,
Steigt des Engels Schwinge.

Ein König.

26 Mein iſt der Wald, und mir ſind untertänig
Die freien Tannen und die ſtolzen Buchen
Und alle wilden Roſen! Ich bin König;
Doch nach mir wirds kein anderer verſuchen.

Denn heimlich haſſen Blumen und die Bäume
Den Menſchen, jeden ſtillen Glücks Zerſtörer.
Wie hochverrätriſch ſind oft Lilienträume;
Wie ſtürmt in mancher Eiche der Empörer!

Ich nahte nicht mit Waffen in den Händen,
Den freien Baum als Sklaven zu verkaufen,
Des Waldes Sänger um ſein Licht zu blenden
Und ſchöne Blumenheidinnen zu taufen.

Sie ſahen mich gezeichnet von der Verhme
Und hörten laut die Welt mein Lied verhöhnen.
Da wanden mir die Eichen Diademe;
Da ſingen mich die Roſen an zu krönen.

Unſere Berge.

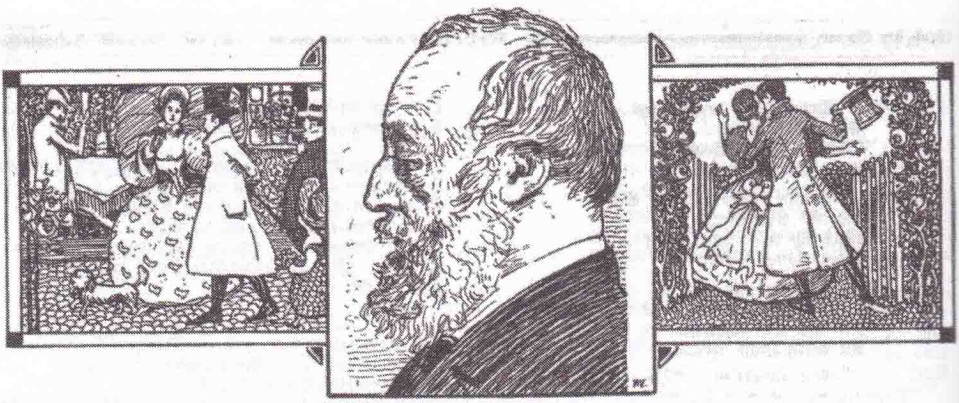
27 Es ziehen die Nebel durchs blühende Tal:
Laßt ziehen das graue Gewimmel!
Es leuchten die Berge im Sonnenſtrahl
Und zeigen die Wege zum Himmel.
Die kriechenden Schatten ereilen uns nicht —
Wir trinken hoch oben das roſige Licht
Auf unſern ewigen Bergen.

Es welken die Blumen des Frühlings ſo ſchnell:
Laßt unten die Blumen verwelken!
Hoch oben gibts Primeln am ſprudelnden Quell
Und Roſen und brennende Nelken.
Weicht unten der Frühling dem reifenden Halm,
Zieht er mit der klingenden Herde zur Alm
Auf unſern ewigen Bergen.

Und macht verſchmähte Liebe dich krank:
Laß liegen den Kummer im Tale;
Es reicht hoch oben die Freude den Trank
Aus bergkriſtallener Schale;
Denn zwiſchen den Sternen und zwiſchen dem Firn
Da neigt ſich zum Kuſſe die ſtolzeſte Stirn
Auf unſern ewigen Bergen.

Und wenn man das Lied zu Boden tritt —
So laßt es zertreten, zertreten:
Bevor der Roggen ſteht im Schnitt,
Ruft Gott die neuen Poeten
Aus jeglichem Wald, aus jeglichem Hag,
Um einzuſingen den neuen Tag
Auf unſern ewigen Bergen.

Und brechen die Feinde herein ins Land:
Laßt tauſend kommen und tauſend;
Wir haben pfeifendes Blei zur Hand
Und Eiſen ſingend und ſauſend.
Und zöge die Freiheit aus dieſer Welt,
Wir baun der verbannten ein ſicheres Zelt
Auf unſern ewigen Bergen.



Keller.

Morgen.

1 So oft die Sonne aufersteht,
Erneuert ſich mein Hoffen
Und bleibet, bis ſie untergeht,
Wie eine Blume offen;
Dann ſchlummert es ermattet
Im dunklen Schatten ein;
Doch eilig wacht es wieder auf
Mit ihrem erſten Schein.

Das iſt die Kraft, die nimmer ſtirbt
Und immer wieder ſtrettet,
Das gute Blut, das nie verdirbt,
Geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
Voran der Sonne wehn,
Wird nie der Freiheit Fechterſchar
In Nacht und Schlaf vergehn!

Sonnenaufgang.

2 Fahre herauf, du kriſtallener Wagen,
Klingender Morgen, ſo friſch und ſo klar!
Seidene Wimpel, vom Oſte getragen —
Flattre, du roſige Wölkleinſchar!

Siehe die Meere, ſie wogen und branden!
Aber ſtill das Gebirge ſteht.
Tau iſt geſprengt auf den funkelnden Landen,
Weihbrunn zum heiligen Sonnengebet.

Tauſendfach wollen die Blumen entriegeln
Aus ihrer Bruſt den gefangenen Gott;
Doch die vergoldeten Kreuze beſpiegeln
Sich auf den Domen mit gleißendem Spott.

Singen nicht Lerchen dort hoch in den Lüften,
Schwenkend in freiem und fröhlichem Zug?
Nein, aber aufwärts geſchwungen aus Klüften,
Sonnt ſich ein kreiſchender Rabenflug.

Springt nicht ein Fiſchlein aus ſilberner Welle,
Das ſich am lieblichen Lichte erfreut?
Ja, es iſt der Hecht, der bewehrte Geſelle,
Der den alltäglichen Raub erneut.

Fahre hinüber auf drehenden Speichen,
Schimmernder Morgen, noch iſt es nicht Zeit;
Roſige Wimpel, auch ihr mögt erbleichen —
Weh mir, ſchon weht ihr ſo blaß und ſo weit!

Fahr! Ein Joſua träumet auf Erden,
Dem es ſchon ahnend in Ohren erklingt;
Aufſpringt er einſt, in die Zügel den Pferden,
Welche zum Stehn der Gewaltige zwingt!

Ernſt der Sonne.

Aus den braunen Schollen
Springt die Saat empor;
Grüne Knoſpen rollen
Tauſendfach hervor.

Und es ruft die Sonne:
Fort den blaſſen Schein!
Wieder will ich Wonne,
Glut und Leben ſein!

Wieder wohlig zittern
Auf dem blauen Meer
Oder zu Gewittern
Führen das Wolkenheer!

In den Frühlingsregen
Sieben Farben ſtreun
Und auf Weg und Stegen
Meinen goldnen Schein.

Ruhn am Felſenhange,
Wo der Adler minnt,
Auf der Menſchenwange,
Wo die Träne rinnt!

Dringen in der Herzen
Kalte Finſternis,
Blenden alle Schmerzen
Aus dem tiefſten Riß!

Bringt — ich bin die Sonne —
An das Kerkertor,
Was ihr habt geſponnen
Winterlang, hervor!

Alle finſtern Hütten
Sollen Mann und Maus
Auf die Aue ſchütten,
An mein Licht heraus!

Mit all euren Schätzen
Lagert euch herum;
Wendet eure Fetzen
Vor mir um und um!

Daß durch jeden Schaden
Leuchten ich und dann
Mit dem goldnen Faden
Ihn verweben kann!

Abendlied.

4 Augen, meine lieben Fenſterlein,
Gebt mir ſchon ſo lange holden Schein,
Laſſet freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt ſein!

Fallen einſt die müden Lieder zu,
Löſcht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Taſtend ſtreift ſie ab die Wanderſchuh,
Legt ſich auch in ihre finſtre Truh.

Noch zwei Fünklein ſieht ſie glimmend ſtehn
Wie zwei Sternlein, innerlich zu ſehn,
Bis ſie ſchwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl ich auf dem Abendfeld,
Nur dem ſinkenden Geſtirn geſellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt!

Sonnenuntergang.

5 In Gold und Purpur tief verhüllt,
Willſt du mit deiner Leuchte ſcheiden,
Und ich, noch ganz von dir erfüllt,
Soll, Sonne, dich nun plötzlich meiden?
Du haſt mein Herz mit Luſt entzündet,
Du allerſchönſte Königin,
Wenn mir dein Strahlenantlitz ſchwindet,
Iſt nicht das Leben tot und hin?

O reiche mir noch einen Strahl
Des Lichtes, daß er auf mich falle
Und ich aus dieſem Dämmertal
An deiner Hand hinüberwalle!
Laß mich an deinem Hofe weilen,
Als lichte leichte Wolke nur,
Vor deinem Zuge kündend eilen
Als deines Glanzes ſchwächſte Spur!

Sie geht, ich wende bang mich ab,
Es dünkt die Welt mich eine Kohle;
Was jüngſt nur Klarheit wiedergab,
Stäubt, Aſche, unter meiner Sohle.
Doch ſchau, wie ich gen Oſten kehre,
Taucht mir ein neues Wunder auf:
Im roſig milden Nebelmeere
Beginnt der Silbermond den Lauf!

Der nach verlornen Strahlen jagt,
Iſt er der Sonne Aehrenleſer?
Iſt er, bis ſie im Oſten tagt,
Der goldnen Herrin Reichsverweſer?
Ach, unſrer armen Mutter Erde
Iſt er ja nur ein Lehenmann;
Und ſeht, mit glänzender Gebärde
Tut er die Lehnspflicht, wie er kann!

Er trägt das Licht durch Nacht und Graun
Getreu auf ſanft erhellten Wegen,
Bis wir den Morgen wieder ſchaun
Und friſch die Erde taut im Segen.
Die Liebe wird den Ruhm nicht mindern,
Wenn Kleine mit den Kleinern gehn:
Die Sonne ſelbſt ſamt ihren Kindern
Muß ſich um größre Sterne drehn.

Am Brunnen.

Wie ſtrahlet ihr im Morgenſchein, 6
Du roſig Kind, der Blütenbaum
Und dieſer Brunnen, friſch und rein —
Ein ſchönres Kleeblatt gibt es kaum!

Wie dreifach lieblich hat Natur
In euch ſich lächelnd offenbart!
Aus deinem Aug grüßt ihre Spur
Des Wandrers ſtille Morgenfahrt.

Es iſt, als käm aus deinem Mund
Das Lied, das dort die Quelle ſingt;
Es iſt, als tät der Brunnen kund,
Was tief in deiner Seele klingt!

Und wie der weiße Apfelbaum
Mit ſeinen Zweigen euch umweht:
Dies Bild, zart wie ein Morgentraum,
Iſt ein geſchautes Frühgebet!

Reich einen Trunk, du klare Maid,
Vom Quell, der deine Kindheit ſah!
Sein Rauſchen ſei dir allezeit,
Die Klarheit deinem Herzen nah!

Ich wünſche Segen deiner Hand
Zur Arbeit wie zum Liebesbund,
Dem bravſten Burſchen hie zu Land
Das keuſche Ja von deinem Mund!

Jeſuitenzug.

Huſſa! Huſſa! Die Hatz geht los! 7
Es kommt geritten klein und groß,
Das ſpringt und purzelt gar behend,
Das kreiſcht und zetert ohne End:
Sie kommen, die Jeſuiten!

Da retten ſie auf Schlängelein
Und hinterdrein auf Drach und Schwein;
Was das für muntre Burſche ſind!
Wohl graut im Mutterleib dem Kind:
Sie kommen, die Jeſuiten!

Hu, wie das krabbelt, kneipt und kriecht,
Pfui, wies ſo infernaliſch riecht!
Jetzt fahre hin, du gute Ruh!
Geh, Grete, mach das Fenſter zu:
Sie kommen, die Jeſuiten!

„Gewiſſen, Ehr und Treue nehmt
Dem Mann und macht ihn ausverſchämt,
Und ſeines Weibes Unterrock
Hängt ihm als Fahne an den Stock:
Wir kommen, die Jeſuiten!“

Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftſack hinten aufgeſchnürt,
Der Fanatismus iſt Profoß,
Die Dummheit folgt als Betteltroß:
Sie kommen, die Jeſuiten!

„Wir niſten uns im Niederleib
Wie Maden ein bei Mann und Weib,
Und was ein Schw . . n erfinden kann,
Das bringen wir an Weib und Mann:
Wir kommen, die Jeſuiten!“

O gutes Land, du ſchöne Braut,
Du wirſt dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur, du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein ſchlimmer Wind:
Sie kommen, die Jeſuiten!

Frühlingsglaube.

8 Es wandert eine ſchöne Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie ſehnend eine Liebesklage
Geht ſie bei Tag und Nacht herum.

Das iſt das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menſchheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die, einſt hienieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zum einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht geſprochen wird.

Dann wirds nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerſtreben,
Der es für Traum und Wahnſinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich ſie verloren gab,
Der wäre beſſer ungeboren:
Denn lebend wohnt er ſchon im Grab.

Der grüne Heinrich.

Vom Glauben.

Wenn ich auf den höchſten Berg laufe und den 9
Himmel abzähle, Stern für Stern, als ob ſie ein Wochenlohn wären, ſo kann ich darunter kein Verdienſt des Glaubens entdecken, und wenn ich mich auf den Kopf ſtelle und den Maiblümchen unter den Kelch hinaufgucke, ſo kann ich nichts Verdienſtliches am Glauben ausfindig machen. Wer an eine Sache glaubt, kann ein guter Mann ſein, wer nicht, ein ebenſo guter. Wenn ich zweifle, ob zweimal zwei vier ſeien, ſo ſind es darum nicht minder vier, und wenn ich glaube, daß zweimal zwei vier ſeien, ſo habe ich mir darauf gar nichts einzubilden, und kein Menſch wird mich darum loben. Wenn Gott eine Welt geſchaffen und mit denkenden Weſen bevölkert hätte, alsdann ſich in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, das geſchaffene Geſchlecht aber in Elend und Sünde verkommen laſſen, hierauf einzelnen Menſchen auf außerordentliche und wunderbare Weiſe ſich offenbart, auch einen Erlöſer geſendet unter Umſtänden, welche nachher mit dem Verſtande nicht mehr begriffen werden konnten, von dem Glauben daran aber die Rettung und Glückſeligkeit aller Kreatur abhängig gemacht hätte, alles dieſes nur, um das Vergnügen zu genießen, daß an ihn geglaubt würde, er, der ſeiner doch ziemlich ſicher ſein dürfte: ſo würde dieſe ganze Prozedur eine gemachte Komödie ſein, welche für mich dem Daſein Gottes, der Welt und meiner ſelbſt alles Tröſtliche und Erfreuliche benähme. Glaube! O wie unſäglich blöde klingt mich dies Wort an! Es iſt die allerverzwickteſte Erfindung, welche der Menſchengeiſt machen konnte in einer zugeſpitzten Lammslaune! Wenn ich des Daſeins Gottes und ſeiner Vorſehung bedürftig und gewiß bin, wie entfernt iſt dies Gefühl von dem, was man Glauben nennt! Wie ſicher weiß ich, daß die Vorſehung über mir geht gleich einem Stern am Himmel, der ſeinen Gang tut, ob ich nach ihm ſehe oder nicht nach ihm ſehe. Gott weiß — denn er iſt allwiſſend — jeden Gedanken, der in meinem Innern aufſteigt; er kennt den vorigen, aus welchem er hervorging, und ſieht den folgenden, in welchen er übergeht; er hat allen meinen Gedanken ihre Bahn gegeben, die ebenſo unausweichlich iſt wie die Bahn der Sterne und der Weg des Blutes; ich kann alſo wohl ſagen: „Ich will dies tun oder jenes laſſen, ich will gut ſein oder mich darüber hinwegſetzen,“ und ich kann durch Treue und Uebung es vollführen; ich kann aber nie ſagen: „Ich will glauben oder nicht glauben; ich will mich einer Wahrheit verſchließen oder ich will mich ihr öffnen!“ Ich kann nicht einmal bitten um Glauben, weil, was ich nicht einſehe, mir niemals wünſchbar ſein kann, weil ein klares Unglück, das ich begreife, noch immer eine lebendige Luft zum Atmen für mich iſt, während eine Seligkeit, die ich nicht begriffe, Stickluft für meine Seele wäre.

Dennoch liegt in dem Worte: „Der Glaube macht selig!“ etwas Tiefes und Wahres, insofern es das Gefühl unschuldiger und naiver Zufriedenheit bezeichnet, welches alle Menschen umfängt, wenn sie gern und leicht an das Gute, Schöne und Merkwürdige glauben, gegenüber denjenigen, welche aus Dünkel und Verbissenheit oder aus Selbstsucht alles in Frage stellen und bemäkeln, was ihnen als gut, schön oder merkwürdig erzählt wird. Wo das religiöse Glauben bei mangelnder Ueberlegungskraft seinen Grund in jener liebenswürdigen und gutmütigen Leichtgläubigkeit hat, da sagt man mit Recht, es mache selig, und denjenigen Unglauben, welcher aus der andern Quelle herrührt, kann man billig unselig nennen. Allein mit der eigentlichen dogmatischen Lehre vom Glauben haben beide rein nichts zu tun; denn während es christlich Gläubige gibt, welche in allen andern Dingen die unangenehmsten Bezweifler und Bemäkler sind, gibt es ebenso viele Ungläubige, sogar Atheisten, welche sonst an alles Hoffnungsvolle und Erfreuliche mit allbereiter Leichtigkeit glauben, und es ist ein beliebtes Argument der kirchlichen Polemiker, daß sie solchen höhnisch vorhalten, wie sie jeden auffallenden Quark als bare Münze annehmen und sich von Illusionen nähren, während sie nur das Große und Eine nicht glauben wollen. So haben wir das komische Schauspiel, wie Menschen sich der abstraktesten Ideologie hingeben, um nachher jeden, der an etwas erreichbar Gutes und Schönes glaubt, einen Ideologen zu nennen. Will man die Bedeutung des Glaubens kennen, so muß man nicht sowohl die orthodoxen Kirchenleute betrachten, bei denen alles über einen Kamm geschoren ist und das Eigentümliche daher zurücktritt, als vielmehr die undisziplinierten Wildlinge des Glaubens, welche außerhalb der Kirchenmauern frei umherschwirren, sei es in entstehenden Sekten, sei es in einzelnen Personen. Hier treten die rechten Beweggründe und das Ursprüngliche in Schicksal und Charakter hervor und werfen Licht in das verwachsene und festgewordene Gebilde der großen geschichtlichen Masse.

Glaubensfreiheit!

Das ist es, was diese Zeiten zu vollbringen und herbeizuführen haben: nämlich vollkommene Sicherheit von Recht und Ehre bei jedem Glauben und jeder Anschauung, und zwar nicht nur im Staatsgesetz, sondern auch im persönlichen vertraulichen Verhalten der Menschen zueinander. Es handelt sich nicht um Atheismus und Freigeisterei, um Frivolität, Zweifelsucht und Weltschmerz, und welche Spitznamen man alles erfunden hat für kränkliche Dinge! Es handelt sich um das Recht, ruhig zu bleiben im Gemüt, was auch die Ergebnisse des Nachdenkens und des Forschens sein mögen. Uebrigens geht der Mensch in die Schule alle Tage, und keiner vermag mit Sicherheit vorauszusagen, was er am Abend seines Lebens glauben werde. Darum wollen wir die unbedingte Freiheit des Gewissens nach allen Seiten. Aber dahin muß die Welt gelangen, daß sie mit eben der guten Ruhe, mit welcher sie ein unbekanntes Naturgesetz, einen neuen Stern am Himmel entdeckt, auch die Vorgänge und Ergebnisse des geistigen Lebens hinnimmt und betrachtet, auf alles gefaßt und stets sich selbst gleich, als eine Menschheit, die in der Sonne steht und sagt: „Hier steh ich!“

Ruhe in Gott und der Welt.

Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt 11
und macht den Mann; die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie widerspiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen nun wäre dies so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen lassen als ihnen nachjagen soll; denn wer in einem festlichen Zuge mitzieht, kann denselben nicht so beschreiben wie der, welcher am Wege steht. Dieser ist darum nicht überflüssig oder müßig, und der Seher ist erst das ganze Leben des Gesehenen, und wenn er ein rechter Seher ist, so kommt der Augenblick, wo er sich dem Zuge anschließt mit seinem goldenen Spiegel, gleich dem achten Könige in Macbeth, der in seinem Spiegel noch viele Könige sehen ließ. Auch nicht ohne äußere Tat und Mühe ist das Sehen des ruhig Leidenden, gleichwie der Zuschauer eines Festzuges genug Mühe hat, einen guten Platz zu erringen oder zu behaupten. Dies ist die Erhaltung der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen.

Außen- und Innenmenschen.

Menschen, welche etwas Besseres und Tieferes 12
ahnen und wünschen, werden sich mehr und mehr aller lächerlichen Aeußerlichkeiten enthalten, je mehr sie dem geahnten Wesen durch Erfahrung und Tat nahe treten; je weiter sie aber noch davon entfernt sind, desto mehr klammern sie sich an solche Schnörkeleien. Allein gerade diese Aeußerlichkeit verhindert oft das Innere, sich rasch zu entwickeln, wenn nicht ein Mann und Vater vorhanden ist, welcher sie mit gesundem Spotte beschneidet und unterdrückt, indessen er dem auftrebenden Sohne das Wahre mit fester Hand vorzeichnet.

Vom freien Willen.

Wenn die Freiheit des Willens bei den 13
untern Stufen unseres Geschlechts und verwahrlosten Einzelnen auch nicht vorhanden war, so mußte sie sich doch einfinden und entwickeln, sobald die Frage nach ihr sich einfand; und wenn Voltaires Trumpf: „Gäbe es keinen Gott, so müßte man einen erfinden!“ eher eine Blasphemie als eine „positive“ gute Rede war, so verhält es sich nicht also mit

der Willensfreiheit, und hier dürfte man nach Menſchenpflicht und -recht ſagen: „Laſſet uns dieſe Freiheit ſchaffen und in die Welt bringen!“

Die Schule des freien Willens kann man am füglichſten mit einer Reitbahn vergleichen. Der Boden derſelben iſt das Leben dieſer Welt, über welches auf gute Manier hinwegzukommen es ſich handelt, und er kann zugleich den feſten Grund der Materie vorſtellen. Das wohlgeartete und geſchulte Pferd iſt das beſondere, immer noch materielle Organ, der Reiter darauf der gute menſchliche Wille, welcher jenes zu beherrſchen und zum freien Willen zu werden trachtet, um auf edlere Weiſe über jenen derben Grund hinweg zu kommen; der Stallmeiſter endlich mit ſeinen hohen Stiefeln und ſeiner Peitſche iſt das moraliſche Geſetz, das aber einzig und allein auf die Natur und Geſtalt des Pferdes gegründet iſt und ohne dieſes gar nicht vorhanden wäre. Das Pferd aber würde ein Unding ſein, wenn nicht der Boden exiſtierte, auf welchem es traben kann, ſo daß alſo ſämtliche Glieder dieſes Kreiſes durch einander bedingt ſind und keines ſein Daſein ohne das andere hat, ausgenommen den Boden der Materie, welcher daliegt, ob jemand darüber reite oder nicht. Nichtsdeſtoweniger gibt es gute und ſchlechte Reitſchüler, und zwar nicht allein nach der körperlichen Befähigung, ſondern vorzüglich auch infolge des entſchloſſenen Zuſammennehmens. Den Beweis liefert das erſte beſte Reiterregiment, das uns über den Weg reitet. Die Scharen der Gemeinen, welche keine Wahl hatten, mehr oder weniger aufmerkſam zu lernen, und nur durch eine eiſerne Disziplin in den Sattel gewöhnt wurden, ſind alle beinahe gleich zuverläſſige Reiter; keiner zeichnet ſich beſonders aus, und keiner bleibt zurück, und um das Bild eines ordentlichen Schlendrians des Lebens zu vollenden, kommen ihnen die zuſammengedrängten und in die Reihe gewöhnten Pferde auf halbem Wege entgegen; und was etwa der Reiter verſäumen ſollte, tut ſein Organ, das Pferd, von ſelbſt. Erſt wo dieſer Zwang und Schlendrian, das bitter Notwendige der Maſſe, aufhört: beim löblichen Offizierskorps, gibt es ſogenannte gute Reiter, ſchlechtere und vorzügliche Reiter; denn dieſe haben es in ihrer Gewalt, über das geforderte Maß hinaus mehr oder weniger zu leiſten. Das Ausgezeichnete und Kühne, was der Gemeine erſt im Drange der Schlacht, in unausweichlicher Gefahr und Not unwillkürlich und unbewußt tut, die großen Sätze und Sprünge, übt der Offizier alle Tage zu ſeinem Vergnügen, aus freiem Willen und ſo zu ſagen theoretiſch; doch fern iſt es von ihm, daß er deswegen allmächtig ſei und nicht trotz allem Mute und aller Kraft einmal abgeworfen oder von ſeinem allzu widerſpenſtigen Tiere bewogen werden könne, durch ein anderes Sträßlein zu reiten, als er gewollt hat.

Wird aber der Steuermann, um auf ein anderes Bild zu kommen, zufälliger Stürme wegen, die ihn verſchlagen können, der Abhängigkeit wegen von günſtigen Winden, wegen ſchlecht beſtellten Fahrzeuges und unvermuteter Klippen, wegen verhüllter Leitſterne und verdunkelter Sonne ſagen: „Es gibt keine Steuermannskunſt!“ und es aufgeben, nach beſtem Vermögen ſein vorgeſtecktes Ziel zu erreichen?

Nein, gerade die Unerbittlichkeit, aber auch die Folgerichtigkeit der tauſend ineinander greifenden Bedingungen müſſen uns reizen, das Steuer nicht fahren zu laſſen und wenigſtens die Ehre eines tüchtigen Schwimmers zu erkämpfen, welcher in möglichſt gerader Richtung über einen ſtark ziehenden Strom ſchwimmt. Nur zwei werden nicht hinübergelangen: derjenige, der ſich nicht die Kraft zutraut, und der andere, der vorgibt, er brauche gar nicht zu ſchwimmen, er wolle fliegen und nur noch warten, bis es ihm recht gefalle. — Ja, ein verantwortlichkeitsſchwangeres Weſen treibt in den Dingen und kräuſelt den Spiegel der ruhigen Seele: die Frage nach einem geſetzmäßigen freien Willen iſt zugleich in ihrem Entſtehen die Urſache und Erfüllung desſelben, und wer einmal dieſe Frage getan, hat die Verantwortung für eine ſittliche Bejahung auf ſich genommen!

Erwerben und Aufgeben.

Wer ſeinen Vorteil nicht mit unverhohlener 14
Hand zu erringen und zu wahren verſteht, der wird auch nie imſtande ſein, ſeinem Nächſten aus freier Tat einen Vorteil zu verſchaffen! Denn es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem freien Preisgeben oder Mitteilen eines erworbenen, errungenen Gutes und zwiſchen dem trägen Fahrenlaſſen deſſen, was man nie beſeſſen hat oder zu verteidigen zu blöd iſt. Jenes gleicht dem großmütigen Gebrauche eines wohlerworbenen Vermögens, dieſes aber der Verſchleuderung ererbter oder gefundener Reichtümer. Einer, der immer und ewig entſagt, überall ſanftmütig hintenanſteht, mag ein guter harmloſer Menſch ſein; aber niemand wird es ihm Dank wiſſen und von ihm ſagen: „Dieſer hat mir einen Vorteil verſchafft!“ Denn ſo etwas kann, wie ſchon geſagt, nur der tun, der den Vorteil erſt zu erwerben und zu behaupten weiß. Wo man das aber mit friſchem Mute und ohne Heuchelei tut, da ſcheint mir Geſundheit zu herrſchen und gelegentlich ein tüchtiger Zank um den Vorteil ein Zeichen von Geſundheit zu ſein. Wo man nicht frei heraus für ſeinen Nutzen und für ſein Gut einſtehen kann, da möchte ich mich nicht niederlaſſen; denn da iſt nichts zu erholen als die magere Bettelſuppe der Verſtellung, der Gnadenſeligkeit und der romantiſchen Verderbnis; da entſagen alle, weil allen die Trauben zu ſauer ſind, und die Fuchsſchwänze ſchlagen mit bitterſüßem Wedeln um die dürren Flanken. Was aber die Meinung der Fremden betrifft, ſo werdet ihr einſt auf euren Reiſen lernen, weniger darauf zu achten!

Menſch und Natur.

15 Ich habe erfahren und eingeſehen, daß das müßige und einſame Genießen der gewaltigen Natur das Gemüt verweichlicht und verzehrt, ohne dasſelbe zu ſättigen, während ihre Kraft und Schönheit es ſtärkt und nährt, wenn wir ſelbſt auch in unſerm äußern Erſcheinen etwas ſind und bedeuten, ihr gegenüber. Und ſelbſt dann iſt ſie in ihrer Stille uns manchmal noch zu gewaltig; wo kein rauſchendes Waſſer iſt und gar keine Wolken ziehen, da macht man gern ein Feuer, um ſie zur Bewegung zu reizen und ſie nur ein bißchen atmen zu ſehen.

Der Maler als Schöpfer.

16 Wenn man nur ein einfältiges Sträuchlein abzeichnet, ſo empfindet man eine Ehrfurcht vor jedem Zweige, weil derſelbe ſo gewachſen iſt und nicht anders nach den Geſetzen des Schöpfers; wenn man aber erſt fähig iſt, einen ganzen Wald oder ein weites Feld mit ſeinem Himmel wahr und treu zu malen, und wenn man endlich dergleichen aus ſeinem Innern ſelbſt hervorbringen kann, ohne Vorbild, Wälder, Täler und Gebirgszüge, oder nur kleine Erdwinkel, frei und neu, und doch nicht anders, als ob ſie irgendwo entſtanden und ſichtbar ſein müßten, ſo dünkt mich dieſe Kunſt eine Art wahren Nachgenuſſes der Schöpfung zu ſein. Da läſſet man die Bäume in den Himmel wachſen und darüber die ſchönſten Wolken ziehen und beides ſich in klaren Gewäſſern ſpiegeln! Man ſpricht: „Es werde Licht!“ und ſtreut den Sonnenſchein beliebig über Kräuter und Steine und läßt ihn unter ſchattigen Bäumen erlöſchen. Man reckt die Hand aus, und es ſteht ein Unwetter da, welches die braune Erde beängſtigt, und läßt nachher die Sonne in Purpur untergehen! Und dies alles, ohne ſich mit ſchlechten Menſchen vertragen zu müſſen; es iſt kein Mißton im ganzen Tun!

Der Spiritualismus.

17 Der Spiritualismus iſt diejenige Arbeitsſcheu, welche aus Mangel an Einſicht und Gleichgewicht der Erfahrung hervorgeht und den Fleiß des wirklichen Lebens durch Wundertätigkeit erſetzen, aus Steinen Brot machen will, anſtatt zu ackern, zu ſäen, das Wachstum der Aehren abzuwarten, zu ſchneiden, zu dreſchen, mahlen und backen. Das Herausſpinnen einer fingierten, künſtlichen, allegoriſchen Welt aus der Erfindungskraft, mit Umgehung der guten Natur, iſt eben nichts anderes als jene Arbeitsſcheu; und wenn Romantiker und Allegoriſten aller Art den ganzen Tag ſchreiben, dichten, malen und operieren, ſo iſt dies alles nur Trägheit gegenüber derjenigen Tätigkeit, welche nichts anderes iſt als das notwendige und geſetzliche Wachstum der Dinge. Alles Schaffen aus dem Notwendigen heraus iſt Leben und Mühe, die ſich ſelbſt verzehren, wie im Blühen das Vergehen ſchon herannaht; dies Erblühen iſt die wahre Arbeit und der wahre Fleiß; ſogar eine ſimple Roſe muß vom Morgen bis zum Abend tapfer dabei ſein mit ihrem ganzen Korpus und hat zum Lohne das Welken. Dafür iſt ſie aber eine wahrhaftige Roſe geweſen.

Feindesliebe.

Aus dem Gebote, ſeinen Beleidigern zu vergeben, entſteht, wenn es befolgt wird, von ſelbſt die 18
Kraft, auch ſeine Feinde zu lieben; denn für die Mühe, welche uns jene Ueberwindung koſtet, fordern wir einen Lohn, und dieſer liegt zunächſt und am natürlichſten in dem Wohlwollen, welches wir dem Feinde ſchenken, da er uns einmal nicht gleichgültig bleiben kann. Wohlwollen und Liebe können nicht gehegt werden, ohne den Träger ſelbſt zu veredeln, und ſie tun dieſes am glänzendſten, wenn ſie dem gelten, was man einen Feind oder Widerſacher nennt.

Schulbarbarei.

Wenn über die Rechtmäßigkeit der Todesſtrafe 19
ein tiefer und anhaltender Streit obwaltet, ſo kann man füglich die Frage, ob der Staat das Recht hat, ein Kind oder einen jungen Menſchen, die gerade nicht tobſüchtig ſind, von ſeinem Erziehungsſyſteme auszuſchließen, zugleich mit in den Kauf nehmen. Ein Kind von der allgemeinen Erziehung ausſchließen, heißt nichts anderes, als ſeine innere Entwicklung, ſein geiſtiges Leben köpfen. In der Tat haben auch häufig die öffentlichen Bewegungen der Erwachſenen, von welchen ſolche Kinderaufläufe ein Abbild genannt werden können, mit Enthauptungen geendet. Der Staat hat nicht danach zu fragen, ob die Bedingungen zu einer weiteren Privatausbildung vorhanden ſeien, oder ob trotz ſeines Aufgebens das Leben den Aufgegebenen doch nicht fallen laſſe, ſondern manchmal noch etwas Rechtes aus ihm mache: er hat ſich nur an ſeine Pflicht zu erinnern, die Erziehung jedes ſeiner Kinder zu überwachen und weiter zu führen. Auch iſt am Ende dieſe Erſcheinung weniger wichtig in Bezug auf das Schickſal ſolcher Ausgeſchloſſenen, als daß ſie den wunden Fleck auch der beſten unſerer Einrichtungen bezeichnet: die Trägheit nämlich und Bequemlichkeit der mit dieſen Dingen Beauftragten, welche ſich für Erzieher ausgeben.

Schulden und Borgen.

Der Student lebt einſtweilen und bis zum 20
Tage des Gerichtes in jedem Sinne unter dem Panier der Freiheit. Er beanſprucht, ſelber in jugendlichem Vertrauen ſchwärmend, ein außerordentliches Vertrauen; Unfleiß und Geldmangel gereichen ihm nicht zum Nachteil, vielmehr werden beide durch beſondere Lieder gefeiert, ſogar das Vertun der letzten Habe, das Hänſeln der Gläubiger in alten und neuen rituellen Geſängen geprieſen. Iſt alles dies bei der beſſeren Sitte auch mehr euphemiſtiſch gemeint, ſo iſt es doch immer noch das Wahrzeichen von Freiheiten, die eine gewiſſe allgemeine Redlichkeit zur Vorausſetzung haben.

Hätte ich einen Sohn mit guten Lehren zu verſehen, ſo würde ich zu ihm ſagen: „Mein Sohn, wenn du ohne Not und ſozuſagen zu deinem Vergnügen Schulden machſt, ſo biſt du in meinen Augen nicht ſowohl ein Leichtſinniger als vielmehr eine niedrige Seele, die ich im Verdachte eines ſchmutzigen Eigennutzes habe, einer Selbſtſucht, die andere unter dem Deckmantel traulicher Hilfsbedürftigkeit abſichtlich um das Ihrige bringt. Wenn aber ein ſolcher von dir borgen will, ſo weiſe ihn ab. Denn es iſt beſſer, du lachſt über ihn, als er über dich! Wenn du hingegen in Not geräteſt, ſo borge ſo viel es genau genommen ſein muß, und ebenſo diene deinen Freunden, ohne zu rechnen, und alsdann trachte, für deine Schulden aufzukommen, Verluſte verſchmerzen oder zu dem Deinigen gelangen zu können, ohne zu wanken und ohne ſchimpflichen Zank. Denn nicht nur der Schuldner, der ſeine Verpflichtungen einhält, ſondern auch der Gläubiger, der ohne Zank dennoch zu dem Seinigen kommt, beweiſt, daß er ein wohlbeſtellter Mann iſt, welcher Ehrgefühl um ſich verbreitet. Bitte keinen zweimal, der dir nicht borgen will, und laß dich ebenſo wenig drängen; denke immer, daß dein guter Ruf an die Bezahlung von Schulden geknüpft, oder vielmehr denke das nicht einmal, denke an gar nichts, als daß ſo und ſoviel zu bezahlen ſei im Leben oder im Tode. Kann dir aber ein anderer das gegebene Verſprechen nicht halten, ſo richte nicht gleich über ihn, ſondern überlaß lieber das Urteil der Zeit. Vielleicht biſt du noch einmal froh, wenn er dir als Sparbüchſe gedient hat. Nach dem Maße aber, in welchem du dich in Verpflichtungen begibſt und die in dir ſelbſt liegenden Kräfte dabei ſchätzeſt, wird es ſich zeigen, was du wert biſt. Du wirſt die Abhängigkeit unſeres Daſeins menſchlich fühlen gelernt haben und das Gut der Unabhängigkeit auf eine edlere Weiſe zu brauchen wiſſen, als der nichts geben und nichts ſchuldig ſein will. Bedarfſt du in der Not das Vorbild und Ideal eines Schuldenmachers, ſo denke an den ſpaniſchen Cid, welcher den Juden eine Kiſte voll Sand verſetzte und ihnen ſagte, es ſei gutes Silber darin! Sein Wort war allerdings ſo gut wie Silber; und doch welche Verdrießlichkeit, wenn ein Neugieriger oder Mißtrauiſcher vor der Zeit die Kiſte geöffnet hätte! Dennoch wäre es derſelbe Cid geweſen, deſſen Leiche am Schwert rückte, als ein Jude ſie am Barte zupfen wollte."

Die Eitelkeit.

21 **Alle die tauſend voneinander Abhängigen, die ſich gegenſeitig erziehen, ſtreichen ihre grauen Schnurrbärte und laſſen die Augen rollen, nicht aus Bosheit, ſondern aus kindiſcher Eitelkeit. Sie ſind eitel im Befehlen und im Gehorchen, eitel im Stolz und in der Demut; ſie lügen aus Eitelkeit und ſagen die Wahrheit nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern weil ſie ihnen für diesmal gut anſteht. Neid, Habſucht, Hartherzigkeit, Verleumdungsſucht, Trägheit, alle dieſe Laſter laſſen ſich bändigen oder einſchläfern; nur die Eitelkeit iſt immer wach und verſtrickt den Menſchen unaufhörlich in tauſend lügenhafte oder wenigſtens unnötige Dinge, Brutalitäten und kleinere oder größere Gefahren, die alle zuletzt ein ganz anderes Weſen aus ihm machen, als er eigentlich zu ſein wünſcht. Das iſt dann die Folge: eine krankhafte Abirrung von ſeinem Selbſt ſtatt der angeſtrebten Befeſtigung desſelben.**

Das iſt aber nur die gröbere Hälfte, die Schar der Armen im Geiſte. Die feinere Hälfte, die Schar der Begabten und Gebildeten, irrt nicht von ſich ab; die hat einen Zauberſegen, der heißt: Wir wiſſen es, und wollen es ſein, nämlich eitel! „Die unſchuldige Eitelkeit, ſie iſt die gutartige Verzierung des Daſeins! Das goldene Hausmittelchen der Menſchlichkeit und das Gegengift für die grobe, bösartige Eitelkeit! Die ſchöne Eitelkeit, als die zierliche Vervollkommnung und Ausrundung des eigenen Weſens, bringt alle Keimlein zum Blühen, die uns brauchbar und annehmlich machen für die Welt; ſie iſt zugleich der feinſte Richter und Regulator ihrer ſelbſt und treibt uns an, das Gute und Wahre, das ſonſt verborgen bliebe, in edler Geſtalt an den Tag zu bringen. Selbſt Chriſtus war ein bißchen eitel; denn er hielt Haar und Bart gelockt und ließ ſich die Füße ſalben!"

Gewiß iſt, daß die Eiteln die Sklaven der Freien ſind, um deren Beifall ſie buhlen; aber Sklaven empören ſich und werden grauſam wie die Neger von St. Domingo. In beiden Fällen gilt es, durch ſie hindurch zu gehen und mit ihnen auszukommen, ohne Schaden an der Seele oder am Leibe zu nehmen. Aber warum ſoll man ſich denn von ihnen unterſcheiden, ſich über ſie erheben? Um auf dieſes Erhobenſein ſelbſt wieder eitel zu werden?

Die Stimme der Mehrheit.

Die Mehrheit iſt die einzige wirkliche und not- 22
wendige Macht im Lande, ſo greifbar und fühlbar wie die körperliche Natur, an die wir gefeſſelt ſind. Sie iſt der einzig untrügliche Halt, immer jung und immer gleich mächtig; daher gilt es, ſie unvermerkt vernünftig und klar zu machen, wo ſie es nicht iſt. Dies iſt das höchſte und ſchönſte Ziel. Weil ſie notwendig und unausweichlich iſt, ſo kehren ſich die verkehrten Köpfe aller Extreme gegen ſie, indeſſen ſie ſtets abſchließt und ſelbſt den Unterliegenden beruhigt, während ihr ewig jugendlicher Reiz ihn zu neuem Ringen mit ihr lockt und ſo ſein eigenes geiſtiges Leben erhält und nährt. Sie iſt immer liebenswürdig und wünſchbar, und ſelbſt wenn ſie irrt, hilft die gemeine Verantwortlichkeit den Schaden ertragen. Wenn ſie den Irrtum erkennt, ſo iſt das Erwachen aus demſelben ein friſcher Maimorgen und gleicht dem Anmutigſten, was es gibt. Sie läßt es ſich nicht einfallen, ſich ſtark zu ſchämen; ja, die allgemein verbreitete Heiterkeit

läßt den begangenen Fehltritt kaum ungeſchehen wünſchen, da er ihre Erfahrung bereichert, die Luſt der Beſſerung hervorgerufen hat und auf das ſchwindende Dunkel das Licht erſt recht hell erſcheinen läßt.

Sie iſt die reizende Aufgabe, an welcher ſich ihr Einzelner meſſen kann, und indem er dies tut, wird er erſt zum ganzen Mann, und es tritt eine wunderſame Wechſelwirkung ein zwiſchen dem Ganzen und ſeinem lebendigen Teile.

Mit großen Augen beſchaut ſich erſt die Menge den Einzelnen, der ihr etwas vorſagen will, und dieſer, mutig ausharrend, kehrt ſein beſtes Weſen heraus, um zu ſiegen. Er denke aber nicht, ihr Meiſter zu ſein; denn vor ihm ſind andere dageweſen, nach ihm werden andere kommen, und jeder wurde von der Menge geboren; er iſt ein Teil von ihr, welchen ſie ſich gegenüber ſtellt, um mit ihm, ihrem Kind und Eigentum, ein Selbſtgeſpräch zu führen. Jede wahre Volksrede iſt nur ein Monolog, den das Volk ſelber hält. Glücklich aber, wer in ſeinem Lande ein Spiegel ſeines Volkes ſein kann, der nichts widerſpiegelt als das Volk, während dieſes ſelbſt nur ein kleiner Spiegel der weiten lebendigen Welt iſt und ſein ſoll.

Züricher Novellen.

Das gute Original.

23 Ein gutes Original iſt nur, wer Nachahmung verdient! Nachgeahmt zu werden iſt aber nur würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an ſeinem Orte etwas Tüchtiges leiſtet, und wenn dieſes auch nichts Unerhörtes und Erſtursprüngliches iſt! Jenes iſt aber im ganzen ſo wenig häufig, oder, recht betrachtet, ſo ſelten, daß, wer es kann und tut, immer den Habitus eines Selbſtändigen und Originalen haben und ſich im Gedächtnis der Menſchen erhalten wird, ganze Stämme ſowohl wie einzelne.

Die Originale.

24 Ihr habt einſt den Untergang jener Menſchen beklagt, welche man originelle Käuze zu nennen pflegt! Dieſe Klage hat inſofern eine gewiſſe Berechtigung, als ſolche Menſchen, die wir im täglichen Leben Originale nennen, immerhin ſelten und es von jeher geweſen ſind. Iſt mit ihrem beſonderen Weſen allgemeine Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit und ein mit dem Herzſchlag gehender innerlicher Witz verbunden, ſo üben ſie auf ihre zeitliche Umgebung und oft über den nächſten Kreis hinaus eine erhellende und erwärmende Wirkung, die manchen eigentlichen Geniemenſchen verſagt iſt, und ihre Erlebniſſe geſtalten ſich gerne zu kräftigen oder anmutigen Abenteuern.

Memento mori.

25 Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, ſo mag er auch in beſchaulicher Stunde das ſichere Ende ſeines Vaterlandes ins Auge faſſen, damit er die Gegenwart desſelben um ſo inbrünſtiger liebe; denn alles iſt vergänglich und dem Wechſel unterworfen auf dieſer Erde. Oder ſind nicht viel größere Nationen untergegangen, als wir ſind? Oder wollt ihr einſt ein Daſein dahinſchleppen wie der ewige Jude, der nicht ſterben kann, dienſtbar allen neu aufgeſchoſſenen Völkern, er, der die Aegypter, die Griechen und Römer begraben hat? Nein, ein Volk, welches weiß, daß es einſt nicht mehr ſein wird, nützt ſeine Tage um ſo lebendiger, lebt um ſo länger und hinterläßt ein rühmliches Gedächtnis; denn es wird ſich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, ans Licht und zur Geltung gebracht hat, gleich einem raſtloſen Manne, der ſein Haus beſtellt, ehe denn er dahin ſcheidet. Dies iſt die Hauptſache. Iſt die Aufgabe eines Volkes gelöſt, ſo kommt es auf einige Tage längerer oder kürzerer Dauer nicht mehr an; neue Erſcheinungen harren ſchon an der Pforte ihrer Zeit!

Guter Rat für Politiker.

Glaube nicht immer ſprechen zu müſſen; laß 26
manche Gelegenheit vorbeigehen, und ſprich nie um deinetwillen, ſondern immer einer erheblichen Sache wegen! Studiere die Menſchen, nicht um ſie zu überliſten und auszubeuten, ſondern um das Gute in ihnen aufzuwecken und in Bewegung zu ſetzen, und glaube mir: viele, die dir zuhören, werden oft beſſer und klüger ſein als du, der da ſpricht. Wirke nie mit Trugſchlüſſen und kleinlichen Spitzfindigkeiten, mit denen man nur die Spreuer bewegt: den Kern des Volkes rührſt du nur mit der vollen Wucht der Wahrheit um. Darum buhle nicht um den Beifall der Lärmenden und Unruhigen, ſondern ſieh auf die Gelaſſenen und Feſten unentwegt!

Gleichmäßig bilde deine Kenntniſſe aus, und bereichere deine Grundlagen, daß du nicht in leere Worte verfalleſt! Wenn du einen glücklichen Gedanken haſt, ſo ſprich nicht, nur um dieſen anzubringen, ſondern lege ihn zurück; die Gelegenheit kommt immer wieder, wo du ihn reifer und beſſer verwenden kannſt. Nimmt dir aber ein anderer dieſen Gedanken vorweg, ſo freue dich darüber, ſtatt dich zu ärgern; denn es iſt ein Beweis, daß du das Allgemeine gefühlt und gedacht haſt. Bilde deinen Geiſt und überwache deine Gemütsart, und ſtudiere an andern Rednern den Unterſchied zwiſchen einem bloßen Maulhelden und zwiſchen einem wahrhaftigen und gemütreichen Manne! Reiſe nicht im Land herum und laufe nicht auf allen Gaſſen, ſondern gewöhne dich, von der Veſte deines Hauſes aus und inmitten bewährter Freunde den Weltlauf zu verſtehen; dann wirſt du mit mehr Weisheit zur Zeit des Handelns auftreten als die Jagdhunde und Landläufer. Wenn du ſprichſt, ſo ſprich weder wie ein witziger Hausknecht noch wie ein tragiſcher Schauſpieler, ſondern halte dein gutes natürliches Weſen rein, und dann ſprich immer aus dieſem

heraus. Ziere dich nicht; wirf dich nicht in Poſitur; blick, bevor du beginnſt, nicht herum wie ein Feldmarſchall, oder gar die Verſammlung belauernd! Sag nicht, du ſeieſt nicht vorbereitet, wenn du es biſt; denn man wird deine Weiſe kennen und es ſogleich merken! Und wenn du geſprochen haſt, ſo geh nicht herum, Beifall einzuſammeln; ſtrahle nicht von Selbſtzufriedenheit, ſondern ſetze dich ſtill an deinen Platz, und horche aufmerkſam dem folgenden Redner. Die Grobheit ſpare wie Gold, damit, wenn du ſie in gerechter Entrüſtung einmal hervorkehrſt, es ein Ereignis ſei und den Gegner wie ein unvorhergeſehener Blitzſtrahl treffe! Wenn du aber denkſt, je wieder mit einem Gegner zuſammen zu gehen und gemeinſam mit ihm zu wirken, ſo hüte dich davor, ihm im Zorne das Aeußerſte zu ſagen, damit das Volk nicht rufe: „Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich!“

Gott in allem.

27 Ihr blinden Heiden, die ihr Bilder anbetet und den Herrn nicht ſpüret, der euch im Genicke ſitzt: hier iſt er, dort iſt er, allenthalben iſt er! Er iſt im Staube dieſes Fußbodens und im Salze des Meerwaſſers! Er ſchmilzt mit dem Schnee vom Dache; wir hören ihn tropfen, und glänzet als Kot auf der Gaſſe! Er ſchwänzelt mit dem Fiſch in der Tiefe des Waſſers und ſpäht im Auge des Habichts, der in den Lüften fliegt. Wie würde uns der Wein ſo gut dünken, wenn er nicht darin wohnte? Aber er iſt auch in uns ſelber, und ſo wie wir uns ſelbſt nur ſehen können, wenn wir einen Spiegel haben, ſo können wir ihn, der in uns wohnt, nur erblicken im Angeſichte des Nächſten und Bruders. Darum müſſen wir uns fleißig ineinander beſpiegeln und uns Brüder ſein, daß wir ihn entdecken und offenbaren, der von Urbeginn in uns iſt! Denn wie könnten wir ſo heilig, ſo ſündlos, ſo geiſtreich und ſo witzig ſein, wenn wir nicht ſelber göttlicher Natur wären? Und wie könnte er beſtehen, wenn wir ihm nicht Wohnung gäben?

Die Leute von Seldwyla. **Keine rechten Schauſpieler.**

28 Ach, es iſt ſchön in der Welt, aber nur niemals da, wo wir eben ſind, oder dann, wann wir leben. Es gibt noch verwegene, ſchlimme Weiber genug, aber ohne den ſchönen Nachtwandel der Lady Macbeth und das bange Reiben der kleinen Hand. Die Giftmiſcherinnen, die wir treffen, ſind nur frech und reulos und ſchreiben gar noch ihre Geſchichte oder legen einen Kramladen an, wenn ſie ihre Strafe überſtanden. Es gibt noch Leute genug, die wähnen, Hamlet zu ſein, und ſie rühmen ſich deſſen, ohne eine Ahnung zu haben von den großen Herzensgründen eines wahren Hamlet. Hier iſt ein Blutmenſch ohne Macbeths dämoniſche, und doch wieder ſo menſchliche Mannhaftigkeit und dort ein Richard der Dritte ohne deſſen Witz und Beredſamkeit. Hier iſt eine Porzia, die nicht ſchön, dort eine, die nicht geiſtreich, dort wieder eine, die geiſtreich, aber nicht klug iſt und wohl verſteht, Leute unglücklich zu machen, nicht aber, ſich ſelbſt zu beglücken. Unſere Shylocks möchten uns wohl das Fleiſch ausſchneiden; aber ſie werden nun und nimmer eine Barauslage zu dieſem Behuf wagen, und unſere Kaufleute von Venedig geraten nicht wegen eines luſtigen Habenichts von Freund in Gefahr, ſondern wegen einfältigen Aktienſchwindels und halten dann nicht im mindeſten ſo ſchöne melancholiſche Reden, ſondern machen ein ganz dummes Geſicht dazu. Doch eigentlich ſind, wie geſagt, alle ſolche Leute wohl in der Welt, aber nicht ſo hübſch beiſammen wie in jenen Gedichten; nie trifft ein ganzer Schurke auf einen ganzen wehrbaren Mann, nie ein vollſtändiger Narr auf einen unbedingt klugen Fröhlichen, ſo daß es zu keinem rechten Trauerſpiel und zu keiner guten Komödie kommen kann.

Germaniſche Eſſer.

Nur die entſetzliche Wichtigtuerei und Breit- 29
ſpurigkeit, mit welcher die meiſten guten Frauen die Lebensmittel und deren Bereitung behandeln, erweckt gewöhnlich in den Kindern jene Gelüſtigkeit und Tellerleckerei, die, wenn ſie groß werden, zum Hang nach Wohlleben und zur Verſchwendung wird. Sonderbarer Weiſe gilt durch den ganzen germaniſchen Völkerſtrich diejenige für die beſte und tugendhafteſte Hausfrau, welche am meiſten Geräuſch macht mit ihren Schüſſeln und Pfannen und nie zu ſehen iſt, ohne daß ſie etwas Eßbares zwiſchen den Fingern herumzerrt; was Wunder, daß die Herren Germanen dabei die größten Eſſer werden, das ganze Lebensglück auf eine wohlbeſtellte Küche gegründet wird und man ganz vergißt, welche Nebenſache eigentlich das Eſſen auf dieſer ſchnellen Lebensfahrt ſei!

Falſche Erziehung.

Wenn ein Kind mit Geld ſich vergeht oder gar 30
etwas irgendwo wegnimmt, ſo befällt die Eltern und Lehrer eine ganz ſonderbare Furcht vor einer verbrecheriſchen Zukunft, als ob ſie ſelbſt wüßten, wie ſchwierig es ſei, kein Dieb oder Betrüger zu werden! Was unter hundert Fällen in neunundneunzig nur die momentan unerklärlichen Einfälle und Gelüſte des träumeriſch wachſenden Kindes ſind, das wird zum Gegenſtand eines furchtbaren Strafgerichtes gemacht und von nichts als Galgen und Zuchthaus geſprochen. Als ob alle dieſe lieben Pflänzchen bei erwachender Vernunft nicht von ſelbſt durch die menſchliche Selbſtliebe, ſogar bloß durch die Eitelkeit davor geſichert würden, Diebe und Schelme ſein zu wollen! Dagegen wie milde und freundſchaftlich werden da tauſend kleinere Züge und Zeichen des Neides, der Mißgunſt, der Eitelkeit, der Anmaßung, der moraliſchen Selbſtſucht und Selbſtgefälligkeit behandelt und gehätſchelt! Wie ſchwer merken die wackeren Erziehungsleute ein früh verlogenes und verblümtes inneres Weſen an einem

Kinde, während ſie mit hölliſchem Zeter über ein anderes herfahren, das aus Uebermut oder Verlegenheit ganz naiv eine vereinzelte, derbe Lüge geſagt hat. Denn hier haben ſie eine greifliche bequeme Handhabe, um ihr donnerndes „Du ſollſt nicht lügen!“ dem kleinen erſtaunten Erfindungsgenie in die Ohren zu ſchreien.

Die „Gerechten.“

31 Eine ganze Stadt von Ungerechten oder Leichtſinnigen kann zur Not fortbeſtehen im Wechſel der Zeiten und des Verkehrs; aber nicht drei Gerechte können lange unter einem Dache leben, ohne ſich in die Haare zu geraten. Es iſt hier nicht die himmliſche Gerechtigkeit gemeint oder die natürliche Gerechtigkeit des menſchlichen Gewiſſens, ſondern jene blutloſe Gerechtigkeit, welche aus dem Vaterunſer die Bitte geſtrichen hat: „Und vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldnern!“ weil ſie keine Schulden macht und auch keine ausſtehen hat; welche niemandem zuleide lebt, aber auch niemandem zu Gefallen, wohl arbeiten und erwerben, aber nichts ausgeben will und an der Arbeitstreue nur einen Nutzen, aber keine Freude findet. Solche Gerechte werfen keine Laternen ein; aber ſie zünden auch keine an, und kein Licht geht von ihnen aus; ſie treiben allerlei Hantierung, und eine iſt ihnen ſo gut wie die andere, wenn ſie nur mit keiner Fährlichkeit verbunden iſt; am liebſten ſiedeln ſie ſich dort an, wo viele Ungerechte in ihrem Sinne ſind; denn ſie untereinander, wenn keine ſolchen zwiſchen ihnen wären, würden ſich bald abreiben wie Mühlſteine, zwiſchen denen kein Korn liegt. Wenn dieſe ein Unglück betrifft, ſo ſind ſie höchſt verwundert und jammern, als ob ſie am Spieße ſtäken, da ſie doch niemandem was zuleide getan haben; denn ſie betrachten die Welt als eine große, wohlgeſicherte Polizeianſtalt, wo keiner eine Kontraventionsbuße zu fürchten braucht, wenn er vor ſeiner Türe fleißig kehrt, keine Blumentöpfe unverwahrt vor das Fenſter ſtellt und kein Waſſer aus demſelben gießt.

Das Vaterland.

32 „Wo es mir wohl geht, da iſt mein Vaterland!“ heißt es ſonſt, und dieſes Sprichwort ſoll unangetaſtet bleiben für diejenigen, welche auch wirklich eine beſſere und notwendige Urſache ihres Wohlergehens im neuen Vaterlande aufzuweiſen haben, welche in freiem Entſchluſſe in die Welt hinausgegangen, um ſich rüſtig einen Vorteil zu erringen und als geborgene Leute zurückzukehren, oder welche einem unwohnlichen Zuſtande in Scharen entfliehen und, dem Zuge der Zeit gehorchend, die neue Völkerwanderung über die Meere mitwandern; oder welche irgendwo treuere Freunde gefunden haben als daheim, oder ihren eigenſten Neigungen mehr entſprechende Verhältniſſe oder durch irgend ein ſchöneres menſchliches Band feſtgebunden wurden. Aber auch das neue Land ihres Wohlergehens werden alle dieſe wenigſtens lieben müſſen, wo ſie immerhin ſind, und auch da zur Not einen Menſchen vorſtellen.

Die Republik des Univerſums.

Ich glaube, nicht verlangen zu können, daß es 33
überall und ſelbſtverſtändlich gut gehe, ſondern fürchte, daß es hie und da ſchlimm ablaufen könne, und hoffe, daß es ſich dann doch zum Beſſern wenden werde. Zugleich iſt mir bei allem, was ich auch ungeſehen und von andern unbewußt tue und denke, das Ganze der Welt gegenwärtig, das Gefühl, als ob zuletzt alle um alles wüßten und kein Menſch über eine wirkliche Verborgenheit ſeiner Gedanken und Handlungen verfügen oder ſeine Torheiten und Fehler nach Belieben totſchweigen könnte. Das iſt einem Teil von uns angeboren, dem andern nicht, ganz abgeſehen von allen Lehren der Religion. Ja, die ſtärkſten Glaubenseiferer und Fanatiker haben gewöhnlich gar keine Gottesfurcht, ſonſt würden ſie nicht ſo leben und handeln, wie ſie wirklich tun.

Wie nun dieſes Wiſſen aller um alles möglich und beſchaffen iſt, weiß ich nicht; aber ich glaube, es handelt ſich um eine ungeheure Republik des Univerſums, welche nach einem einzigen und ewigen Geſetze lebt und in welcher ſchließlich alles gemeinſam gewußt wird. Unſere heutigen kurzen Einblicke laſſen eine ſolche Möglichkeit mehr ahnen als je; denn noch nie iſt die innere Wahrheit des Wortes ſo fühlbar geweſen, das in dieſem Buch hier ſteht: „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen!“

Nach des Ewigen Beiſpiel.

Wenn ſich das Ewige und Unendliche immer 34
ſo ſtill hält und verbirgt, warum ſollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich ſtill halten können? Ich bin des aufdringlichen Weſens und der Plattheiten aller dieſer Unberufenen müde, die auch nichts wiſſen und mich doch immer behirten wollen. Wenn die perſönlichen Geſtalten aus einer Religion hinweggezogen ſind, ſo verfallen ihre Tempel, und der Reſt iſt Schweigen. Aber die gewonnene Stille und Ruhe iſt nicht der Tod, ſondern das Leben, das fortblüht und leuchtet wie dieſer Sonntagsmorgen, und guten Gewiſſens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden. Guten Gewiſſens und ungeteilt ſchreiten wir fort; nicht Kopf und Herz oder Wiſſen und Gemüt laſſen wir uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz auseinanderreißen; denn wir müſſen als ganze, unteilbare Leute in das Gericht, das jeden ereilt!

Roſegger.

Die Gottſucher.

1 Unendlich der Raum,
Unendlich die Zeit,
Kein Ziel und Halt
In Ewigkeit.
Die Kinder des Leides, ſie ſehen und rufen,
Sie irren und zweifeln in Nacht und Not
Und ſuchen nach Gott.

Sie ſuchen im Buchſtaben,
Sie ſuchen im Bild,
Sie beten und bluten,
Sie ſtreiten wild,
Entzünden die Scheiter zur lodernden Fackel;
Sie ſuchen im Kelch und ſuchen im Brot:
„Wo biſt du, Gott?“

Sie ſuchen im Leben,
Sie ſuchen in Kunſt,
Sie ſuchen in Grübeln
Und Liebesbrunſt;
Sie ſuchen im düſtern Schatten der Tempel;
Sie rufen in der Freiheit Morgenrot:
„Wo biſt du, Gott?“

Die Armen, ſie wandern
Am Pilgerſtab;
Die Weiſen, ſie ſuchen
Die Himmel ab;
Sie ſuchen im ſchuldloſen Kindesherzen
Und fragen mit Grauen den ſtarren Tod:
„Wo biſt du, Gott?“

Und ſieh, im Suchen
Und heißen Streit
Steht immer der Herr
An ihrer Seit
Und klopft ihnen lächelnd wohl auf die Achſel:
„Ihr Kinder, ſchaut euch doch einmal um!
Seid nicht ſo dumm.“ * 8.

Urwaldſtimmung.

O ruhſamer Wald, wie biſt du fein! 2
Wie biſt du in Ewigkeit jung und rein!
Vom blutigen Kreuzweg der Menſchenſöhne
Entweiht keine Spur deine heilige Schöne.
Wohl heut wie zur Urzeit die Stürme toſen
Und wühlen im See und brechen den Baum.
Wohl heut wie zur Urzeit blühen die Roſen
Und funkelt der Tau am Blütenſaum —

Mein Leib will liegen
In blumiger Wiegen.

Meine Seele kam her aus unendlichen Zeiten,
Und wie der wandernde Vogel den Aſt,
So wählt dieſen Leib ſie zur kurzen Raſt,
Ehe weiter ſie fliegt in die Ewigkeiten. * 9.

Es kommt dereinſt ein dunkler Tag.

O freu dich, mein Brüderlein, 3
An deines Lebens Sonnenſchein!
Doch trau ihm nicht:
Es kommt dereinſt ein dunkler Tag,
Noch eh in unnennbarer Klag
Dein Auge bricht.

Die Werke dein, ſo ſtolz erſtehn,
Du wirſt ſie einſt zerfallen ſehn
Und ſein ein Mann;
Doch ſchläft ein treues Herz im Schrein,
Dem du ſein kurzes Erdenſein
Haſt weh getan:

Dann wirſt du fröhlich nimmermehr,
Wirſt um des Toten Wiederkehr
Vergeblich flehn.
Am Grabe werden Röslein blühn;
Dein armes Herz wird welken hin
Und ſtill vergehn. * 10.

Letzter Wunſch.

Was wäre wohl mein letzter Wunſch,
Wenn ich dereinſt zur Grube fahr?
Die Ruheſtatt verborgen ſtill
Auf einſamtrauter Bergeshöh!
Auf jener Höh, wo ich als Kind
Den erſten Himmelsſtern geſehn,
Den erſten Lerchenſang gehört
An einem ſüßen Maientag.
Doch jenes Holz, das ewig klagt
Die Menſchheit ihres Frevels an,
Weil ſie ans Kreuz den Beſten ſchlug —
Mir pflanzt es nicht auf meinen Staub!
Nicht daß Er ſtarb, nur daß Er lebt,
Iſt meines dunklen Grabes Licht
Und meiner Seele Zuverſicht.
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Der friſch und frei gen Himmel wächſt!
Vielleicht kommt einſt ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege ſchlägt.
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ein Kindlein in die Wiege legt,
Das noch einmal die Welt erlöſt
Und nicht dafür gekreuzigt wird.

Bergpredigten.

Kanzelſpruch.

Die größte Schmach, die je mir werden kann —
Vermaledeit ſei ſie — tut der mir an,
Der von mir ſagt, ich hätte keinen Feind.
So kläglich arm, zu haben keinen Feind!
Hat je gelebt ſo arm ein braver Mann?

Ich haſſe keine Seele. Denn mir weiht
Den Erdenſohn das allgemeine Leid.
Doch, alles Schlechte, Falſche, was da baut
An dieſem Leid, ich haſſ es tief und laut.
Um eitel Liebe buhl ich nicht, iſt ſie
Durch fremden Schwächen huldigende Liſt
Zu wohlfeil mir auf jedem Markt zu haben.
An heißem Haß der Schlechten mich zu laben
Iſt meine Luſt. Es müſſen alle, alle
Die Schurken, Schleicher mich mit bittrer Galle,
Die Wichte mich mit giftigem Hohn begeifern,
Die Finſterlinge meiner fluchend eifern,
Die Knechte fliehen mich, die frevlen Herren,
Die hochmutswütigen, mir Krieg erklären.
Denn was ich will: die Menſchheit neu
Verjüngt zu ſehn, und ſich getreu.

Der Zwingherr iſt mein Feind. Ich ruf ihm Krieg.
Ich kann mein Bändiger ſchon ſelber ſein.
Der ewige Herr im Himmel, der iſt mein.
Mein auch der Streit — und ſein der Sieg.
Der Geldprotz iſt mein Feind. Denn — „Bruder gib!“
So mahn ich ihn, ſonſt biſt Du ja ein Dieb.
Der Weltling iſt mein Feind. Beſtändig hege
Das Streben ich, zu ziehn die lichten Wege
Der größten beſten Männer aller Zeiten,
Gebaut durch Freiheit, Tüchtigkeit und Liebe,
Durch Duldſamkeit, Bekämpfung roher Triebe
Die Menſchheit in das Himmelreich zu leiten.

Mein Feind auch ſind die hochgelehrten Narren,
Die nie mit ihrem Wiſſen Weisheit paaren,
Die werfen Herz und Hoffen, Glück, Gewiſſen
Der Wiſſenſchaft zum Fraß — und doch nichts wiſſen.
Der Pfaffe iſt mein Feind. Denn meinen Gott,
Ich nahm ihn anders, als mir er ihn bot.
Der Kriecher iſt mein Feind, ſich halb bewußt,
Daß er trotz ſeiner reichgeſchmückten Bruſt
Kein ſtarkes, freies Herz darinnen hat,
Entſagend ſtets, bereit zu großer Tat.
Nicht minder iſt mein Feind der Thronenwächter,
Wenn Volksverächter er und Menſchenſchlächter.
Der Hetzer, der ſich zwiſchen Völker ſtellt
Und trennen will, was Gott auf Erd geſellt,
Der feigen Sinnes mit dem Wort entzweit,
Der unter falſchem Heldenſchimmer wichtet,
Und Menſchenrechte mit der Zung zernichtet:
Er iſt mein Feind in alle Ewigkeit.

Wenn Gott mich fragt am Tage des Gerichts:
„Wo ſind ſie, die dich lieben?“ — ſag ich nichts.
Doch zeig ich zum Erſatz ihm, die mich haſſen,
Und bitt ihn um die Prüfung des Gewichts.
Ich hoff, er wird es gelten laſſen.

Vom Menſchen zu Gott.

Der Menſch iſt eine Beſtie, ſo lang er es ſein 6
will. Die Tatſache wird es ſonnenklar beweiſen, daß er aus beſſerem Stoff gemacht iſt als das Tier. Das ſieht man heute und ſah es immer.

Was ſtrebt ihr die allgemeine Wehrpflicht an und nicht lieber den Frieden? Was wollt ihr dem Bettler Almoſen geben und nicht lieber trachten, die Armut abzuſchaffen? Was begehrt ihr die Freiheit der Perſon, wenn ihr die Völker voneinander bannt? Was ſprechet ihr von der Bekämpfung des perſönlichen Egoismus, wenn ein Volk das andere einſchränken und übervorteilen darf, aus dem einen Grund, weil es das ſtärkere iſt? Was ſchwätzet ihr von der Freiheit des Gewiſſens, wenn ihr die Vorurteile der Stände, der Konfeſſionen, der Nationen nicht aufheben wollt? Was ſeid ihr ſo herb gegen den hungernden Vagabunden, der nicht Arbeit findet, und ſo untertänig gegen das große Paraſitentum der Geſellſchaft, das nicht arbeiten will?

Das Kind der Zukunft wird ohne Rückſicht auf ſeine Familie nur jene Rechte und Vorteile haben, die es ſich ſelbſt erwirbt. Wohl gehört es zuerſt dem Vater, der es zeugt, und der Mutter, die es gebiert. Aber bald wächſt es hinaus: es gehört dem Lehrer, der es unterrichtet; es gehört der Heimat, die es erzieht und beſchützt; es gehört dem Vaterland, in dem und durch das es wirkt, und endlich gehört es der Menſchheit, in der es aufgehen muß. — „Und Gott?“ fragt ihr. Ich ſage mit einem großen Franzoſen: „Vater, Mutter, Lehrer,

Heimat, Vaterland, Menſchheit, das ſind eben die Stufen auf der Himmelsleiter. Wer auf der letzten dieſer Stufen angelangt iſt, den ſchließt Gott in ſeine Arme."

Völkerverbrüderung.

7 Solange arme Arbeiter verſchiedener Völkerſchaften in der ſchweren Berufspflicht und den feindlichen Elementen der Natur gegenüber ſich als Kameraden fühlen, ſolange in den Stunden der Not und Gefahr, unbekümmert um Nationalitäten- oder anderen Zwiſt, die echte Menſchlichkeit ſiegt, ſolange in der Verwirrung der Völkerſprachen und in der Betäubung der Leidenſchaften der Schrei des Herzens noch gehört wird, ſolange aus den blauen Augen des Germanen, aus den ſchwarzen des Romanen und aus den grauen des Slaven die Freude leuchtet, wenn eine große, gute Tat geſchehen iſt — ſolange ſage ich das Sprichwort des Peter Oberdorfer: „Noch iſts nicht finſter!"

Der Künſtler.

8 Vielwiſſen macht alt. Der Künſtler ſoll jung bleiben und mit leichtem Ränzlein und hellen Augen durch das Leben wandern. Der Künſtler bedarf Formen nötiger als Formeln; ſein Haupt iſt keine Bibliothek, ſondern ein Bildersaal; ſeine Schule iſt das Leben, ſeine Werkſtatt das Leben; ſeine Werke gehören dem Leben.

Jugenderzieher.

9 Wohl bin ich der Meinung, daß man das Leben von allen Seiten kennen lernen ſolle; daß die Erzieher Gottes, als Natur, Verhältniſſe, Freundſchaft, Liebe, Arbeit, Unglück, den Charakter eines Menſchen erſt feſtigen; daß man bei wichtigen Dingen und Fragen die Anſicht aller Parteien ſtudieren und reſpektieren müſſe, um zur wahren, ſittlichen Freiheit zu gelangen; aber für den in ſich noch halt- und grundſatzloſen jungen Menſchen iſt dieſe Vielſeitigkeit nicht das Richtige. Schwache bedürfen eines Stabes, Blinde einer Richtſchnur, Unerfahrene eines Führers, auf den ſie unbedingt müſſen vertrauen können. Die Jugend iſt ſchwach, blind und unerfahren — und findet in einer Zeit, die ſich doch ſonſt in humanen Beſtrebungen überbietet, ſo wenig wahren Beiſtand.

Die Frauen.

10 Ich möchte es nicht nachſagen, daß das Weib weniger Verſtand habe als der Mann: es hat im Gehirn dasſelbe Kapital wie er; nur beſteht es in lauter kleinen Münzen, während der Mann ſeinen Schatz oft nicht gewechſelt hat und nicht immer herausgeben kann. Es gibt Gegenden, in denen man mit einem Tauſender im Sacke verhungern müßte, weil ihn niemand zu wechſeln vermag. Es gibt Menſchen, die mit einem Schatze von Intelligenz und Weisheit für Einfaltspinſel gehalten werden können, weil ihre geiſtigen Reichtümer kompakt ſind und von Schwächlingen nicht aufgefaßt werden. Frauen kann das nicht geſchehen, weil ſie für den täglichen Verkehr ſtets das nötige Kleingeld zur Hand haben.

Martin der Mann.

Das Volk der Starken.

In grauer Vorzeit war ein Königreich. Das war 11
uralt; aber es war nicht ausgedehnt und nicht kriegeriſch. Es lag zwiſchen zwei rieſigen Ländern, die eine ungeheure Zahl von Soldaten hatten, gewaltig waren an roher Kraft und gewaltig an Liſt und Tücke. Und dieſe Länder waren die grimmigſten Feinde des kleinen Reiches, das in der Mitte lag.

Da geſchah es in dem Königreiche, daß der Bauer des Feldes ſich manchmal auf den Spaten ſtützte und nachſann darüber, was die Zukunft bringen werde. Und es geſchah, daß der Schmied in der Werkſtatt einen Augenblick ſeinen Hammer ruhen ließ und bekümmert war. Da ſtand eines Tages der König auf, der an Jahren ein Greis, an Taten ein Mann, und im Herzen ein Kind war. Aufrecht ſtand er, aufrecht hielt er das Haupt; ruhig und ernſt ſagte er: „Wir kennen die Furcht nicht; wir ſind die Starken."

Die feindlichen Völker, welche von dieſem Worte hörten, waren verblüfft. Niemand war, der geſagt hätte: „Das iſt ein Wort des Hochmuts!" Denn es war in Demut geſprochen, wie ein Gebet, und es war geſprochen in dem Mute eines reinen Gewiſſens. „Wir fürchten nichts als Gott!" ſagten die Bürger des kleinen Königreiches. Der ruhige Ernſt machte die Gegner kleinmütig; denn dieſe fürchteten alles, nur Gott nicht.

Nun lebte in dem großen Nachbarsreiche ein weiſer Mann. Der wollte die Urſache erfahren deſſen, daß der König des kleinen Landes ſagen konnte: „Wir ſind die Starken." Es reiſete hin, um die Zuſtände dieſes Königreiches kennen zu lernen.

Und wie er es in demſelben gefunden, das iſt alſo aufgeſchrieben, worden:

„Der Grundſtein des Reiches iſt die Familie. Der Mann iſt der Mehrer und der Hüter des Hauſes. Das Weib iſt die Erhalterin der Güter, die Säugerin und Pflegerin der Kinder. Der Mann iſt Herr, aber das Weib nicht Knecht, ſondern die hochgeachtete Frau und Mutter. Die Kinder werden erzogen nicht durch Worte, Lohn oder Strafe, ſondern durch das Vorbild der Eltern. Ehebruch iſt nicht; es ſteht davor die Todesſtrafe. Der kräftige Sohn iſt ehrerbietig und gehorſam dem gebrechlichen Vater im weißen Haar. Wacht in der Tochter die gewaltige Liebe auf zu einem Manne, ſo geſteht ſie es, und in Züchten wird der Bund geſchloſſen. Genug iſt des Erwerbes, und genug ſind der Güter im Lande, daß ſie leben und ihre Kinder nähren können. Denn die Menſchen ſind arbeitſam und einfach in den Bedürfniſſen. Sie genießen mit Vorliebe das, was das eigene Land hervorbringt und was die Bürger des Staates erzeugen. Fremden Dingen, ſei es an Gütern, ſei es in Brauch und Sitte, ſind ſie abgeneigt.

Bei den Kindern wird körperliche Kraft und Geſundheit der Schulgelehrtheit vorgezogen; bei Männern die Weisheit dem Wiſſen, die Treue dem Können. Aber es gibt auch viele und gediegene Schulen; in denen werden nicht ſowohl Dinge gelehrt, die vor tauſend und tauſend Jahren wichtig geweſen ſind, ſondern vielmehr ſolche, die ſich auf die Gegenwart beziehen, welche ſie ganz zu erkennen ſtreben. Die Berufswahl der Jugend geht nicht ſo ſehr nach Geld und Würden, ſondern richtet ſich vielmehr nach den vorhandenen perſönlichen Eigenſchaften. Sie haben Vorliebe für Landleben und Feldbau, auch für bürgerliche Gewerbe, die ihren Mann nähren. Der Bauer und der Handwerker ſind höher geachtet als ſolche Stände, die nur dem Genuſſe, der Verfeinerung und dem Glanze dienen. Geld iſt ihnen Mittel, nicht Zweck. Nirgends iſt großer Reichtum aufgehäuft, und keiner darbt, der arbeiten will. Die Verbrauchten und Gebrechlichen haben von Rechtswegen ihr Auskommen, ohne darum betteln zu müſſen. Die Verſuchungen zu Laſtern und Verbrechen ſind alſo geringer als anderswo. Ehrenhaftigkeit ſtellen ſie höher als äußere Ehre, und die Männer üben ihren Mut nicht im Zweikampfe gegeneinander, ſondern im Kampfe mit den Elementen, die ſie nach Menſchenmöglichkeit zähmen und ausnützen. Wohl üben ſie ſich auch mit Waffen in munterer, kühner Weiſe, ohne daß unter ihnen Haß iſt.

Heilig halten ſie die Religion und ehren ihre Prieſter; die weltliche Herrſchaft greift nicht ein in das religiöſe Gebiet und die geiſtliche nicht in weltliche Dinge. Sie leben mehr nach dem Geiſte als nach den Formen der Religion.

Wert iſt ihnen das Schöne. Ihre Dichter ſingen Lieder der Lebensfreude oder ſtellen auf die Bühne große Vorbilder, an deren Taten und Tugenden, oder an deren Weisheit und Heiterkeit das Volk ſich erbauen und ergötzen kann. Das Häßliche in der bildenden Kunſt, das Niederträchtige im Schauſpiele, das Zerſetzende und Widerliche in der Dichtung würde, wenn es auch käme, das Volk zurückweiſen.

Merkwürdigerweiſe iſt in dieſem Lande die öffentliche Redekunſt nicht ausgebildet. So hört man auch keine Aufwiegelungen gegeneinander und gegen fremde Länder und Stämme; der Patriotismus beſteht nicht in dem Haſſe gegen andere Völker, ſondern in der Liebe zum eigenen. Das Wohlwollen herrſcht überall vor, ſelbſt gegen die Tiere. Lehrer und Prieſter wirken darauf hin, daß die Vernunft über der Leidenſchaft ſtehe; die Sonderbeſtrebungen werden dem Allgemeinen untergeordnet, und es gehört nicht in den Plan dieſer Staatsbürger, Gegner ihres eigenen Hauptes zu ſein. Denn dieſes Haupt, der König, weiß, daß er nicht da iſt, um ſein Volk zu beherrſchen, ſondern ihm in Weisheit, Treue und Würde zu dienen. Und der König weiß, daß der Wert des Menſchen groß iſt und daß dieſer Wert gleich bleibt in der Hütte wie im Palaſte. Niemanden bevormundet das Geſetz in inneren Gewiſſensangelegenheiten und in freier Meinungsäußerung; wer hierin ungebührlich iſt, der wird von dem geſunden Sinne der Mitbürger zurückgewieſen. Der Staatsbürger ſetzt ſeinen Stolz auf die Erfüllung des Geſetzes, das er ſelbſt aufſtellen half und das die Verkörperung ſeines Rechtsſinnes iſt. Unnachſichtig ſtrenge iſt das Geſetz gegen Lug und Trug und abſichtliche Uebervorteilung des Nächſten. Schwere Verbrechen, deren Urſache in einer verderbten Natur liegen, werden ohne Umſtände mit dem Tode beſtraft.

Ein ſtehendes Heer gibt es nicht. Im Frieden iſt jeder Arbeiter, im Kriege jeder Soldat. Nie würden ſie einen Krieg anfangen um zu erobern; wenn aber der Feind droht in ihre Grenzen und Rechte einzudringen, dann ſtehen ſie auf — alle wie ein Mann — um zu ſiegen oder zu ſterben."

Solcher Art — ſo ſchließt der Bericht des weiſen Mannes — iſt das merkwürdige Volk beſchaffen, deſſen König ſagen konnte: „Wir kennen die Furcht nicht; wir ſind die Starken."

Das Gericht.

12 Auf der Welt iſt es ſo eingerichtet, daß nur die ſittlich ſtarken Menſchen wahrhaft glücklich ſein können. Wer ſich gegen die Natur verſündigt, den ſtraft ſie mit Krankheit. Wer ſich gegen die Mitmenſchen verſündigt, dem wird durch Geſetz und Sitte das Leben vergällt. Wer ſich gegen ſich ſelbſt verſündigt, indem er ſeiner beſſeren Einſicht zuwiderhandelt, die Vernunft mißachtet, der Leidenſchaft folgt, der muß mit ſich ſelbſt zerfallen. Daß es im allgemeinen ſchlechten Menſchen beſſer ergehe als guten, iſt ein Märchen. Von hundert Schurken gehen wohl fünfzig zugrunde, und was die übrigen, die etwa in äußerem, beneidetem Wohlleben ſchwelgen, im Inneren für Teufel beherbergen müſſen, das verlange keiner zu erfahren!

Unſere Umgebung.

13 Ein Menſch offenbart ſein inneres Weſen der Außenwelt und auch ſich ſelbſt nur bei Menſchen. Ja, nicht einmal ſich ſelbſt kann er kennen lernen, ſo lange er allein iſt. Weder Tugenden noch Laſter können ſich in ihm entfalten, weder Güte noch Bosheit, weder Würde noch Klugheit. Die Ichſucht pflegt in der Einſamkeit zu gedeihen; aber ſie iſt dort weder Vorzug noch Fehler. Nur wer es mit vielen und verſchiedenartigen Leuten zu tun hat, der bildet die verſchiedenartigen Anlagen aus, die in ihm ſind und von denen er oft ſelbſt keine Ahnung gehabt hatte.

Körperliche und geiſtige Arbeit.

14 Bloß mit dem Geiſte zu arbeiten, das macht den Menſchen welk, empfindſam und mürriſch; eine regelmäßige körperliche Beſchäftigung tut gerade

das Gegenteil. So kommt es wohl auch, daß die Lebensanſchauung der bloß geiſtig Arbeitenden ſtets ſehr feingeklügelt und tiefſinnig iſt; aber geſünder, tatkräftiger und lebensluſtiger iſt die des Bauers und Werkmannes. Wenn die körperliche Arbeit nicht Sache armer, gemeiner Leute wäre, und wenn ſie nicht ſo alltäglich nahe läge, der Reiche würde unter Umſtänden viel Geld geben für den Genuß, körperlich arbeiten zu können.

Der Gottſucher.

Genadelte und Geadelte im Winter.

Winter im Hochwalde. Das Blühen des klingenden Lenzes liebt der Urgermane; aber wohler fühlt er ſich mitten im weiten, kräftigen Winter. Es iſt eine ſtille, ernſte, vom Himmel gefallene Welt — das kühle, ſtarre, nordiſche Niflheim. Die gedehnten Auen und Wieſen, ſo mannigfaltig durchzogen ſonſt von zarten Gewächſen, von Bächlein, Steigen und Steintrümmern, ſind eins und gleich; darüber hin liegt der hohe Schnee in ſeinen ſanften Wellungen. Und die knorrigen Arme der nordiſchen Bäume: der Tannen, Lärchen und Kiefern, die ſich ſonſt weithin ausgeſtreckt hatten wie zum Segen über das Erdreich, deren Triebe und Zweige alljährlich im jugendlichen Schwunge des Lenzes von neuem himmelan ſtrebten, um erhaben zu werden wie die Wipfel ihrer Stämme, ſie beugen ſich tief unter Laſten. Anfangs ſpielte das Gezweige mit den zart und leicht wie Blütenſtaub niederwehenden Flocken, und es freute ſich, daß die fliegenden Einwanderer von oben ſich auf ihr Genadel ſetzten, wie es ſonſt die Schmetterlinge getan hatten, die weißen und die bunten, in ſonnigen Tagen. Und ſachte wiegten die Zweige ihre Gäſte, zu denen, weil es ihnen auf luftiger Schaukel ja ſo gut ging, ſich immer noch neue geſellten, ſich allmählich feſter ans Genadel klammernd, ein weiches Neſt bauten, ſich bauend verbanden mit anderen Zweigen, ſich ſachte, anmutig wie Kiſſen und ſchwer wie Sand hinlegten und das Aſtwerk, das ſtarre, tief niederwärts drückten. Und ſo ſtehen die Bäume nun da, mit weißen Banden gefeſſelt, aber trotzig wie die Söhne des nordiſchen Waldes in ihrer ganzen Stolzheit und tun, als ob ſie den ſchweren Hermelinmantel freiwillig trügen auf ihren Schultern; er wärmt, das fühlen ſie, ja doch die Glieder und verleiht ein ehrwürdiges Ausſehen.

Auf ein ehrwürdiges Ausſehen halten ſie was, die genadelten Stämme. Die genadelten ſind es, während jene dort am Wieſenraine die geadelten heißen. Das iſt der wamſtige Ahornbaum und der weibiſch glatte, flatterhafte Buchenſtamm und die ſich wie ein Pfauenrad bauſchende Eiche, welche deutſchen Boden allerwärts gepachtet zu haben glaubt. In die ſlaviſchen Wälder gehört ſie hinein, wo ſich der Bär und der Eber umtreibt. Zu den Schweinen der Puſten hinab — deutſcher Erde Kind, der Alpen Felſenburg entſtammend, ſind wir, die Tannen. Wohin die Eſche dort am Angerrande zuſtändig ſei, müßte ſich erſt weiſen. Ueber dieſen Baum ſagt man nicht gern, was man weiß; geht doch die Mär heute noch um vom Welteſchenbaum, und wie aus dem Moder des hohlen Stammes Holzwürmern gleich die Menſchenbrut gekrochen ſei. Zur Sommerzeit allerdings, da geben ſie es bunt: die geadelten mit dem geſchlachten Holze flattern mit grünem Gefieder, ſtecken ihre Federn auf, und im Herbſt, wo es dem Walde geziemt, ſich zu bereiten auf die heilige Winterruh, prangt der Laubbaum freventlich noch in ſchreiendem Rot und flunkert voll Uebermut mit Goldfarbenſchein. Der Prahler! Aber das iſt ſein Letztes. Der erſte Atemzug des Winters bläſt die ganze Herrlichkeit weg. Wie närriſch flattern und wirbeln die entheimten dürren Blätter auf dem Boden herum, bis der Schnee ſie verhüllt. Und durch das armſelige Gerippe dieſer Edelbäume tanzen höhniſch die Flocken und wollen nichts zu tun haben mit den kahlen knochigen Armen. Und ſitzt wie ein müder Spatz auch einmal eine auf, ſie fliegt doch bald wieder davon. Armſünderlich ſtehen ſie, und da zeigt es ſich, wie unbeholfen und fremd ſie ſind im deutſchen Walde. Ja freilich, ſolchen Schluckern gegenüber tut ſich die Tanne im weißen Hermelin auf ihr ehrwürdig Ausſehen doppelt viel zugute! Obzwar es ihr noch beſſer ſtünde, wenn ſie groß wäre und demütig zugleich.

Viele vom Sturme gebrochenen Stämme liegen unter dem Schnee und ſtrecken völlig geſpenſterhaft einzeln Aeſte heraus, ſo wie man ſagt, daß manchmal aus dem Grabe der Erſchlagenen eine drohende Hand wächſt. Daneben ſteht der Strunk und hat eine Schneemütze über ſeine Splitter gedrückt. Dort wölbt ſich ein rundes Hügelchen, ein Küppelchen auf. Darunter ein Junges, ein kleiner Tannling, träumend die ferne Zeit, da mitten im Winter die jungen Tannlinge auferſtehen werden aus dem Schnee, um kindlichen Augen und Herzen zur Luſt in einer Flammenkrone zu ſtrahlen. Denn eine Zeit wird ſein dereinſt in deutſchen Landen, in welcher durch die Winternebel nieder die Sterne des Himmels gleiten, in welcher die Lichter, die von Bergen und aus Waldſchluchten nächtig der Kirche zueilen, um des lieben Herrn Chriſti Geburt zu feiern, herbeiflimmern und ſich verſammeln werden — wie im Frühling die aus ſonnigen Strichen kommende Vögleinſchar — um den grünen Wipfel, der im Heime des Menſchen ſteht.

Um die Quelle, die im Sommer lebendig ſprudelte aus mooſigem Geſtein, haben die Flocken kunſtvoll ſinnig, wie Bienen Zellen bauen, ein Gewölbe gemauert, ein Brunnenhaus, unter welchem, von grüner Kreſſe noch umkränzt, kaum hörbar das Wäſſerlein murmelt.

Und ſo legt ſich das endloſe Schneetuch hin über Auen und Wälder, und die Tannen ſtehen in

ungezählten weißen, ſchwarzgeſprenkelten Zacken und Spitzen empor wie ein ungeheurer Dom der Goten.

In den Tälern ruht das Grau des Nebels; aber her über den Höhen leuchtet das weite Rund des Felſengebirges; nicht die Wände leuchten jetzt, ſondern die Schneefelder, die ſich heute noch an ſteilſten Hängen halten, morgen aber von Odins Atemzug gelöſt donnernd in den Abgrund fahren.

„Des Winters Leichentuch," dieſes Wort haben dankloſe und gedankenloſe Menſchen gemacht. Hätte es denn keiner noch empfunden, wie erquickend, belebend, verſöhnend und aufmunternd der Gang über eine Winterlandſchaft iſt! Hat denn keiner den aus kniſterndem Schneegeflocke wehenden kühlen Hauch getrunken, in welchem reiner als aus dem Atem der ſommerlichen Blätter, reiner als aus dem Dufte der Blumen der Lebensfunke in unſere Nerven übergeht? Hat denn keiner noch die ſüße Ruhe gefühlt, in welche das kampfmüde Reich der Pflanzen und Tierchen unter der lichtdurchwirkten Schneehülle geſunken iſt? Keiner an die jungen Kräfte gedacht, die ſich unter dieſer Hülle beſtändig entwickeln und ſammeln, um nach wenigen Monden eine Welt voll neuer Herrlichkeit vor uns aufzubauen? Wie eine aus weißer Seide gewobene Decke, ſo hat Mutter Natur den Winter niedergeſenkt auf die Wiege des Frühlings. Kennen die Bewohner jener Gegenden, denen der weiße Winter verſagt iſt, bei denen es ſich vom Großvater vererbt auf den Enkel, wenn die welken Blätter der Pinien eines Morgens mit Schneereif überzogen ſind — kennen ſie die Wonnen des Frühlings in dem Maße wie der Nordländer, der auf luſtig gleitendem Schlitten den lieblichen Tagen der Blüte entgegenfährt?

Und wenn in einem der Himmelskörper dort oben ein Auge offen iſt, das ausſpäht nach Licht, und wenn dieſes Auge an ſeinem nächtlichen Himmel die blaſſe Scheibe der Erde betrachtet: aus welchen Strichen ſonſt wird ihm der hellſte Schimmer entgegen grüßen als aus den winterlichen Zonen! Denn licht iſt unſere Welt, wenn die Sonne ſtrahlt auf das ſchneeumhüllte Land!

Die Seelenbrücke.

16 Es iſt kein Uebel für die Menſchen, wenn ſie das Andenken an ihre Voreltern hochhalten, wenn ſie die Lebensweiſe und die Sitten, in denen die Vorfahren ſtark und ehrenreich geworden ſind, wie ein Erbgut bewahren. Das ſind die Ketten, die uns verbinden mit den Ahnen, ſo für uns geſäet haben und für uns gelitten. Am Leibe liegt es nicht, den wir von ihnen überkommen: an der Seele liegt es, die ſich aus ihren jahrtauſendlangen Schickſalen herausgewachſen hat. Dieſe Seelen laſſen wir uns nicht wenden und färben, wie ihr eure Hüte wendet und färbt, und wie ſie der Herr heute trägt und morgen der Knecht. Der Baum wird ſich ſchon ſelber auswachſen, wie er muß, und will man uns auf einmal mit Gewalt ändern, ſo iſt das juſt ſoviel, als wenn man den Baum von ſeinen Wurzeln trennen und als Strunk neuerdings in die Erde ſetzen wollte. * 5.

Waldſchulmeiſter.

Ein Blättchen Papier.

Ein Blättchen Papier kann älter werden, 17
Wie das friſcheſte Maiblatt auf Gottes Erden,
Wie das flinkeſte Gemslein am Felſenwall,
Wie das lockige Kind im lieblichen Tal.
Ein Blättchen Papier weiß und mild
Iſt oft das treueſte einzige Bild,
Das der Menſch zurücklößt künftigen Zeiten,
Da über ſeinen Staub die Urenkel ſchreiten.
Das Gebein iſt zerſtreut, der Grabſtein verwittert,
Das Haus zerfallen, die Werke zerſplittert;
Wer weiſt in der ewigen, großen Natur,
In der wir gewaltet, unſere Spur?
Neue Menſchen ringen mit neuem Geſchick;
Keiner denkt an die alten zurück.
Da iſt ein Blatt mit ſeinen bleichen
Tintenſtrichen oft das einzige Zeichen
Von dem Weſen, das einſt gelebt und gelitten,
Gelacht, geweint, genoſſen, geſtritten;
Und der Gedanke, dem Herzen entſproſſen
In Schmerz oder Luſt und tollen Poſſen,
Sinkt hier nieder, und der Ewigkeit Kuß
Verhärtet ihn zu einem ewigen Guß.
O, möge er geläutert in fernen Zeiten
Wieder in die Herzen der Menſchen gleiten!

Im Kindergarten.

Ein Buch ſind die Kinder. Gleichgiltige 18
Augen entdecken an ihnen nichts Bemerkenswertes: erſt wenn man ihnen mit dem warmen Hauch der Liebe naht, treten die Zeichen hervor, die uns oft überraſchen, entzücken oder erſchrecken. Und zum großen Teile liegt es an uns, welche Zeichen wir hervorrufen.

Aber das iſt auch zu ſagen: die perſönliche Eigenart muß Rückſicht erfahren. Dieſelbe iſt bei Kindern wohl noch nicht groß, aber ſie iſt da; wir mögen ſie, die ſchmiegſame, an die unſere ſchmiegen bis zu einem gewiſſen Grade; aber ihrem Kerne, wenn er einmal entdeckt iſt, müſſen wir Rechnung tragen. Es iſt frevelhaft, und doch muß ich ſagen, daß ich eine gewiſſe Scheu gegen manche Erziehungsanſtalten habe, wie ſie draußen jetzt entſtehen; ſie gleichen und ebnen alles und liefern Alltagsmenſchen, mit denen ſich ganz gewiß am beſten Geſellſchaft und Staat bauen läßt, wie man ja auch am bequemſten mit Backſteinen Häuſer baut. Aber aus beſondern Verhältniſſen folgerichtig hervorgewachſene Charaktere, kernhafte Urbilder wären mir unter Umſtänden lieber. Ein Schleifſtein paßt nicht für alle Meſſer; mancher Schüler lernt mehr im Leben als in der Schule.

Wir müßten bei mancherlei, was wir an Pflege, an Spielen, Sitten und Unterricht bei dem Kinde anwenden wollen, prüfen, ob dasſelbe wohl mit ſeiner Natur, mit den Verhältniſſen, denen es entgegengeht, mit den Anſprüchen ſeines künftigen Berufes im Einklange ſteht. Achte man doch die Kindheit: ſie iſt ganz anders als unſer ſpäteres Alter; manches in ihr halten wir — dankbar unſer eigenes Kindesglück vergeſſend — für unvernünftig und unſinnig, was eigentlich für die Kleinen ein hohes Gut iſt, das ſie ohnehin zu bald verlieren und nicht mehr finden werden.

Ich bin nicht einverſtanden mit dem Rate jenes Denkers, daß ſich die Eltern von ihren Kindern erziehen laſſen ſollten, obwohl ich zugebe, daß wir mancherlei von den Kleinen lernen können, was in keinem Buche der Weltweisheit ſteht. Die Kinder ſcheinen ja für einen Himmel geboren zu ſein; denn ihre jungen Sinne ſind eingerichtet, lediglich um zu genießen. Für dieſe Erde, in die ſie ſich denn nun doch ſchicken müſſen, haben wir ſie zu erziehen. Nur nicht zu voreilig! Laſſen wir die Kleinen Herzen ſich ſtärken an kindlicher Luft, ſich erwärmen an Weltglauben und Gottesglauben; denn ſie werden dieſe Stärke und dieſe Wärme brauchen können, wenn einſt manches um ſie zuſammenſtürzt und kalt wird. Der Gottesglauben wird ſich verwandeln und vergeiſtigen; legſt du aber — du Lehrer einer neuen Schule — in das wachſende Gemüt den Gottesglauben nicht, ſo wird in dem erwachſenen der Glaube an das Göttliche — das Ideale — nicht Raum finden. * 1.

Unterricht und Erziehung.

19 Jeder, der ſo glücklich iſt, von der Natur in einem Sprößling eine Anwartſchaft auf irdiſche Zukunft zu erhalten, wird den Wunſch haben, es möge ihm in ſeinem Kinde ebenſo gut oder beſſer ergehen als heute in ſich ſelbſt.

Die menſchliche Zufriedenheit oder Unzufriedenheit hängt zum großen Teile von der Weltanſchauung ab. Die Welt iſt für uns ſo, wie ſie durch unſere Sinne in unſere Seele geht. Um die Wahrheit an ſich handelt es ſich hier nicht, ſondern ums Glück oder näher um die Zufriedenheit. Nach Wahrheit an ſich jagen nur jene, die entweder an dieſer Jagd oder an ihrer Beute Befriedigung finden oder zu finden wähnen.

An unſerer eigenen Weltanſchauung läßt ſich nicht viel ändern: unſer Auge iſt ſeine Brillen gewohnt, dieſe mögen dunkel oder roſig ſein. Das Kind aber, welches uns Vater nennt, obwohl es noch nicht weiß, wieſo wir ihm verantwortlich ſind, blickt mit hellem Auge fragend in die lichte Welt und blickt fragend uns an. Welche Gläſer werden wir ihm geben? — Roſige? Schattige? Vergrößernde? Verkleinernde?

Der Zigeunerjunge auf der Haide ſieht mit ſeinem natürlichen Auge die Welt an. Hungert ihn, ſo nimmt er, was ihn am nächſten liegt; er weiß nichts von Mein und Dein. Unſern Kindern Erziehung und Unterricht! Der Unterricht ſage ihnen, wie die Welt nach unſerer Erfahrung iſt; die Erziehung zeige ihnen, wie ſie der Welt gegenüberzuſtehen, wie ſie dieſelbe auf ſich wirken zu laſſen haben. Man könnte einwenden, das Weſen der Welt bedinge die Weltanſchauung von ſelbſt, eine Sache könne doch nicht anders genommen werden, als ſie ſei. Ich antworte: Die Beſchauung eines Dinges hängt ganz vom Standpunkte ab, auf dem der Beſchauer ſteht. Es iſt vom Menſchen einmal nicht zu verlangen, daß er ſich ſelbſtlos über ſich und die äußere Welt ſtelle; denn das Auge, mit dem er ſchaut, das Gehirn, mit dem er denkt, iſt allzu menſchlich.

Der Standpunkt, von dem aus wir ſehen und betrachten können, iſt wählbar; die Farbe, durch die wir die Welt anſchauen können, iſt ebenfalls zumeiſt wählbar; nur früh genug muß die Wahl getroffen werden. Kinder, ſobald ſie ſich ihres Daſeins und ihrer Umgebung bewußt werden, halten ihre Eltern und Lehrer für vollkommene Weſen; ſie finden es ſelbſtverſtändlich, daß alles gut und alles vollendet iſt. Sie ſtreben den Dingen freudig zu wie Blümlein des Feldes der Sonne. Ihr erſter Blick in die Welt iſt ein zuverſichtlicher. * 2.

Die Weltanſchauung der Kinder.

Welche Weltanſchauung ſoll man den Kindern 20
beibringen?

Soll man ihnen ſagen: „Die Weltordnung iſt nichts weniger als gut; die Menſchen ſind unvollkommen, armſelig, ihr Daſein iſt zwecklos; das Leben iſt ein Unglück?“

Soll man ihnen die ſchlechten und guten Seiten zeigen, ihnen alles nüchtern auseinanderſetzen, wie es uns ſelbſt erſcheint?

Oder ſoll man ſie in ihrem Sehen, daß alles groß, wünſchenswert und zum beſten ſei, belaſſen, beſtärken?

Das erſtere wird ein Erzieher tun, der weder Vernunft noch Herz hat; das zweite wird ein Erzieher tun, der nur Vernunft hat; das dritte wird ein Erzieher tun, der Vernunft und Herz hat.

Was uns da unter den Füßen herumläuft, mit dem zerriſſenen Höslein auf die Gaſſe, mit dem Büchertäſchchen in die Schule, iſt oft ein ſehr naſeweiſes Gezücht. Sie ſpötteln und nergeln und kritteln und dünken ſich klüger als die Alten. Fürnehmlich in den Städten. Zuhauſe hören ſie das Geſchelte. Manche Erziehungsart iſt beſtrebt, die Kleinen eilends zu recht kühl-vernünftigen Menſchen zu machen. Die Kinder ſollen wiſſen und denken, nichts als wiſſen und denken. Das warme Gefühl erſtickt, und dann wundere man ſich, wenn es ſo wenig Können und Schaffen gibt! Hat ſich ſolche Jugend dann ſattgenagt an den ihr zum Gegenſtande des Spottes und zum Spielzeug gewordenen Werken der Natur und der Menſchen, dann wird

ſie verbiſſen, griesgrämig, und Jungen und Fräulein mit zwanzig Jahren ſind weltſatt. Bald haben ſie ſich überzeugt, daß ihr eigenes Können und Wollen nicht höher ſteht oder kaum ſo hoch als jenes, das ſie ſo oft verhöhnt haben — ſie erlahmen und verzagen an ſich ſelbſt, und nun kommt ihnen im vollſten Maße die Ueberzeugung von dem, was ſie ſo oft gehört, erfahrungslos ſo oft behauptet haben: die Welt iſt grundſchlecht — ſie ſind unglücklich. Und ſo ſehr ihnen hat das anerzogene verneinende Element ihre Tatkraft zerſtört, daß ſie nicht einmal Mut genug haben zu jenem Schritte, der ihnen als der beſte dünkt: zum Sprunge aus dem Leben!

Nicht unpraktiſch, ja für das Fortkommen im Leben oft geradezu nötig iſt der zweite Weg: man ſtelle den Kindern die Welt ſo dar, wie ſie uns vernünftigerweiſe ſelbſt erſcheint; man teile ihnen die Erfahrungen mit, die man ſelbſt gemacht hat, damit ſie auf ſolchem Grunde weiter bauen können. Doch dieſe Art iſt darum, weil ſie nötig iſt, nicht die beſte; ſie zerſtört der Jugend oft allzufrüh den idealen Hauch, der wie ein Atem Gottes die Kindesherzen durchwärmt und der ſpäter nimmer zu erſetzen iſt. Darum weihe man die Kinder nur nicht voreilig in die Härte des Lebens ein; auch nützt es nicht immer ſoviel, als man glauben möchte. Wir ſehen ja jeden Tag, wie Kinder die ihnen aus den Erfahrungen der Eltern erwachſenen Grundſätze in den Wind ſchlagen, um aus eigenem Beutel das Lehrgeld zu zahlen, aus eigenem Schaden klug zu werden. Wie auch, wenn ſie die ſchlimmen Erfahrungen der Eltern wirklich zu benützen wüßten, ohne eigene machen zu müſſen: aus welcher Quelle ſollten ſie die Lehren für ihre Kinder ſchöpfen? Solche Dinge gehen nicht den Weg der Ueberlieferung; nur dort, wo ſie keimen und wachſen, dort tragen ſie Früchte.

Meine Meinung iſt: man hüte das morgenlich betaute Roſenknöſplein, „Kindesherz“ genannt, ſolange es zu hüten iſt. Man greife ſo ſpät als möglich ein in ſeinen Denk- und Wirkungskreis. Ja gewiß, ſelbſt dreijährige Kinder haben oft ſchon ihren ſich ſelbſt geſchaffenen Wirkungskreis. Sie ſuchen, ſie verfertigen ſich Spielzeuge; ſie hämmern, ſie graben, ſie zeichnen, planen und bauen, und es iſt ihnen ſo ernſt dabei wie uns Erwachſenen in unſerm Streben. Zu großem Nachteile iſt es jenen Kindern reicher Leute, welche lauter fertige Spielzeuge zur Hand bekommen, Spielereien, an denen nichts mehr zu tun und zu machen iſt als ſie — was bei tätigen Kindern auch geſchieht — zu zerſtören. Wie können die Kleinen findig und erfinderiſch werden, wie können ſie ſich üben im Erwerben und Erhalten, in Geduld und Ausdauer, wenn alles, was ihr Herz begehrt und nicht einmal begehrt, wie mit einer Wünſchelrute ſofort da iſt! Hierin mag es wohl zum Teil liegen, daß — wie ich erfahren kann — armer Leute Kinder, die in ihrer erſten Jugend ſchon alles, was ſie haben wollen, ſelbſt ſuchen und ſchaffen müſſen, daß ſolche Kinder jene reicher Leute ſo oft an Geiſtesfertigkeit übertreffen. Aber aufmuntern und anleiten ſoll man die Kleinen ſtets in ihren Beſchäftigungen und kleinen Schöpfungen.

Immer beſſer, man ſchüchtere den Mund der Kinder ein als ihre Hände. Und haben ſie etwas Gefehltes getan, etwas Verkehrtes vollbracht, ſo gebe man ihnen Gelegenheit, es noch einmal beſſer zu machen.

Manche Eltern und Erzieher haben die Gewohnheit, ihre Kinder vor den Ohren fremder Leute zu tadeln und zurückzuſetzen; das iſt faſt noch gefährlicher, als die Kleinen andern gegenüber hervorzutun und zu loben. An die Stelle des gebrochenen Ehrgeizes tritt gerne die Unluſt.

Anſtatt in Gegenwart der Kinder oder mit dieſen menſchliche Werke und Vorbilder in ihre Vorzüge und Fehler zu zerlegen, halte ich es für beſſer, derlei Werke unbedingt anzuerkennen, den Kindern Verehrung und Bewunderung dafür einzuflößen. Kenntnis und Wägung der Vorbilder allein hat noch keinen bewogen, denſelben nachzuſtreben, wohl aber Verehrung und Begeiſterung. Das wägende und nergelnde Element bedeutet nur allzu häufig die Verneinung — es iſt der Hauptcharakterzug unfähiger Naturen und wirkt niemals kräftigend, wohl aber häufig hemmend auf ſchöpferiſche. Was auf den Verſtand wirkt, kühlt ab; was auf das Herz wirkt, befeuert. Und beſonders bei Kindern.

Kinder ſollen nur vom Schönen, Guten und Großen hören. Unſere eigenen Ideale, unſerer Jugend Lichtbilder, unſeres Lebens Sterne — ſie mögen auch heute ſchon verloſchen ſein — man zünde ſie in den Kindesherzen wieder an, oder wenn es die Natur ſelbſt getan hat, ſo nähre, entflamme man die Leuchten; man wird ſich ſelbſt an ſolchem Feuer wieder erwärmen. Die menſchliche Vergangenheit iſt ſo reich an großen Zügen — ich meine nicht die Kriegszüge und vernichtenden Taten ſiegreicher Feldherren, nicht die Ränke länderſüchtiger Fürſten und dergleichen, womit man ſonſt die Jugend „bilden“ will — ich meine die beſeligenden, beglückenden Taten edler Menſchen. Man verſammle ſie um das liebe Kind; man pflanze ihm damit einen heiligen Garten voll Roſen und herrlicher Früchte.

Und wenn das Edle und Erhabene im irdiſchen Reiche zu Ende, ſo öffne man den Kleinen doch getroſt die Pforte zu jenen ewigen Hainen, aus welchen der Menſchheit ſeit Jahrtauſenden der Quell der Begeiſterung und Zuverſicht gefloſſen iſt. Der wahrhaft Gebildete, mit allen Erfolgen und Verirrungen des menſchlichen Geiſtes Vertraute, der Weltkenner, der da weiß, daß die Toleranz ein Hauptmerkmal hoher Seelen iſt, wird nicht anſtehen, dem Kinde die großen Anbilder des Herzens poetiſchen Sinnes zu verkörpern.

Nun gibt es aber da draußen etliche Leute, gegen welche ich folgendes ſage: So unduldſam ſie gegen religiöſe Anſchauungen ſind, ſo nachſichtig ſind ſie gegen die Schwächen und Laſter der Menſchen. Das ſind Anhänger einer Lehre von der tieriſchen Herrſchaft im Menſchen, welche die Freiheit des Willens und Handelns ganz von angebornen und zufälligen äußeren Verhältniſſen abhängig machen — neue Fataliſten, die noch gefährlicher ſind als jene der romantiſchen Schule. Sie glauben ihrer Menſchenliebe genug zu tun, wenn ſie die Gefallenen und Verbrecher nach angedeuteten Grundſätzen entſchuldigen und vor ihren Kindern belehrend die Verbrechen begründen.

Das heißt die Verbrecher den Kindern intereſſant machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ihnen auch gegen Verbrecher weder Haß noch Phariſäerſtolz einflöße; die Fehler und Laſter jedoch kann man vor den Kleinen nicht ſtrenge genug verurteilen. So unbedingt verehrenswert man ihnen das Edle an ſich aufſtellt, ſo unbedingt muß das Schlechte an ſich verdammt werden. Mit vernünfteln den Begründungen und philoſophiſchen Auseinanderſetzungen macht man die Kinder irre — da muß alles beſtimmt und klar und verkörpert ſein.

Nun noch eins: von der Liebe zum Vaterlande!

Kind und Heimat — wie natürlich! Man weiß ja, daß die Kleinen zwar gerne nach außen ſtreben, aber noch lieber heimkehren. Da knüpfe man an, lehre ihnen Liebe zum Hauſe. Ein eigener Herd, eine Familie: in dieſem Kreiſe iſt der Menſch vor dem Aergſten bewahrt; in dieſem Kreiſe entwickelt ſich leicht die Arbeitſamkeit, die Opferwilligkeit, das Selbſtvertrauen und die Zufriedenheit; in dieſem Kreiſe gedeiht die Liebe zur Gemeinde, die Treue zum Vaterlande. Die Stellung mancher Geiſter zum Vaterlande ſoll draußen unterweilen etwas zuchtlos werden. Das muß Folgen haben, denen ich das Kind ungerne ausſetze. Ich bin daher genötigt, in ihm ein Gegengewicht aufzuſtellen, da ich ihm ſage, daß mit Leuten, die immer unzufrieden ſind und immer undankbar, nicht gut Freundſchaft zu halten iſt. Wie ſoll man doch von einem Staatsbürger verlangen, daß er auf die Vervollkommnung, auf die Kräftigung, auf die Befreiung ſeines Vaterlandes hinarbeite, wenn ihm das Ding gleichgiltig iſt! Und die ſteten Nergeleien an den Zuſtänden des Landes, an deſſen Obrigkeit, an den Geſetzen — ich ſage es dreiſt — ſind geeignet, die Vaterlandsliebe allmählich zu untergraben. Nicht ſo ſehr jenen Patriotismus liebe ich, der unſere Söhne auf das von Staatslenkern ausgemeſſene Schlachtfeld jagt und ſie dort ſterben heißt, ſondern jenen, der für das Vaterland leben lehrt. Gegen feindliche Einfälle zuſchlagen, ja, das iſt mannbar und echt. Aber oft hat der Patriotismus ſeine Wurzel in Vorurteilen; ſo ſolle man den Kindern lehren, wo er aufhört eine Tugend zu ſein.

Nebſt der Liebe für das Heimatland hat im Menſchen zum Glück auch noch eine Liebe für die ganze Welt Platz. Anſtatt die Kinder für die Kriegshelden der Geſchichte zu begeiſtern, iſt es beſſer, ihnen vor dem Kriegshandwerk den zornigſten Abſcheu einzuflößen. Die Idee, aus was immer für einem Grunde unſchuldige Menſchen töten zu dürfen, muß im Menſchengeſchlechte allmählich ausgelöſcht werden.

Die Schule allein kann freilich nicht alles tun; ſie lehrt die Jugend, aber ſie vermag dieſelbe nicht zu erziehen. Mit welchen Organen ſaugt das junge Bäumchen mehr Nähr- und Lebensſtoff an ſich: mit den Zweigen und Blättern aus der freien Luft, oder mit der Wurzel aus dem Boden, dem es entſproßt? Was das Kind durch die Schule aufnimmt, muß mühſam verarbeitet werden; aber die Beiſpiele und Anleitungen der Eltern gehen unwillkürlich in Fleiſch und Blut über. Den Eltern obliegt es, im Kinde den Grund zur gedeihſamen Weltanſchauung zu legen.

Mir iſt ein Familienvater bekannt geweſen, der es mit dem Grundſatze, den Kindern eine lichte Weltanſchauung beizubringen, ſo ſtrenge genommen hat, daß er ſeine Kleinen von allem ferne gehalten, was da Trauriges exiſtiert. Ich halte das nicht für nötig. Was ſie ſehen, iſt hier nicht ſo ſehr maßgebend, als wie ſie es ſehen. Selten zittern Kinder vor einer Gefahr. Man mache ſie wohl darauf aufmerkſam, aber nicht in ängſtlicher Weiſe, die entmutigt, ſondern im Tone jener ruhigen Ueberlegenheit, der im Bewußtſein eigener Kraft liegt. Und nach unglücklichen Ereigniſſen, bei denen der Menſch nichts zu ändern vermag, zeige man vor Kindern nie Verzweiflung oder ſtumpfe Entmutigung, ſondern ſtets den offenen Blick der Ergebung und Hoffnung: es wird alles wieder gut werden! Dieſes Wort iſt ein Zauberſpruch auch für uns. Ueberall im Leben iſt ein ſteter Wechſel von Schatten und Licht, und jedes Uebel bringt uns neue Anwartſchaft auf Gutes; wer dieſem Guten entgegenhofft, der genießt ſchon im vorhinein die Zinſen eines noch nicht fälligen Kapitals. * 3.

Zum Weisheitsziel!

Ich habe nichts gegen das Wiſſen; aber 21
Weisheit iſt mir lieber. Weisheit entſpringt nicht ſo ſehr aus dem Verſtande als aus dem Herzen. Den Kindern möge Kindlichkeit und Weltvertrauen bewahrt bleiben ſo lange als möglich: Kindlichkeit iſt der fruchtbare Boden für das Schöne; Weltvertrauen iſt der fruchtbare Boden für das Gute. Ich meine nicht, daß eine Generation von Idealiſten erzogen werde, die nicht praktiſch denken und arbeiten kann. Nur Weltvertrauen und Vertrauen auf ſich ſelbſt ſoll ſein; denn das iſt der fruchtbarſte Grund rechten Denkens und praktiſchen Schaffens. Es muß wieder ein urſprünglicheres und glücklicheres

Geſchlecht erſtehen als die ſauertöpfiſchen Philoſophen, die ſo eitel auf ihre hohe Vernunft und ſo hoffnungsmüde in der menſchlichen Miſſion ſind, es ſich träumen laſſen wollen.

In der Menſchheit ſteckt doch ein guter Kern; von Geſchlecht zu Geſchlecht reift er der Vollendung entgegen. Wohl gibt es Zeitläufte, die ihm nicht günſtig ſind; oft auch treibt die Blüte zu üppig, ſchießt die Frucht zu ſtark; mitten im hoffnungsvollſten Maien kommen Fröſte, Inſekten, Mißbildungen und allerlei Plagen — aber allmählich, allmählich wird er aufgehen, der Tag, den alle Völker erträumt, alle Propheten vorausgeſagt haben. * 4.

Mein Himmelreich. Fortwährende Schöpfung.

22 Jeder, der Zeit und Luſt hat, kann dem lieben Gott beim Welterſchaffen zuſehen: er gehe nur hinaus auf die Au, in den Wald, an das Meer, in die Felſenwüſte, er richte ſein Auge nur nach dem Gebraue der Wolken auf, fühle das leiſe Lüftchen oder den wilden Sturm. Oder er betrachte die Entwickelung ſeines Kindes, das Hinwelken ſeines Vaters, er nehme die Wandlungen wahr, die mit ihm ſelber vorgehen, ob er zu ſeinem Leben aufſteigt oder ſeiner Auflöſung entgegenſinkt — es iſt die vorſichgehende Schöpfung. Wenn einſt ein beſtändiger Frühling käme, die Blume immer Blume bliebe, die Frucht nie reifte, das Laub nie vom Baume fiele — wenn immer und immer dieſer von Poeten jetzt ſo brünſtig beſungene, von allen ſo heiß geliebte Frühling beſtünde, dann wäre es Zeit für die Menſchen zu verzweifeln; denn dann wäre die Weltſchöpfung vollendet.

Das ewige Licht. Falſcher Gebrauch.

In der heutigen Nacht hatte ich folgenden Traum: 23
Der Ewige ſaß auf dem Richterſtuhle und ließ die Großen der Menſchheit an ſich vorüberſchreiten.

Der Richter ſagte zu Moſes: „Was haſt du deinem Volke gegeben?“

„Das Geſetz.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Die Sünde.“

Dann fragte er Karl den Großen: „Was haſt du deinem Volke gegeben?“

„Den Altar.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Den Scheiterſtoß.“

Dann fragte er Napoleon Bonaparte: „Was haſt du deinem Volke gegeben?“

„Den Ruhm.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Die Schmach.“

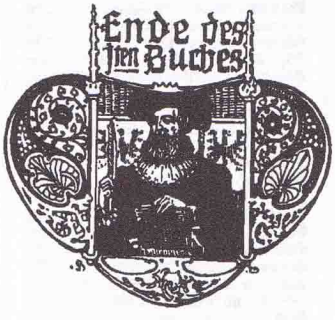
So fragte er viele, und jeder führte Klage darüber, daß ſeine Gabe vom Volke entwürdigt worden ſei.

Endlich fragte der Ewige auch ſeinen Eingeborenen: „Mein lieber Sohn, was haſt du den Menſchen gegeben?“

„Den Frieden.“

„Was haben ſie daraus gemacht?“

Chriſtus antwortete nicht. Mit durchſtochenen Händen verhüllte er ſein Geſicht und weinte.



Inhaltsverzeichnis.

Die Ziffern geben die Seitenzahl des Buches an.

Abend (Eichendorff) 233
Abendgefühl (Hebbel) 245
Abendlied (Herder) 43
Abendlied (Keller) 270
Abendphantaſie (Hölderlin) . . . 195
Abfall der Niederlande (Schiller) 166
Abgeſchiedene, Urteil über (Goethe) 127
Abſchied (Eichendorff) 232
Abſchied (Kleiſt) 212
Abſchied der Jäger (Eichendorff) 232
Ab, und doch auf (Goethe) . . . 91
Achtung vor dem eigenen Geſchlecht (J. Paul) 204
Adels, Prinzip des (Schlegel) . . 174
Adler und Lerche (Rückert) . . . 226
Adler und Taube (Goethe) . . . 72
Aether, an den (Hölderlin) . . . 196
Agnes Bernauer (Hebbel) . . . 250
Ahnenreihe (Goethe) 83
Ahnfrau (Grillparzer) 240
Ahnung u. Gegenwart (Eichendorff) 235
Album meiner Frau, in das (Hebbel) 245
Alle — Einer! (Goethe) 95
Alle — Einer. (Hebbel) 254
Allerſeelen (Gilm) 264
Alpenjägers, Lied des (Schiller) 154
Almoſen (Luther) 21
Altar und Thron (Schiller) . . . 166
Alte im Kampf mit der Gegenwart (Goethe) 127
Alten, die (Schlegel) 175
Alters, Milde des (Goethe) . . . 126
Alter und Jugend (Hebbel) . . . 256
Andacht, Bild der (Herder) . . . 51
Anfang iſt leicht, aller (Goethe) . 99
Angeboren (Goethe) 96
Anſtand, vornehmer (Goethe) . . 93
Anteilnahme, nötige (Goethe) . . 123
Antipathie, meine (Schiller) . . 170
Antrieb (Schiller) 152
Antwort (Grillparzer) 239
Aphorismen (Grillparzer) . . . 243
Arbeit fürs Vergangene und Zukünftige (Goethe) 128
Arbeit, körperliche und geiſtige (Keller) 282
Armen, Lied eines (Uhland) . . 220
Armut (Luther) 21
Art (Goethe) 105
Aſen, die zwölf XXV
Aeſthetik und Moral (Schiller) . . 168
Aufbauen (Goethe-Eckermann) . . 114
Auferſtehung, Saat zur (Luther) . 6
Aufgabe (Schiller) 169
Aufgeben und Erwerben (Keller) 273
Aufgabe, unſere (Goethe-Eckerm.) 112
Aufklärung, echte (Kleiſt) 213
Aufmunterung (Goethe) 123
Aufopferung (Schiller) 157
Aufrichtig-unparteiiſch (Goethe) . 127
Aufwärts (Goethe) 101
Augenblick, nutze den (Schiller) . 149
Außen, nur (Schlegel) 174
Außen- u. Innenmenſchen (Keller) 272
Außen- u. Innenmenſchen (Novalis) 181
Aeußeres und Inneres (Schiller) 169
Autorität (Goethe) 108

Barbaroſſa (Rückert) 228
Bedenken und Ergebung (Goethe) 106
Befleckt (Kleiſt) 213
Begebenheiten, Kette der (Schiller) 165
Begeiſterung und Kälte (Grillparzer) 243
Beherzigung (Goethe) 73
Bekanntſchaften (Eichendorff) . . 235
Berge, unſere (Gilm) 268
Bergpredigten (Roſegger) 280
Bergſteigen (Kleiſt) 216
Berufene Leſer (Goethe) 124
Berufswahl (Goethe) 100
Beſcheidenheit u. Dünkel (Goethe-Eckermann) 117
Beſitz, ungerechter (Hebbel) . . . 255
Beſtimmung (Goethe-Eckermann) 117
Beſtimmung, verſchiedene (Schiller) 169
Bibel (Goethe) 108
Bibel und Religion (Leſſing) . . 39
Bibel, Wahrheit der (Schiller) . 168
Bild, auf ein altes (Mörike) . . 260
Bildung des Kindes zur Religion (J. Paul) 206
Bildung, die nötige (Goethe) . . 93
Bildung, höhere (Goethe) . . . 123
Blättchen Papier (Roſegger) . . 284
Bonnes fortunes (Schlegel) . . . 174
Borgen und Schulden (Keller) . 274
Böſe Tat, Fluch der (Schiller) . 150
Böſe Worte, ſollt nie reden (Gilm) 265
Braut von Meſſina (Schiller) . . 152
Bremſer (Schlegel) 174
Breviere (Goethe) 102
Briefe (Goethe) 110
Briefe (Goethe) 121
Briefe (Hebbel) 251
Briefe (Mörike) 262
Briefe (Schiller) 168
Briefe an ſeine Braut (Kleiſt) . 213
Briefe, Wert der (Goethe) . . . 91
Brunnen, am (Keller) 270
Buch der Natur (Goethe) 121
Bücher und Natur (Kleiſt) . . . 217
Bücher und Sprachen (Luther) . 25
Buchſtabe, der Zauberſtab (Schlegel) 173
Bund, ewiger (Eichendorff) . . . 235
Bürgerliche Gerechtigkeit (Hebbel) 252
Bürgerliche und Gewiſſensfreiheit (Schiller) 166
Bürger und Kaiſer (Uhland) . . 224
Chaos Menſch (Hölderlin) . . . 198
Charakter (Goethe) 109
Charakter im großen und kleinen (Goethe) 126
Charakterloſigkeit, keine (Schlegel) 178
Charakter-Talent (Goethe) . . . 86
Chidher (Rückert) 228
Chorus mysticus (Goethe) . . . 83
Chriſtent., Charakterzug (Schiller) 168
Chriſtentumes, der Weg des (Grillparzer) 243
Chriſtentums, an der Wiege des XVI
Chriſtentums, Unglück des (Hebbel) 256
Chriſtentum und Germanentum XIII
Chriſtianismus u. Germanismus XXX
Chriſt, Jude, Menſch (Leſſing) . . 37
Chriſtus (Goethe) 98

Dämonen, retardierende (Goethe-Eckermann) 113
Dank und Undank (Goethe) . . . 102
Das Ethiſche (Uhland) 224
Demetrius (Schiller) 166
Denkendes Weſen u. Welt (Schiller) 155
Denk es, o Seele (Mörike) . . . 260
Der zerbrochene Krug (Kleiſt) . 212
Deutſche Bildung (Schlegel) . . 178
Deutſche Charakterzüge (Schlegel) 172
Deutſche Götter (Schlegel) . . . 172
Deutſche Krieger (Luther) . . . 18
Deutſchen, an die (Herder) . . . 58
Deutſchen, an die (Hölderlin) . . 194
Deutſche Nation (Goethe) . . . 128
Deutſchen, Geſang des (Hölderlin) 194
Deutſchen Gott, der (Kleiſt) . . . 212
Deutſchen, Gott der (Grillparzer) 242
Deutſchen Königs Gebet (Uhland) 224
Deutſchen, wir (Goethe-Eckermann) 112
Deutſcher Charakter (Schlegel) . 172
Deutſche Religion (Eichendorff) . 237
Deutſcher Grundſatz (Kleiſt) . . 212
Deutſcher Mythos XIX
Deutſcher Nationalcharakter (Goethe) 124
Deutſche Schriftſteller (Goethe-Eckermann) 111
Deutſche Sprache (Klopſtock) . . 29
Deutſche Sprache (Uhland) . . . 220
Deutſche Treue (Luther) 18
Deutſche Zukunft (Schlegel) . . 172
Deutſchheit, Urbild der (Schlegel) 172
Deutſchlands Führer (Luther) . . 17
Dichtergabe (Goethe) 87
Dichtermut (Hölderlin) 193
Dichters Abendgang (Uhland) . . 218
Dichter, ſchlechte u. rechte (Eichend.) 235
Dichters Daſein (Goethe) 95
Dichterſehnſucht (Goethe) 89
Dichters Vaterland (Goethe-Eckermann) 111

Dichter und Leben (Eichendorff) . 235
Dichtung u. Mitmenschen (Goethe-Eckermann) 111
Dichtung und Wahrheit (Goethe) 101
Diebstahl, auch (Luther) 19
Don Carlos (Schiller) 148
Dressuren, verschiedene (Goethe) 125
Duldsamkeit (Goethe) 122
Dünkel u. Bescheidenheit (Goethe-Eckermann) 117
Dunkler Tag, es kommt dereinst ein (Rosegger) 279

Ebenmaß, nötiges (Goethe) . . . 126
Eckermann, Gespräche mit Goethe 110
Egoisten (Goethe) 125
Ehe (Luther) 7
Ehe, Elternzwang zur (J. Paul) 204
Ehrfurcht (Goethe) 97
Ehrfurcht v. d. Nächsten (Hebbel) 254
Ehrlich streiten (Lessing) 39
Ehrwürdige, das (Schiller) . . . 169
Eichbäume (Hölderlin) 194
Eichendorff . . . . . X, 231
Eigene jeder Natur (Goethe) . . 126
Eigenes Geschlecht, Achtung vor dem (J. Paul) 204
Eigene, das (Schlegel) 174
Eigene u. Große (Goethe-Eckerm.) 110
Einer — alle (Hebbel) 254
Eines ganz (Goethe) 100
Eine Welt (Grillparzer) 241
Eine feste Burg (Luther) 3
Einiges, ewiges Leben (Hölderlin) 201
Einigkeit (Luther) 26
Einlaß (Goethe) 74
Einleitung XIII
Eins (Novalis) 181
Einsamkeit (Kleist) 217
Einsamkeit, Wert der (Mörike) . 262
Einsicht und Lebenstätigkeit (Goethe-Eckermann) 115
Eins mit allem (Hölderlin) . . . 197
Einst (Gilm) 267
Eins und Alles (Goethe) 75
Einzelnen, Land der (Goethe) . . 123
Eitelkeit (Keller) 275
Eltern (Luther) 8
Elternzwang zur Ehe (J. Paul) 204
Entäußerung seiner selbst (Goethe) 126
Entgegengesetzte Wirkung (Goethe) 123
Enthusiasmus (Schiller) 168
Enttäuschung, grausame (Mörike) 261
Epigramme und Sprüche (Hebbel) 249
Erfüllung (Goethe) 84
Erhebung (Eichendorff) 235
Erinnerung (Eichendorff) 232
Erinnerung (Goethe) 73
Er ists (Mörike) 257
Erkenne dich selbst (Goethe-Eckerm.) 116
Erkenntnis aus kleinen Anlässen (Kleist) 216
Erleuchtung (Hebbel) 248
Erlkönig (Goethe) 69
Erlkönigs Tochter (Herder) . . . 52
Erlösung (Goethe) 82
Ernst, Herzog von Schwaben (Uhland) 223
Ernst und Liebe, mit (Goethe) . 124
Erwerben und Aufgeben (Keller) 273
Erziehung (Luther) 8
Erziehung des Menschengeschlechts (Herder) 61
Erziehung des Menschengeschlechts (Lessing) 46
Erzieher, die rechten (Goethe) . . 92
Erziehung durch das Kind (Hebbel) 250
Erziehung, falsche (Keller) . . . 277
Erziehung — Offenbarung (Lessing) 46
Erziehungsmethode, falsche (Hebbel) 252
Erziehung, verkehrte (J. Paul) . 202
Erziehung, verkehrte und rechte (Goethe) 94
Erziehung u. Unterricht (Rosegger) 285
Erziehung, Wichtigkeit der (J. Paul) 202
Erzogen (Goethe) 125
Ethische, das (Uhland) 224
Ethischer Imperativ (Hebbel) . . 249
Etwas über die erste Menschengesellschaft (Schiller) 159
Evangelium (Goethe) 121
Evangelien (Goethe-Eckermann) . 119
Evolution, nicht Revolution (Goethe-Eckermann) 112
Ewige Licht, das (Rosegger) . . . 288
Ewigen Beispiel, nach des (Keller) 278
Ewiger Bund (Eichendorff) . . . 235
Ewiger Wechsel (Schiller) 153

Falscher Gebrauch (Rosegger) . . 288
Falsche Tendenzen (Goethe-Eckerm.) 115
Familie Schroffenstein (Kleist) . 213
Farbenlehre (Goethe) 106
Fasten (Luther) 21
Fatum (Goethe) 91
Faust (Goethe) 78
Fehler und Tugenden (Goethe) . 126
Feindesliebe (Keller) 274
Feinde, Verhalten gegen (Uhland) 224
Feind, innerer (Schiller) 150
Feindliche Mächte (Mörike) . . . 262
Feind und Freund (Schiller) . . . 170
Fels und Welle (Goethe) 88
Feuerreiter (Mörike) 261
Fischerknaben, Lied des (Schiller) 153
Fluch der bösen Tat (Schiller) . . 150
Fluch der Macht (Kleist) 213
Fluch des Werdens (Hebbel) . . 251
Flüchtigste, das (Herder) 49
Flutz, mein (Mörike) 258
Forscher, Künstler und (Goethe) . 105
Fortdauer (Goethe-Eckermann) . 118
Fortschritt (Goethe-Eckermann) . 118
Fortschritt der Menschheit (Grillparzer) 243
Fragen (Kleist) 213
Frau, die vorzüglichste (Goethe) . 126
Frauen (Gilm) 267
Frauen (Rosegger) 281
Frauenliebe und Mannesart (Grillparzer) 241
Frauenseele (Hebbel) 251
Frauen, sonnige (Kleist) 215
Frauen und Jünglinge (Schlegel) 172
Frauen, Würde der (Schiller) . . 147
Frau, in das Album meiner (Hebbel) 245
Frau und Mann (Goethe) . . . 96
Frau und Mann (Kleist) 216
Freie Kunst (Uhland) 218
Freier Wille (Keller) 272
Freies Wort (Gilm) 266
Freiheit (Gilm) 267
Freiheit eine Gasse, der (Gilm) . . 267
Freiheit und Humanität (Schiller) 159
Freiheit, verderbliche (Goethe) . 126
Freimaurer, Gespräche für (Lessing) 41
Freimaurer, Lehrbrief der (Goethe) 94
Frei und mutig (Luther) 23
Fremden Kindes heiliger Christ (Rückert) 227
Freude, an die (Schiller) 132
Freudigkeit (J. Paul) 208
Freudigkeit an d. Welt (Eichendorff) 236
Freund (Eichendorff) 234
Freunde, an die (Schiller) . . . 140
Freundeshilfe (Goethe) 95
Freundschaft, die wahre (Goethe) 87
Freundschaft, Erhaltung der (Goethe) 122
Freundschaft, höchste (Schlegel) . 172
Freundschaft, produktive (Goethe) 126
Freundschaft und Liebe (Schlegel) 172
Freundschaft, zwei Arten (Schlegel) 172
Freund und Feind (Schiller) . . 170
Friede (Luther) 17
Friede und Krieg (Schiller) . . . 152
Frühe, in der (Mörike) 259
Frühling, im (Mörike) 257
Frühlingsdämmerung (Eichendorff) 231
Frühlingsfeier (Klopstock) 27
Frühlingsglaube (Keller) 271
Frühlingsglaube (Uhland) . . . 218
Furcht und Wille (Goethe-Eckerm.) 117
Fürst (Luther) 15
Fürstlichkeit, innere (Goethe-Eckermann) 110
Fußreise (Mörike) 257

Ganymed (Goethe) 70
Ganzes im Kleinsten (Goethe) . 125
Gebet (Hebbel) 246
Gebet (Mörike) 259
Gebet am Tage (J. Paul) . . . 207
Gebet d. deutschen Königs (Uhland) 224
Gebet des Herrn (Hebbel) . . . 256
Gebieten und Verbieten (J. Paul) 202
Gebote, die zehn (Goethe) . . . 92
Gebot, höchstes (Hebbel) 244
Geburt und Grab: ein ewiges Meer (Goethe) 90
Gedenken, dauerndes (Schiller) . 149
Gedenke zu leben (Hebbel) . . . 247
Gedenke zu sterben (Keller) . . . 276
Gedichte (Keller) 269
Gefährliche Nachfolge (Schiller) . 169
Gefährliches Mittel (Schlegel) . . 173
Gefesselter Strom (Hölderlin) . . 193
Gefunden (Goethe) 67

Gegenwart und Vergangenheit (J. Paul) 205
Gegner (Goethe) 127
Geharnischte Sonette (Rückert) . 228
Geheimnisse (Goethe-Eckermann) . 112
Geist (Kleist) 213
Geister und Werke (Schlegel) . . 174
Geistesgruß (Goethe) 67
Geistliche Lieder (Novalis) . . . 179
Geist- u. Herzenspredniger (Herder) 55
Geiz (Luther) 19
Gelehrsamkeit, Hochmut der (Lessing) 39
Gelten lassen (Goethe) 122
Gemeinen, Wunder im (Schlegel) 174
Genadelte und Geadelte im Winter (Rosegger) 283
Genesung (Klopstock) 31
Genesungsgefühl (Hebbel) . . . 247
Genie und Menschheit (Schlegel) . 175
Genie und Pedant (Goethe) . . . 78
Genius (Hebbel) 249
Genoveva (Hebbel) 250
Gerechten, die (Keller) 278
Gerechtigkeit (Grillparzer) . . . 243
Gerechtigkeit (Schiller) 166
Gerechtigkeit, bürgerliche (Hebbel) 252
Gericht, das (Rosegger) 282
Germanentum und Christentum XIII
Germanenweib (Herder) 64
Germania, Jungfrau (Gilm) . . 267
Germanische Esser (Keller) . . . 277
Germanische Göttersage . . . XVII
Germanismus u. Christianismus XXX
Gesang der Geister über den Wassern (Goethe) 70
Gesang des Deutschen (Hölderlin) 194
Gesanges, die Macht des (Schiller) 142
Gesang zu zweien in der Nacht (Mörike) 258
Geschenke nehmen (Luther) . . . 22
Geschichte (Schiller) 164
Geschichte, das Beste der (Goethe) 127
Geschichte und Literatur (Lessing) 39
Geschlechter (Schiller) 148
Gesetz der Welten i. Menschen (Herder) 49
Gesinde (Luther) 12
Gesinnungen u. Meinungen (Goethe) 122
Gestirne (Klopstock) 31
Gewissen (Luther) 24
Gewissen (Novalis) 183
Gewissensfreiheit und bürgerliche Freiheit (Schiller) 166
Gilm . . . . . XI, 263
Glaube, guter (Hölderlin) 196
Glaube, mein (Schiller) 169
Glauben (Goethe) 121
Glauben (Luther) 13
Glaubensfreiheit (Keller) 272
Glaubens, Worte des (Schiller) . 141
Glauben und Wissen (Goethe) . . 102
Glauben, vom (Keller) 271
Glaubwürdigkeit (Goethe) 124
Gleichgewicht (Gilm) 265
Gleichwertig (Luther) 25
Glocke, Lied von der (Schiller) . 143
Glorie, zu neuer (Eichendorff) . . 237
Glück (Hebbel) 244
Glück (Schiller) 152
Glück, an das (Hebbel) 249
Glück aus Unglück (Hebbel) . . . 249
Glücke, Liedlein vom (Rückert) . . 226
Glück, erzwungenes (Kleist) . . . 212
Glückes schönste Palme (Goethe) . 125
Glückes Wirklichkeit (Mörike) . . 262
Glück von Ebenhall (Uhland) . . 222
Goethe . . . . . IX, 67
Goldene Vließ (Grillparzer) . . . 241
Goldne Gaben der Götter (Grillparzer) 240
Gott (Goethe) 80
Gott (Luther) 3
Gott (Novalis) 179
Gott (Schiller) 157
Gott (Schlegel) 171
Gottähnlichkeit (Goethe) 125
Gott anerkennen (Goethe) 128
Gott der Deutschen (Grillparzer) 242
Gott der Deutschen (Kleist) . . . 212
Götterdrama XXVIII
Götter, deutsche (Schlegel) . . . 172
Götter goldene Gaben (Grillparzer) 240
Götterliebe (Goethe) 83
Götterlieblinge (Goethe) 124
Gottesandetung (Lessing) 41
Gottesansicht, zweierlei (Goethe-Eckermann) 118
Gottesdienst (Luther) 3
Gottes Gedichte (Gilm) 263
Gotteshaus (Luther) 4
Gottes hohe Werke (Goethe) . . 78
Gottes Instrument (Kleist) . . . 214
Gottes Offenbarung (Hebbel) . . 256
Gottes Rätsel (Hebbel) 249
Gottes Segen (Eichendorff) . . . 234
Gotteswort — Menschenwort (Goethe) 121
Gott ewig wirksam (Goethe-Eckermann) 120
Gottheit, Weg zur (Hebbel) . . . 256
Gott in allem (Keller) 277
Gott in uns (Goethe) 87
Göttliche, das (Goethe) 73
Göttlicher Sinn (Eichendorff) . . 236
Göttliche Unvollendung (Schlegel) 171
Gottsucher, der (Rosegger) . . . 283
Gottsucher, die (Rosegger) . . . 279
Gott überall (Gilm) 263
Gott über der Welt (Hebbel) . . 247
Gott und die Bajadere (Goethe) 74
Gott und Mensch (Hebbel) . . . 250
Gott und Mensch (Hebbel) . . . 258
Gott und Teufel (Kleist) 212
Gott und Unsterblichkeit (J. Paul) 209
Gott und Welt, Ruhe in (Keller) 272
Gott, von Menschen zu (Rosegger) 280
Götzendienst (Luther) 5
Gräber, die frühen (Klopstock) . . 30
Grillparzer . . . . . X, 238
Größe (Goethe) 85
Größe der Welt (Schiller) . . . 131
Große und Eigene (Goethe-Eckerm.) 110
Grundsätze, alte u. liberale (Schiller) 162
Grüne Heinrich, der (Keller) . . . 271
Gruß, der letzte (Eichendorff) . . 234
Gruß der Sonne (Keller) 269
Gute Glaube (Hölderlin) 196
Gute Kamerad (Uhland) 220
Gutes ohne Ende (Luther) . . . 24
Güte und Leidenschaft (Goethe) . 101
Gut Glück (Schlegel) 174
Gyges und sein Ring (Hebbel) . 251

Habe mehr recht (Goethe) . . . 125
Halbnarren u. Halbweise (Goethe) 127
Halb-Zümer (Goethe) 125
Halbweise u. Halbnarren (Goethe) 127
Handel (Luther) 26
Handle groß (Schlegel) 174
Hardenberg-Novalis . . X, 176
Harfenspieler (Goethe) 69
Harzreise im Winter (Goethe) . . 71
Hassen aus des Herzens Grund (Gilm) 265
Haß und Liebe (Goethe) 126
Hauptlehre (Goethe-Eckermann) . 114
Hebbel . . . . . XI, 244
Heidenröslein (Goethe) 67
Heiligendienst (Luther) 4
Heiliger Christ, des fremden Kindes (Rückert) 227
Heiligste, das (Hebbel) 245
Heimat (Hölderlin) 194
Heimatpflicht (Schiller) 154
Heimkehr (Schiller) 149
Heimweh (Eichendorff) 234
Heimweh (Mörike) 260
Heinrich von Ofterdingen (Novalis) 181
Held (Hebbel) 249
Hellas XIV
Heraufziehen (Hölderlin) 200
Herder . . . . . IX, 47
Hermannsschlacht (Kleist) 212
Hermann und Dorothea (Goethe) 88
Herrnhuter, Gedanken über die (Lessing) 39
Herrschaft in der Religion (Schiller) 166
Herz, das menschliche (Herder) . 50
Herzen, reine (Luther) 24
Herzens Abgrund, des (Goethe) . 87
Himmel oder Frühling (Gilm) . 263
Hindernis (Gilm) 265
Hindernis, das größte (Hebbel) . 249
Hirten, Lied des (Schiller) . . . 154
Historische und politische Studien (Grillparzer) 242
Höchstes des Lebens (Hebbel) . . 249
Höchstes Gebot (Hebbel) 244
Höchstes und Tiefstes (Hebbel) . 249
Hoffnung (Goethe) 73
Hoffnung (Schiller) 141
Hoffnung, an die (Hölderlin) . . 196
Hoffnung, Liebe (Goethe) 80
Höhere Bildung, Forderung einer (Goethe) 123
Hölderlin . . . . . X, 193
Homo sum (Luther) 25
Humanität, Bildung zur (Herder) 60
Humanität und Freiheit (Schiller) 159

Hymne (Novalis) 180
Hymnen an die Nacht (Novalis) 176
Hyperion (Hölderlin) 197

Ichdienſt (Luther) 5
Ich und Welt (Hebbel) 247
Ideal, das eigene (Schiller) . . 169
Ideale (Kleiſt) 215
Ideale (Schiller) 133
Ideale, falſche (Hebbel) 251
Idealer Menſch im Inneren (J. Paul) 208
Ideal und das Leben (Schiller) . 133
Idee (Schiller) 155
Ideen, große (Goethe) 127
Ideen, liberale (Goethe) 128
Ideen zur Geſchichte der Menſchheit (Herder) 58
Immergrün (J. Paul) . . . 207-211
Immergrün unſerer Gefühle (J. Paul) 209
Immer wieder von vorn (Goethe-Eckermann) 115
Imperativ, ethiſcher (Hebbel) . . 249
Indien XIII
Individualität, bedeutende (Goethe) 106
Individualität, ſchöne (Schiller) . 169
Individuen, die führenden (Goethe) 107
Individuum, Ueberlieferung und (Goethe) 107
Individuum und Staat (Schiller) 162
Innen- u. Außenmenſchen (Keller) 272
Innen- u. Außenmenſchen (Novalis) 181
Innere Feind (Schiller) 150
Innere Fürſtlichkeit (Goethe-Eckermann) 110
Inneren, Sehnſuchtsdrang des (Hölderlin) 198
Inneres und Aeußeres (Schiller) 169
Inquiſition, Folgen (Schiller) . . 168
Inquiſition, ſpaniſche (Schiller) . 167
Inſtrument Gottes (Kleiſt) . . . 214
Iphigenie auf Tauris (Goethe) . 83
Irdiſche, das (Schiller) 150
Irren, ſchädliches (Goethe) . . . 124
Irrlehrer (Luther) 13
Irrtum (Goethe) 127
Irrtum, nützlicher (Goethe) . . . 124
Irrtum obenauf (Goethe-Eckerm.) 112
Irrtums, Segen des erkannten (Goethe) 99
Irrtum, törichter (Goethe) . . . 127
Irrtum und Wahrheit aus einer Quelle (Goethe) 127
Jäger Abſchied (Eichendorff) . . 232
Jägers Abendlied (Goethe) . . . 68
Jean Paul Richter . . . X, 202
Jeder nach ſeiner Art (Kleiſt) . . 123
Jeremiaden (Goethe) 216
Jeſuit (Gilm) 265
Jeſuitenzug (Keller) 270
Journal meiner Reiſe (Herder) . 54
Jude, Chriſt, Menſch (Leſſing) . . 37
Judith (Hebbel) 249
Jugendbildner (Herder) 55
Jugenderzieher (Roſegger) . . . 281
Jugendideale, Notwendigkeit (J. Paul) 204
Jugend und Alter (Hebbel) . . . 256
Jugendzeit (Hölderlin) 197
Junges Mädchen, an ein (Kleiſt) 215
Jungfrau Germania (Gilm) . . . 267
Jungfrau, Lied der (Schiller) . . 151
Jungfrau und Mutter (Hebbel) . 244
Jungfrau von Orleans (Schiller) 151
Jüngling (Klopſtock) 28
Jüngling, der gerettete (Herder) . 53
Jünglinge und Frauen (Schlegel) 172
Jüngling und Mann (Goethe) . . 88
Juriſten (Luther) 18

Kaiſer und Bürger (Uhland) . . 224
Kaiſer und Stände (Uhland) . . 223
Kälte u. Begeiſterung (Grillparzer) 243
Kampflied des Mannes (Grillparzer) 240
Kanzelſpruch (Roſegger) 280
Kapelle (Uhland) 219
Katholiſche und proteſtantiſche Kirche (Goethe-Eckermann) . 119
Katholiſche und proteſtantiſche Religion (Schiller) 166
Katholizismus u. Proteſtantismus (Schlegel) 171
Kaufmänniſch, zu (Schlegel) . . . 173
Kehr ein bei mir (Rückert) . . . 230
Keime (Schlegel) 175
Keine rechten Schauſpieler (Keller) 277
Keller . . . . . XI, 269
Kette der Begebenheiten (Schiller) 165
Ketzerei (Luther) 15
Kind (Goethe) 88
Kind, auf ein (Uhland) 219
Kind, auf ein ſchlummerndes (Hebbel) 245
Kindergarten (Roſegger) 284
Kindern, werdet zu (Goethe) . . 89
Kinder, Weltanſchauung der (Roſegger) 285
Kind, Erziehung durchs (Hebbel) 250
Kindes, an der Wiege eines (Grillparzer) 239
Kindes Bildung zur Religion (J. Paul) 206
Kinde, vom (Goethe) 101
Kindheit (Hölderlin) 197
Kind in der Wiege (Schiller) . . 170
Kirche (Luther) 13
Kirche, verlorene (Uhland) . . . 221
Klage, die laute (Herder) 54
Klagode (Klopſtock) 31
Klar und kräftig (Goethe) . . . 125
Kleines im großen (Hebbel) . . 254
Kleiſt, Heinrich von . . . . IX, 212
Klopſtock . . . . . IX, 27
Knaben, zurückgebliebene (Mörike) 262
Kolumbus (Schiller) 148
Konfucius, Sprüche des (Schiller) 142
König, ein (Gilm) 268
König in Zeiten der Not (Uhland) 224
Königsſtolz vor dem Tode (Schiller) 151
König und Sänger (Schiller) . . 151
Können und ſollen (Goethe) . . 126
Kontrolle durch die Vernunft (Goethe) 125
Kraft (Hebbel) 254
Kränze, drei (Gilm) 263
Kreuzesdienſt (Luther) 4
Krieg (Luther) 18
Kriege, vom (Schiller) 149
Krieg und Friede (Schiller) . . . 152
Kritik, gegenüber der (Goethe) . 127
Krone der Welt (Schiller) . . . 152
Kühn zur Weisheit (Schiller) . . 162
Kultur, Kette der (Herder) . . . 62
Kunſt, freie (Uhland) 218
Künſtler (Roſegger) 281
Künſtler (Schiller) 135
Künſtler (Schiller) 168
Künſtler (Schlegel) 171
Künſtlerblick u. Laienblick (Hebbel) 255
Künſtleriſche Weisheit (Schlegel) 174
Künſtler und Forſcher (Goethe) . 105
Kunſt, Vorrechte (Schlegel) . . . 171

Laienblick u. Künſtlerblick (Hebbel) 255
Land der Einzelnen (Goethe) . . 128
Landes Fluch und Segen (Uhland) 223
Land, unterſeeiſches (Grillparzer) 243
Leben (Luther) 22
Leben, einiges — ewiges (Hölderlin) 201
Leben, gedenke zu (Hebbel) . . . 247
Leben, ins neue (Goethe) 81
Leben, ritterlich (Eichendorff) . . 286
Lebens, Bürde des (Herder) . . 49
Lebensgenuß (Hölderlin) 197
Lebens, Höchſtes (Hebbel) . . . 249
Lebenslauf (Hölderlin) 196
Lebens, Lied des (Herder) . . . 48
Lebensregeln (Luther) 23
Lebensreiſe (Eichendorff) 234
Lebensreiſe (Kleiſt) 212
Lebensſchiff (Herder) 54
Lebens, Strom des (Herder) . . . 49
Lebensſtufen, verſchiedene (Goethe-Eckermann) 115
Lebenstätigkeit u. Einſicht (Goethe-Eckermann) 115
Leben und Dichter (Eichendorff) . 285
Leben und Menſch (Hebbel) . . . 252
Leben und Sterben (Luther) . . 6
Lebewohl (Mörike) 260
Lehre, rechte und falſche (Luther) 13
Lehrer und Schüler (Goethe) . . 99
Lehrlinge zu Sais (Novalis) . . 183
Leidenſchaft, Güte und (Goethe) . 101
Leidens, Kelch des (Goethe) . . . 90
Leihen und Schenken (Luther) . . 22
Lerche und Adler (Rückert) . . . 226
Lernens, die Stufen des (Herder) 55
Lerne ſchnell beſorgen (Goethe) . 125
Leſſing . . . . . IX, 35
Letzter Gruß (Eichendorff) . . . 234
Letzter Wunſch (Roſegger) . . . 280
Leute von Seldwyla (Keller) . . 277
Levana (J. Paul) 202
Liberale Ideen (Goethe) 128
Liberalität, wahre (Goethe) . . . 128

Licht, im rechten (Goethe) . . . 87
Liebe (Luther) 5
Liebe (Schiller) 156
Liebe des Weibes (Herder) . . . 64
Liebe des Weibes (J. Paul) . . 204
Liebe, des Stromes (Rückert) . . 225
Liebe, Hoffnung (Goethe) . . . 80
Liebe, höhere (Hebbel) 253
Liebe, Macht der (Kleist) 215
Liebe, neue (Mörike) 260
Liebe, raſtloſe (Goethe) 67
Liebesſchmetterlinge (Grillparzer) 240
Liebesfrühling (Rückert) 229
Liebe und Freundſchaft (Schlegel) 172
Liebe und Haß (Goethe) 126
Liebe, urſprüngliche (Schlegel) . . 172
Lied der Jungfrau (Schiller) . . 151
Lied der Sehnſucht (Grillparzer) . 240
Lied der Sehnſucht (Schiller) . . 150
Lied des Alpenjägers (Schiller) . 154
Lied des Fiſchersknaben (Schiller) 153
Lied des Hirten (Schiller) . . . 154
Lied eines Armen (Uhland) . . . 220
Lieder, geiſtliche (Novalis) . . . 179
Liedlein vom Glücke (Rückert) . . 226
Lied vom Winde (Mörike) . . . 258
Lied von der Glocke (Schiller) . . 143
Löhnung (Goethe) 127
Loki und Odin XXIII
Ludwig der Bayer (Uhland) . . . 224
Lüge (Goethe) 84
Lüge und Wahrheit (Hebbel) . . 249
Luſt, die erſte, letzte (Goethe) . . 84
Luſt und Schmerz halte heimlich (Gilm) 265
Luther . . . . . IX, 3

Macht der Liebe (Kleist) 215
Macht des Geſanges (Schiller) . 142
Macht des Weibes (Schiller) . . 147
Macht, Fluch der (Kleist) 213
Mädchen, an ein junges (Kleist) . 215
Mädchens Klage (Schiller) . . . 147
Mägdlein, das verlaſſene (Mörike) 260
Mahnung (Eichendorff) 234
Mahomets Geſang (Goethe) . . . 69
Mailied (Goethe) 68
Majeſtas populi (Schiller) . . . 170
Majeſtät des Volkes (Schiller) . . 170
Maler als Schöpfer (Keller) . . 274
Maler Nolten (Mörike) 261
Männer nirgends (Gilm) 267
Mannesart (Schlegel) 174
Mannesart und Frauenliebe (Grillparzer) 241
Mannes Kampflied (Grillparzer) 240
Mannes Untreue (Grillparzer) . . 243
Mann, Frau und (Goethe) . . . 96
Mann, Jüngling und (Goethe) . . 88
Mann und Frau (Kleist) 216
Mann und Weib (Eichendorff) . . 235
Mann und Weib (Hebbel) . . . 245
Mann und Weib (Hebbel) . . . 256
Mann und Weib (Luther) . . . 8
Mann, Weib und (Goethe) . . . 91
Maria Magdalena (Hebbel) . . . 250
Maria Stuart (Schiller) 150
Martin der Mann (Roſegger) . . 281
Mater et Virgo (Hebbel) 244
Meeres und der Liebe Wellen (Grillparzer) 241
Mehrheit (Schiller) 166
Mehrheit, Stimme der (Keller) . 275
Mein Himmelreich (Roſegger) . . 288
Meinungen und Geſinnungen (Goethe) 122
„Meiſte" Menſchen (Hebbel) . . . 255
Meiſter (Schiller) 170
Memento mori (Keller) 276
Memento vivere (Hebbel) 247
Menge und die Tüchtigen (Goethe) 127
Menſch (Goethe) 126
Menſch (Hebbel) 247
Menſch (Hölderlin) 199
Menſch als Abſicht der Natur (Herder) 58
Menſch als Geſetzgeber, der (Goethe) 105
Menſch als Kunſtgeſchöpf (Herder) 59
Menſch als Pflanze (Herder) . . 58
Menſch als Sammelweſen (Goethe-Eckermann) 116
Menſch als Tier (Herder) . . . 59
Menſch Chaos (Hölderlin) . . . 198
Menſch, der alte und der neue (Luther) 6
Menſchenbeifall (Hölderlin) . . . 193
Menſchenerziehers, Pflicht des (Goethe) 94
Menſchengeſchlechts, Erziehung des (Herder) 61
Menſchen Leidenſchaft, des (Goethe) 89
Menſchen, „meiſte" (Hebbel) . . 255
Menſchen, Studium des (Herder) 55
Menſchen, Verhältnis zu (Hebbel) 252
Menſchen, verſchiedene (Goethe) . 126
Menſchen, von Menſch zu Gott (Roſegger) 280
Menſchen Wachstum (Goethe) . . 125
Menſchenwort — Gotteswort (Goethe) 121
Menſch, göttlicher (Hölderlin) . . 199
Menſchheit, Fortſchritt der (Grillparzer) 243
Menſchheit, Grenzen der (Goethe) 73
Menſchheit und Genie (Schlegel) 175
Menſch im Leben, der (Goethe) . 102
Menſch im Tode (Kleist) 213
Menſch, Jude, Chriſt (Leſſing) . 37
Menſchliche, das (Goethe) . . . 126
Menſchliche Regungen, die erſten (J. Paul) 203
Menſch und das Seine, der (Goethe) 91
Menſch und Glück (Goethe) . . . 87
Menſch und Gott (Hebbel) . . . 250
Menſch und Gott (Hebbel) . . . 253
Menſch und Leben (Hebbel) . . . 252
Menſch und Natur (Goethe-Eckermann) 112
Menſch und Natur (Hebbel) . . . 249
Menſch und Natur (Keller) . . . 274
Menſch und Natur (Novalis) . . 188
Menſch und ſeine Mängel (Goethe) 126
Menſch u. Vollkommenheit (Goethe) 126
Menſch vor dem Unendlichen, der (Goethe) 98
Metamorphoſe d. Pflanzen (Goethe) 76
Metamorphoſe der Tiere (Goethe) 77
Mignon (Goethe) 69
Milde des Alters (Goethe) . . . 126
Mitteilung (Schiller) 169
Mitternacht (Mörike) 259
Mitternacht (Rückert) 226
Mode (Schlegel) 173
Möglichkeit (Goethe) 124
Mönch und Schäfer (Uhland) . . 219
Mond, an den (Goethe) 68
Mondnacht (Eichendorff) 233
Moraliſche Kraft (Schiller) . . . 169
Moraliſche und phyſiſche Menſch (Schiller) 161
Moral und Aeſthetik (Schiller) . 168
Morgen (Keller) 269
Morgengebet (Eichendorff) . . . 232
Morgengeſang (Herder) 58
Morgens, des (Hölderlin) 195
Mörike . . . . . XI 257
Motto (Goethe) 124
Muſik, Wert der (Mörike) . . . 262
Mutter (Gilm) 264
Mutter, an meine (Mörike) . . . 260
Mutterbeſtimmung (Kleist) . . . 215
Mutter, die ewige (Hebbel) . . . 251
Mutter Erde (Hebbel) 251
Mutter und Jungfrau (Hebbel) . 244

Nächſte, das (Goethe) 94
Nächſten, Ehrfurcht v. dem (Hebbel) 254
Nacht (Eichendorff) 233
Nacht (Gilm) 264
Nachtfeier (Eichendorff) 233
Nachtgeſang zu zweien (Mörike) . 258
Nachtlied (Hebbel) 246
Nacht und Tag (Herder) 49
Nacht, Weihe der (Hebbel) . . . 246
Nacht zum Licht (Hölderlin) . . 198
Nacken, vom (Goethe) 101
Namenchriſten (Leſſing) 35
Nathan der Weiſe (Leſſing) . . . 35
Nationalcharakter, deutſcher (Goethe) 124
Nation, deutſche (Goethe) 128
Nation, Reifwerdenkönnen der (Goethe) 128
Nation, Selbſturteil der (Goethe) 128
Natur (Goethe) 103
Natur, Begreifen der (Novalis) . 187
Natur, das Buch der (Goethe) . 121
Natur, die Vernunft in der (Goethe) 103
Natur, Einſicht in die (Novalis) . 182
Naturen, ſtarke (Mörike) 261
Natur, Gefühl der (Novalis) . . 187
Naturgeſetz (Schiller) 170
Natur, im Tempel der (Goethe) . 80
Natur, Rede der (Eichendorff) . . 236
Natur und Bücher (Kleist) . . . 217
Natur und der Menſch (Novalis) 188
Natur und Kunſt (Goethe) . . . 73

Natur und Mensch (Goethe-Eckermann) 112
Natur und Mensch (Hebbel) . . 249
Natur und Mensch (Keller) . . . 274
Natur, Verkündiger der (Novalis) 191
Natur, Vorrechte (Schlegel) . . . 171
Naturwissenschaft (Goethe) . . . 121
Naturwissenschaft im allgemeinen, zur (Goethe) 108
Neigung und Wollen (Grillparzer) 241
Reinsagen (Schlegel) 173
Neudeutsche Religion (Eichendorff) 237
Neue Glorie (Eichendorff) 237
Neue Religion XXXI
Neues Jahr (Mörike) 259
Neue Zeit (Schlegel) 171
Nicht überheben! (Hölderlin) . . 200
Niederer Stand (Schiller) . . . 152
Not (Hebbel) 255
Nötiges Ebenmaß (Goethe) . . . 126
Nötig in der Welt (Hebbel) . . . 250
Notwendigkeit (Goethe) 93
Novalis . . . . . X, 176
Nutze den Augenblick! (Schiller) . 149

Oben und unten (Gilm) 267
Obrigkeit (Luther) 16
Odin und Loki XXIII
Offenbarung-Erziehung (Lessing) 46
Opfer, rechtes (Schlegel) 171
Ordnungen, alte (Schiller) . . . 149
Original, das gute (Keller) . . . 276
Originale, die (Keller) 276
Orkan (Hebbel) 250
Ostersonntag (Goethe) 79

Papst (Luther) 14
Papstkirche (Luther) 15
Paradiesesaugenblicke (Uhland) . 223
Parteigeist (Goethe) 124
Parthenope (Herder) 50
Parzenlied (Goethe) 84
Patriot (Goethe) 125
Pfarrer und Schulmeister (Luther) 13
Pflanzen, Metamorphose (Goethe) 76
Pflanzenwelt (Grillparzer) . . . 239
Pflicht (Goethe) 126
Pflicht, eine (Hebbel) 244
Pflicht für jeden (Schiller) . . . 169
Philosophische Briefe (Schiller) . 154
Philosoph und Weltgeschichte (Schiller) 165
Physische und moralische Mensch (Schiller) 161
Piccolomini (Schiller) 149
Poesie, lebendige (Eichendorff) . . 236
Poesie und Sprache (Novalis) . 182
Poesie und Verstand (Mörike) . . 262
Poetische Naturen (Schiller) . . . 168
Politiker, guter Rat für (Keller) . 276
Politische Lehre (Schiller) . . . 170
Praktiker, mehr (Goethe-Eckermann) 114
Preis des niederen Standes (Schiller) 152
Prinz von Homburg (Kleist) . . 212
Produktivität (Goethe-Eckermann) 110
Probe (Hebbel) 250
Prometheus (Goethe) 72
Prooemion (Goethe) 75
Protestantismus und Katholizismus (Schlegel) 171
Protestantische und katholische Kirche (Goethe-Eckermann) . 119
Protestantische und katholische Religion (Schiller) 166
Protestieren, tägliches (Goethe) . 126
Proteus (Hebbel) 248
Prüfungen (Goethe) 126
Psalm (Klopstock) 82

Rachelied gegen Rom (Kleist) . . 212
Ratgeben (Goethe-Eckermann) . . 116
Rätsel Gottes (Hebbel) 249
Rausch (Hebbel) 250
Rechte Art (Goethe) 95
Recht, Notwendigkeit des (Uhland) 224
Rechtschaffenheit (Luther) 23
Rechts, Reform des (Luther) . . 19
Redner Gottes, der (Herder) . . 55
Reformieren, tägliches (Goethe) . 126
Regierung, die beste (Goethe) . . 127
Regulativ (Schiller) 166
Reich, das neue (Hölderlin) . . . 200
Reichtum (Luther) 20
Reifwerdenkönnen einer Nation (Goethe) 128
Rein und doch befleckt (Kleist) . . 213
Reiselied (Eichendorff) 231
Religion (Schlegel) 171
Religion (Goethe) 125
Religion (J. Paul) 205
Religion, Bibel und (Lessing) . . 39
Religion, Bildung des Kindes zur (J. Paul) 206
Religion der Leute (Hebbel) . . 253
Religion des Geistes . . . XXXI
Religion, deutsche (Eichendorff) . . 237
Religion, die altisraelitische (Goethe) 97
Religionen (Goethe) 121
Religion, Entstehung der geoffenbarten (Lessing) 40
Religionen, zwei wahre (Goethe) 128
Religion, Herrschaft in der (Schiller) 166
Religion, katholische und protestantische (Schiller) 166
Religion, neudeutsche (Eichendorff) 237
Religion, seligmachende (Lessing) 39
Religion, Wesen der (Eichendorff) 237
Retardierende Dämonen (Goethe-Eckermann) 113
Reue und Ungeduld (Goethe) . . 125
Revolution, nicht (Goethe-Eckermann) 113
Richter, Jean Paul . . . X, 202
Richter, der berufene (Schiller) . . 170
Richtet nicht! (Luther) 24
Ring, der ewige (Goethe) 106
Ringe, die drei (Lessing) 35
Ringlein, das zerbrochene (Eichendorff) 234
Ritterlich Leben (Eichendorff) . . 236
Römische Blutsauger (Luther) . . 15
Rom, Rachelied gegen (Kleist) . . 212
Rose, an die (Hölderlin) 197
Rosegger . . . . . XI, 279
Rosenband (Klopstock) 28
Rückert . . . . . X, 225
Ruhe in Gott und der Welt (Keller) 272
Ruhige Seelen (Eichendorff) . . . 236
Ruhm (Grillparzer) 240

Saitenspiel (Herder) 51
Sammelwesen Mensch (Goethe-Eckermann) 116
Sammlung und Streben (Grillparzer) 241
Sanfte Tage (Uhland) 218
Sanftmut (Luther) 23
Sängers Fluch (Uhland) 221
Sänger und König (Schiller) . . 151
Sapere aude! (Schiller) 162
Sappho (Grillparzer) 240
Schäfers Sonntagslied (Uhland) 219
Scham (Hebbel) 249
Schätzung, rechte (Luther) 23
Schätzung, wahre (Goethe) . . . 123
Scheidelied (Hebbel) 244
Schenken, Leihen und (Luther) . 22
Schicksal, das furchtbare (Schiller) 153
Schicksalslied (Hölderlin) 195
Schiller . . . . . X, 131
Schlachtgesang (Herder) 53
Schlaf (Hebbel) 251
Schlegel, Friedrich . . . X, 171
Schloß am Meer (Uhland) . . . 222
Schlummerndes Kind (Hebbel) . 245
Schlüssel (Schiller) 169
Schmerz als Wohltäter (Hebbel) 252
Schmerz und Lust halte heimlich (Gilm) 265
Schonender Tadel (Goethe) . . . 125
Schönheit (Hölderlin) 199
Schönheit und Wahrheit (Schiller) 148
Schönheit, Vernunft und Verstand (Hölderlin) 199
Schön Rohtraut (Mörike) 260
Schonung, rechte (Hebbel) . . . 252
Schöpfung, fortwährende (Rosegger) 288
Schriftsteller, deutsche (Goethe-Eckermann) 111
Schriftstellerische Mitteilung, Grundgesetze (Schlegel) . . . 173
Schulbarbarei (Keller) 274
Schulden und Borgen (Keller) . . 274
Schüler, Lehrer und (Goethe) . . 99
Schwanken der Weltwage (Goethe-Eckermann) 113
Schwärmer (Lessing) 46
See, auf dem (Goethe) 68
Seelenbrücke (Rosegger) 284
Seelenrätsel großer Geister (Mörike) 261
Seelenspiegel (Kleist) 214
Seele, Unsterblichkeit der (Grillp.) 242
Seelsorger der Zukunft (Herder) 55
Segen (Gilm) 263
Segen Gottes (Eichendorff) . . . 234
Sehnen, unbegrenztes (Goethe) . 79
Sehnsucht (Schiller) 181

Sehnſucht, Lied der (Grillparzer) 240
Sehnſucht, Lied der (Schiller) . . 150
Sehnſuchtsdrang des Innern (Hölderlin) 198
Sein (Hebbel) 248
Selige Sehnſucht (Goethe) . . . 74
Selbſterkenntnis (Hebbel) 249
Selbſterkenntnis (Luther) 24
Selbſterziehung (Goethe) 93
Selbſtkenntnis (Goethe) 123
Selbſtkenntnis, wahre (Goethe) . 125
Selbſtkenntnis, Zeichen der (Hebbel) 254
Selbſttod (Goethe) 124
Selbſtüberwindung (Goethe) . . 73
Selbſturteil der Nation (Goethe) . 128
Seltene, das (Goethe-Eckermann) . 112
Sicherheit (Schiller) 170
Siebenkäs (J. Paul) 209
Singen, Muſizieren und Tanzen . 24
Sitten, gute (Goethe) 92
Sittliche, das (Goethe-Eckermann) 117
Skrupel (Schiller) 170
Sohn und Vater (Schiller) . . . 148
Sollen und können (Goethe) . . 126
Sonette, geharniſchte (Rückert) . . 228
Sonnenaufgang (Keller) 269
Sonnengruß (Keller) 269
Sonnenuntergang (Keller) . . . 270
Sonnenuntergang (Rückert) . . . 230
Sorge (Goethe) 82
Sorget nicht (Luther) 22
Spaniſche Inquiſition (Schiller) . 167
Spiritualismus (Keller) 274
Sprache (Schiller) 170
Sprache, an unſere (Rückert) . . 229
Sprachen, Geiſt der (Hebbel) . . 255
Sprache und Poeſie (Novalis) . . 182
Spruch (Eichendorff) 234
Sprüche des Konfucius (Schiller) 142
Sprüche in Reimen und Proſa (Goethe) 124
Sprüche und Epigramme (Hebbel) 249
Staat (Hölderlin) 200
Staat und Ideal (Leſſing) . . . 41
Staat und Individuum (Schiller) 162
Standesgewiſſen (Hebbel) . . . 255
Stände und Kaiſer (Uhland) . . 223
Stände, Unterſchied der (Schiller) 169
Starken, Volk der (Roſegger) . . 281
Staub, auf (Hebbel) 251
Stellung, die richtige (Goethe) . 99
Stellung zu anderen (Goethe-Eckermann) 116
Sterbebett (Gilm) 264
Sterbegebet (J. Paul) 208
Sterben, Leben und (Luther) . . 6
Sterben u. Weiterleben (Hölderlin) 201
Sternenglaube (Schiller) 149
Stille (Gilm) 264
Stillſchweigender Vorwurf (Grillparzer) 243
Stimme des Volkes (Hölderlin) . 198
St. Johannis Nacht (Herder) . . 47
Streben u. Sammlung (Grillp.) 241
Stromes Liebe (Rückert) 225
Stubenhocker (Schiller) 166
Studien zur Philoſophie und Religion (Grillparzer) . . . 242
Stufen (Goethe-Eckermann) . . . 115
Sturmwind, an den (Rückert) . . 225
Subjekt und Objekt (Goethe) . . 104
Sühne (Kleiſt) 213
Sünde, wirkliche und mögliche (Hebbel) 254

Tadel, fremder ungerechter (Goethe) 127
Tadel, ſchonender (Goethe) . . . 125
Tagebücher (Hebbel) 254
Talent — Charakter (Goethe) . . 86
Tand (Hebbel) 251
Tat, augenblickliche (Goethe) . . 95
Tägliches Reformieren und Proteſtieren (Goethe) 126
Teilung der Erde (Schiller) . . . 140
Teilung, rechte (Schlegel) 175
Tendenzen, falſche (Goethe-Eckermann) 115
Teufel und Gott (Kleiſt) 212
Theologiſche Streitſchriften (Leſſing) 41
Thron und Altar (Schiller) . . . 166
Tiefſtes und Höchſtes (Hebbel) . 249
Tiere, Metamorphoſe (Goethe) . 77
Titan (J. Paul) 203
Tod (Goethe-Eckermann) 117
Tod (Hebbel) 250
Tod (Hölderlin) 198
Tod (Klopſtock) 80
Tod, an den (Hebbel) 246
Tod, an den (Uhland) 219
Tode, Königsſtolz v. dem (Schiller) 151
Tode, Menſch im (Kleiſt) 213
Todesfurcht (Kleiſt) 217
Todesſtrafe (Goethe) 128
Tod fürs Vaterland (Hölderlin) . 194
Tod, raſcher (Hebbel) 255
Tod und Bewegung (Leſſing) . . 41
Tod und Weiterleben (Goethe-Eckermann) 117
Torquato Taſſo (Goethe) 85
Trennung (Klopſtock) 80
Trennung, erſte (Novalis) . . . 181
Treue (Novalis) 179
Treue (Schlegel) 172
Troſt (Mörike) 259
Tugenden und Fehler (Goethe) . 126
Tugendwege, zwei (Schiller) . . 169
Tun und Wollen (Goethe) . . . 126
Türen, vor den (Rückert) 226

Uebel (Hebbel) 249
Uebel, wachſende (Goethe-Eckermann) 113
Ueberwindung (Hebbel) 246
Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen (Schiller) . . 161
Uebereilung und Verſäumnis (Goethe) 125
Uebereinſtimmung (Schiller) . . 169
Uebergang des Menſchen zur Freiheit und Humanität (Schiller) 159
Ueberlieferung und Individuum (Goethe) 107
Uebermenſchen (J. Paul) 209
Ueberzeugungen, unſere (Goethe) 99
Uhland . . . . . X, 218
Umgebung, unſere (Roſegger) . . 282
Unarten (Luther) 19
Unberufene (Schiller) 170
Unbrauchbar (Goethe) 125
Undank (Grillparzer) 241
Undank, Dank und (Goethe) . . 102
Uneigennützigkeit (Kleiſt) 216
Unendlichkeitsdrang (Goethe) . . 90
Ungeduld und Reue (Goethe) . . 125
Unglück — Glück (Hebbel) . . . 249
Unglückes Unglück (Grillparzer) . 241
Univerſelle Geiſt (Schlegel) . . . 171
Univerſums, Doppelingredienzien des (Goethe) 121
Univerſums, Republik des (Keller) 278
Unſer Vater (Grillparzer) . . . 238
Unſterblichkeit (Goethe-Eckermann) 118
Unſterblichkeit der Seele (Grillparzer) 242
Unſterblichkeit und Gott (J. Paul) 209
Unten und oben (Gilm) 267
Unterricht u. Erziehung (Roſegger) 285
Unterricht, wahrer (Goethe) . . 91
Unterſeeiſches Land (Grillparzer) 243
Untreue des Mannes und des Weibes (Grillparzer) . . . 243
Unveränderlichkeit (Goethe) . . . 91
Unvergänglichkeit (Schiller) . . . 153
Unvollendung, göttliche (Schlegel) 171
Unwandelbare, das (Schiller) . . 170
Urbanität (Schlegel) 174
Urteil über Abgeſchiedene (Goethe) 127
Urwaldſtimmung (Roſegger) . . 279

Vater (Schiller) 170
Vaterland (Keller) 278
Vaterland, an das (Uhland) . . 220
Vaterland, ans V. ſchließe dich! (Schiller) 154
Vaterlandslied (Klopſtock) . . . 30
Vaterland, Tod fürs (Hölderlin) 194
Vaterland, wo ich nütze, da iſt mein (Goethe) 100
Vaters Heiligkeit (Grillparzer) . 240
Vater und Sohn (Schiller) . . . 148
Vater unſer (Grillparzer) . . . 238
Vaterunſer (Hebbel) 249
Vaterunſer (Hebbel) 256
Verbieten (J. Paul) 202
Verbindlichkeiten (Grillparzer) . 243
Verborgenheit (Mörike) 259
Vergangenheit und Gegenwart (J. Paul) 205
Vergängliche Erſcheinung (Hebbel) 256
Vergänglichkeit (Goethe) 126
Vergänglichkeit (Herder) 63
Vergänglichkeit (Schiller) 153
Vergeben (Hebbel) 254
Vergib! (Luther) 23
Vermächtnis (Goethe) 76
Vernünftige Betrachtung (Goethe) 125

Vernunft in der Natur, die (Goethe) 103
Vernunft, Kontrolle durch die (Goethe) 125
Vernunft, Verstand und Schönheit (Hölderlin) 199
Verpflichtung und Wohltat (Hebbel) 252
Versäumnis und Uebereilung (Goethe) 125
Verschiedene Bestimmung (Schiller) 169
Verschiedene Menschen (Goethe) . 126
Verschleierte Bild zu Sais (Schiller) 140
Versöhnung, Pflicht und Recht zur (Hebbel) 254
Versprechen gegen sich selbst (Hebbel) 254
Verstand und Poesie, Mischung (Mörike) 262
Verstand, Vernunft und Schönheit (Hölderlin) 199
Verstehen — besitzen (Goethe) . . 126
Vertragsamkeit (Lessing) 35
Viel, nicht vielerlei, sondern - ! (Goethe) 100
Vier Weltalter (Schiller) 139
Virgo et mater (Hebbel) 244
Volk, das ärmste (Hölderlin) . . 200
Volk der Starken (Rosegger) . . 281
Völkerverbrüderung (Rosegger) . 281
Völker, Wankelmut der (Schiller) 166
Volkheit und Volk (Goethe) . . . 128
Volkserzieher (Goethe) 94
Volksreligion (Uhland) 224
Volk, Stimme des (Hölderlin) . 193
Volkstümlichkeit (Schlegel) . . . 173
Volk und Volkheit (Goethe) . . . 128
Vollkommenheit u. Mensch (Goethe) 126
Vorbilder (Goethe) 94
Vorsehung, Gang der (Lessing) . 46
Vorwärts! (Eichendorff) 233
Vorwurf, stillschweigender (Grillparzer) 243
Vorzug (Schiller) 169
Votivtafeln (Schiller) 169

Wachstum des Menschen (Goethe) 125
Waffenruhe (Schiller) 151
Wahl (Schiller) 170
Wahlverwandtschaften (Goethe) . 91
Wahnes, Worte des (Schiller) . . 142
Wahren, vom (Goethe) 127
Wahre Schätzung (Goethe) . . . 123
Wahrheit (Goethe) 124
Wahrheit der Bibel (Schiller) . . 168
Wahrheitsliebe (Goethe) 127
Wahrheit und Irrtum aus einer Quelle (Goethe) 127
Wahrheit und Lüge (Hebbel) . . 249
Wahrheit und Schönheit (Schiller) 148
Wahrheit und Streben nach Wahrheit (Lessing) 41
Wahrheit, Weg zur (Schiller) . . 154
Wahrheit, Werden der (Schlegel) 175
Wäldchen, mein (Klopstock) . . . 28
Waldeinsamkeit (Eichendorff) . . 232
Waldgedränge (Rückert) 227
Waldschulmeister (Rosegger) . . . 284
Wald und Wanderer (Herder) . . 52
Wallenstein (Schiller) 149
Wallensteins Tod (Schiller) . . . 150
Wanderers Nachtlied (Goethe) . . 68
Wandersmann, der frohe (Eichend.) 231
Wanderung, auf einer (Mörike) . 257
Wankelmut der Völker (Schiller) 166
Was heißt und zu welchem Zwecke studiert man Universalgeschichte (Schiller) 164
Wechsel, ewiger (Schiller) 158
Weg zur Wahrheit (Schiller) . . . 154
Weib (Goethe) 88
Weib (Hebbel) 256
Weibes, Forum des (Schiller) . . 170
Weibes, Liebe des (Herder) . . . 64
Weibes, Macht des (Schiller) . . 147
Weibes Untreue (Grillparzer) . . 243
Weibliches Urteil (Schiller) . . . 170
Weib, Liebe des (J. Paul) . . . 204
Weib und Mann (Eichendorff) . . 235
Weib und Mann (Goethe) 91
Weib und Mann (Hebbel) 245
Weib und Mann (Hebbel) 256
Weib und Mann (Luther) 8
Weihe der Nacht (Hebbel) . . . 246
Weihnachten (Eichendorff) 233
Weisheit der Welt (Goethe) . . . 128
Weisheitsziel (Rosegger) 287
Weissagung (Klopstock) 30
Weiterleben (Hölderlin) 201
Weiterleben und Tod (Goethe-Eckermann) 117
Welsche Art (Luther) 15
Weltalter, die vier (Schiller) . . 139
Weltanschauung der Kinder (Rosegger) 285
Weltansicht (Hebbel) 253
Weltansichten, neue (Goethe) . . 109
Weltbürger (Goethe) 88
Weltdarstellung der Widersacher (Goethe) 126
Welt, die innere u. äußere (Goethe) 110
Welt, eine (Grillparzer) 241
Welten (Klopstock) 31
Welt, Freudigkeit an der (Eichendorff) 236
Weltgeschichte und Philosoph (Schiller) 165
Weltgeschichte, zwei Momente der (Goethe) 107
Welt, Gott über der (Hebbel) . . 247
Welt, Größe der (Schiller) . . . 131
Welt, Krone der (Schiller) . . . 152
Welt u. denkendes Wesen (Schiller) 155
Welt und Gott, Ruhe in (Keller) 272
Welt und Ich (Hebbel) 247
Welt und Waldgedränge (Rückert) 227
Weltwage, Schwanken der (Goethe-Eckermann) 113
Welt, Weisheit der (Goethe) . . 128
Weltwerdens, der Gipfel des (Goethe) 110
Werdens Fluch (Hebbel) 251
Werke und Geister (Schlegel) . . 174
Wert (Goethe) 125
Werte und Würdige (Schiller) . . 169
Werthers Leiden (Goethe) . . . 89
Wettstreit, edler (Goethe) 85
Widersacher, Weltdarstellung der (Goethe) 126
Widersprechen (Goethe) 127
Widersprüche, scheinbare (Goethe-Eckermann) 112
Widerstand (Goethe) 125
Wiedergeburt (Luther) 6
Wiederholung (Goethe) 124
Wiege eines Kindes (Grillparzer) 239
Wilhelm Meisters Lehrjahre (Goethe) 93
Wilhelm Meisters Wanderjahre (Goethe) 97
Wilhelm Tell (Schiller) 153
Wille, freier (Keller) 272
Wille u. Furcht (Goethe-Eckerm.) 117
Winckelmann (Goethe) 110
Winde, Lied vom (Mörike) . . . 258
Winter (Hölderlin) 195
Wirkung, entgegengesetzte (Goethe) 123
Wissen, Glauben und (Goethe) . 102
Wissenschaft (Goethe-Eckermann) . 118
Wohltäter Schmerz (Hebbel) . . 252
Wohltat und Verpflichtung (Hebbel) 252
Wollen und Neigung (Grillparzer) 241
Wollen und Tun (Goethe) . . . 126
Worte des Glaubens (Schiller) . 141
Worte des Wahnes (Schiller) . . 142
Wunder im Gemeinen (Schlegel) 174
Wunder und Träume (Novalis) . 181
Wünsche als Vorahnungen von Fähigkeiten (Goethe) . . . 101
Wunsch, letzter (Rosegger) . . . 280
Würde der Frauen (Schiller) . . 147
Würdige und Werte (Schiller) . 169

Xenien (Goethe) 124
Xenien und Votivtafeln (Schiller) 169

Zeit, die goldene (Goethe) . . . 86
Zeiten und Völker, die Stimme der (Goethe) 107
Zeitsonette aus dem Pustertal (Gilm) 265
Zeitungswesen (Goethe) 127
Zensur (Grillparzer) 242
Zerbrochene Ringlein (Eichendorff) 234
Zerstreuung (Schlegel) 174
Zimmerspruch (Uhland) 219
Zorn (Eichendorff) 235
Zueignung (Goethe) 78
Zufall (Hebbel) 249
Zufall, kein (Schiller) 150
Zufriedenheit (Luther) 22
Zukunftsschatten (Hebbel) 250
Zürchersee (Klopstock) 29
Züricher Novellen (Keller) . . . 276
Zusammenhang (Schlegel) . . . 175
Zu viel (Mörike) 259
Zwang, kein (Luther) 13
Zweierlei Redeweise (Goethe-Eckermann) 117
Zweierlei Wirkungsarten (Schiller) 169